This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG
PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN.
BY
Mr. Philo Parsons
OF DETROIT
1871

HB
151
.S855

Stuart-Dalrymple

UNTERSUCHUNG
DER
GRUNDSÄTZE
DER
STAATS-
WIRTHSCHAFT,

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

oder

Verſuch über die Wiſſenſchaft
der innerlichen
Politik in freyen Staaten,

worin vornehmlich

die Bevölkerung, der Ackerbau, die Handlung, die Indüſtrie, Rechnungsmünze, Geld, Intereſſen, Circulation, Banken, Wechſel, öffentlicher Credit, und Taxen,

erwogen werden,

von Herrn JOHN STEUART, *Baronet.*

Ore trahit quodcumque poteſt, atque addit acervo. HORAT. Lib. I. Sat.

In zween Bänden,
aus dem Engliſchen überſetzt.
I. Band.

HAMBURG,
Im Verlage der typographiſchen Geſellſchaft. 1769.

Gedruckt mit Dieterich Anton Harmſens Schriften.

Verzeichniſs
der
Subſcribenten.

Se. Durchlaucht, der Erbprinz zu Sachſen-Weimar.
Se. Erlaucht, Philipp Ernſt, Graf zu Schaumburg-Lippe und Sternberg, etc. etc.

A.

	Exempl.
Das Kayſerl. privileg. Addreſscomtoir in Hamburg	1
Herr Levin Fried. von Ambatem, Hauptmann des Münſterſchen Infanterie-Regiments von Schaumburg-Lippe	1

B.

Herr Chriſtoph Adam Bäumler in Nürnberg	1
— Geheimer Canzleyſecretair Balk in Hannover	1
— Dr. und Profeſſ. Baldinger in Jena	1
Die Calvöriſche Bibliothek zu Zellerfeld	1
— Commerz-Bibliothek zu Hamburg	1
— Raths-Bibliothek zu Clausthal	1
Herr von Bigen, Königl. Däniſcher, in den Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt verordneter wirklicher Juſtitz- und Regierungsrath zu Deedendorf, im Lande Wührden	1
— Joh. Ernſt Blume, Kaufmann in Weimar	1
— Senator Bracker in Flensburg	1
— von Brömbſen, auf Gerebye	1

C.

Herr Amtſchreiber Chappuzeaux in Ratzeburg	1
— Paſtor Clauſen zu Tandslett auf der Inſel Alſen	1

Verzeichniſs
der
Subſcribenten.

Se. Durchlaucht, der Erbprinz zu Sachſen-Weimar.
Se. Erlaucht, Philipp Ernſt, Graf zu Schaumburg-Lippe und Sternberg, etc. etc.

A.

	Exempl.
Das Kayſerl. privileg. Addreſscomtoir in Hamburg	1
Herr Levin Fried. von Ambatem, Hauptmann des Münſterſchen Infanterie-Regiments von Schaumburg-Lippe	1

B.

Herr Chriſtoph Adam Bäumler in Nürnberg	1
— Geheimer Canzleyſecretair Balk in Hannover	1
— Dr. und Profeſſ. Baldinger in Jena	1
Die Calvöriſche Bibliothek zu Zellerfeld	1
— Commerz-Bibliothek zu Hamburg	1
— Raths-Bibliothek zu Clausthal	1
Herr von Bigen, Königl. Däniſcher, in den Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt verordneter wirklicher Juſtitz- und Regierungsrath zu Deedendorf, im Lande Wührden	1
— Joh. Ernſt Blume, Kaufmann in Weimar	1
— Senator Bracker in Flensburg	1
— von Brömbſen, auf Gerebye	1

C.

Herr Amtſchreiber Chappuzeaux in Ratzeburg	1
— Paſtor Clauſen zu Tandslett auf der Inſel Alſen	1

D.

	Exempl.
Herr Damhard in Berlin	1
— von Dewitz, auf Loitmark, Königl. Dänischer Major	1
— geheimer Rath von Ditmar, auf Näse	1
— Hartwig Hinrich Dunker in Hamburg	1
— geheimer Canzleysecretair Duve, der Jüngere, in Hannover	1

E.

Herr Secretair Ecks in Stade	1
— Rector Ehlers in Oldenburg	1

F.

Herr Faber und Sohn in Magdeburg	1
— Bürgermeister Fedderſen in Flensburg	1
— Pastor Ad. Joh. von Finkh, zu Scheſſeln, im Herzogthum Verden	6
— Etatsminister, Baron von Frankenberg, in Gotha	1
— geheimer Rath Fritsch in Weimar	1

G.

Herr geheimer Rath von Gähler, Oberpräsident und Ritter &c. in Altona	1
Frau Baroneſſe von Galen, zu Dinklage, Erbkämmererin des Hochstifts Münster &c. gebohrne Gräfin zu Meerveld	1
Herr R. H. von Glan, Königl. Preuss. Amtmann zu Stickhausen in Ostfriesland	1
— Graf von Görz, Hofmeister bey Sr. Durchlaucht, dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar	1
— Fried. Wilhelm Gräven, Kaufmann in Hannover	1
— geheimer Rath und Regierungspräsident von Greiner in Weimar	1

H.

Herr Oberamtmann von Haerlem in Rothenburg	1
— Hayſen in Hadersleben	1
— Heinemann, Königl. und Churfürstl. auch Fürstl. Braunschweig-Lüneb. Bergschreiber zu Zellerfeld	1

	Exempl.
Herr Stadtsecretair Heldmann in Lemgo	1
— Joh. Fr. Hemmerde, Buchhändler in Cassel	1
— Dr. Hensler in Segeberg.	1
— Hilscher, Buchhändler in Leipzig	1
— Hinz, Auditeur der Garden zu Fuss in Potsdam	1
— Hirsch, Hof- Kammer- und Landschaftsrath, auch Münzinspector zu Anspach	2
— Dr. Hirzel in Zürich	3
— von Holzschuher in Nürnberg	3
— Etatsminister, Freyherr von der Horst, in Berlin	1

I.

Herr Lambert Jansen in Bremen	1
— Commerzrath und Leihbank-Deput. Assessor Jassoy in Hanau	1
Das Königl. privileg. Intelligenzcomtoir in Hannover	63
Herr von Ixel, Königl. Schwedischer Agent in Hamburg.	11

K.

Herr Kirchhoff in Hamburg	1
— geheimer Rath Klotz in Halle	1
— Bankdirector G. D. F. Kos in Berlin	1
— Schulhalter Kruse in Hamburg	1

L.

Herr Baron von Landsberg, Churfürstl. Cölln. Hochfürstl. Münsterisch. wirklicher geheimer Rath und Dom-Capitular zu Münster und Paderborn	1
— C. B. von Lange, Königl. Schwedischer Hofgerichts-Assessor zu Stralsund.	6
— Emanuel Lassen, Königl. Dänisch Canzleyrath	1
— Regierungsrath und Schlosshauptmann von Lepel in Stralsund	1
— Johann Peter Leppentin in Kopenhagen	1

	Exempl.
Herr Leyſer, Königl. und Churfürſtl Bergſyndicus zu Clausthal	1
— Juſtizrath von Lichtenberg, Erbherr auf Bistrup in Jütland	1
— Lüders auf Freyenwillen in Angeln	1
— J. B. F. Lüders zu Glücksburg	1

M.

Herr Dr. Martini in Berlin	1
— D. H. Maſchmann in Hamburg	6
— Vincent Matſen in Hamburg	1
— Oberpoſtmeiſter Meyer in Hamburg	1
— H. A. Meyer, Königl. Berggegenſchreiber zu Clausthal	1
— Obriſt Vincent von Müller, Chef eines Dragonerregiments in Bruchhauſen	1
— Kriegs- und Domainenrath Müller in Wernigerode	6
— Oberlanddroſt von Münchhauſen zu Harburg	1
— Kriegsrath von Münchhauſen zu Hannover	1
— geheimer Rath von Muhlius, Kammerpräſident und Ritter &c. in Kiel	1

P.

Herr Kaufmann Paulſen in Jena	1
— Graf Clemens Auguſt von Plettenberg-Wittem, Herr zu Nordkirchen &c. Ihro Kayſerl. Majeſtät Kämmerer	1
— Piſcator, Rathsbuchdrucker in Hamburg	1

R.

Herr Claus Friederich von Reden, Königl. Grosbritanniſcher Viceberghauptmann zu Clausthal	1
— von Revenfeldt auf Neuhoff	1
— Senator Riedel in Hamburg	1
— Berg-Handlungscommiſſair von Rönne in Hannover	1

		Exempl.
—	Röse, Buchhändler in Greifswalde	1
—	von Rumohr auf Rundhoff	1
—	geheimer Rath von Ruxleben, in Gotha	1

S.

Herr	Graf von Schäsberg etc. der Cathedralkirchen zu Paderborn und Münster Capitularis	1
—	Carl Leopold von Scherewien, Königl. Dänischer Etatsrath	1
—	Münzmeister Schlemm, zu Clausthal	1
—	Commissions-Rath Schmid in Hamburg	1
—	Schmid, Buchhändler in Hannover	1
—	Professor Schreber, in Leipzig	6
—	Hans Matthias Sievers, in Hamburg	2
—	Stender, in Hamburg	1
—	Hütten-Inspector Stisser, zu Lauterberg	1
—	Dohmsecretair Stockhausen, in Magdeburg	1
—	Stryckmann, Königl. und Churf. auch Fürstl. Braunschw. Lüneburgischer Communion Zehntner, zu Zellerfeld	1
—	Prof. Suckow, in Jena	1

T.

Herr	Tachselt, Secretair der ökonomischen Gesellschaft in Leipzig	2
—	Hauptmann von Teilmann, Herr auf Endrupholm in Jütland	1
—	Postmeister Thiel in Hameln	6
—	Postsecretair Tidow in Lüneburg	3
—	Tiling, Königl. und Churf. Oberhofcommissarius zu Hannover	1
—	August Wilhelm Tiönies, in Hamburg	1
—	Graf von Trampe, Obrister von der Cavallerie in der dänischen Armee, in Horsens	1
—	Graf von Trampe, Lieutenant von der Cavallerie, in Horsens	1

V.

	Exempl.
Seel. Herrn Vandenhöcks Wittwe in Göttingen	2
Herr Superintendent Vater zu Zellerfeld	2

W.

Herr Regierungsrath von Wackerbarth in Ratzeburg	1
— Amtmann Wedemeyer, zu Herzberg	1
— A. F. Wenner, J. V. D. und Churfürſtl. Cöllniſcher Hochfürſtlich-Münſterſcher wirklicher Hofrath in Münſter, auch Advocatus Patriæ	1
— Joh. Chriſtoph Weſtphal in Hamburg	6
— geheimer Rath Wurmb in Hamburg	1

Z.

Herr Hofgerichts-Auditor von Zerſen, zu Hannover	1

An die

Hochansehnliche und Hochlöbliche

Stände des Königreichs Schweden.

Geschichte des Königreichs Schweden.

Hochgebohrne, Hoch- und Wohlgebohrne,
Hochwürdige, Hochehrenwürdige, Hochgelahrte,
Hochedle, Hochedelgebohrne und Hochgeachtete,
*Ehr*liche und Wohlgeachtete,

Sämmtliche Herren und Mitglieder der Hochlöblichen Reichsstände!

Da nicht leicht in ganz Europa ein Volk seyn dürfte, welche gröfsere und wichtigere Entdeckungen in der Special-Oekonomie gemacht, als eben die hochlöbliche Schwedische Nation, und es alles Ansehen hat, dafs Sie auf dem bevorstehenden Reichstag alle mögliche Sorgfalt auf die General-Oeconomie und auf die Beförderung der wirklichen Anwendung der bereits gemachten Entdeckungen der Special-Oeconomie anwenden werde: so nehmen wir uns vermittelst dieses die Kühnheit, den sämmtlichen

Hochansehnlich- und Hochlöblichen Ständen des Schwedischen Reichs die teutsche Uebersetzung dieses gegenwärtigen Werks mit schuldigster Ehrfurcht und Ergebenheit zu widmen und zu übergeben: ein Werk, das mit der Willensmeinung und gegenwärtigen Hauptabsicht der Schwedischen Nation unter allen bisher herausgekommenen Werken dieser Art am meisten übereinstimmet; indem es den gegründetesten allgemeinen Plan zur grösten Glückseligkeit aller Bürger eines Staats in sich enthält.

Bis jetzo ist kein Staat in der ganzen Welt, welcher eine grösere Anlage zur wahren und allgemeinen Freiheit hat, als eben das Schwedische Reich. Einem jeden Bürger stehen die Hauptprotocolle der Regierung, und was darauf einen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluss hat, zu jeder Zeit offen. Jeder Schwedische Patriot kann allen möglichen Gebrauch, zum grösten Vortheil seines Nebenbürgers und seines ganzen Reichs, davon machen, und alles durch öffentlichen Druck der Welt mittheilen. Welcher Mensch wird nicht hoffen, dass aus einer so edlen Freiheit alle nur zu erwartende Wirkung endlich wirklich erfolgen werde. Wird nicht diese allergröste politische Freiheit die moralische

lische, und wird diese nicht wiederum die gröste Glückseligkeit aller und jeder Bürger und des ganzen Reichs hervorbringen? Wird nicht die freyen Staaten so sehr schädliche Parteilichkeit gänzlich aufhören, und der Evidenz so reiner und einleuchtender Grundsätze nachgeben müssen; und werden endlich die Herren Schweden irgend ein andres Gesetz für das höchste und erste erkennen können, als das: *der Natur in allen und jeden Stücken gemäß zu leben?*

Wenn bis jetzo unter den Public- und Privatgesetzen eine nicht gar zu genaue Harmonie geherrschet; wenn ganze Staaten der Welt die allerdeutlichsten Beweise vor Augen geleget, dass alle Zwangsgesetze und Einschränkungen zum endlichen Ruin der Staaten, der Handlung, des Fleisses und des Erfindungsgeistes gereichet, indem dadurch der äussere und innere Zusammenhang der Länder auf die den Bürgern allerlästigste und der wahren Freiheit gänzlich unanständige Art aufs schädlichste eingeschränkt und gestört worden: so wird man hoffentlich auf die Zukunft, durch Ablegung so kurzsichtiger Vorurtheile, den sonnenklarsten und unwidersprechlichsten, durch die Erfahrung aller und jeder Länder und Menschen unverändert wahr befundenen praktischen

Beweis der Welt darlegen, daſs Freiheit und Glückſeligkeit aller und jeder weſentlich in nichts dem geringſten weiter, als in den bloſsen Benennungen unterſchieden ſind, man mag ſolche in Anſehung des ganzen Staats, oder in Anſehung jedes einzelnen Mitgliedes betrachten.

Will die unendliche Güte und Weisheit unſre und aller wahren Patrioten Schwedens Geſinnung gnädigſt begünſtigen, ſo wird das Königreich Schweden dem ganzen Europa gar bald zeigen, wie groſse Dinge man in ganz kurzem ausrichten könne, wenn man die der menſchlichen Natur und den beſondern jedesmaligen Umſtänden beſtändig gemäſseſten Einrichtungen und Verordnungen jederzeit machen wollte. Alsdann wird Schweden das freyeſte und zugleich das glücklichſte Volk auf Erden ſeyn.

Weil wir bis jetzo kein Werk in Europa haben, welches mit dieſem Entwurfe der Staatswirthſchaft und deſſen Einrichtung und Vorſchlägen, zur Beförderung der allgemeinen Glückſeligkeit der Bürger eines Staats, irgend in Vergleichung geſetzt zu werden verdienen ſollte: ſo würden wir es für das menſchliche Geſchlecht für ein nicht geringes Glück halten, wenn rechtſchaffene Schwediſche Patrioten

und

und Weltbürger an die weitere, und, wo möglich, an die völlige und gänzliche Berichtigung dieses Begriffes der Staatswirthschaft einigen Mitantheil nehmen, und ihren allen Nationen bekannten Tiefsinn hiezu anzuwenden belieben wollten, als wozu wir Sie aufs feierlichste einzuladen, uns hiemit die Freiheit nehmen.

Auch bey den besten und gewissesten Grundsätzen der Staatswirthschaft ist es unmöglich, dass man jederzeit die glücklichste Anwendung machen könne, wenn man solche Grundsätze nicht in der grösten Deutlichkeit einsiehet. Die aufmerksame Betrachtung der hier befindlichen Grundsätze aber wird unfehlbar die deutlichste Einsicht solcher Grundsätze bey Manchen hervorbringen, die solche bisher nicht gehabt. Wir werden uns daher unendlich erfreuen, wenn diese unsre weitere Bekanntmachung und Ausbreitung dieses Werks zur grösern Aufnahme und Flor der Länder, und hauptsächlich *Schwedens*, beytragen könnte. Wenigstens haben wir die Ehre, allen patriotischgesinnten Bürgern der verschiednen Staaten zu versichern, dass dieses unsre Hauptabsicht bey Herausgabe dieses Werks gewesen. Folgt man selbigen in der wirklichen Ausübung, so sind wir für den

Beifall

Beifall unbesorgt, indem wir durch die wirkliche Befolgung ein unendlich gröſseres Vergnügen, als durch den gröſsten wörtlichen Beifall, empfinden werden.

Unsere gegründeteste Freude empfielet uns zum voraus den Hochlöblichen Ständen und Patrioten des Hochberühmten und Hochansehnlichen Schwediſchen Reichs und allen andern Weltbürgern und Menſchenfreunden zur wahrhaften Theilnehmung. Wir ſind mit Wahrheit und Aufrichtigkeit

Der ſämmtlichen Hochlöblichen und Hochanſehnlichen Stände des hochberühmten Schwediſchen Reichs

Hamburg,
den 10 Februar 1769.

treugehorſamſte

Johann Ulrich Pauli, Dr.

im Namen der hamburgiſchen typographiſchen Geſellſchaft.

Vorrede.

Mit dem gröſsten Mistrauen ſtelle ich dem Publico gegenwärtigen Verſuch dar, die ſo wichtige und doch ſo ſehr verwickelte Materie von der innerlichen Staats-Wirthſchaft auf Grundſätze zu bringen, und eine regelmäſsige Wiſſenſchaft daraus zu bilden. Bedenke ich die Zeit und Arbeit, die ich auf die Verfertigung dieſes Werks verwandt habe, ſo möchte ich, aus Rückſichten, die ſich auf die Eigenliebe gründen, *mir* auf die Verfertigung deſſelben beinahe etwas zu gute thun. Vergleiche ich meine Mühe mit dem Maaſse meiner Geſchicklichkeit zu dieſer Materie, ſo bin ich noch mehr berechtigt, vortheilhaft von dieſem Werke zu denken, weil es den Inbegriff des ſchätzbarſten Theils aller meiner Wiſ-

senschaft in sich hält. Erwäge ich aber die Gröſse meines Sujets, wie gering scheint mir das Resultat meines langwierigen Fleiſses!

Ich hoffe demnach, man werde die Unvollkommenheiten, die man an diesem Werke entdecket, dem ungleichen Verhältniſse zuschreiben, welches sich zwischen dem ausgebreiteten Umfang meines Unternehmens, und meinen eingeschränkten Fähigkeiten befindet. Von diesen letzern hab ich allen den Gebrauch gemacht, der mir möglich war. Ist hier und dar ein Fehler mit untergelaufen, so werden billige Richter allemal sagen, daſs der mir mislungene Versuch wenigstens eine für das menschliche Geschlecht höchstwichtige Sache betraf.

Man wird nicht den Verdacht auf mich werfen können, als hätte ich irgend einem Staatsmanne, auf dessen Administration ich etwa gezielt habe, zu schmeicheln gesucht. Ich folge frey dem Faden meines Raisonnements, ohne den mindesten Hang, entweder den gewöhnlichen Meinungen des Volks beizupflichten, oder einem der zahlreichen Systeme anzuhängen, die von denen, welche über ein und andres besondre Stück meiner Materie geschrieben haben, errichtet worden sind. Das Feuer meines Temperaments hat mich oft angetrieben, zu loben, wenn ich aufgeräumt war: hingegen wenn ich Wirkungen meiner üblen Laune spürte, weil gewisse Umstände, die sich auf Länder, Menschen und Dinge beziehen, und worauf ich zu der Zeit, da ich schrieb, mein Augenmerk richtete, mir misfallen musten: so habe ich selten für dienlich erachtet, Particularitäten zu berühren. Ueberhaupt hab ich erwogen, wie gefährlich mein Irrtum seyn würde, wenn ich das Betragen dieser oder jener Staatsverwaltung tadelte oder lobte, und doch von dem ganzen Verhältnis der Umstände, die der Staatsmann eben damals vor sich gehabt hat, nicht hinlänglich belehrt wäre.

Da

Da die Verfertigung dieſes Werks eine allmählige Arbeit vieler Jahre iſt, die ich auf Reiſen zugebracht habe, ſo wird der Leſer einige Stellen antreffen, wo die Einheit der Zeit und des Orts nicht beobachtet iſt. Dieſe Stellen würde ich leicht haben verbeſſern können, wenn man mir nicht gerathen hätte, ſie als Merkzeichen der Umſtände, unter denen ich ſchrieb, ſtehen zu laſſen, und dadurch gewiſſen Factis ihre Glaubwürdigkeit zu beſtätigen.

Die Denkungsmanieren, welche den verſchiednen Ländern, worin ich mich aufgehalten habe, eigen ſind, haben ohne Zweifel auch einigen Einfluſs auf das gehabt, was ich von ihren Gebräuchen aufgezeichnet habe. Mein Werk wird alſo nirgend auf den Meridian der Meinungen einer beſondern Nation vollkommen anpaſſen. Ich halte für gut, dieſes dem Leſer anzukündigen, damit er nicht dasjenige auf die innerliche Verfaſſung ſeines eigenen Landes ausdeute, was ſich, nach meiner Abſicht, auf die Umſtände andrer Nationen beziehen ſoll; noch einem vorſetzlichen Vorurtheil zuſchreibe, was mir meine Erfahrung und Ueberzeugung unwiderſtehlich abgedrungen hat.

Ich habe viele Schriftſteller über die Staatswirthſchaft geleſen, und mich bemüht, ſoviel, als mir möglich war, von ihnen zu lernen. Ich bin, viele Jahre lang, in verſchiednen Ländern herumgereiſet, und habe ſie, mit einer beſtändigen Abſicht auf meine Materie, unterſucht. Ich habe mir alle Mühe gegeben, von jedem, mit dem ich Bekanntſchaft hatte, nähere Nachrichten einzuziehen; und dieſes wurde mir überaus ſchwer, ſolang ich in den Sachen, worüber ich ſprechen wollte, noch nicht recht beſchlagen war. Dergleichen Schwierigkeiten beſtätigten mir die Richtigkeit von Lord Bacon's Anmerkung, daſs man durch verſtändiges Fragen die Hälfte einer Wiſſenſchaft erreichen könne. *)

*) *Prudens interrogatio dimidium ſcientiae.*

Es war mir nicht möglich, aus den mancherley Meinungen, die ich antraf, einen zusammenhängenden Plan zu bilden; daher war ich genöthigt, meine eigenen Bemerkungen, die ich gelegentlich auf meinen Reisen und beim Lesen gemacht, und aus meiner Erfahrung gezogen hatte, zusammen zu tragen. Hieraus entstand folgendes Werk, nachdem ich unzählich viele unstatthafte und einander widersprechende Sätze weggestrichen, welche aus abgetrennten Untersuchungen entstanden waren, als ich noch jeden Zweig meiner Wissenschaft besonders durchging.

Ich hatte bemerkt, dass so viele Leute an Kentnissen abnehmen, wie sie an Jahren zunehmen. Daher entschloss ich mich frühzeitig, alles, was ich gelernt hatte, zu Papier zu bringen; und ich habe mich gewöhnt, mich eben so darauf zu verlassen, wie andre auf ihr Gedächtnis. Die Einheit des Gegenstands aller meiner Speculationen hat diese Gewohnheit für mich nützlicher gemacht, als für andre, die sich in Untersuchungen mehrerer Gegenstände einlassen.

Wer blos zu seinem eigenen Gebrauche zu schreiben pflegt, wird natürlicherweise weit weniger Sorgfalt auf den Styl wenden, als ein andrer, welcher die Sprache studirt hat, und in der Hoffnung schreibt, dass er in der gelehrten Welt Ruhm erwerben werde. Als Schriftsteller zu erscheinen, ist mir nie, ausser ganz neulich, in Sinn gekommen; und ich habe, beym öftern Durchlesen meines Manuscripts, hauptsächlich nur dasjenige zu verbessern gesucht, was einer noch grössern Deutlichkeit bedurfte; hiezu kommt noch, dass die Sprache, in welcher ich anitzt schreibe, vor vielen Jahren den Personen, unter denen ich lebte, und womit ich umgieng, fremd war. Wenn diese Umstände und die Verwicklung meiner Materie, die mir nie erlaubt hat, auf die Sprachzierlichkeit zu denken, miteinander verglichen werden, so

schmeichle

schmeichle ich mir, dass wenigstens diejenigen meiner Leser, die sich eben so inniglich, als ich, nur um den Kern dieses Werks bekümmern, den Mangel der Eleganz, womit die Schreibart einiger berühmten Verfasser dieses augustischen Jahrhunderts geschmückt ist, gütig übersehen werden. Ich lege dem Publico nur einen Versuch vor, der aber geschicktern Händen, als die meinigen sind, vielleicht einige Dienste thun kann, den groben Entwurf feiner zu bearbeiten.

Man findet in meinem Werke nur solche Bemerkungen, wozu mich eine allgemeine Aussicht in die Staatswirthschaft der Länder, die ich gesehen habe, veranlasst hat. Es ist eine Speculation, und weiter nichts. Es enthält die rohen Züge eines erstaunlich grosen Plans, die ich nicht correcter habe liefern können, als mir nach dem Maasse meiner natürlichen Einsicht, meiner Sachenkenntniss, und des Umfangs meiner Combinationen, möglich gewesen ist.

Ich bin nicht viel weiter gegangen, als dass ich einige Grundwahrheiten über die interessantesten Zweige der heutigen Staatskunst gesammlet und in Ordnung gebracht habe. Diese Artikel sind: *Bevölkerung*, *Ackerbau*, *Handlung*, *Industrie*, *Rechnungsmünze*, *Geld*, *Interesse*, *Circulation*, *Banken*, *Wechsel*, *öffentlicher Credit*, *und Taxen*. Man wird sehen, dass die aus allen diesen Rubriken hergeleiteten Sätze ihren ziemlich guten Bestand haben, und dass das Ganze ein auf vernünftige Gründe gebauter Discours sey, bey welchem ich mich mit aller möglichen Treue an die Verbindung der Materien gehalten habe. Indessen da ich mir bey diesem Werke nicht sowol eine Sammlung politischer Anordnungen, als vielmehr eine Herleitung der politischen Grundsätze zum Zwecke vorgesetzt, so habe ich mich jeder Gelegenheit, die sich mir unter dem Denken anbot, bedienet, um überall, wo es sich

füglich thun liefs, jeden Grundſatz mit jedem Theile meiner Unterſuchung, auf den er eine Beziehung haben konnte, zu verbinden; ſobald ich aber gemerkt, daſs dieſe Verbindung ſchon zur Gnüge von mir ins Licht geſetzt worden ſey, ſo hab ich dergleichen Einſchaltungen abgebrochen, damit ſie mich nicht zuweit von meinem dermaligen Gegenſtand entfernen möchten.

Wenn nun die Grundſätze, welche in einem Theile meines Werks auf ſolche Materien angewandt worden, die ich erſt in einem andern nachfolgenden Theile beſonders abzuhandeln Willens war, mir aufs neue zu berühren vorkamen, ſo verwickelten ſie mich in eine ſcheinbare Weitläuftigkeit. Dieſe konnte ich alsdann am allerwenigſten vermeiden, wenn ich mich auf Gedanken geleitet fand, die mir ſelbſt noch neu waren, und mich folglich die gröſste Mühe koſteten, um ſie in einen klaren und deutlichen Geſichtspunct zu ſetzen. Wäre ich gleich im Anfang Meiſter meiner Materie geweſen, ſo würde das Ganze meines Werks vielleicht in einer gefälligern Kürze haben erſcheinen können: aber alsdann würde ich nimmermehr im Stand geweſen ſeyn, die mühſelige Deduction auszuführen, welche die ganze Kette meines Raiſonnements darſtellt, und worauf groſsentheils die Ueberzeugung beruht, welche ſie, für viele Leſer, die nicht zum geſchwinden Combiniren aufgelegt ſind, unfehlbar mit ſich führt. Gegen die kleine Anzahl andrer Leſer aber, die mit einem durchdringendern Genie begabt ſind, und für die der geringſte Wink hinreicht, jede Folgerung, noch ehe ſie gezogen wird, klar einzuſehen, werde ich mich mit einer Anſpielung auf Horazens Worte vertheidigen: Clarus eſſe laboro, prolixus fio.

Der Pfad, den ich betreten, war neu für mich, ungeachtet ich alles, was über meine Materie geſchrieben war, geleſen hatte. Ich unterſuchte, was ich aus andern Schriftſtellern zuſammengetragen, nach meinen eigenen

Grund-

Grundsätzen. Fand ich; dass es auf gleiche Umstände, die ich vor mir hatte, genau anpasste, so liess ich mir es gefallen, und machte Gebrauch davon. Fand ich aber die geringste Unübereinstimmigkeit, so schwante mir alsobald von einem Fehler; und am Ende fand ich immer, dass der Fehler aus allzueingeschränkten Combinationen entsprossen war.

Die grosse Gefahr, der man ausgesetzt ist, in besondern Artikeln, die in diese Materie einschlagen, Irrtümer zu begehen, rührt davon her, weil wir bey ihrer Betrachtung nicht weit genug hinaussehen, und nicht auf den Einfluss der sie begleitenden Umstände Acht geben, um deren willen die generellen Regeln meist unbrauchbar werden. Leuten, die gute Naturgaben und Wissenschaft besitzen, wird es fast allemal gelingen, von jeder Materie wenigstens nicht ungereimt zu reden: aber wenn sie sich mit ihren Untersuchungen in die verwickelten Interessen der Societät hineinwagen, so kann ein Verfasser gar leicht sich durch die Lebhaftigkeit seines Genies hinreissen lassen, dass er sich nicht um die Mannigfaltigkeit der Umstände bekümmert, welche fast jede Folgerung, die er ziehen kann, ungewiss machen. Hieraus fliesst, meines Erachtens, die sogenannte *Systemsucht*. Solche Systeme sind nichts weiter, als eine Kette zufälliger Folgerungen, die man aus etlichen wenigen, vielleicht zu voreilig angenommenen, Grundmaximen gezogen hat. Sie sind bloße Phantasien; sie verführen den Verstand, und machen den Weg zur Wahrheit unkenntlich. Man folgert eines aus dem andern, macht einen Schluss daraus, und nennt ihn einen Grundsatz: aber kaum ist dies geschehen, so dehnt der Autor den Einfluss dieses Satzes weit über die Grenzen derjenigen Ideen hinaus, die seinem Verstande damals gegenwärtig waren, als er die Herleitung machte.

Die

Die Unvollkommenheit der Sprache nöthigt uns öfters, über bloſse Worte zu diſputiren; und anſtatt daſs wir gegen die vielen unvermeidlichen Zweideutigkeiten, die ſich auch in die ſorgfältigſten Ausdrücke mit einſchleichen, auf unſrer Hut ſeyn ſollten, ſo wenden wir einen groſsen Theil unſers Schulwitzes, und unſers galanten Witzes, auf die Proſtitution der Sprache an. Der Gelehrte thut ſich etwas zu gute mit unbeſtimmten, der Witzling mit ſchielenden Ausdrücken. Ueberhaupt gewöhnen wir uns beym Reden und Schreiben ſo ſtark an Wörter, und denken dabey ſo wenig, daſs die Zeichen unſrer Ideen die wirkliche Stelle der Bilder, die ſie vorſtellen ſollten, in unſerm Kopfe einnehmen.

Ein jeder wahrer, und zugleich richtig verſtandener Satz muſs von *jedermann* zugeſtanden werden. Dieſes geſchieht auch jederzeit, ſolange das, was man gegeneinander behauptet, oder verneinet, in einfachen Begriffen beſteht. Niemand hat je geleugnet, daſs der Schall das Gehör, die Farbe das Auge rührt, und daſs Weiſs nicht Schwarz iſt. Aber ſo oft ein Streit über einen Satz entſteht, worin verwickelte Begriffe verglichen werden, ſo dürfen wir gar oft verſichert ſeyn, daſs die Parteyen ſich einander nicht recht verſtehen. Der Luxus, ſagt einer, kann durchaus nicht mit der Glückſeligkeit eines Staats beſtehen. Der Luxus, ſagt ein Andrer, iſt die Quelle der Glückſeligkeit und Wohlfahrt einer Nation. Im Grunde mag in den Meinungen dieſer zwo Perſonen kein Unterſchied ſeyn. Der erſtere betrachtet vielleicht den Luxus, inſofern derſelbe der auswärtigen Handlung nachtheilig iſt, und die Moral eines Volks verderbet. Letzterer aber betrachtet vielleicht den Luxus als das Mittel, denen, die von ihrer Indüſtrie leben, Beſchäfftigung zu verſchaffen, und durch alle Claſſen der Einwohner eine ziemlich gleichmäſſige Circulation des Reichtums und guten Auskommens zu befördern.

dern. Hätte jeder von ihnen die Combination des verwickelten Begriffs, den sich der andre vom Luxus gemacht hat, vor Augen gehabt, so würden sie ihre Sätze nicht so generell abgefaßt haben.

Der Unterschied der Meinungen der Menschen ist oft mehr scheinbar, als wirklich. Wenn wir unsre eigne Ideen vergleichen, so sehen wir immer ihre Verhältnisse ganz deutlich ein: kommt es aber darauf an, daß wir diese Verhältnisse andern Leuten mittheilen sollen, so ist es uns oft unmöglich, sie mit solchen Worten vorzustellen, welche die genaue Combination, die wir in unserm Kopfe angestellt haben, hinlänglich ausdrücken können.

Aus dieser Ursache hab ich mich, soviel als möglich war, enthalten, die Meinungen zu verdammen, die ich näher zu beleuchten mir die Freiheit genommen habe; weil ich lauter solche Meinungen untersuchte, die von einsichtsvollen und berühmten Männern waren zum Vorschein gebracht worden; und da es bey allen streitigen Materien auf die Vergleichung unsrer *Ideen* ankommt, so bin ich versichert, daß alles Disputiren über politische Sachen bald aufhören würde, wenn nur beide Parteyen die Wörter, deren wir uns zum Ausdruck unsrer Ideen bedienen, recht verstünden.

Hier könnte man mir einwenden, daß wir ja öfters eine Meinung annehmen, ohne im Stand zu seyn, einen zureichenden Grund dafür anzuführen, und daß wir uns manchmal nicht überwinden können, sie aufzugeben, ob wir gleich sehen, daß die stärksten Vernunftgründe dagegen streiten.

Hierauf antworte ich, daß wir in solchen Fällen nicht unsern eigenen Meinungen anhängen, sondern fremden, die wir auf Glauben angenommen haben. Nicht die Achtung für die Meinung selbst, sondern für die Autorität, macht uns so veſt anhängisch; denn wenn die Meinung wahrhaftig unsre eigene wäre, so würden wir unfehlbar den Grund sehen, worauf sie gebaut ist,

oder wenigſtens nicht lange in Verlegenheit ſeyn, ihn durch Nachdenken herauszubringen. Aber wenn wir jedem politiſchen Lehrſatze ſchlechtweg beipflichten, ſo findet die Vernunft kein Gehör mehr; und alsdann überreden wir uns mit Vergnügen, daſs die Menſchen, auf die wir uns verlaſſen, ihre hinreichende Gründe zu dem, was ſie behaupten, gehabt haben. Solang alſo unſer Beifall nicht aufgeklärt iſt, ſo gelangen wir zu keiner wahren Ueberzeugung; nicht als ob wir die Stärke der Gründe, die gegen unſre Meinung vorgebracht werden, nicht merkten, ſondern weil wir die Stärke der andern Gründe, wodurch unſre Meinung unterſtützt werden kann, nicht kennen; und gleichwie niemand etwas, das ihm zugehört, verkaufen wird, ohne vorher vom Werthe deſſelben belehrt zu ſeyn, alſo wird auch niemand ſeine Meinung aufgeben, ohne alles das zu wiſſen, was zu ihrem Behuf geſagt werden kann. Mit dieſer Claſſe von Leuten habe ich in meinen Unterſuchungen nichts zu ſchaffen.

Doch! ich gerathe unvermerkt in eine metaphyſiſche Speculation, um zu beweiſen, daſs es in politiſchen Materien beſſer ſey, aus Erfahrung und Vernunft, als aus Autoritäten zu urtheilen; die Wörter deutlich zu erklären, als über Wörter zu ſtreiten; ſeine Combinationen zu erweitern, als ſinnreichen Hypotheſen zu folgen, und wenn ſie auch mit dem Namen der Syſteme prangten. In wie weit ich dergleichen Fehler vermieden habe, wird der Leſer entſcheiden.

Jeder Schriftſteller rühmt ſich gewiſſermaſsen ſeiner Unparteilichkeit; das macht, er merkt die Feſſeln nicht, die er trägt. Mich hat vielleicht ein Leben, welches ich in Unabhängigkeit und faſt in einer beſtändigen Wanderſchaft geführt habe, natürlicherweiſe vor einem ſtarken Hange zu denen im Schwange gehenden Meinungen ziemlich geſichert. Dieſes könnte ich eine

Unpar-

Unparteilichkeit nennen. Allein, da man von niemand, der sich auf eine gewisse Seite lenkt, eigentlich sagen kann, dass er unparteyisch sey, so hab ich mich insonderheit vor den Folgen dieser Art der negativen Unparteilichkeit in Acht zu nehmen gesucht, wenn ich zuweilen fand, dass sie mich allzuweit von demjenigen abbringen würde, worauf mich vielleicht ein Nationalvorurtheil geleitet haben mochte.

Wenn ich allgemeine Materien zu untersuchen vornahm, so fand ich keine bessere Methode, um nicht aus dem richtigen Gleichgewichte zu treten, als dass ich mein Auge von dem Lande, wo ich mich zu selbiger Zeit aufhielt, abwendete, und abwesende Dinge nicht nach dem, was mir gegenwärtig war, beurtheilte. Gegenstände, die wir vor Augen haben, sind gar leicht vermögend, allzustrenge Begriffe in uns zu erregen, die hernach mit andern Begriffen, welche wir allein durch Hülfe des Gedächtnisses zurückholen, nicht unparteyisch verglichen werden können.

Wenn ich bey Gelegenheit solche Fragen berührt habe, die den Vorzug betreffen, welcher gewissen Regierungsformen vor den übrigen beizulegen sey; oder wenn ich auf solche Artikel gerathen bin, worüber man sich hitzig herumgestritten hat: so hab ich meine Meinung mit Freimüthigkeit gesagt, wo es schicklich schien, und mich, bey Vestsetzung der Frage, bemühet, alle schlechte so genannte Kunstwörter zu vermeiden, wozu die Parteyen ihre Zuflucht nehmen, um einander anzuschwärzen, und dem Leser einen blauen Dunst vorzumachen.

Bisweilen habe ich mich mit soviel Vergnügen in die Denkungsart des Staatsmanns vertieft, dass ich vielleicht meine Situation in der Gesellschaft, worin ich lebe, darüber vergessen habe. Wenn aber der Privatmann den Staatsmann durchdringet, so lässt er sich durch seine natürliche Parteilichkeit,

die er für Individua heget, dahin verleiten, daſs er alle Maximen, welche die Aufopferung des Privatnutzens um des allgemeinen Beſtens willen billigen, als machiavelliſche Sätze verdammt.

Damit ich alſo in dieſem Stücke nicht mit mir ſelbſt unharmoniſch werde, noch Anlaſs geben möge, daſs gewiſſe hier und dar untergeſtreute Ausdrücke bey Leſern von feinern Sentiments den mindeſten Eindruck machen, ſo muſs ich hier bemerken, daſs zwar nichts Leichters geweſen ſeyn würde, als gewiſſe Stellen zu mildern, wo es das Anſehn hat, als hätte der Politicus dem Privatbürger die Feder aus der Hand geſchnellt: allein, da ich nur für ſolche Leſer ſchreibe, die einen gedrungenen vernunftmäſsigen Diſcours mit ihrem Verſtande faſſen können, und den Hauptzweck der ganzen Unterſuchung nie aus dem Geſicht verlieren, ſo hab ich mit gutem Bedacht keine Aenderung machen mögen, ſondern habe vielmehr fortgefahren, mit den ſtärkſten Farben alles das zu ſchildern, was unter unſern dermaligen freyen Regierungen gewiſſen Individuis nothwendig zum Nachtheil gereichen muſs, ſo oft ein weiſer Staatsmann alte Misbräuche zu verbeſſern unternimmt, die, bey den niedrigern Claſſen, aus Müſſiggang, Trägheit, oder Betrügerey, bey den höhern aber aus gemisbrauchter Autorität, und bey allen beiden aus einer nachläſſigen Staatsverwaltung entſprungen ſind. Je ſchmerzlicher und gefährlicher eine Cur iſt, deſto ſorgfältiger muſs man ſich in Acht nehmen, daſs man nicht in die Krankheit verfalle. Dieſes veranlaſst mich, vom Zuſammenhange der Theorie, der Moral und der Staatskunſt noch ein Wort zu ſagen.

Ich lege als eine allgemeine Maxime zum Grunde, daſs das weſentliche Kennzeichen einer guten Handlung darin beſteht, wenn der Bewegungsgrund und die Pflicht der handelnden Perſon miteinander übereinſtimmen. Wäre nur Ein Menſch auf Erden, ſo würde ſeine Pflicht in keinen andern als ſolchen

Lehren

Lehren beſtehen, welche aus der Selbſtliebe flieſsen. Wird er ein Vater, ein Gemahl, ein Freund, ſo bekommt ſogleich ſeine Selbſtliebe Einſchränkungen; er muſs ſich ſelbſt Manches entziehen, um es ſeinen Kindern zu geben; er muſs öfters ſeinen eignen Willen, ſein eignes Vergnügen aufzuopfern wiſſen, damit er ſeiner Gattin, ſeinem Freunde zu Gefallen lebe. Wird er ein Richter, oder eine obrigkeitliche Perſon, ſo muſs er ſehr oft vergeſſen, daſs er Freund, oder daſs er Vater iſt. Steigt er gar bis zur Würde eines Staatsmanns, ſo darf er auf manche andre zärtlichere Geſinnungen, z. E. für ſeine Familie, für ſeinen Geburtsort, ja ſogar, in gewiſſen Fällen, für ſein Vaterland, keine Rückſicht nehmen. Hier bezieht ſich ſeine Pflicht auf das allgemeine Beſte der Geſellſchaft, deren Haupt er iſt; und ſo wenig der Tod eines Miſſethäters dem Richter beigemeſſen werden kann, der ihn verurtheilt hat, ſo wenig kann der Privatnachtheil, welcher, zufolge einer Anſtalt zur Verbeſſerung des Ganzen, für gewiſſe Individua entſteht, demjenigen zugeſchrieben werden, der am Ruder der Regierung ſitzt.

Fragt man: Was kann ein ſpeculativiſches Werk, wie dieſes iſt, einem Staatsmanne helfen, an den es doch, vom Anfang bis zum Ende, gerichtet zu ſeyn ſcheint? ſo antworte ich: Es ſcheint daſſelbe zwar nur an den Staatsmann gerichtet zu ſeyn, aber, meinem eigentlichen Zwecke nach, ſollen meine Unterſuchungen einen Einfluſs auf die Denkungsart derer bekommen, die vom Staatsmanne regiert werden; dieſem ſelbſt aber kann die Mannichfaltigkeit der in dieſem Werke abgehandelten Materien vielleicht manchen dienlichen Wink geben, und ſein eigenes Genie und Erfahrung werden ihn geſchickt machen, auf ſolche Gedanken zu gerathen, die ſich noch über den Umfang meiner Combinationen hinaus erſtrecken.

Ich habe bereits erwähnt, daſs ich mein Werk für nichts anders als einen Canevas halte, den ich für geſchicktere Hände, als die meinigen ſind, zubereitet habe, um ihn weiter zu bearbeiten. Wenn nun aber gleich die Skizze, die es enthält, nicht völlig correct iſt, ſo dünckt mich doch immer, daſs ich andern einen ziemlich guten Weg gebahnt habe, über meinen Plan zu raiſonniren, indem ich allerley dienliche Fragen aufgeworfen, die von Männern, welche in der praktiſchen Regierungskunſt erfahren ſind, aufgelöſet werden mögen.

Es sey demnach die Verbesserung und Erweiterung meiner Ideen den Meistern in der Wissenschaft gänzlich überlassen! Diejenigen aber, welche sich nicht eigends auf das Studium der politischen Grundsätze gelegt haben, können hier Gelegenheit finden, diese Grundsätze, so wie ich sie dargestellt, mit den gewöhnlichen Meinungen zu vergleichen, die man über verschiedne für die Societät höchstwichtige, Artikel zu hegen pflegt. Sie werden, zum Exempel, im Stande seyn, zu beurtheilen, inwiefern man eine Bevölkerung, durch mehrere Aufmunterungen zum Heiraten und durch Vertheilung der Ländereyen, auf eine nützliche Art vergrössern könne; inwiefern die allzustarke Anhäufung der Hauptstädte und anderer grössern und kleinern Städte das Land von Einwohnern entblöse; inwiefern ein überhandnehmender Luxus den armen fleissigen Handwerksmann in noch grösere Dürftigkeit stürze; inwiefern Verordnungen, welche die Kornausfuhr einschränken, einen ansehnlichen Kornvorrath auf allen unsern Märkten verschaffen können; inwiefern der Anwachs der Nationalschulden uns zu einem allgemeinen Bankerott bringen könne; inwiefern die Abschaffung des Papiergeldes die Herunterseţzung des Preises aller Waaren zur Folge haben würde; inwiefern eine Taxe die Steigerung des Waarenpreises veranlasse; und inwiefern die Verminderung der Auflagen unumgänglich nöthig sey, wenn die Freiheit eines Volks gesichert bleiben, und seine Glückseligkeit und Wohlergehen befördert werden soll.

Ist es nun nicht eine Sache von äusserster Wichtigkeit, dass man die Operationen redlich untersuche, wodurch ganz Europa in eine so allgemein verschriene Staatswirthschaft verwickelt worden ist, die sich mit dem, was man uns täglich als das beste Syftem anrühmt, so gar schlecht zusammenreimt? und dass man, aus den klaren Grundsätzen der gesunden Vernunft, zeige, dass unsre gegenwärtige Situation die unvermeidliche Folge der Denkungsart und Sitten der gegenwärtigen Zeiten sey, und dass sie gar wohl mit aller der Freiheit, mit allem dem Ueberflusse, mit aller der Wohlfahrt bestehen könne, die jemals eine menschliche Gesellschaft, in irgend einem Zeitalter, oder unter irgend einer Regierung, genossen hat? Aber ein Volk, das von einem Staatsmanne die Ausführung keiner andern Plane, als die von Unsinn und Widersprüchen strotzen, zu erwarten gewohnt ist, wird auch unter der Regierung des Besten der Könige misvergnügt bleiben.

Inhalt
des erſten Bandes.

I. Buch.
Von der Bevölkerung und dem Ackerbau.

Einleitung.

I. Cap. Von der Regierung des menſchlichen Geſchlechts.

II. Cap. Von der Denkungsart eines Volks.

III. Cap. Auf was für Gründen beruht die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts, und was hat ſie für natürliche Urſachen? Welches ſind die Wirkungen der Zeugung in Ländern, wo die Anzahl der Menſchen nicht zunimmt?

IV. Cap. Fortſetzung dieſer Materie, mit Rückſicht auf die natürlichen und unmittelbaren Wirkungen, welche der Ackerbau auf die Bevölkerung hat.

V. Cap. Auf welche Art, nach welchen Grundſätzen, und aus was für natürlichen Urſachen der Ackerbau die Bevölkerung vermehre.

VI. Cap. Wie die Bedürfniſſe der Menſchen ihre Vermehrung befördern.

VII. Cap. Wirkungen der Sclaverey auf die Vermehrung und Geſchäfte der Menſchen.

VIII. Cap. Welches iſt in einem Lande die rechte verhältnismäſsige Anzahl der zum Ackerbau nöthigen Einwohner, und derer, die ſich mit allen übrigen nützlichen Nahrungsgeſchäften abgeben können?

IX. Cap. Worauf gründet ſich die Vertheilung der Einwohner in Meyerhöfe, Dörfer, Flecken, kleine und groſse Städte?

X. Cap. Folgen, welche daraus entſtehen, daſs die zwo Hauptclaſſen des Volks, nämlich die Landleute, und die, welche andre Gewerbe treiben, in Anſehung ihrer Wohnplätze voneinander abgeſondert ſind.

XI. Cap. Von der Eintheilung der Einwohner in Claſſen, und von der Beſchäftigung und Vermehrung derſelben.

XII. Cap. Von dem grosen Vortheil, eine wohlüberlegte Theorie und eine vollständige Kenntnis von Factis mit dem praktischen Theile der Regierungskunst zu verbinden, in der Absicht, die Vermehrung des Volks dadurch zu befördern.

XIII. Cap. Fortsetzung dieser Materie, mit Rücksicht auf die Nothwendigkeit, für jede Classe der Einwohner, woraus eine heutige Gesellschaft besteht, genaue Verzeichnisse der Gebornen, Verstorbenen, und Ehepaare, zu halten.

XIV. Cap. Wie der Ackerbau und die Bevölkerung übertrieben werden können.

XV. Cap. Anwendung der im vorhergehenden Capitel enthaltenen Grundsätze, auf den Zustand der Bevölkerung und des Ackerbaus in Grosbritannien.

XVI. Cap. Warum sind einige Länder so sehr volkreich, in Vergleichung gegen andre, die es natürlicherweise eben sowohl seyn könnten?

XVII. Cap. Auf welche Art, und in welchem Verhältnisse, verspürt ein Volk Ueberfluss oder Mangel?

XVIII. Cap. Was sind die Ursachen und Folgen davon, wenn ein Land voll bevölkert ist?

XIX. Cap. Ist die Einführung der Maschinen in den Manufacturen dem Staate nachtheilig, oder der Bevölkerung hinderlich?

XX. Cap. Vermischte Anmerkungen über den Ackerbau und die Bevölkerung.

XXI. Cap. Wiederholung des wesentlichen Inhalts des ersten Buchs.

II. Buch.

Von der Handlung und Indüstrie.

Einleitung.

I. Cap. Von der wechselseitigen Verbindung zwischen Handlung und Indüstrie.

II. Cap. Von der Nachfrage.

III. Cap. Von den ersten Grundsätzen des Tauschs, und wie dieser zur Handelschaft erwächst.

IV. Cap. Wie die Waarenpreiſe durch die Handlung beſtimmt werden.
V. Cap. Wie ſich einem arbeitſamen Volke die auswärtige Handlung eröffnet, und was dieſelbe für Folgen in Anſehung derjenigen Kaufleute hat, die den Grund dazu gelegt haben.
VI. Cap. Folgen, welche die Einführung einer paſſiven auswärtigen Handlung bey einem Volke hat, das in Einfalt der Sitten und in Müſſigkeit lebt.
VII. Cap. Von der doppelten Concurrenz.
VIII. Cap Was heiſſen Koſten, Profit und Verluſt?
IX. Cap. Allgemeine Folgen, welche für eine handelnde Nation aus der Eröffnung einer activen auswärtigen Handlung entſtehen.
X. Cap. Von der Balanz zwiſchen dem Vorrath verfertigter Arbeit, und der Nachfrage.
XI. Cap. Wie mit der Zeit dieſe Balanz zerrüttet wird.
XII. Cap. Von der Concurrenz zwiſchen verſchiedenen Nationen.
XIII. Cap. Inwiefern kann die Regierungsform eines beſondern Landes ſeiner Concurrenz mit andern Nationen, über Handlungsſachen, beförderlich oder hinderlich ſeyn?
XIV. Cap. Sicherheit, gute Nahrung und Glückſeligkeit ſind keine unzertrennliche Gefehrten der Handlung und Induſtrie.
XV. Cap. Allgemeiner Blick auf die Grundſätze, die ein Staatsmann zu befolgen hat, der geſonnen iſt, Handlung und Induſtrie auf einen dauerhaften Fus zu ſetzen.
XVI. Cap. Erläuterung einiger im vorigen Capitel behaupteten Sätze, die Beförderung und Unterſtützung des auswärtigen Handels betreffend.
XVII. Cap. Merkmale des Verfalls einer auswärtigen Handlung.
XVIII. Cap. Mittel, die Preiſe der Manufacturwaaren zu erniedrigen, um ſie auf auswärtigen Märkten verkäuflich zu machen.
XIX. Cap. Von der Handlung in ihrer Kindheit, und von der auswärtigen und inländiſchen Handlung, in Rückſicht auf die verſchiednen Grundſätze, die darauf einen Einfluſs haben.
XX. Cap. Vom Luxus.
XXI. Cap. Von den phyſiſchen und politiſchen Nothwendigkeiten.

XXII. Cap. Vorläufige Betrachtungen über die inländiſche Handlung.

XXIII. Cap. Wenn eine Nation, die ſich, durch wechſelſeitige Handlung in Manufacturwaaren mit andern Nationen, bereichert hat, findet, daſs ſie nicht mehr Balanz halten kann, ſo erfodert ihr Intereſſe, dieſe Handlung ganz aufzuheben.

XXIV. Cap. Welches iſt die dienlichſte Methode, eine auswärtige Handlung in Manufacturwaaren zu ſtopfen, wenn ſie der Nation nachtheilig iſt?

XXV. Cap. Wenn eine reiche Nation ihre auswärtige Handlung nur auf Artikel natürlicher Producten eingeſchränkt findet, was für einen Plan hat ſie vorzüglich zu befolgen? und welches ſind die Wirkungen einer ſolchen Veränderung der Umſtände?

XXVI. Cap. Wie ſich die Balanz des Reichtums zwiſchen den Unterthanen eines heutigen Staats hin und her neigt.

XXVII. Cap. Circulation und Balanz des Vermögens, als Gegenſtände, die der gröſsten Aufmerkſamkeit eines Staatsmanns itziger Zeit würdig ſind.

XXVIII. Cap. Betrachtung der Circulation in Abſicht auf das Steigen und Fallen der Preiſe der Lebensmittel und Manufacturwaaren.

XXIX. Cap. Die Circulation des Reichtums zwiſchen einem Staate und den auswärtigen Nationen iſt eben das, was die Handlungsbalanz iſt.

XXX. Cap. Vermiſchte Fragen und Anmerkungen, die Handlung und Induſtrie betreffend.

XXXI. Cap. Kurze Darſtellung des weſentlichen Inhalts des zweiten Buchs.

III. Buch.

Von Geld und Münzen.

I. Theil.

Herleitung der erſten Grundſätze, worauf Geld und Münze beruhen, und Anwendung dieſer Grundſätze auf die Engliſchen Münzen.

Einleitung.

I. Cap. Von Rechnungsmünzen.
Unterſchied zwiſchen Rechnungs- und reeller Münze.

Die

Die Rechnungsmünze iſt ein Maasſtab, den Werth der Dinge zu meſſen.
Gründe, die den Werth der Dinge beſtimmen.
Die Preiſe der Dinge richten ſich nicht nach der Quantität des Goldes und Silbers, ſondern nach der wechſelſeitigen Proportion zwiſchen den Waaren und Bedürfniſſen.
Nöthiger Unterſchied zwiſchen Rechnungsmünze und Preis.
Wie die Rechnungsmünze erfunden worden iſt.
Exempel davon.
Bancógeld.
Angola-Geld.

II. Cap. Vom Gelde oder den reellen Münzen.
Nützlichkeit der edlen Metalle, um Geld daraus zu machen.
Was da heiſst einen Münzfus berichtigen.
Was da heiſst den Münzfus erniedrigen und erhöhen.
Wie eine Aenderung des Münzfuſses entdeckt werden kann.

III. Cap. Von den Unfähigkeiten des Goldes und Silbers, ein unveränderliches Maas des Werths abzugeben.
Sie verändern ſich in ihrem verhältnisgemäſsen Werthe gegen einander.
Alle Maaſse müſſen unveränderlich ſeyn.
Was ihre Veränderung für Folgen hat.
Mängel eines Fuſses in Silber allein.
Gründe, die ihn begünſtigen.
Groſser Nutzen eines allgemeinen Maaſses.
Das Geld hat zweyerley Werth; den einen, als Münze, den andern, als Metall.
Kleinere Unbequemlichkeiten der reellen Münze.
Sie nützt ſich durch den Umlauf ab.
Sie läſst ſich nicht mit der genauſten Richtigkeit ausprägen.
Das Gepräge vermehrt den Werth der Münzen, und ſetzt doch ihrem Gewichte nichts zu.
Der Werth der Münze iſt willkührlichen Veränderungen unterworfen.

Die Handlung zieht Vortheil aus den geringſten Mängeln der Münzen.

IV. Cap. Mittel, die man vorſchlagen kann, die verſchiedenen Unbequemlichkeiten, denen die reelle Münze unterworfen iſt, zu verringern.

Anwendung der Theorie bey politiſchen Materien.

Fünf Hülfsmittel gegen die Wirkungen der Veränderung, die in der Proportion zwiſchen Gold und Silber vorgeht.

Mittel, gegen die übrigen Unbequemlichkeiten der Münzen.

Gegen das Abnützen derſelben.

Gegen die ungleiche Stückelung.

Gegen die Münzkoſten.

Gegen die willkührlichen Veränderungen des Werths der Münzen.

V. Cap. Veränderungen, denen der Werth der Währung bey jeder Münzunordnung ausgeſetzt iſt.

Was den Einkaufpreis des Goldes und Silbers veränderlich macht.

Dieſe Veränderung iſt nur ein Steigen des einen Metalls im Preiſe, nicht aber ein Fallen des andern Metalls.

Wie die Veränderungen des Gold- und Silberpreiſes auch den Werth der Währung der Rechnungsmünze verändern.

Folgen davon.

Die wahre Währung iſt die, welche die mittlere Proportion zwiſchen dem Gold und Silberpreiſe hält.

Die Währung muſs ſogleich bey einer neuen Ausprägung, nicht aber erſt alsdann, wann die Gold- und Silberpreiſe ſich bereits geändert haben, auf die mittlere Proportion veſtgeſetzt werden.

Veränderung, welcher die Währung durch das Abnützen der Münze ausgeſetzt iſt.

Es iſt beſſer, die Währung auf Gold allein, oder auf Silber allein, als auf beide zugleich, veſtzuſetzen.

Veränderungen der Währung durch die nicht allzugenaue Stükkelung der Münzen.

VI. Cap. Wie die Veränderungen des innerlichen Werths der Münzwährung einen Einfluſs auf alles und jedes häusliche Intereſſe einer Nation haben müſſen.

Wie dieſe Veränderung einen Einfluſs auf das Intereſſe der Schuldner und Gläubiger hat.

Ein Irrtum des Herrn Locke.

Wenn der Werth der Währung verringert wird, ſo verlieren die Gläubiger: wird er vermehrt, ſo verlieren die Schuldner.

VII. Cap. Von der Unordnung bey der brittiſchen Münze, inſofern ſie macht, daſs die gehaltigen Sorten eingeſchmolzen, oder aus dem Lande geführt werden.

Mängel bey der brittiſchen Münze.

Engliſche Gewichtswährung für Gold und Silber.

Wie in England der Gehalt des Silbers und Goldes angedeutet wird.

1 Pf. St. hält ſtatutenmäſsig 1718, 7 Grän fein Silber Troygewicht.

1 Guinea 117. 644 Grän fein Gold.

Die Münzkoſten in England ſind frey.

Die Goldmünze bekam erſt im Jahre 1728 eine veſtgeſetzte Geltung.

Folge dieſer Verfügung auf die Erniedrigung des Fuſses.

Die Schuldner wollen nicht in Silber, ſondern in Gold bezahlen.

Einige ſehen das Gold nur als eine Rechnungsmünze an.

Andere betrachten es nur als ein Metall.

Operationen der Wipper, wenn die Münze entweder von der marktgängigen Proportion zwiſchen Gold und Silber, oder vom geſetzmäſsigen Gewicht abweicht.

Sie ſchmelzen die Münze ein, wenn das Gehalt derſelben von der gedachten Proportion abweicht,
und wenn die Münze von ungleichem Gewichte iſt.

Warum iſt Silber in Barren theurer, als gemünztes?

Weil es im Marktpreiſe als Metall, und nicht als Münze, geſtiegen iſt.

Was regulirt den Barrenpreis?

a. Der innerliche Werth der gangbaren Münze.
b. Die Nachfrage der Auswärtigen nach Barren.
c. Die Ausarbeitung des Silbers zu Gefäſsen.
Der Wechſel erhöht den Barrenpreis, und die Münzkoſten erniedrigen ihn.
Fortſetzung von den Operationen der Wipper.
Regel, welche ſie beim Einſchmelzen der Münzen befolgen.
Die Pence in Guineas ſind gleich den Pences der Schillinge Sterling, deren jeder 65 auf ein Troypfund gehen.
In welchem Falle die Guineas mit Vortheil eingeſchmelzt werden.
Die Ausfuhr des Silbers iſt ſtärker, als die Ausfuhr des Goldes; und dem Staate nachtheilig, wenn ſie durch Ausländer geſchieht.

VIII. Cap. Von den brittiſchen Münzgebrechen, inſofern ſie einen Einfluſs auf den Werth des Pfunds Sterling in couranten Sorten haben.
Zwey geſetzmäſsige Pfunde Sterling in England.
Verſchiedene andere Pfunde Sterling, als eine Folge des Abnützens der Münzen.
Warum doch noch Silbermünze in England iſt.
Der courante Werth eines Pfunds Sterling wird durch die Handlungsoperationen beſtimmt,
und zwar auf den mittlern Werth aller gangbaren Münzen.
Der Wechſel iſt ein guter Maasſtab, den Werth eines Pfunds Sterling zu ſchätzen.
Der Gebrauch des Papiergelds kann nichts zu der Verringerung der Geltung des Pfunds Sterling beitragen.
Das Pfund Sterling wird nicht durchs Geſetz, ſondern durch den mittlern Werth der gangbaren Münzen regulirt.
Warum der Wechſel gemeiniglich ungünſtig für England ausfällt.
Wie der Werth des Pfunds Sterling aus dem Marktpreiſe der Barren erkannt wird.
Die Engliſchen Schillinge wiegen gegenwärtig nicht mehr, als $\frac{1}{65}$ eines Troypfunds,
und haben ſich durch den Umlauf dergeſtalt abgetragen, daſs ſie nun 4. 29 Troygrän zu leicht ſind.

Ein

Ein Pf. iſt nicht mehr als 1638 Troygrän fein Silber, nach dem Barrenpreiſe,
und auch nach dem Wechſelcours.
Würden Schillinge zu 65 auf ein Troypfund ausgemünzt ſo würden ſie mit dem Golde in Proportion ſtehen.
Welches anzeigt, daſs der Fus erniedrigt worden iſt,
daſs man aber die Erhaltung deſſelben in dem Stande, worin er ſchon iſt, für keine neue Verfälſchung zu halten habe.
Beweis, daſs der Münzfus durchs Geſetz erniedriget worden, und auf die Valuta des Golds reducirt iſt.

IX. Cap. Hiſtoriſche Nachricht von den Veränderungen bey der brittiſchen Münze.
Die Meinung iſt hier nicht, etwas vorzuſchreiben, ſondern nur zu unterſuchen.
Wie der Münzunordnung ohne Unbequemlichkeiten abzuhelfen ſtünde.
Man muſs der Nation ſelbſt die Wahl des Hülfsmittels überlaſſen.
Wenn man vom gegenwärtigen Münzfuſse abgeht, ſo iſt jeder andrer Fus, den man wählen kann, willkührlich.
Die mehreſten Leute bilden ſich ein, der gegenwärtige Münzfus ſey eben der, welcher unter der Königin Eliſabeth eingeführt wurde.
Verfälſchung des Münzfuſses während der Reformation in England.
Edward VI. erhöhte ihn.
Eliſabeth ſetzte ihn herunter,
und dabey haben es ihre Nachfolger bewenden laſſen, bis ihn, nach der Revolution, das Kippen wieder erniedrigte.
Nachdem Locke des Lowndes Vorſchlag widerlegt, ſo wurde der Münzfus wiederum ſo erhöhet, wie ihn Eliſabeth veſtgeſetzt hatte.
Der Silberpreis iſt ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts geſtiegen.
Seit 1726 iſt der Engliche Münzfus durchs Geſetz erniedriget.
Die Schuld dieſes Fehlers liegt hauptſächlich an dem Handlungs-Intereſſe.
Die Erniedrigung des Münzfuſses iſt vornemlich denen nachtheilig, die ſich durch Contracte auf viele Jahre verbindlich gemacht haben,
und hindert die Preiſe am Steigen, wenn ſie doch ſteigen ſollten.

X. Cap.

X. Cap. Von den brittiſchen Münzgebrechen, inſofern ſie dem Umlauf der Gold- und Silbermünzen nachtheilig ſind; und von den Folgen, wenn die Guineas auf 20 Schill. St. heruntergeſetzt würden.

Warum ſo wenig Silbergeld in England iſt.

Was es für Folgen in Anſehung der Circulation hat, wenn die Guineas auf 20 Schillinge reducirt werden.

Es wird zuletzt keine Silbermünze mehr vorhanden ſeyn.

Folgen in Anſehung der Circulation bey Kaufleuten und Banquiers.

Die Guineas würden doch noch immer für 21 Schillinge paſſiren.

Der Münzfus würde auf geringhaltiges Silber geſetzt werden, wie im Jahre 1695; Kaufleute würden dabey gewinnen, die Schuldner aber verlieren.

Folgen in Anſehung der Bank.

Die Guineas auf 20 Schillinge reduciren, und ſie zu Waare machen, iſt einerley.

XI. Cap. Mittel, die Münzwährung auf den Münzfus der Königin Eliſabeth wiederherzuſtellen, und Folgen dieſer Revolution.

Wie das Pfund Sterling auf den Münzfus der Königin Eliſabeth veſtzuſetzen.

Die Folgen dieſer Reformation werden ſeyn, daſs der Münzfus um 5 pr. C. erhöhet wird.

Alle Claſſen der Einwohner haben ein gleiches Recht, bey dem, was ihnen vortheilhaft iſt, geſchützt zu werden.

Welche Perſonen bey der Erniedrigung des Münzfuſses zu kurz kommen.

Dieſe allein müſſen aus der Wiederherſtellung deſſelben Vortheil ziehen,

nicht aber die ganze Claſſe der Gläubiger,

deren Anſprüche man einer billigen und unparteyiſchen Vergleichung unterwerfen muſs.

XII. Cap. Einwürfe gegen meine bey dieſer Unterſuchung angenommene Grundſätze, und Antworten darauf.

Einwürfe. 1. Ein Pfund Sterling wird jederzeit als ein Pfund betrachtet werden.

2. Der Münzfus iſt gegenwärtig nicht heruntergeſetzt, denn er hängt lediglich von dem Statut ab, nicht aber von der Münze.

3. Ein Pfund Sterling iſt im Grunde noch immer 1718. 7 Grän fein Silber werth.

4. Aus

4. Aus meinen Grundſätzen folgt, daſs bey jeder neuen Ausmünzung der geſetzmäſsige Gehalt ſchlechter wird.
5. Auch wird dadurch die Herunterſetzung der geſetzmäſsigen Gewichte und Maaſse begünſtigt.
6. Das Abnützen der Münzen durch den Umlauf, gereicht ganz allein denen zum Schaden, die von dergleichen Münze gerade zu derjenigen Zeit, da ſie verrufen wurde, einen Vorrath beſitzen: es ſetzt aber den Münzfus nicht herunter.
7. Die inländiſche Handlung, nicht aber der Preis der Barren, noch der Wechſelcours, iſt es, was den Münzfus reguliret.
8. Da die öffentl. Auflagen in Münzen, die zu leicht ſind, bezahlt werden dürfen, ſo erhalten ſich dadurch dieſe Münzen in ihrem Wehrt.
9. Mein Entwurf iſt eben der, welchen Lowndes, zum Vorſchein brachte.

Antworten. 1. Alle Schuldner und Käufer werden ein Pfund Sterling nach ſeinem Werth betrachten.
2. Wenn der Münzfus von der Verordnung abhienge, ſo würden die Leute verbunden ſeyn, nach dem Gewichte zu zahlen.
3. Man kann niemand nöthigen, 1718. 7 Grän fein Silber für ein Pfund Sterling zu zahlen.
4. Nicht die Regulirung der Münze, ſondern die Münzunordnung iſt es, was den Münzfus herunterſetzen muſs.
5. Die Leute ſind verbunden, nach dem geſetzmäſsigen Gewicht und Maaſse auszuwiegen und zu meſſen, aber ſie ſind nicht verbunden, nach dem Pfunde Sterling, ſo wie es durch den Münzfus beſtimmt iſt, zu zahlen.
6. Der Verluſt auf das zu leichte Geld fällt, wenn daſſelbe verrufen wird, auf die Beſitzer.
7. Das inländiſche Verkehr kann den Münzfus nicht aufrecht erhalten, wo es Kipper und Wipper giebt, oder wo auswärtige Handlung iſt.
8. Die Annehmung der leichten Münzen bey den öffentl. Caſſen erhält zwar das Anſehen der Münze, aber nicht den Werth des Pf. St.
9. Mein Plan kommt zwar in vielen, aber nicht in allen Stücken mit Lowndes ſeinem überein.

Lowndes hat nach unrichtigen Grundſätzen raiſonnirt.
Locke richtete ſeine Abſicht nur auf die Erhaltung des Münzfuſses, gab aber nicht auf die Folgen Acht.
Die politiſchen Umſtände haben ſich ſehr geändert.

Woran es liegt, daſs man in England über die Mittel und Wege, den vorigen Münzfus wiederherzuſtellen, nicht einerley Meinung iſt.
1. Man verſteht die Frage nicht recht, worüber geſtritten wird.
2. Man giebt nicht auf das wahre Merkmahl der Veränderung im Gehalte Acht.
Grundſätze allein machen hier die Sache nicht aus, wenn nicht der Staat zur Anwendung derſelben behülflich iſt.
Wenn man einander nur recht verſteht, ſo kömmt man bald in einer Sache mit einander überein.
3. Man verwechſelt bey dieſem Streit die fortwährenden Contracte mit dem Verkaufe.
4. Man ſieht vorzüglich nur auf das Intereſſe der Gläubiger, zum Nachtheil der übrigen Claſſen; und hernach ſpricht die ganze Nation aus eben demſelben Tone.
Anwendung der bisherigen Grundſätze auf die natürliche Veränderung in der Holländiſchen Münze.
Alle Entſcheidungen bey politiſchen Fragen hängen von Umſtänden ab.

XIII. Cap. In welchem Verſtande kann man ſagen, daſs der Münzfus durch das Geſetz erniedrigt worden ſey? und in welchem Verſtande kann man ſagen, es habe derſelbe durch eine Wirkung politiſcher Urſachen eine Veränderung erlitten?
Dieſe Sätze ſcheinen einander zu widerſprechen.
Der Münzfus iſt durch das Geſetz erniedrigt, wenn er auf das Gold veſtgeſetzt iſt.
Wirkungen, welche die Veränderungen der Proportion zwiſchen Gold und Silber auf das Einſchmelzen der Münzen und auf die Berichtigung der Zahlungen haben.
Nach den Zahlungen, die bey Banquiers geſchehen, richten ſich alle andre Zahlungen.
Der Münzfus iſt durch das Steigen des Silberpreiſes gradweiſe erniedrigt worden.
Die Proportion zwiſchen Gold und Silber im Jahr 1728. wird wie 15. 21. zu 1 angenommen.
Nach was für einer Progreſsion der Silberfus erriedrigt worden iſt.
Der von der Königin Eliſabeth verordnete Gehalt eines Pfunds Sterling war 1718. 7. Grän Silber und 157. 6. Grän Goldes, beydes fein.
Der Gehalt eines ſolchen Pfunds in Golde iſt gegenwärtig 2285. 3. Grän fein Silber wehrt.

Die

Die Veränderungen, die mit dem Golde und Silber vorgegangen; haben unter der Königin Eliſabeth drey verſchiedne Gehalte hervor gebracht.
Der eine iſt an gegenwärtigem Courant werth: 10. $11\frac{2}{3}$ Pf.
ein andrer werth 11. $10\frac{7}{8}$ Pf.
ein dritter werth 14. $5\frac{1}{8}$ Pf.
Letzterer iſt der wahre Münzfus der Eliſabeth für das Pf. St. und gegenwärtig werth, 2002 Grän fein Silber, und 1381 ditto fein Gold.
Er kann ſich aber alle Augenblicke ändern.
Das Gold iſt während des ganzen 17ten Jahrhunderts geſtiegen.
Das Silber aber ſeit dem Anfang des itzigen Jahrhunderts.
Recapitulation einiger Sätze.

XIV. Cap. Umſtände, die bey einer neuen brittiſchen Münzregulirung in Erwägung zu ziehen ſind.
Die Annehmung des Münzfuſses der Eliſabeth hat einen Schein der Gerechtigkeit.
Vorzüge des Münzfuſses unter Maria I.
In jedem Falle iſt eine Verkehrung des einen Fuſses in den andern nöthig.
Es muſs dabey auf das Intereſſe jeder Claſſe des Staats geſehen werden.
Unterſuchung des Intereſſe derer, welche Landgüter haben.
Unterſuchung des Intereſſe der Creditoren der Nation.
Unterſuchung des Intereſſe der Handlung.
Unterſuchung des Intereſſe der Käufer und Verkäufer.
Unterſuchung des Intereſſe der Banco.
Ungemächlichkeiten, die mit allen Neurungen verbunden ſind.
Grund, warum man den Münzfus nach dem gegenwärtigen Werth erhalten ſoll.
Jede Veränderung muſs entweder der Banco, oder den Creditoren der Nation, nachtheilig ſeyn.
Eine leichtere Methode, mit dem Münzfuſse eine Veränderung vorzunehmen.

XV. Cap. Verfügungen, welche nach den Grundſätzen dieſer Unterſuchung, bey einem neuen brittiſchen Münzreglement mit Nutzen können getroffen werden.
1. Verfügung in Anſehung des Münzfuſses.
2. Des Gewichts.

3. Des Münzpreiſes.
4. Der Benennungen.
5. Der Bemerkung des Gewichts auf der Münze.
6. Der Freiheit, die Zahlung in Silber oder in Gold zu ſtipuliren.
7. Die Gläubiger können ihre Zahlung halb in Gold, halb in Silber fordern.
8. Verfügungen wegen des Verkaufs.
9. dito wegen der Zahlungen an die Banco, und aus derſelben.
10. Alle Münze, worin Zahlung geſchieht, ſoll vollwichtig ſeyn.
11. Es muſs jedem frey ſtehen, die Münzen einzuſchmelzen und auszuführen, auf das Kippen aber muſs Leib- und Lebensſtrafe geſetzt werden.
12. Regel bey Aenderung des Münzpreiſes des Goldes und Silbers.
13. Wann der Münzpreis zu verändern iſt.
14. Regel bey Veränderung der Benennung der Münzen.
15. Wie Contracte zu erfüllen ſind, wenn eine Veränderung in Benennung der Münzen vorgegangen iſt.
16. Das Gewicht der verſchiednen Münzen muſs niemals verändert werden, ausgenommen, wann wenigſtens Eine Münzſorte wiederum ganz neu ausgeprägt wird.

Wie dieſes dem Pfunde Sterling jederzeit einerley Werth erhalten wird, und wie bey den Benennungen der Münzen die Brüche können vermieden werden.

17. Kleine Münzen müſſen nur auf 20 Jahr lang, und die gröſsern 40 Jahre oder drüber, rouliren dürfen.
18. Alle fremde Münze muſs in Anſehung ihres Werths als ungemünzt betrachtet werden.

Was dieſe Verfügungen für Folgen haben werden.

UNTER-

UNTERSUCHUNG

DER

GRUNDSÄTZE

DER

STAATS-WIRTHSCHAFT.

UNTERSUCHUNG

der Grundsätze

der

Staats-Wirthschaft.

ERSTES BUCH.

Von der Bevölkerung und dem Ackerbau.

Einleitung.

Die Oekonomie überhaupt ist die Kunst, alle Bedürfnisse einer Familie mit Klugheit und Ersparung zu besorgen.

Wenn sich an irgend etwas, das nöthig oder nützlich ist, ein Mangel äussert; wenn irgend was Angeschaffes verloren geht oder unrecht angewandt wird; wenn irgend ein Knecht, eine Magd, oder ein Thier über die benöthigte Anzahl gehalten werden, oder keinen Nutzen schaffen; wenn irgend ein Krankes oder Schwaches vernachlässigt wird: so merken wir sogleich einen Fehler in der Oekonomie. Demnach ist der Gegenstand derselben bey einer Privatfamilie dieser,

daſs jedes dazu gehörige Individuum ſeine Nahrung und übrigen Bedürfniſſe und eine nützliche Beſchäfftigung finde. Erſtlich, der Hausvater, der, als Haupt, das Ganze dirigirt; hernach die Kinder, die ihm mehr als alles andre, am Herzen liegen; und endlich das Geſinde, welches darum, weil ſeine Dienſte dem Haupte erſprieslich und zum Wohlſtand der Familie unentbehrlich ſind, einen rechtmäſigen Anſpruch auf die liebreiche Sorgfalt des Hausherrn machet.

Der ganze Hausſtand bekommt ſeine Einrichtung vom Hausvater. Er iſt der Herr, und zugleich der Oberaufſeher der Familie. Man muſs ſich hüten, beiderley Aemter mit einander zu verwechſeln. Als Herr errichtet er die Geſetze ſeines Hausſtands; als Oberaufſeher macht er, daſs ſie vollzogen werden. Als Herr kann er ſeine Befehle auf alle ſeine Leute im Hauſe einſchränken oder erweitern: als Oberaufſeher muſs er alles mit einer guten Art und mit Geſchicklichkeit einzuleiten wiſſen; und er iſt an ſeine eigenen Verordnungen gebunden. Je beſſer er die Haushaltung verſteht, deſto mehr Einförmigkeit wird man in allen ſeinen Handlungen wahrnehmen, und deſto weniger wird man ſich erkühnen, von der veſtgeſetzten Vorſchrift abzuweichen. Es ſteht ihm keineswegs frey, ſeine Haushaltungsgeſetze zu brechen, ob er gleich jedes Individuum in ſeinem Hauſe zur allergenauſten Befolgung ſeiner Befehle anhalten darf. Alſo ſind, ſelbſt in einer Privatfamilie, Haushaltung und Regierung zwey verſchiedne Dinge, deren jedes ſeinen beſondern Gegenſtand hat.

Was in einer Familie die Haushaltung iſt, das iſt in einem ganzen Lande die Staatswirthſchaft, doch mit dem weſentlichen Unterſchied, daſs in einem Staate keine Knechte, ſondern lauter Kinder ſind; und daſs einer, wann und wie es ihm beliebet, eine Familie errichten, und den Haushaltungsplan, den er für den beſten hält, darin einführen kann; da hingegen die Staaten bereits errichtet ſind, und die Art und Weiſe ihrer Oekonomie von tauſenderley Umſtänden abhängt. Keinem Staatsmanne (unter dieſem Wort verſtehe ich das Haupt, nach Maasgabe jeder Regierungsform) kommt die Freiheit zu, weder eine Staatswirthſchaft nach ſeinem Eigendünkel einzuführen, noch in der Ausübung ſeines erhabenen Anſehens die ſchon eingeführten Staatsgeſetze umzuſtoſſen, wäre er auch der unumſchränkteſte Monarch auf Erden.

Demnach besteht die gröſste Kunst der Staatswirthschaft darin: erstlich, daſs man ihre verschiedne Operationen auf die Denkungsart, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten eines Volks anpasse; hernach, daſs man diese Umstände so zu disponiren wisse, damit man eine Reihe neuer und nützlicherer Verfügungen einzuführen im Stande sey.

Der *Hauptgegenstand* dieser Wissenschaft ist, für alle Einwohner einen gewissen *Fond* des Unterhalts sicher auszumachen; jedem Umstand vorzubeugen, wodurch man sein Brod bittweise erhalten muſs; für alles, was zur Abhelfung der Bedürfnisse der Gesellschaft erfoderlich ist, bey Zeiten Sorge zu tragen; und die Einwohner (die man als freye Leute betrachtet) so zu beschäfftigen, daſs natürlicherweise wechselseitige Verhältnisse und Abhängigkeiten zwischen ihnen entstehen, damit sie um ihres eigenen Nutzens willen dahin bedacht seyn, wie sie einander bey ihren wechselseitigen Bedürfnissen zu Hülfe kommen mögen.

Wenn man die Mannigfaltigkeit erwägt, die in den verschiednen Ländern *in* Ansehung der Vertheilung des Eigentums, der Subordination der *Classen*, des aus der Verschiedenheit der Regierungsformen, der Gesetze und Sitten entstehenden verschiedenen Genies der Völker, anzutreffen ist: so kann man schlieſsen, daſs die Staatswirthschaft nothwendig bey jedem Volke anderst beschaffen seyn müsse, und daſs Grundsätze, wären sie auch nach der richtigsten Theorie ausgedacht, in der Anwendung ganz unfruchtbar bleiben werden, wofern man den Geist eines Volks nicht hinlänglich vorbereitet.

Des Staatsmanns eigentliches Geschäffte ist, daſs er von der Zuträglichkeit der verschiedenen ökonomischen Plane urtheile, und die Gemüther seiner Unterthanen nach und nach so zu formen wisse, daſs sie, durch die Lockspeise ihres eignen Nutzens gereizt, sich von selbst geneigt bezeigen, seinen Plan in Ausübung zu bringen.

Der speculativische Kopf, der, von der Praxis entfernt, die Grundsätze dieser Wissenschaft aus *Beobachtung* und *Nachdenken* ziehet, sollte sich, so weit es möglich ist, aller der Vorurtheile entschlagen, womit gewisse angenommene Meinungen begünstigt werden, wären sie auch, in Rücksicht auf besondre Nationen, noch so gegründet; er müsste sein Aeusserstes thun, ein Weltbürger zu werden, indem er die Gebräuche miteinander vergliche, und solche Verfügungen, welche einander gleich scheinen, und dennoch in verschied-

nen Ländern verschiedne Wirkungen hervorbringen, aufs genauste untersuchte; er müsste endlich auch die Ursachen dieses Unterschieds mit allem Fleisse und Aufmerksamkeit zu ergründen suchen. Nur durch ein solches Nachforschen läßt sich hoffen, daß man die richtigen Grundsätze entdecken werde.

Ein Schriftsteller über diese Materie, der seine Augen blos auf die Gebräuche seines Landes, oder einer andern Nation, richtet, wird natürlicherweise nicht sowol die Grundsätze der Staatswirthschaft überhaupt untersuchen, als vielmehr auf die Beschreibung eines besondern Systems derselben verfallen; er wird solche Einrichtungen loben, wobey in seinem Lande Recht und Billigkeit beobachtet wird; andre Verfügungen aber tadeln, bey deren Execution er Misbräuche wahrnimmt. Allein, wofern er nicht die verschiednen Methoden, wornach einerley Plan in verschiednen Ländern zur Vollziehung gebracht werden kann, miteinander vergleicht, so wird er nicht leicht die nachtheiligen Folgen, die dieser oder jener Verfügung wesentlich anhängen, von denen unterscheiden können, die nur aus dem Misbrauch entstehen. Aus dieser Ursache regt sich beim Franzosen ein Unwille, sobald von Landtaxen die Rede ist, und beim Engländer, wenn von Accisen gesprochen wird. Wer aber genau Acht giebt, wie das eine und das andre in diesen beiden Ländern, und in jedem Departement derselben, beigetrieben wird, der wird die wahren Wirkungen dieser Auflagen entdecken, und daher im Stande seyn, das, was aus dem Wesen der Auflage fliesst, und das, was nur vom Misbrauch herrührt, gehörig zu unterscheiden.

Nichts kann die Gemüther eines Volks auf eine wirksamere Art zur Annehmung eines guten ökonomischen Plans vorbereiten, als wenn man ihm selbigen richtig und geschickt vor Augen legt. Auf der andern Seite kann auch nichts Besseres ausgedacht werden, um einen Staatsmann, der das Ruder der Geschäffte führt, zu bewahren, daß er sein Ansehn nicht misbrauche.

Wenn man erst die Grundsätze recht gefaßt hat, so werden die wirklichen Folgen lästiger Verfügungen klar in die Augen fallen. Wenn die Endzwecke, worauf sie abzielen sollten, nicht erreicht worden sind, so liegt der Fehler offenbar an der Verwaltung des Staatsmanns. Das Volk wird alsdann nicht so sehr gegen die Auflage selbst, als gegen die unschickliche Vertheilung derselben schreyen. Es wird nicht über eine Landtaxe von 4 Schil. aufs Pfund Sterl,

noch

noch über eine Acciſe auf Wein und Taback murren, wohl aber über die verſchwenderiſche Verſpillung und unrechte Anwendung des Belaufs dieſer Taxen, nachdem ſelbige bereits auferlegt ſind. Aber wo man die Grundſätze nicht kennet, da hört alle Unterſuchung in demſelben Augenblicke auf, in welchem eine Nation verbunden werden kann, ſich das Joch über den Hals werfen zu laſſen. Eben ſo verhält ſichs mit allen andern Zweigen der Staatswirthſchaft.

Nachdem ich nunmehr den Gegenſtand meiner Unterſuchung gezeigt habe, muſs ich nur noch hinzufügen, daſs meine Abſicht iſt, mich hauptſächlich um eine klare Herleitung der Grundſätze zu bemühen, und ſelbige auf bekannte Exempel kürzlich anzuwenden. Ferner habe ich mir vorgeſetzt, mich bey einer ſo weitläuftigen Materie auf diejenigen Theile einzuſchränken, welche man in dem Generalſyſtem der neuern Staatskunſt als die intereſſanteſten befinden wird; und dieſe Theile werde ich mit demjenigen Geiſte der Freiheit abhandeln, der in unſern Zeiten bey allen feinern und blühenden Nationen Europens täglich mehr ſein Haupt erhebt.

Vergleiche ich die zierlichen Werke, die in Grosbritannien und in Frankreich erſchienen ſind, mit meiner trockenen und abſtracten Art, eben dieſelbe Materie in einer ungekünſtelten und von allem Zierrath entblöſten Sprache vorzutragen: ſo möchte mir, ich geſtehe es, in mancherley Rückſichten mein Muth entfallen. Sehe ich mich genöthigt, mit den allergemeinſten Wahrheiten anzufangen, und ſelbige als Grundprincipia darzulegen, ſo fürchte ich den Vorwurf einer Pedanterie, und als ob ich das, was ohnehin ſchon jedermann weis, in eine Wiſſenſchaft zu verkehren affectirte. Gehe ich dieſe Grundſätze gar zu umſtändlich durch, ſo gewinne ich das Anſehen, als ob ich mich bey Kleinigkeiten aufhielte. Ich hoffe daher, der Leſer werde mir glauben, wenn ich ihm ſage, daſs ich dieſes Misfällige gar wohl eingeſehen, daſs aber meine Art zu denken, die Natur des Werks, und der Zuſammenhang der Materie mich verbunden haben, mich einer ſolchen Ordnung und Schreibart zu bedienen, wo alles der Deutlichkeit aufgeopfert iſt.

Mein Hauptzweck wird ſeyn, die Wahrheit zu entdecken, und meinen Leſer in Stand zu ſetzen, daſs er allemal das rechte Glied der Kette, auf welches ich zuweilen überſpringe, treffen kann.

Ich werde mir keine Mühe geben, neue Gedanken zu ſuchen, wohl aber, vernünftig und der Sache gemäs zu raiſonniren. Sollte man etwas Neues bey mir finden, ſo wird es in den Schlüſſen ſeyn. Der

Der breite Weg in politischen Materien verführt zum Irrtum: der schmale, ich meyne den, wo man sich genau an die Grundsätze hält, ist verdrieslich, und kommt Vielen zu gemein vor. Gleichwol muss ich den letztern betreten; mein Trost dabey ist, dass je weiter ich darauf fortschreite, desto interessanter wird man mich befinden.

Jede Suppösition muss in ihrer genauen Verbindung mit den vorausgesetzten Umständen betrachtet werden; und ob ich gleich, um Misdeutung zu verhüten, und das Abstracte nach Möglichkeit zu vermeiden, öfters Exempel zur Erläuterung jedes Grundsatzes angebracht habe, so muss man sich doch bey denen aus Factis hergenommenen Exempeln vorstellen, dass keine fremde Umstände, die sich nicht mit der Suppösition vertragen, dabey vorgekommen seyn.

Ich werde bey so intricaten Materien keine besondre Meinung bestreiten: doch werde ich sie bey Gelegenheit einigermasen die Musterung passiren lassen, damit man die Ursache sehen könne, warum ich andrer Meinung sey.

Ich verlange kein System zu errichten, sondern ich werde nur, mittelst einer Reihe Folgerungen aus Grundsätzen, die sowol der Natur des Menschen gemäs sind, als auch mit einander selbst harmoniren, einige Materialien zur Errichtung eines guten Systems an die Hand zu geben suchen.

I. Capitel.

Von der Regierung des menschlichen Geschlechts.

Wir finden, dass der Mensch in allen Zeitaltern, in allen Ländern, unter jedem Clima, aus Grundsätzen der Selbstliebe, des Vortheils, der Schuldigkeit, oder der Leidenschaft, einförmig gehandelt hat. Hierin, sonst aber in keinem Stücke, gleichen sich alle Menschen.

Diese Beweggründe der menschlichen Handlungen bringen eine solche Mannigfaltigkeit von Combinationen hervor, dass, wenn wir die verschiednen Arten der Thiere in der ganzen Schöpfung durchgehen, wir in keiner Classe die Individua einander so ungleich befinden, als zwischen Menschen und Menschen. Daher ist es kein Wunder, dass die Leute in Ansehung einer jeden Sache, die sich auf den Menschen bezieht, so verschiedner Meinung sind.

Da

Da dieses edle Thier, sowol aus Nothwendigkeit als aus Neigung, ein geselliges Geschöpf ist, so finden wir auch in jedem Zeitalter, Lande und Clima, eine gewisse unter den Menschen errichtete Modification der Regierung und Subordination. Hier zeigt sich uns abermals eine eben so grosse Verschiedenheit zwischen ihnen, als verschieden die Gesellschaften sind; doch kommen sie alle darin überein, dass bey einer freywilligen Unterwürfigkeit *allemal* die Absicht zugleich mit auf die Beförderung des allgemeinen Besten gerichtet ist.

Eine beständige und ununterbrochene Erfahrung hat dem Menschen bewiesen, dass, unter jeder Regierungsform, die Gesellschaft glücklich genug leben kann, wenn nur diejenigen, die sie regieren, tugendhaft und gerecht sind. Um dieses zu seyn, braucht ein Regent nur eine zärtliche Zuneigung für die ganze Gesellschaft, und eine genaue und unpartheyische Achtung für das Interesse jeder Classe zu haben.

Alle Handlungen, und überhaupt alle Dinge, sind nur verhältnisweise gut oder bös. Nichts kann so sehr ineinander geflochten seyn, als Verhältnisse, wenn sie in Rücksicht auf eine ganze Societät betrachtet werden; und nie ist die Wahrheit schwerer zu entdecken, als wenn sie mit diesen Verhältnissen gemengt und umhüllt erscheint.

Wir müssen hieraus nicht schliessen, dass jede Operation der Regierung, ihren Folgen nach, problematisch und ungewiss sey; einige sind augenscheinlich gut; andre notorisch schlecht; die mittelmässigen kommen allemal am wenigsten in Betrachtung, und jemehr Verwicklungen ein scharfsichtiges Auge daran entdeckt, desto trivieller erscheinen sie in ihren unmittelbaren Folgen.

Eine Regierung muss immerfort in Thätigkeit seyn, und die Folgen und Wirkungen neuer Anordnungen zu einem ihrer vornehmsten Augenmerke machen.

Die Erfahrung allein wird zeigen, was menschliche Klugheit nicht vorhersehen konnte; und eingeschlichene Fehler müssen, so oft es nöthig und zuträglich ist, verbessert werden.

Alle Regierungen haben ihre sogenannten Grundgesetze: allein, Grundgesetze, das ist, solche, die unveränderlich sind, können nimmermehr unter Menschen Statt finden, die das veränderlichste Ding sind, das wir kennen.

Sogar das einzige Grundgesetz, Salus Populi, muss, gleich allen andern Sachen, jederzeit relativ seyn; wiewol solches mehr eine Maxime, als ein Gesetz ist.

Demungeachtet ist es nützlich, ja unumgänglich nöthig, dass in jedem Staate gewisse Gesetze als unveränderliche Grundgesetze angesehen werden, theils um die Ehrsucht einzelner Personen im Zaum zu halten, theils um dem Staatsmanne den Umriss oder die Skizze desjenigen Regierungsplans vorzeichnen zu können, von dem die Erfahrung bestätigt hat, dass er sich am besten zur Denkungsart seines Volkes schicke.

Solche Gesetze müssen sogar als wirklich unveränderlich betrachtet werden, solang der Staat keine Zuckungen und Revolutionen erfährt; weil bey einer ruhigen Verfassung alle Veränderungen dermassen stuffenweise geschehen, dass sie allen unmerklich werden, ausser den Scharfsichtigsten, welche die Gebräuche und Sitten desselben Volks in verschiedenen Perioden der Zeit, und unter verschiedenen Combinationen der Umstände, miteinander vergleichen.

So wie wir die Grundmaxime, dass jede Operation der Regierung auf die Wohlfahrt des Volkes abzielen sollte, als allgemein zugestanden angenommen haben: so können wir mit gleicher Gewissheit behaupten, dass ein Volk, wofern es glücklich gemacht werden soll, nach der bey ihm herrschenden Denkungsart regiert werden muss.

Ich werde also im folgenden Capitel erklären, was ich unter der Denkungsart eines Volks verstehe, und zeigen, in wie fern man ihr einen Einfluss auf die Regierung jeder Societät gestatten müsse.

II. Capitel.

Von der Denkungsart eines Volks.

Die Denkungsart eines Volks bildet sich nach einer Reihe angenommener Meinungen, die sich auf drey Gegenstände beziehen: *Moral*, *Regierung*, und *Sitten*. Diese, wenn sie einmal bey einer Societät, sie sey beschaffen wie sie wolle, einen allgemeinen Eingang gefunden haben, und durch eine lange und beständige Gewohnheit, wogegen keiner so leicht etwas einwendet, bestätigt sind, machen die Grundveste aller Gesetze aus, setzen die Form jeder Regierung vest, und bestimmen die sogenannten Landesgebräuche.

Um

Um ein Volk recht zu kennen, müssen wir dasselbe nach diesen drey Hauptpunkten betrachten. Die Kenntnis von seiner *Moral* können wir leicht erlangen, wenn wir die Sätze seiner Religion zurathe ziehen, und wissen, was Autorität und Direction für einen Einfluss auf seine Unterrichtung haben.

Das zweite Stück, oder die *Regierung*, ist schon mehr verhüllet, weil es sich immer nach Umständen ändert, die aus der Betrachtung innerlicher und auswärtiger Angelegenheiten entspringen. Eine gründliche Kenntnis der Geschichte eines Volks, und der Umgang mit seinen Staatsmännern, kann demjenigen, dem der Zutritt zu diesen Hülfsmitteln nicht versagt ist, eine ziemlich hinlängliche Wissenschaft in diesem Zweige beibringen.

Das letzte Stück, oder die Kenntnis der *Sitten* eines Volks, lässt sich am allerschwersten erwerben, und gleichwol steht nichts so sehr der Bemerkung eines jeden offen. Gewisse Umstände in Ansehung der Sitten werden von jedermann im Lande für so bekannt, und für so allgemein befolgt und beobachtet angenommen, dass es keinem so leicht in Sinn kommen wird, einen Fremden darüber zu belehren. In dem einen Lande ist nichts so schimpflich, als ein Schlag mit dem Stocke, oder auch nur eine drohende Geberde, als wollte man jemand schlagen *); in einem andern Lande gilt die Prügelmethode, hingegen ein Schimpfwort darf durchaus nicht vertragen werden **). In einem andern Lande wird ein unschuldig-freyer Umgang mit dem schönen Geschlecht, wogegen anderswo kein Mensch etwas einzuwenden findet, für die ärgerlichste Unanständigkeit gehalten ***). Ueberhaupt ist die Meinung eines Volks in Absicht auf das, was schimpflich heisst, blos durch die Gewohnheit eingeführt; und eine Regierung hat hohe Ursache, jeden Umstand, welcher bey dem zu regierenden Volke sich besonders ausnimmt, in die genaueste Erwägung zu ziehen.

Das Königreich Spanien wurde durch eine Nothzüchtigung ****), die Stadt Genua durch eine Maulschelle *****) verloren; die Königreiche Neapel und Sicilien sind jederzeit zur Aufruhr bereit gewesen; denn da sie, lange Zeit hindurch, unter fremder Herrschaft gestanden, so wurde das Volk niemals nach dem wahren Sinne seiner Sitten regiert. Wenn wir in der Geschichte

*) In Frankreich. **) In Deutschland. ***) In Spanien. ****) Durch Roderigo, den letzten König von der gothischen Linie. *****) Ein österreichischer Officier gab sie einem Genueser; und diss veranlasste die Revolte im Jahr 1747, wodurch alle Deutschen aus der Stadt getrieben wurden.

die Revolutionen aller Reiche durchgehn, so werden wir finden, dass die allergeringschätzigsten Umstände einen grössern Einfluss auf den Erfolg gehabt haben, als die weit wichtigern Ursachen, die gemeiniglich als die wirklichen Beweggründe angegeben werden. Ich brauche dieses nicht weitläuftiger auszuführen; meine Absicht ist nur, eine Idee an die Hand zu geben, der ein jeder weiter nachdenken kann, und die uns in der Folge dieses Werks manchmal gute Dienste thun wird; denn ich werde keinen einzigen Punct, der in die Staatswirthschaft einer Nation einschlägt, abhandeln, ohne die dabey anzuführenden Exempel mit einer und andern Mutmassung zu begleiten, die sich auf die Denkungsart des Volks bezieht. Ich komme wieder zur Sache.

Ich habe gesagt, nichts sey schwerer, einem Volke abzulernen, als seine Denkungsart in Ansehung der Sitten und Manieren; diese an sich zu nehmen, wird einem Fremden allemal unsägliche Mühe kosten. Er wird weit eher die Sprache lernen, ja sogar den fremden Accent verlieren, als er das Besondere seiner Nationalmanieren verlieren wird. Die Ursache ist klar: die Neigungen müssen verändert, der Geschmack in Ansehung der Amüsemens muss in eine andre Form gegossen, eingeführte Maximen, welche sich auf die Regierung, auf die Sitten, ja sogar auf einige moralische Handlungen beziehen, müssen sich unter gewisse neue Modificationen bequemen, ehe der Umgang und das Betragen des Fremden völlig mit der Denkungsart des Volks, worunter er lebt, harmoniren.

Diese Betrachtungen können uns behülflich seyn, die Ursache auszufinden, warum uns nichts schwerer fällt, zu ertragen, als die Regierung der Eroberer, so viel Mühe sie sich auch immer geben mögen, sich dem eroberten Volke angenehm zu machen. Die Erfahrung hat von je her diese Wahrheit bestätigt und die Fürsten selbst sind so sehr überzeugt davon, dass, wenn heutzutage ein Land durch Gewalt eingenommen wird, oder sonst unter eine andre Herrschaft geräth, gar selten zu einer schnellen Veränderung der Gesetze und Gebräuche der Einwohner geschritten wird, sondern dieses geschieht allmählig, stuffenweise, mit der Länge der Zeit. Ich darf ohne Bedenken sagen: Es giebt keine Regierungsform auf Erden, die an sich selbst so vortreflich wäre, dass das Volk unter derselben nothwendig glücklich werden müsste. Selbst die Freiheit, wenn man sie einem unter der grössten Sclaverey seufzenden Volke *auferlegen* wollte, würde dasselbe nicht glücklich machen; sie muss

erst

erst durch gewisse Modificationen, die sich mit denen bey ihm eingeführten Gewohnheiten vertragen, nach und nach Platz gewinnen.

Nachdem ich nunmehr erklärt habe, was ich durch die Denkungsart eines Volks verstehe, so wollen wir untersuchen, inwiefern diese Denkungsart einen Einfluss auf die Regierung haben müsse.

Wenn wir die Regierungen überhaupt ansehen, so finden wir, dass sie der Denkungsart des Volks so ziemlich angemessen sind. Für itzt aber haben wir zu erwägen, wie ein Staatsmann zu Werke gehn müsse, wenn die Verwaltung des Staats auf einen andern Fus eingerichtet werden soll, entweder weil es nach einsichtsvollen Entwürfen zuträglich befunden wird, oder, weil eine Veränderung der Umstände solches erfodert.

Die grosse Alteration, die seit dreihundert Jahren in den europäischen Angelegenheiten, durch die Entdeckung von America und Ostindien, durch das Hervorsprossen der Industrie und Gelehrsamkeit, durch die Erweiterung des Commerce, durch Einführung der Künste, die zum Luxus dienen, durch Aufrichtung eines öffentlichen Credits, und durch ein allgemeines Taxationssystem vorgegangen sind, haben überall den Plan der Regierung verändert.

Da sie vorher feudal und militarisch war, ist sie frey und commercialisch geworden. Wenn ich hier eine freye Regierung dem Feudalsystem entgegensetze, so will ich dadurch nur zu erkennen geben, dass jene Kette der Subordination, welche vormals den wesentlichen Theil der Lehensform ausmachte, nun bey den Unterthanen nicht mehr Statt findet. Das Oberhaupt hatte damals wenig Macht, und die niedrigern Classen des Volks wenig Freiheit. Anitzt aber ist, unter den meisten Regierungsformen, jeder arbeitsamer Mann, der kein Verschwender ist, frey und unabhängig, da vormals durch die Macht des höhern Adels die Unabhängigkeit aller untern Classen verschlungen wurde. Der militarischen Regierung setze ich nur darum die commercialische entgegen, weil jene anitzt so eingerichtet ist, dass sie aus den Folgen und Wirkungen des Commerce ihren Unterhalt bekommt, nämlich aus den Einkünften, die der Staat aus den Taxen zieht. Vormals konnte man mit einer grossen Anzahl Truppen alles ausrichten: itzt aber kann man nicht viel Truppen ohne Geld halten.

Man wird hieraus schon hinlänglich erkennen, wie die Revolution in dem politischen Zustande Europens beschaffen gewesen sey, und was sie für Folgen auf die Sitten gehabt habe.

Die

Die Denkungsart eines Volks verändert sich ohnezweifel von selbst, aber in allmähligen Stuffen. Die nämliche Generation hängt gemeiniglich den nämlichen Grundsätzen an, und behält die nämliche Denkungsart bey. Wir finden, dafs in jedem Lande allemal zwo Generationen zugleich im Gange sind, das ist, wir können die herrschende Denkungsart in zwo Classen vertheilen; die eine, bey Leuten zwischen zwanzig und dreissig Jahren, in welchem Alter die Meinungen sich vestzusetzen anfangen; die andre, bey Leuten, die schon ihre funfzig Jahre zurückgelegt haben, in welchem Alter die Meinungen und Gewohnheiten schon wirklich gebildet und eingewurzelt sind. Wer bey einer gesunden Urtheilungskraft ein guter Beobachter ist, kann viele die Regierung betreffende Dinge vorhersehen, wenn er auf den Ursprung und Fortgang neuer Gebräuche und Meinungen recht genau Acht giebt; nur mufs er sich von allen Vorurtheilen rein erhalten, und in keine Partheilichkeit zum Besten der von ihm selbst angenommenen Gebräuche und Meinungen verfallen; auch mufs es ihm nicht an der feinen Empfindung fehlen, welche erfodert wird, um den Einfluss einer Veränderung der Umstände sogleich merken zu können. Eben hierin besteht das eigentliche Genie, das einen grossen Staatsmann bildet.

Bey jedem neuen Schritte, den eine Regierung vornehmen will, sollte zuförderst untersucht werden, ob er sich zur Denkungsart des Volks schicke; und wenn diese noch nicht reif genug befunden wird, um die Ausführung des Plans vertragen zu können, so sollte man ihn lieber auf eine andre Zeit aussetzen, ihn ganz geheim halten, und unterdessen alle Mittel versuchen, welche die Gemüther des Volks vorbereiten, an der Neuerung Belieben zu tragen.

Das Project, in England das Pabstum einzuführen, wurde ausgeschwatzt ehe man zur Ausführung schritt, und also mislung es. Die Königin Elisabet behielt ihr Geheimniss für sich, und ein ähnlicher Anschlag gelung ihr. Der Plan einer General-Accise wurde allzuhitzig getrieben, zu einem Streitpunct zwischen verschiedenen Partheyen gemacht, zur unrechten Zeit vorgelegt, und das Volk nicht im mindesten dazu vorbereitet; daher wird es zu einer andern Zeit desto schwerer seyn, ihn auszuführen, wofern man nicht mit der gröfsten Vorsicht dabey zu Werke geht.

Nichts ist einem geschickten Staatsmanne unmöglich, der sich bestrebt, der Denkungsart eines Volks eine andre Wendung zu geben. Kann ein Volk

dahin

dahin gebracht werden, lieber seine Weiber und Kinder zu ermorden, und sich selbst zu verbrennen, als sich einem fremden Feinde zu unterwerfen; kann es dahin vermocht werden, seine kostbarsten Effecten, sein Gold- und Silbergeschmeide, zur Unterstützung einer gemeinen Sache aufzuopfern; können Weiber sich entschliessen, ihre Haare herzugeben, um Stricke daraus zu machen, und alte abgelebte Männer, auf die Mauren einer Stadt zu steigen, um sie zu vertheidigen: so werde ich behaupten dürfen, dass, wenn nur die Denkungsart eines Volks mit der gehörigen Manier gelenkt wird, nichts unmöglich sey, ins Werk zu setzen. Wenn ich aber sage, nichts ist unmöglich, so muss man es in diesem Verstande aufnehmen, dass nichts, was zur Wohlfahrt eines Volks *wesentlich-nothwendig* ist, unmöglich sey; denn mehr fordert man von einer Regierung nicht.

Dass ein Staatsmann ein besondres Talent besitzen müsse, wenn er die Gemüther eines Volks disponiren will, einem Plane beizufallen, selbst einem solchen, der für das Interesse und die Glückseligkeit dieses Volks nicht zweckmässiger ausgedacht seyn könnte, erhellet daraus, weil wir Exempel von weisen, reichen und mächtigen Nationen haben, die in einer Art von Unthätigkeit schlummern, zu einer Zeit, da eine, dieser ganz entgegengesetzte, Denkungsart jedes Individuum belebet; sie werden, wie die Stadt Jerusalem, ein Raub ihrer Feinde, während, dass sie von innen, durch Zwiespalt und Erbitterung gegen einander, aufgerieben werden, blos darum, weil die gegen diese Uebel vorgeschlagene Mittel nicht der Denkungsart selbiger Zeiten gemäss sind *).

Die vornehmste Kunst eines Staatsregierers ist, dass er sich aller Vorurtheile entschlage, die ihn bewegen können, sich für gewisse Meinungen, für gewisse Classen, und insonderheit für gewisse Privatpersonen allzustark zu interessiren; dass er die Denkungsart des Volks zurathe ziehe, und ihr, indem er sich, dem Anschein nach, darnach zu richten scheint, eine solche Lenkung gebe, die dem Volke solche Gesinnungen einzuflössen fähig ist, dass es sich über die Neuerung freue, welche die veränderten Umstände zur Nothwendigkeit gemacht hatten.

Kann

*) Dieses schrieb ich im Jahr 1756. um die Zeit, als die Franzosen die Insel Minorca wegnahmen.

Kann sich wol unter freyen Menschen eine gröſsere Veränderung zutragen, als wenn sie aus dem Stande einer vollkommenen Freiheit und Unabhängigkeit, sogar in den geringschätzigsten Kleinigkeiten, dem Zwange unterworfen werden? Gleichwol hat in den letztern dreihundert Jahren eine solche Veränderung durch ganz Europa Statt gefunden, und dem ungeachtet schätzen wir uns für weit freyer, als jemals unsre Väter waren. Wenn ehmals ein Edelmann ein Stückchen Länderey besaſs, so glaubte er nicht, daſs ihm jemand etwas deswegen abfodern könnte, auſser etwa, wenn er sich durch einen Contract dazu verbindlich gemacht hatte. Er disponirte über die Früchte der Erde, und über seine Knechte und Vasallen, wie es ihm gut dünkte. Alle Sachen wurden gekauft, verkauft, weggeführt, weiter gebracht, und nach der Privatconsumtion, oder nach den Landesbedürfnissen, modificirt und eingerichtet, ohne daſs sich der Staat im geringsten um das bekümmerte, was in diesen Stücken vorgieng. So war, sage ich, ehmals die allgemeine Situation Europens bey freyen Nationen unter einer regelmäſsigen Administration beschaffen; und die einzigen Auflagen, welche die Besitzer von Ländereyen zu entrichten hatten, wurden nach Maasgabe eines Contracts gemacht, vermöge dessen einer dem andern, wegen gewisser Lehens- oder andrer Verbindlichkeiten, wiewol nur in gewissen Stücken, subordinirt war. Uebrigens wurden die Auflagen zu ihrem eigentlichen Zwecke angewandt.

Die tägliche Erfahrung zeigt, daſs ein Volk nichts mit gröſserem Unwillen ansieht, als eine Auflage der Taxen; und jeweniger es daran gewöhnt ist, desto schwerer können sie bey ihm eingeführt werden.

Der groſse Misbrauch, der öfters in der Anwendung der Taxen vorgeht, trägt freilich nicht wenig bey, jenen Unwillen der Unterthanen gegen die Regierung zu vermehren und zu unterhalten. Aber wenn auch dieser Misbrauch nicht vorgienge, so wird doch insgemein allzuwenig Sorge getragen, die Gemüther des Volks zu dergleichen Neuerungen vorzubereiten; denn wir sehen, daſs das Volk bey manchen Gelegenheiten sich sehr schweren Taxen mit der gröſsten Willigkeit unterwirft, wenn sie nur zur rechten Zeit auferlegt werden, und gegen die herrschenden Sitten und Neigungen nichts Widriges mit sich führen. Ein französischer Edelmann, dem selbst der Gedanke unerträglich ist, daſs er in Bezahlung einer Landtaxe dem Bauren gleichgestellt werden soll, bezahlt zur Kriegszeit mit Vergnügen eine Generaltaxe auf alle

seine

seine Effecten, nur unter einem andern Namen. In dem einen Lande ist ein Kopfgeld etwas Schreckliches: in einem andern Lande ist eine Taxe auf die Lichter eben so schrecklich.

Oft trägt sichs zu, dass Staatsmänner, nicht sowol aus einer reifen Erwägung der innerlichen Umstände ihres Landes, als vielmehr, um dem Exempel andrer Nationen zu folgen, auf den Einfall gerathen, neue Auflagen zu machen. Allein, wenn man auf die Landesumstände gehörig Acht giebt, so wird man die Mittel leicht entdecken, wodurch eben derselbe Plan auf eine Art ausgeführt werden kann, die der Denkungsart, dem Humeur, und den übrigen Verfassungen des Volks vollkommen gemäs ist. Wenn Fremde zu Staatsmännern gebraucht werden, so ist die Verwirrung noch gröfser, wofern sie nicht ausserordentlich viel Einsicht und Genie, und insonderheit viel Biegsamkeit und gefälliges Wesen besitzen.

Staatsmänner nehmen bisweilen ihre Zuflucht lieber zur List, als zur Vernunft, weil ihre Absichten öfters nicht lauter sind. Aber dieses zerstört alles Vertrauen zwischen ihnen und dem Volke; Vertrauen aber ist nöthig, wenn man gewissermassen verbunden ist, um eine Gunst erst Anfrage zu thun, oder wenn man wenigstens zu dem, was man verlangt, nicht ganz unstreitig berechtigt ist. Ein Volk, das sich bey einer Auflage, und zielte sie auch auf seinen Nutzen ab, auf solche Weise hintergangen sieht, wird sich zu einer andern Zeit allen ähnlichen Maasregeln, wenn diese zu seiner Erhaltung gleich noch so unentbehrlich wären, mit Heftigkeit widersetzen.

Zuweilen sehen wir auch, dass Staatsmänner dem Volke die Lockspeise der gegenwärtigen Ruhe vorhalten, gerade zu der Zeit, wenn die Gemüther am besten disponirt sind, eine Bürde zu übernehmen; ich meyne die Zeit, da ein Krieg droht, und da alles mit Rache gegen den Feind beseelt ist. Ist es nicht wunderlam, zu einer solchen Zeit die Taxen lediglich nach der Proportion der Interessen von dem aufzunehmenden Gelde zu vergröfsern? Heifst das nicht kurzsichtig handeln, und zeigt es nicht wenigstens eine Gleichgültigkeit gegen die Zukunft an? Ist es nicht natürlicher, dass ein Volk sich weit lieber zur Tragung einer Last bequemen wird, um seine Rache zu vergnügen, als um eine grosse Schuld zurückzuzahlen, wenn die Gemüther bereits wieder besänftigt sind?

Aus den Exempeln, die ich gegeben habe, wird man hoffentlich zur Gnüge einsehen, was ich unter der Denkungsart eines Volks verstehe; und ich glaube klar gezeigt zu haben, dass eine geschickte Lenkung derselben höchstnothwendig sey, wenn ein tüchtiger Oekonomieplan eingeführt werden soll. Dieses ist so wahr, dass man viele Beispiele wird aufbringen können, wo ein Volk die wohlthätigsten Verordnungen, ja sogar die grössten Gnadenbezeigungen blos deswegen verworfen hat, weil dabey ein und andrer Umstand gegen die bey ihm eingeführten Gebräuche lief. Daher müssen wir uns nicht wundern, wenn wir sehen, dass die Leute sich gegen Einschränkungen und Lasten sträuben, zumal wenn sie weiter nichts davon zu gewarten haben, das ihrer Hoffnung schmeicheln könnte, als eine entfernte Aussicht auf das Wohl der Nation überhaupt.

Ich habe für nöthig erachtet, diese allgemeinen Reflexionen vorauszuschicken, um vielen Einwürfen zu begegnen, die beim Durchlesen dieser Untersuchung manchem ganz natürlich in Sinn kommen möchten. Ich werde manchmal allerley Fälle setzen müssen, und Folgerungen daraus ziehen, welche recht natürlich sind, wenn die eigentliche Denkungsart des Volks dabey vorausgesetzt wird, gleichwie sie hingegen ohne diese Voraussetzung ziemlich unnatürlich herauskommen würden. Ich supponire z. E., ein armer Mann, der viele Kinder auf dem Halse hat, würde froh seyn, wenn sie der Staat ernährte; und ein andrer, der verwüstete Ländereyen hat, würde es demjenigen Dank wissen, der sich aus freyen Stücken ein Landhaus daselbst aufbaute. In beiden angenommenen Fällen kann ich mich verstossen haben; denn es gibt Väter, die ihre Kinder lieber todt sehen, als unter fremde Hände kommen lassen; und es giebt Proprietairs, die um ihrer Jagdlust willen gerne die schönste Gegend Europens in eine Wildnis verkehrten.

Um einen vollständigen Begriff mitzutheilen, was ich eigentlich unter *Staats-Wirthschaft* verstehe, habe ich sie durch die Bestimmung ihres Gegenstands erklärt, welcher darin besteht, dass man jedem Mitgliede der Gesellschaft Nahrung, andre Nothwendigkeiten und eine anständige Beschäftigung verschaffe.

So lässt sich eine der verwickeltsten Operationen auf eine ganz simple und generelle Art definiren.

Allen Mitgliedern der Gesellschaft eine anständige Beschäftigung verschaffen, ist im Grunde nichts anders, als jedem Zweige ihrer Angelegenheiten eine gewisse Form und Lenkung geben.

Auf

Auf diese Idee kann, meines Bedünkens, die allerweitläuftigste Anlage zu einer Untersuchung der Grundsätze der Staats-Wirthschaft gründlich gebauet werden.

Hiernächst kommt es darauf an, dass man eine deutliche Methode ausfinne, ein sich so weit verbreitendes Subject zu analysiren, indem man eine Reihe von *Ideen* erfindet, die auf jeden Theil des Plans angewandt, und zugleich auf eine methodische Art auseinander hergeleitet werden können.

Zu diesem Ende habe ich aus den letzteren Revolutionen im politischen *Zustande* Europens, manchen dienlichen Wink gezogen, insoferne sie die regelmässige Fortschreitung des menschlichen Geschlechts von einer grosen Simplicität bis zur künstlichsten Verfeinerung ins Licht setzen.

Ich werde demnach in diesem *ersten* Buche meines Werks die Societät anfänglich gleichsam in ihrer Wiege betrachten, und dann die Grundsätze untersuchen, welche einen Einfluss auf die *Bevölkerung* haben; die rechte Methode, den Einwohnern *Unterhalt* zu verschaffen, angeben; den Ursprung ihrer Arbeit, die Wirkungen ihrer Freyheit und Sclaverey, und ihre Abtheilung in Classen beleuchten, auch einige andre Puncte abhandeln, welche sich auf das menschliche Geschlecht überhaupt beziehen.

Hier werden wir finden, dass die Indüstrie einen Einfluss auf die Vermehrung der Menschen und auf den Anbau des Erdbodens habe; aus dieser Ursache habe ich ein und andres, was zur Indüstrie gehört, schon ins erste Buch einfliessen lassen, damit ich meine Leser zur Materie des *zweiten* Buchs vorbereiten möchte, wo ich darthun werde, dass eben diese *Indüstrie*, (unter den Flügeln der Freiheit) einem zahlreichen Volke auf eine leichte Art den Unterhalt verschaffe, mittelst der *Handlung*, welche die Arbeit eines fleissigen und erfindsamen Volks durch die ganze Welt versendet.

Die Erfahrung von dem, was sich in den letzteren zweihundert Jahren zugetragen hat, zeiget uns, wie ungemein die Handlung und Indüstrie in Europa die *Veräusserungen* und den *Geldumlauf* vermehret haben. Ich werde daher diese zwey Stücke, als die unmittelbarsten Folgen von dem vermehrten Anwachse jener beiden, genau durchgehen, und die Analysis derselben wird mein *drittes* Buch ausmachen, wo ich die Lehre vom *Credit* abhandeln werde.

Wir sehen auch, dass der Credit die Nationen genöthigt hat, sich seiner in ihren Kriegen zu bedienen, und wie sie durch die Einführung desselben

ben verleitet worden sind, Schulden zu machen, die sie nimmermehr bezahlen können, wenn keine Taxen auferlegt werden. Also wird, in dieser grossen Kette politischer Folgerungen, die Lehre von *Schulden* und *Taxen* ganz natürlich auf die Lehre vom Credit folgen.

Mit Hülfe dieses historischen Leitfadens werde ich die langen Gänge dieses weitläuftigen Labyrinths durchwandern; und indem ich mich in jedem besondern Districte desselben sorgfältig umsehe, werde ich von einer Folgerung zur andern schreiten, bis ich in das Allerinnerste meines eigenen Verstands werde eingedrungen seyn.

Wenn ich eine Materie abbrechen muss, so werde ich meine Uebergänge, so viel möglich, stuffenweise einrichten, so dass ich immer eine gewisse Verbindungskette beibehalte; und ob ich mir gleich, bey einer so unendlichen Mannigfaltigkeit in Ansehung der Wahl der Ordnung und Abtheilungen, nicht schmeicheln darf, diejenige Methode allemal zu treffen, die jedem Leser als die natürlichste und richtigste vorkommen mag, so werde ich doch keine Mühe sparen, meine verschiedne Materialien in eine solche Form zu bringen, dass man mir das Zeugnis geben müsse, ich habe sie nach meiner besten Einsicht vertheilet.

III. Capitel.

Auf was für Gründen beruht die Vermehrung des menschlichen Geschlechts, und was hat sie für natürliche *Ursachen? Welches sind die Wirkungen der Zeugung in Ländern, wo die Anzahl der Menschen nicht zunimmt?*

Die Vermehrung des menschlichen Geschlechts ist auf verschiedene Art abgehandelt worden. Einige haben Tabellen gemacht, um die Progressen der Vermehrungen zu zeigen, andre haben die Frage historisch untersucht. Man hat nachgeforscht, wie stark ungefähr die Anzahl der Menschen in den verschiedenen Zeitaltern der Welt, und in verschiedenen Ländern zu verschiednen Zeiten, gewesen seyn möge, und man hat eine recht sorgfältige Nachschlagung der alten Autoren für das beste Mittel gehalten, hinter die Wahr-

Wahrheit in dieser Sache zu kommen. Man hat aus ihren Schriften alle hieher gehörige Stellen gesammelt, gegeneinander gehalten, und mit den scheinbarsten Glossen und Anmerkungen versehen, um die Hauptfrage zu entscheiden. Nach den ausgearbeiteten Abhandlungen der Herren Hume und Wallace, deren Meinungen von der Volkanzahl der alten Welt einander entgegengesetzt sind, läßt sich fast nichts Neues mehr über diese Materie sagen; wenigstens *ist* der ausnehmende Fleis, den sie bey ihrer Untersuchung der Alten ersichtlich angewandt haben, sehr vermögend, jeden abzuschrecken, der sich *sonst* etwa noch schmeicheln möchte, bey den alten Schriftstellern solche Umstände zu finden, die ihm zu einer neuen Aufklärung dieser Sache behülflich seyn könnten.

Meine Absicht in diesem Capitel ist nicht, die Sache zu entscheiden, ja nicht einmal meine Meinung davon zu sagen, noch vielweniger die Gründe des einen oder des andern zu bestreiten. Ich will die Frage aus einem ganz andern Gesichtspunct betrachten; ich will nämlich nicht untersuchen, wie gros zu einer gewissen Zeit die Anzahl der Menschen auf dem Erdboden gewesen sey, sondern ich will den natürlichen und vernünftigen Ursachen ihrer Vermehrung nachspüren. Können wir diese entdecken, so werden sie uns vielleicht in Stand setzen, zu urtheilen, wie weit sich ihre Wirksamkeit in verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern erstreckt habe.

Der Hauptgrund der Vermehrung aller Thiere, folglich auch der Menschen, ist die Zeugung, und hiernächst die Nahrung; jene giebt ihnen das Daseyn, diese erhält sie. Brächte die Erde von selbst die den Menschen dienliche Nahrung in einem unbeschränkten Ueberflusse hervor, so hätten wir nicht nöthig zu arbeiten, um uns zu nähren. Nun wird man aber, wenn man den Zustand der Thiere, sowol in bewohnten, als unbewohnten und wüste liegenden Ländern, untersucht, allemal finden, daß die Anzahl der Thiere in der rechten Proportion mit der Quantität Nahrung steht, welche die Erde, ordentlicherweise das ganze Jahr hindurch, zum Unterhalt derselben hervorbringt. Ich sage, *ordentlicherweise das ganze Jahr hindurch*, weil wir wissen, daß von denjenigen Thieren, die sich sehr stark vermehren, z. E. vom Vogelgeschlechte, im Winter grose Haufen wegsterben; sie kommen mit den Früchten der Erde hervor, und fallen nach einiger Zeit mit diesen dahin. Dieser Satz ist so natürlich, daß niemand leicht dagegen streiten wird.

Was den Menschen betrifft, so bringt die Erde die Nahrung für ihn in keinem beträchtlichen Grade von selbst hervor. Ich gebe zu, dass es der Mensch eben so machen könnte, wie einige Thierarten, welche, um sich zu nähren, andre auffressen: allein, man muss bemerken, dass die Art, die sich von einer andern nährt, allemal in weit geringerer Anzahl vorhanden seyn muss, als die Art, von der sie sich nährt. Dies zeigen Vernunft und Augenschein.

Wäre demnach die Erde ungebaut, so würde die Anzahl der Menschen nimmermehr die Proportion der von selbst wachsenden Früchte übersteigen, welche die Erde, entweder zum unmittelbaren Gebrauch des Menschen, oder solcher Thiere, die eine schickliche Nahrung für den Menschen abgeben, darbietet.

Es gibt also eine gewisse Anzahl Menschen, welche die Erde, ohne die mindeste Bearbeitung, zu ernähren im Stande seyn würde. Wir wollen diese Quantität Menschen A nennen. Erhellet nicht aus dem Vorhergehenden klar, dass A ohne Arbeit eben so wenig jemals zunehmen kann, so wenig die Thiere, die nicht für sich selbst arbeiten, sich in stärkerer Anzahl vermehren können, als die Proportion des Futtervorraths ist, den die Natur für sie besorgt hat. Man bemerke jedoch, dass ich hiemit A auf keine genau bestimmte Anzahl einschränken will; denn der Einfluss der Jahrszeiten auf die Anzahl der Menschen ist ohne Zweifel eben so richtig, als wir ihn in Absicht auf die Anzahl der Thiere gewahr werden: ich sage nur, dass A nimmermehr über die oberwähnte vestgesetzte Proportion zunehmen wird.

Nachdem ich die eine Frage, die Vermehrung der Menschen betreffend, aufgelöset, und gezeigt habe, dass die Anzahl der Menschen nach Maasgabe der Producten der Natur, grösser oder geringer werde, so wende ich mich zur zweiten Frage, die ich in diesem Capitel abzuhandeln mir vorgenommen habe. Nämlich: Wie wird es alsdann um die Zeugungskraft stehen, wenn sie die volle Proportion von A bereits hervorgebracht hat? und was für Wirkungen werden hernach daraus folgen?

Wir sehen, wie wohlthätig, ich möchte sagen, wie verschwenderisch die Natur ist, da sie das Leben durch die Zeugung verleihet. Verschiedne Arten der Thiere, besonders die Insecten, vermehren sich zu tausenden, und doch merkt man nicht, dass die Art jährlich sich an der Zahl verstärke. Niemand kann behaupten, dass bey irgend einer Thierart gewisse Individua vorzüglich

zum

zum Leben bestimmt seyn, und dass hingegen andre, wegen einer Verschiedenheit in ihrer Natur, sterben müssen. Daher ist es vernünftig, den Schluss zu machen, dass es, unter andern Ursachen, dem Mangel der Nahrung zuzuschreiben sey, wenn eine so ungeheure Menge solcher Geschöpfe umkommt. Lasset uns dieses auf den Menschen anwenden.

Diejenigen Menschen, wovon wir vorausetzen, dass sie sich von den Früchten, welche die Erde von selbst hervorbringt, nähren sollen, können sich, wie ich dargethan habe, nicht über diese Proportion hinaus vermehren; zu gleicher Zeit wird die Zeugungskraft ihre natürlichen Wirkungen durch Vermehrung der Anzahl beweisen. Die Folge davon wird seyn, dass gewisse Individua kümmerlich ihren Unterhalt finden, mithin schwächer und hinfälliger werden; folglich, wenn in diesem schwächlichen Zustande die Natur einen Theil ihres gewöhnlichen Ueberflusses entziehet, so wird der ganze Haufen darunterleiden; es werden Krankheiten einreissen, welche eine weit grössere Anzahl wegraffen, als nach der schlechten Jahrszeit ernährt werden konnte. Was folgt weiter hieraus? dass diejenigen, die mit dem Leben davon gekommen sind, da sie reichlichere Nahrung finden, munter und stark werden; die Zeugung verschafft eine grössere Anzahl Menschen, und die gute Nahrung erhält sie, bis sie wieder zur vorigen Menge anwachsen.

Solchergestalt gleichet die Zeugungskraft einer mit einem Gewichte beschwerten Stahlfeder, die jederzeit nach dem Verhältnis der Verminderung des Widerstands ihre Kraft äussert. Haben sich die Nahrungsmittel eine Zeit hindurch ohne Zunahme und ohne Abnahme erhalten, so wird die Zeugung eine so grosse Anzahl Menschen verschaffen, als ihr möglich ist. Fängt aber sodann die Nahrung an zu mangeln, so ist die Feder überwältigt, und ihre Kraft kann nicht aufkommen; die Anzahl der Einwohner wird sich verringern, wenigstens in der Maasse als ihrer zuviel vorhanden sind. Wenn hingegen die Nahrung zunimmt, so wird die Feder, die vorher bey o stand, ihre Kraft beweisen, je nachdem der Widerstand abnimmt; die Leute werden anfangen, sich besser zu füttern; sie werden sich vermehren, und so wie sie an Anzahl zunehmen, desto schlechter wird es abermal um ihre Nahrung aussehen.

Hier muss ich eine Anmerkung beifügen, die sich zu dieser Materie sehr wohl schickt. Die Zeugungskraft beim Menschen, (welche wir einer Stahl-

Stahlfeder verglichen haben) und die Zärtlichkeit und Liebe, die wir gegen unſre Kinder hegen, reizen uns erſtlich zur Fortpflanzung unſers Geſchlechts an, und bewegen uns hernach, das, was wir haben, mit unſern kleinen Abkömmlingen zu theilen. Durch dieſes Vertheilen und Wiedervertheilen in kleinere Portionen trägt ſichs endlich zu, daſs in jedem Lande, wo die Nahrung auf eine gewiſſe Anzahl eingeſchränkt iſt, die Einwohner ſich nach einer ordentlichen Progreſſion ernähren müſſen, die vom Ueberfluſſe und einem reichlichen Auskommen bis zu den äuſſerſten Stuffen der Dürftigkeit, ja bisweilen bis zum Verhungern, heruntergeht.

Obgleich die Beiſpiele von dieſer letzten Extremität in einigen Ländern nicht gemein ſind, ſo halte ich ſie doch nicht für ſo ſelten, als man ſich insgemein einbildet; und die übrigen Stuffen des Mangels verurſachen vielerley Krankheiten, und einen ſolchen Verfall der Kräfte, der entweder das Zeugungsvermögen auslöſcht, oder es dermaſſen ſchwächet, daſs weniger ſtarke und geſunde Kinder zur Welt geboren werden. Ich berufe mich auf die Erfahrung, daſs dieſe Anmerkung richtig iſt.

Setzet zwey oder drey Paar Caninchen auf ein Feld, das für ſie taugt; ſie werden ſich geſchwind vermehren, und in wenigen Jahren wird euer Caninchengarten verſorgt ſeyn; ihr könnt jährlich hundert Paare daraus wegnehmen, und er wird doch in guter Ordnung bleiben. Nehmt aber in etlichen Jahren gar keine Caninchen daraus weg, ſo werdet ihr vielleicht finden, daſs euer erſter Vorrath mehr ab- als zugenommen hat; die Urſache habe ich bereits angeführt. Africa liefert jährlich viele tauſend Menſchen zum Anbau der americaniſchen Länder; es gleicht in dieſem Stücke einem Caninchengarten. Ich zweifle faſt gar nicht, daſs wenn ihm alle ſeine Kinder zurückgeſchickt würden, der gröſſte Theil derſelben Hungers ſterben müſſte.

IV. Capitel.

Fortſetzung dieſer Materie, mit Rückſicht auf die natürlichen und unmittelbaren Wirkungen, welche der Ackerbau auf die Bevölkerung hat.

Ich gehe in meiner Unterſuchung weiter. Ich nehme anitzt an, daſs des Menſchen Fleis und Arbeit zur natürlichen Fruchtbarkeit des Erdbodens hinzu-

hinzukommen; um so viel er dadurch eine gröſſere Quantität Nahrung hervorbringt, um so viel legt er den Grund zur Erhaltung einer gröſſern Anzahl Menschen. Diese vermehrte Anzahl werde ich B nennen. Nun schlieſſe ich: Gleichwie A in einer beständigen Proportion gegen die freywilligen Früchte der Erde steht, so muſs B in Proportion gegen den Ackerbau stehen (durch dieſes Wort verstehe ich itzt jedes Mittel, wodurch man durch Arbeit mehrere Nahrung zuwege bringt). Folglich muſs die durch der Menschen Arbeit erhaltene Anzahl sich zur ganzen Anzahl der Menschen verhalten, wie B zu A + B, oder wie B zu A und B zusammengenommen.

Hieraus erhellet sogleich, daſs die Menschen in zwo Classen vertheilt sind. Zur ersten gehören die, welche, ohne zu arbeiten, von den freiwilligen Früchten der Erde leben, als von Milch, von zahmem Vieh, von der Jagd, u. s. w. Zur andern Classe gehören die, welche den Erdboden zu bearbeiten verbunden sind. Es wird nun dienlich seyn, zu untersuchen, was wol natürlicherweise einen Menschen zur Arbeit verbinden würde, und welches die natürlichen Folgen von dieſer Arbeit in Absicht auf die Bevölkerung seyn werden.

Ich habe schon gesagt, daſs im Cörper des Menschen ein Urstoff zur Zeugung liegt, der ihn anreizt, sich zu vermehren. Noch ein andres Principium, das seiner Seele von Natur anhängt, ist die Selbstliebe, oder ein Verlangen nach Ruhe und Glückseligkeit, welches diejenigen, die bey sich gewisse persönliche, oder politische Vorzüge merken, antreibt, sich jeden natürlichen Vortheil zu Nutze zu machen. Folglich werden dieſe letztern sich nach Proportion vermehren, weil sie dadurch, daſs sie sich die Früchte der Erde zueignen, die Mittel erlangen, ihren Nachkömmlingen Unterhalt zu verschaffen. Die erstern hingegen werden, meines Erachtens, natürlicherweise die Knechte werden, weil dieſes unter allen der leichteste Weg ist, Unterhalt zu finden. Was ich hier sage, ist der Natur des Menschen so gemäſs, daſs man überall, sogar an Kindern, wahrnehmen, wie die geringste Verlegenheit in irgend einer Sache beständig den Tribut der Dienstbarkeit auf eine oder andre Weise nach sich ziehe. Diejenigen, die sich um ihrer Nahrung willen in die Knechtschaft begeben, werden gar bald Sclaven werden, denn die Sclaverey ist nur ein durch Civilgesetze eingeführter Misbrauch des Dienens; und Menschen, welche keine Möglichkeit vor sich sehen,

sehen, ihren Unterhalt auf andre Weise zu finden, werden genöthigt seyn, auf die Bedingungen zu dienen, die man ihnen vorschreibt.

Dieses scheint in der Kindheit der Welt keine unnatürliche Folge zu seyn: doch will ich darum nicht behaupten, dass eben hieraus der Ursprung der Sclaverey herzuleiten sey. Dem sey wie ihm wolle, Knechte sind von je her gewesen, und nur der Misbrauch ihrer Dienstbarkeit ist es, was wir unter dem Namen *Sclaverey* verstehen. Dass Kinder ihren Eltern, und Knechte ihren Herren unterwürfig seyn müssen, scheint der vernunftmässigste Ursprung der Gesellschaft und Regierung zu seyn. Ersteres ist natürlich, und die unvermeidliche Folge einer gänzlichen Abhängigkeit: Letzteres ist politisch, und kann sehr natürlich bey denen Statt finden, die sich auf keine andre Weise nähren können. Diese letztere Art der Subordination kann, meines Erachtens, in demselben Augenblicke entsprungen seyn, als der Mensch genöthigt war, für seinen Unterhalt zu arbeiten; eher aber nicht.

Die Bedürfnisse des Menschen schränken sich nicht blos auf die Nahrung ein. Soll er die grobe Oberfläche der Erde, zu seiner Nahrung, selbst bearbeiten, so muss er einen grossen Theil seiner Zeit darauf anwenden, wenn er auch mit allen zur Ausübung seines Fleisses erforderlichen Werkzeugen versehen wäre; mithin wird er noch weit schlimmer dran seyn, wenn er zugleich für seine übrigen Bedürfnisse sorgen soll; folglich wird er vielleicht willig seyn, dem ersten dem besten, der ihn damit versorgen will, zu dienen. Nehmen wir hingegen an, dass das ganze menschliche Geschlecht müssig und wohl genährt sey, und von den Früchten der ungebauten Erde lebe, so wird der Plan einer allgemeinen Freiheit ganz natürlich, weil bey solchen Umständen die Menschen keine Veranlassung finden, sich in eine freiwillige Unterwürfigkeit zu begeben.

Um den Einfluss des Ackerbaues auf die Vermehrung der Menschen desto besser ins Licht zu setzen, so wollen wir uns aus der ältesten Geschichte, die wir haben, eine Vorstellung von einer ersten Gesellschaft, von einer Regierung, von einem Könige, zu machen suchen. Die Gesellschaft ist das Ganze zusammengenommen; sie besteht aus dem Jacob, seinen Söhnen, ihren Weibern, ihren Kindern, und sämmtlichen Knechten und Mägden. Die Regierung besteht in den Verordnungen, die Jacob einem jeden in der Familie, seine Subordination und Pflichten betreffend, vorschreibt. Hier wird die Ver-

mehrung anwachsen, aber nicht nach Proportion des Zeugungsvermögens, sondern je nachdem die bereits durch die Zeugung vorhandenen Personen beschäfftigt werden. Wofern Jacob fortfährt, seine Heerden zu weiden, so muss er die Grenzen seiner Triften erweitern, und seinen Viehvorrath vermehren, je mehrere Mäuler er in seiner Familie zu versorgen bekömmt. Ihm fällt die ganze Last anheim, sich um alle diese Umstände zu bekümmern, denn er *ist* der Herr, der Vorsteher, der Staatsmann, der Versorger der ganzen Familie. Seine Knechte werden die Arbeit verrichten, wozu sie Befehl erhalten. Aber wenn er nicht die behörige Vorsicht gehabt hat, einige Ländereyen zum Ackerbau einzurichten, sobald er seine Familie beinahe bis zu derjenigen Anzahl angewachsen sieht, die von seinen Heerden füglich genährt werden kann; und wenn alsdann eine grosse Dürre einfällt, welche alles Gras in Palästina versenget: so wird er genöthigt seyn, eine Anzahl von seinem vorräthigen Vieh mit einigen Leuten von seiner Familie auf den Markt zu schicken, um es zu verkaufen, und für den daraus gelösten Preis Korn einzukaufen; denn schon in jenen erstern Zeiten gab es Geld, es gab Leute, die grobe, feinere und bunte Zeuge, zu alltäglichen und festlichen Kleidern verfertigten; es gab eine Handlung mit Korn, mit Spezereien, mit Balsam und Myrrhen. Jacob und seine Familie waren Schäfer, aber sie lebten nicht blos von Fleisch, sie assen auch Brod; folglich war der Ackerbau damals schon vorhanden, obgleich sie selbst sich nicht damit abgaben. Indessen fehlte nicht viel, dass die Hungersnoth sie aufgerieben hätte, und allem Ansehen nach wäre solches geschehen, wenn sich nicht der tröstliche Umstand ergeben hätte, dass Joseph Gouverneur in Egypten war. Dieser half ihrer Noth ab, wies seiner Familie das beste Land im ganzen Königreiche zu ihrer Viehweide an, und liess es ihnen nicht an Brod fehlen.

Ohne Zweifel haben sie sich immer allmählich stärker vermehrt, solang diese günstigen Umstände fortgedauret haben. Der übernatürliche Beistand, den Gott zur Vermehrung seines auserwählten Volks verliehen haben mag, gehört nicht zu meiner Untersuchung.

Ich habe mich dieses Exempels von einem Patriarchen zugleich in der Absicht bedient, zu zeigen, dass schon in den ältesten Zeiten Geld, Handlung und Manufacturen eingeführt gewesen seyn müssen. Ohne diese vorgängigen Einrichtungen betrachte ich das menschliche Geschlecht als Wilde, die,

nach unsrer erstern Voraussetzung, von den freiwilligen Früchten der Erde leben, und, in Ansehung ihrer Anzahl, auf den wirklich vorhandenen Vorrath dieser Producten eingeschränkt sind.

Aus dem Bisherigen können wir schliessen, dass die Anzahl der Menschen sich nach der Quantität der Nahrungsmittel richten müsse, welche die Erde für sie hervorbringt. Und hieraus können wir weiter den unmittelbaren Schluss ziehen:

Dass die Anzahl der Menschen jederzeit mit den vorhandenen Lebensmitteln in Proportion gestanden sey, und stehen müsse, und dass der Vorrath an Lebensmitteln sich allemal in zusammengesetztem Verhältnisse gegen die Fruchtbarkeit des Clima, und gegen den Fleis der Einwohner, befinde.

Aus diesem letzten Satze erhellet klar, dass es keine allgemeine Regel gibt, wornach sich die zum Ackerbau nöthige Anzahl Einwohner, selbst in einerley Lande, bestimmen liesse. Die Fruchtbarkeit des Erdbodens, wenn er bearbeitet ist; die grössere oder kleinere Leichtigkeit, ihn urbar zu machen; die Quantität guter von selbst wachsenden Früchte; der Ueberfluss an See- und Flussfischen; die grosse Menge des Vogel- und andern Wildprets; alle diese Sachen haben von je her einen grossen Einfluss auf die Nahrung gehabt, und folglich setzen sie der Vermehrung der Menschen Mass und Ziel, und bestimmen ihnen ihre Beschäftigung.

Ein vorhin unbewohntes Land anzubauen, die Wälder auszurotten, die wilden und giftigen Thiere zu vertilgen, sumpfige Gründe auszutrocknen, dem Wasser freyen Lauf zu schaffen, und Kornfelder anzulegen, muss gewiss mehrere Hände erfodern, als wenn man ein bereits urbares Land verbessern will. Ich darf mich dissfalls nur auf unsre americanischen Brüder berufen.

Wir können also den richtigen Schluss machen, dass der Ackerbau oder die Verschaffung des nöthigen Unterhalts die wesentlichste Erfodernis zur Bevölkerung ist. Alles übrige hängt vom Ackerbau ab; und so lang der nöthige Unterhalt eines Volks nicht auf sichrem Fusse steht, so kann kein Staatsmann seine Aufmerksamkeit auf andre Zweige seiner Kunst richten.

Die grosse Wichtigkeit dieses Gegenstands hat Verschiedne auf die Gedanken verleitet, dass die dem Luxus beförderlichen Künste unsrer Zeiten dem Ackerbau sowol als der Vermehrung der Menschen nachtheilig wären. Zuweilen ist es nicht gut, wenn man seine Aufmerksamkeit allzustark auf Eine

Sache

Sache allein heftet, wäre solche auch noch so wichtig. Niemand kann leugnen, dass der Ackerbau die Grundlage der Bevölkerung, und das nöthigste Stück zur Wohlfahrt eines Volks sey: aber hieraus folgt nicht, dass sich fast alle Mitglieder des Staats mit dem Ackerbau beschäfftigen sollen: diss hiesse die Ordnung der Dinge umkehren, und den Knecht zum Herrn machen. Des Menschen eigentlicher Beruf und Geschäffte ist nicht das Essen; sondern er muss nur darum essen, damit er seine Schuldigkeit thun und nützlich seyn könne.

Es ist zu meinem Zwecke nicht genug, zu wissen, dass die Einführung des Ackerbaus, indem dadurch die Quantität der Erdproducten vermehrt wird, augenscheinlich zur Vermehrung der Anzahl der Menschen gereiche: sondern ich muss auch die *politischen Ursachen* untersuchen, die zu dieser Wirkung beförderlich seyn müssen.

Zu diesem Ende wird meine nächstfolgende Abhandlung auf die Entdeckung derjenigen Grundsätze gerichtet seyn, auf welchen die Beschäfftigung der Menschen mit dem Ackerbau beruhet. Ich werde keine Mühe sparen, diese Materie bis auf den Grund zu untersuchen, sollte sie mich auch gleich verleiten, einige Zweige meines Sujets zu frühzeitig zu berühren.

Ich werde mich bestreben, Grundsätze darzulegen, die mit der Natur des Menschen, des Ackerbaues und der Bevölkerung, bestehen können, um mittelst derselben beides den Gebrauch und Misbrauch der beiden letztern zu entdecken. Wenn man diese Abhandlungen in meinem Werke wohl versteht, so wird man in den übrigen desto leichter fortkommen können, und ich werde meine Materie desto weniger unterbrechen dürfen, um Dinge zu erklären, die zu den Anfangsgründen gehören.

V. Capitel.

Auf welche Art, nach welchen Grundsätzen, und aus was für politischen *Ursachen der Ackerbau die Bevölkerung vermehre.*

Ich habe bereits gezeigt, wie die freywilligen Früchte der Erde einen Fond hinlänglicher Nahrung für eine bestimmte Anzahl Menschen verschaffen; und ich habe auch obenhin die Folgen berührt, welche entstehen, wenn des Menschen Arbeit zur natürlichen Fruchtbarkeit des Erdbodens hinzukommt.

Diese Untersuchung will ich nun ein wenig weiter treiben. Ich will annehmen, eine an selbstwachsenden Producten fruchtbare Gegend, die zu jeder Art der Cultur tauglich ist, sey von einem Volke bewohnt, das unter einer freyen Regierung steht, und in der lautersten Einfalt, ohne Handlung, ohne entbehrliche Künste, ohne Ruhmsucht lebt. Ich will ferner annehmen, es sey in diesem Lande ein Staatsmann vorhanden, der denen, die zuvor die freywilligen Früchte der Erde in Ruhe und Müssiggang verzehrten, einen Geschmack zum Ackerbau und zur Arbeit beibringt. Was wird diese Vermehrung der Nahrung, welche der hinzugekommenen Arbeit zuzuschreiben ist, für Folgen haben?

Der schnelle Zuwachs einer solchen Nahrung, als ich hier voraussetze, wird unverzüglich alles mit Munterkeit beleben; und wenn die hinzugekommene Quantität nicht sehr gros ist, so wird man nichts Ueberflüssiges finden. Sobald die Einwohner ihre reichliche Nahrung haben, so werden sie sich noch stärker vermehren; alsdann werden sie mit ihren Kindern theilen müssen, und die Nahrung wird wieder knapper werden.

Soviel war zur Erläuterung des einen Grundsatzes nöthig. Allein, die angeführten Wirkungen werden nicht lediglich dadurch erhalten werden, dass man diejenigen, die zuvor z. E. von der Jagd lebten, bewegt, diese Handthierung niederzulegen, und den Ackerbau zu treiben. Der Staatsmann muss auch eine Methode ausfinden, welche vermögend ist, die Producten dieses neuen Zweigs der Arbeitsamkeit unterwärts zu verbreiten, damit selbige auch den Allerdürftigsten in ihrer Noth zu statten kommen. Denn wenn der hervorgebrachte häufigere Vorrath blos in den Händen derer bleibt, die ihn hervorgebracht haben, so wird er ihnen schlechterdings überflüssig; sie würden ihn, wenn sie mit einem benachbarten Staate einige Handlung trieben, verkaufen oder vertauschen, und ihre Mitbürger hungern lassen. Da wir aber angenommen haben, dass dieses Volk keine Handlung treibe, so würde, in einem sehr fruchtbaren Jahre, jener überflüssige Vorrath Getreides, wie das Obst, verderben; und dann wird dem Landmanne Lust und Trieb zur Arbeit vergehen.

Wenn der Staatsmann, um dieses Unheil abzuwenden, gewisse Classen nöthiget, den Erdboden zu bearbeiten, und die Producten davon unter alle Bedürftige klüglich vertheilet, wogegen er sie Dienste verrichten lässt, die zum gemeinen Landesnutzen gereichen: so wird zwar dieses ein untrüglicher

Weg

Weg seyn, die Anzahl der Einwohner zu vermehren, sie arbeitsam zu machen, und sie in der Einfalt der Sitten zu erhalten: aber da dieses zugleich das Bild der alten Sclaverey ist, so kann es in dem oben supponirten Falle nicht Statt finden.

Will also der Staatsmann jenem Geiste der Freiheit, welcher, angenommenermassen, seine Unterthanen belebet, gemäs verfahren, so bleibt ihm kein andres Mittel übrig, als dass er für die Hände der Dürftigen verschiedne Beschäfftigungen erfinde, damit sie durch ihre Arbeit ein Aequivalent hervorbringen können, wofür der Landmann seine überflüssigen Erdfrüchte gerne hingebe; denn dieser wird selbige auf keinen höhern Preis bringen können, wenn er sie nicht verhandeln kann; er wird sie aber nicht verhandeln wollen, ausser für ein anständiges Aequivalent. Diss ist (in einem freyen Staate) die einzige Methode, einen Zuwachs der Nahrung zu verschaffen, und diese vergrösserte Nahrung, als den Lohn der Stunden, die vorher im Müssiggang zugebracht wurden, durch die ganze Societät zu vertheilen. Da nun dieses einen weit sicherern und ausgebreitetern Fond des Unterhalts ausmachen wird, als die zufälligen Producte an selbstwachsenden Früchten, welche nicht nach Belieben und nach Proportion des Gesuchs vermehrt werden können: so wird zwar solchergestalt die Anzahl der Einwohner beträchtlich zunehmen, aber es wird, auf der andern Seite, jene Einfalt der Sitten, welche unter Nationen herrscht, die sich um keine Arbeit bekümmern, augenscheinlich wegfallen müssen.

Demnach wird ein Volk, das zur Indüstrie aufgelegt ist, sich nach Maasgabe des Ueberflusses seiner Ländereybesitzer vermehren, weil die Arbeit der Dürftigen ein Aequivalent für diesen Ueberfluss wird.

Da nun diese hinzugekommene Anzahl Einwohner von dem durch die Landleute *wirklich* hervorgebrachten Ueberflusse ihre Existenz und ihren Unterhalt hat, so muss man nicht glauben, als ob jemals diese verstärkte Anzahl Einwohner nothwendig erforderlich sey, jene Quantität Nahrung zu verschaffen, welche, ob sie gleich in Ansehung der Landleute ein Ueberfluss ist, doch in Ansehung der ganzen Gesellschaft nur als ein hinlängliches Auskommen betrachtet werden kann. Wenn man also für nöthig fände, die neuen Einwohner ebenfalls zum Ackerbau anzuhalten, so müsste solches nur in Absicht auf eine noch grössere Vermehrung ihrer Anzahl geschehen.

Wir können ferner als ausgemacht annehmen, daſs ein Landmann nicht arbeiten wird, um für seine eigene Consumtion einen überflüſſigen Kornvorrath hervorzubringen, es sey denn, daſs sich gewisse andre Bedürfnisse bey ihm hervorthun, die er durch diesen Ueberfluſs zu stopfen gedenkt; und eben so wenig werden andre fleiſſige Personen arbeiten, um den Bedürfnissen des Landmanns zu statten zu kommen, auſser nur in der Absicht, sich selbst dadurch Unterhalt zu verschaffen, den sie auf andre Weise nicht so leicht erhalten können. Dieses sind die wechselseitigen Bedürfnisse, wovon der Staatsmann der Schöpfer seyn muſs, um die Gesellschaft an einander zu knüpfen. Hier haben wir also einen Grundsatz: *Der Ackerbau bey einem freyen Volke wird die Bevölkerung lediglich nach dem Verhältnis vermehren, nach welchem die Dürftigen in den Zustand gesetzt sind, daſs sie ihren Unterhalt durch ihre Arbeit erkaufen können.* Ich gehe weiter.

Wenn in einem Lande, welches nach der oberwähnten Progression (S. 31.) wirklich Nahrung für seine Einwohner hervorbringt, ein Plan zur Aufnahme des Ackerbaues in Gang gebracht wird, so muſs man Sorge tragen, daſs die vorgenommene Vermehrung dem Anwachse der Indüstrie und der Bedürfnisse des Volks gehörig angemessen sey; oder es muſs ein Ausweg zur Absetzung des Ueberflusses ausgemacht werden. Und wenn, bey diesem letztern Versuche, keine auswärtige Consumtion für die Producte unsrer Landwirthschaft vermittelt werden kann, so muſs man, mit der gröſsten Vorsichtigkeit, die Cultur des Erdbodens in den gebührenden Schranken zu halten suchen, denn sonst wird der auf eine Verbesserung abgezweckte Plan, dadurch daſs er übertrieben wird, unfehlbar zum Schaden des Ackerbaues gereichen. Dieser Fall wird sich zutragen, wenn man macht, daſs die Vermehrung der Früchte der Erde geschwinder zunimmt, als die Anzahl und der Fleis derer, welche sie verzehren sollen. Denn wenn der ganze Vorrath nicht aufgezehrt wird, so schlägt die übermäſſige Fülle den Fleis des Landmanns nieder.

Hingegen wenn man, bey der Ermunterung zum Ackerbau, zugleich einen Ausweg findet, wo man den überflüſſigen Vorrath so lange absetzen kann, bis ein gröſserer Zuwachs der Anzahl und der Indüstrie des Volks die einheimische Consumtion stärker macht, wornächst sich die Quantität der in auswärtige Länder zu führenden Früchte stuffenweise vermindern muſs: alsdann wird die Schnellfeder gar leicht ihren Widerstand überwältigen, ihre

Kraft

Kraft wird sich ausbreiten; das ist, die Anzahl der Einwohner wird sich noch stärker vermehren.

Hieraus kann dieser zweite Grundsatz hergeleitet werden: *Wenn die Aufmunterung zum Ackerbau in der Absicht geschiehet, daß sich die Anzahl der Einwohner vermehren soll, so muß der Acketbau mit den Progressen der Indüstrie gleichen Schritt halten; oder aber, man muß einen Ausweg wissen, wo man alles Ueberflüssige absetzen kann.*

Beim vorigen Exempel habe ich keine Ausfuhr der Früchte angenommen, um meine Voraussetzung desto einfacher zu machen. Daher war ich genöthigt, zum Ersatze jenes Abgangs, den Umstand einzuführen, dass das Abstehen von der Jagd die inländische Bewerbung um Kornfrüchte vermehrt habe, und dass die, welche sich vormals von der Jagd nährten, nunmehr die überflüssigen Lebensmittel des Landmanns, als einen Lohn ihrer Arbeit, verzehren. Dieses mag für eine Supposition gut genug seyn, und ich habe damit lediglich die obigen Grundsätze zu erläutern gesucht. Allein, die Sitten eines Volks lassen sich nicht so leicht verändern; deswegen habe ich vorläufig schon die Voraussetzung einer Handelschaft mit einfliessen lassen, blos um zu zeigen, wie selbige mit der Indüstrie verbunden seyn müsse, wenn Ackerbau und Bevölkerung befördert werden sollen.

Nunmehr wende ich mich zur Betrachtung der Folgen, welche die Vermehrung des Ackerbaues in einem Lande hat, wo die Einwohner träge sind; oder wo sie in einer so grossen Einfalt der Sitten leben, dass sie sehr wenig solche Bedürfnisse haben, denen durch Arbeit und Indüstrie abgeholfen werden kann. In diesem Falle, sage ich, wird ein Plan zur Aufnahme der Agricultur kein Glück machen; und wenn er je ins Werk gesetzt wird, so werden gar bald viele Ländereyen wieder ungebaut da liegen.

Dem trägsten Theile der Landleute wird vor einer Arbeit ekeln, die ihnen eine überflüssige Fülle verschafft, welche sie gegen kein Aequivalent verhandeln können; sie werden also die Arbeit aufgeben, und in ihre alte Einfalt zurückkehren. Die Arbeitsamern werden die Dürftigen nicht umsonst mit Nahrungsmitteln versorgen wollen; folglich werden die, welche sich auf keine andere Art fortbringen können, natürlicherweise sich bequemen, den Fleissigern zu dienen, und solchergestalt ihre Dienste gegen den nöthigen Unterhalt zu verkaufen. Also wird, wegen der verminderten Arbeit, ein Theil des Landes,

des, der ungefähr ſo viel tragen kann, als die von den Güterbeſitzern ehemals für überflüſſig befundene Quantität der Lebensmittel betrug, abermals ungebaut gelaſſen werden.

Dieſemnach finden wir hier ein Land, deſſen Bevölkerung, wegen Mangels der Nahrung, ſtille ſtehen muſs; und welches doch, nach unſrer Vorausſetzung, vortrefflich taugte, den reichlichſten Ueberfluſs hervorzubringen. Die Erfahrung zeigt überall die mögliche Exiſtenz eines ſolchen Falls; denn kein Land in Europa iſt bis zum höchſten Grade cultivirt; und es gibt noch immer viele Länder, wo der Ackerbau darnieder liegt, und folglich auch die Vermehrung der Menſchen ſtille ſteht. Dieſe Nationen befinden ſich, nach meinem Ermeſſen, in einer *moraliſchen Unfähigkeit*, ſich zu vermehren; ihre Unfähigkeit würde auch *phyſiſch* ſeyn, wenn eine wirkliche Unmöglichkeit für ſie vorhanden wäre, weswegen ſie durch keinerley Mittel eine Vermehrung der Nahrung veranſtalten könnten.

Dieſe Grundſätze ſcheinen durch die Erfahrung beſtätigt zu ſeyn, wir mögen ſie nun mit der Lebensart der freyen americaniſchen Wilden, oder der freyen, erfinderiſchen und arbeitſamen Europäer vergleichen. Ueberhaupt zu reden, finden wir, daſs die Producten jedes Landes in Proportion mit der Anzahl ſeiner Einwohner ſtehen: und hinwiederum ſtehen die Einwohner *faſt allemal* in Proportion mit den vorhandenen Lebensmitteln.

Ich verbitte mirs, daſs man mich hier keines Gewäſches, oder ſogenannten fehlerhaften Cirkels beſchuldige. Ich habe den generellen Satz dadurch gemäſiget, daſs ich hinzugefügt, er werde *faſt allemal* richtig befunden; und in der Folge dieſes Werks wird man die Wahrheit ſowol, als auch den rechten Sinn von dem, was hier behauptet iſt, noch beſſer entdecken. Solang gewiſſe Urſachen wirken, wird die Nahrung, und, nach Proportion derſelben, die Anzahl der Menſchen zunehmen. Wenn aber dieſe Urſachen aufhören, ſo wird nicht die *Zeugung* die Anzahl vermehren: ſondern alsdann wird der generelle Satz Statt finden; die Anzahl und die Nahrung werden auf dem nämlichen Fuſse bleiben, und einander die Wage halten. So, dünkt mich, verhält ſich die Sache in facto; ich denke aber auch zu erweiſen, daſs ſie ſich nach Vernunftgründen ſo verhalten müſſe. Nun will ich dieſes Capitel damit ſchlieſſen, daſs ich aus dem, was ich darin vorgebracht habe, noch einige Schlüſſe ziehe, die unſre Ideen erweitern helfen, und uns zu einem ausgebreitetern Plane geſchickt machen können.

I. Eine

I. Eine Folge eines fruchtbaren Erdbodens, den ein freyes Volk besitzt, das sich dem Ackerbau ergiebt, und zur Industrie aufgelegt ist, wird seyn die Hervorbringung einer überflüssigen Quantität Nahrungsmittel, die das weit übersteigt, was zur Ernährung des Landmanns nöthig ist. Die Einwohner werden sich vermehren, und in der Maasse, als dieses geschieht, wird ein Theil von der gesammten Anzahl, der einem solchen Ueberflusse der hervorgebrachten Nahrung proportionirt ist, sich auf die Industrie und auf die Abhelfung andrer Bedürfnisse legen.

II. Vermöge dieser Wirkung der Industrie finden wir das Volk in zwo Classen getheilt. Die erste Classe machen die Landleute aus, welche den Lebensunterhalt hervorbringen, und diesem Geschäfftszweige nothwendigerweise obliegen. Zur andern Classe gehören die, welche ein freyes Gewerbe treiben; ihre Beschäfftigung besteht darin, dass sie sich ihren Unterhalt aus dem Ueberflusse des Landmanns verschaffen, mittelst einer Arbeit, die sich auf die Bedürfnisse der Gesellschaft bezieht; mithin kann sich ihre Beschäfftigung nach Maasgabe dieser Bedürfnisse verändern, gleichwie diese selbst sich nach dem Tone der Denkungsart der Zeiten verändern können.

III. Wenn wir annehmen, dass man in dem Lande, wovon hier die Rede ist, weder von Gelde, noch von Künsten, die zur Ueppigkeit dienen, das Geringste wisse, so wird alsdann der Ueberfluss, den die Landleute haben, in Proportion mit der Anzahl derer stehen, deren Arbeit für zureichend geachtet werden wird, den Einwohnern alle übrige Nothwendigkeiten zu verschaffen. So bald nun dieses in Erfüllung gebracht ist, mithin die Consumtion und die Producten mit einander im Gleichgewichte stehen, so werden die Einwohner aufhören, sich stärker zu vermehren, oder wenigstens wird ihre Vermehrung von gewissen ganz ausserordentlichen Umständen abhängen, es sey denn, dass ihre Bedürfnisse vermehrt werden.

VI. Capitel.

Wie die Bedürfnisse der Menschen ihre Vermehrung befördern.

Wenn wir annehmen, dass das Land, wovon wir im vorigen Capitel geredet haben, von einem beträchtlichen Umfange, und ziemlich

fruchtbar sey, und wenn seine Einwohner zur Indüstrie aufgelegt sind: so wird, in kurzer Zeit, der Luxus, und der Gebrauch des Gelds (oder sonst einer Sache, die der Natur des Gelds nahe kommt) unfehlbar daselbst eingeführt werden.

Durch *Luxus* verstehe ich *die Consumtion jeder durch des Menschen Fleis und Scharfsinnigkeit hervorgebrachten Sache, die unsern Sinnen und dem Modegeschmacke schmeichelt, und die uns nicht so unentbehrlich ist, daß wir nicht auch ohne dieselbe gut genährt, gut gekleidet, gut gegen die rauhe Witterung beschützt, und gegen alles, was uns verletzen kann, gesichert seyn würden* *).

Durch *Geld* verstehe ich *jede solche Waare, welche, wenn sie lediglich an und für sich selbst betrachtet wird, dem Menschen zur Erhaltung der oberwähnten Zwecke keine materielle Dienste thut, jedoch aber durch die Meinung, die er davon hegt, eine solche Schätzung erlangt, daß sie das allgemeine Maas des sogenannten Werths, und ein vollständiges Æquivalent für jedes veräusserliches Ding wird.*

Hier

*) Da ich hier keine Moral schreibe, so nehme ich das Wort *Luxus* nur im politischen Verstande, als ein Principium, welches die Beschäfftigungen vermehrt, und denen Brod verschafft, die den Reichen dasjenige liefern, wornach ihr Verlangen steht. Aus dieser Ursache habe ich obige Definition gewählt, welche keine Idee von Misbrauch und wollüstiger Ausschweifung mit sich führt; und ich bekümmere mich gegenwärtig nicht um die nachtheiligen Folgen, welche der Luxus auf die ausländische Handlung haben kann. Die Grundsätze, die ich hier abhandle, beziehen sich auf das menschliche Geschlecht überhaupt: daher betrachte ich die Wirkungen des Luxus lediglich in Rücksicht auf die Bevölkerung und den Ackerbau. Ich werde aber eine andre Sprache führen, wenn wir auf die Untersuchung des besondern Interesse der Nationen, und der Handlungsgrundsätze kommen werden.

Man beliebe also mein gegenwärtiges Raisonnement nicht etwa durch Voraussetzungen und unvollständige Inductionen weiter auszudehnen, als meine Absicht ist. Ich rede der lasterhaften Ueppigkeit, der Verschwendung, der Verschleuderung des Privatvermögens, keinesweges das Wort, ob ich gleich *dann und wann von den politischen Folgen solcher Staatsübel vielleicht mit ziemlich kaltem Blute raisonnire, wenn ich blos auf den Einfluss sehe, den sie in Ansehung der Ernährung und Vermehrung eines Volks haben.* Meine Materie ist schon an sich selbst von einem allzuweitläuftigen Umfange, als dass sie mir vergönnte, Lehren welche zur Moral, oder zur Regierungskunst gehören, mit einzuflechten, so genau auch dieselben mit ihr verbunden seyn mögen; und wenn ich nicht, gleich im Anfang, die Ideen so simpel, als möglich ist, zu machen, und die Combinationen zu vermeiden suchte, so würde ich gar bald den rechten Weg verlieren, und mich dergestalt verwirren, dass ich mich nicht wieder herauszufinden wüsste.

Hier öffnet sich ein neuer Auftritt. Dieses Geld muss sich in den Händen einiger Einwohner befinden, vermuthlich solcher, die es durch ihren Witz erfunden, und zugleich die Geschicklichkeit gehabt haben, ihre Landsleute darein verliebt zu machen, indem sie ihnen dasselbe als eine Sache vorstellten, die eben so viel werth wäre, als die Nahrungsmittel und übrige Nothwendigkeiten, das ist, als das Mittel, wodurch man sich, ohne eigene Arbeit und schwere Bemühung, nicht nur die Arbeit andrer, sondern auch den Lebensunterhalt verschaffen könne.

Hier zeigt sich also ein neuer Gegenstand der Bedürfnis. Ein jeder ist begierig, Geld zu bekommen: aber *wie* er es bekommen solle, das ist die Frage. Die Eigenthumsherren desselben werden es nicht für nichts weggeben; und wir hatten, bey unsrer vorigen Suppositon, angenommen, dass jedes Mitglied der Gesellschaft mit Nahrungsmitteln und andern Nothwendigkeiten überflüssig versehen sey; der Landmann durch seine Feldarbeit; und die andern, die ein freyes Gewerbe treiben, dadurch, dass sie die übrigen Nothwendigkeiten, die sie durch ihren sinnreichen Fleis liefern, gegen Feldfrüchte umsetzen. Demnach werden die Proprietairs dieses Gelds mit allem Nothwendigen versorgt seyn, und gleichwol sind sie noch immer Besitzer dieser neuen Art des Reichthums, von welcher wir itzt voraussetzen, dass ein jeder begierig darnach verlange.

Hier wird die natürliche Folge seyn, dass die, welche das Geld haben, aufhören werden, zu arbeiten, und dennoch in der Consumtion fortfahren werden; und zwar werden sie nicht umsonst verzehren, denn sie werden mit Geld bezahlen.

Hier ist also eine Anzahl Einwohner, welche leben, und die Producten der Erde ohne Arbeit verzehren. Bald werden die Lebensmittel nicht mehr so reichlich vorhanden seyn; die Bewerbung darum wird steigen, und man wird Geld dafür zahlen sollen; dieses ist das beste Aequivalent unter allen. Viele werden wieder nach dem Pfluge greifen; die Anzahl der Landleute wird zunehmen; die Reichen werden überflüssige Dinge verlangen; die freyen Arbeiter werden sie damit versorgen, und Lebensmittel dagegen verlangen. Diese werden nun dem Landwirth nicht mehr zur Last gereichen, wie zuvor; die Reichen, an welche sie ihre Arbeit oder Dienste vermiethet hatten, müssen sie itzt mit Gelde bezahlen, und dieses Geld in ihren Händen wird als

ein Aequivalent für den Ueberfluſs der Nahrung anzuſehen ſeyn, den eine vergröſſerte Aufnahme des Ackerbaues verſchafft hat.

Wenn Einmal dieſer eingebildete Reichthum, Geld, in einem Lande recht eingeführt iſt, ſo wird ganz natürlich der Luxus darauf folgen; und wenn Geld der Gegenſtand unſrer Bedürfniſſe wird, ſo werden die Menſchen ſinnreich und fleiſſig, indem ſie mit ihrer Arbeit lauter ſolche Sachen zu verfertigen ſuchen, wofür ihnen die Reichen etwas von ihrem Gelde abgeben; und auf dieſe Art können in jedem Lande die Einwohner ſolange an Anzahl zunehmen, bis ſie der Boden nicht mehr alle nähren kann. Die Folgen hievon werden den Inhalt eines andern Capitels ausmachen.

Ehe wir weiter gehen, muſs ich ein und andres erinnern, was dieſe generellen Behauptungen ein wenig einſchränkt.

Wir haben angenommen, daſs, durch die Einführung des Gelds, die Indüſtrie ſowol, als auch die Anzahl der Einwohner, ſehr ſchnell zugenommen habe: allein, es iſt zu bemerken, daſs, nebſt dem Gelde, noch viele andre Umſtände etwas beigetragen haben, dieſe Wirkung hervorzubringen.

Wir haben vorausgeſetzt: ein Land, wo der Boden ſich verbeſſern lieſs; ein arbeitſames Volk; einen Geſchmack zum verfeinerten Wohlleben und zur Ueppigkeit, bey den Reichen; und eine Application zur Arbeit und ſinnreichen Erfindungen, bey den niedern Claſſen der Menſchen. Nach dem gröſſern oder geringern Grade der Wirkſamkeit, oder des gemeinſamen Beitrags dieſer und andrer dergleichen Umſtände, wird das Land, wovon wir reden, mehr oder weniger cultivirt, folglich auch ſtärker oder ſchwächer bevölkert ſeyn.

Iſt der Boden ſehr fruchtbar, unter einem warmen Clima, und von der Natur gewäſſert, ſo werden die Producten der Erde meiſt von ſelbſt wachſen; dies wird die Einwohner faul und gemächlich machen. Faulheit aber iſt das allergröſſte Hindernis der Arbeit und Indüſtrie. Manufacturen werden hier niemals in einem blühenden Zuſtand ſeyn. Die Reichen, bey allem ihrem Gelde, werden nicht mit Annehmlichkeit, nicht mit einer geläuterten Wolluſt üppig werden; denn durch Ueppigkeit oder *Luxus* verſtehe ich nicht die Befriedigung der thieriſchen Begierden, noch den Misbrauch des Reichthums, ſondern *eine gewiſſe Zierlichkeit, die im Geſchmacke und in der Lebensart herrſcht, und ſich auf die Arbeitſamkeit und Geſchicklichkeit der Menſchen beziehet;* und gleich-

wie

wie die Geschicklichkeit der künstlichen Arbeiter einen Geschmack beim Reichen erzeuget, eben so ist die Lockung des Reichthums ein Zunder der Ehrbegierde beim Armen, und eine Aufmunterung, sich auf sinnreiche Werke zu legen.

Demnach wird hier der Reichthum als ein Gott angebetet seyn, und die Menschen werden sich ihn darum doch nicht recht zu Nutze machen können; denn er *bringt* (wie ich am gehörigen Orte zeigen werde) die oben erwähnten *Wirkungen* nur alsdann hervor, wenn er geschwind von einer Hand in die *andere* circulirt. *)

Wenn das Geld nicht circulirt, so ist es eben als ob es nicht existirte. Da nun die, in Ländern, wo die Einwohner träge sind, aufgelegten Schätze nicht circuliren, so gereichen sie mehr zum Zierrath, als zum Nutzen.

Daher finden wir, dass die fruchtbarsten Gegenden der Welt, und die man für die allertauglichsten zur Ernährung einer überaus grossen Menge Menschen halten sollte, wirklich nicht allemal diejenigen Länder sind, wo man die meisten Einwohner antrifft: sondern die grössten Volkhaufen müssen wir vielmehr unter solchen Himmelsstrichen suchen, welche die Natur minder begünstigt hat, und wo der Erdboden nur für die, welche ihn bearbeiten, und zwar nach Proportion ihres bewiesenen Fleisses, ergiebig ist. Und selbst diese Volkhaufen werden gröſſer oder kleiner befunden werden, je nachdem die Einwohner mehr oder weniger zur Indüstrie und sinnreichen Erfindungen aufgelegt sind.

In den Ländern, wo diese in einen blühenden Zustand gebracht sind, werden sich Alle, die nicht den Ackerbau treiben, mit nützlicher Handarbeit beschäfftigen, welche, wenn die Sinnreichen noch weiter darauf raffinirt haben, den sogenannten Richtfus des Geschmacks abgibt. Dieser Geschmack wird die Consumtion gröſſer machen; diese wird die Anzahl der Arbeiter vermehren; und diese vermehrte Anzahl wird dem Landmanne zur Ermunterung

*) Jeder Uebergang des Gelds von Hand zu Hand, als eine schätzbare Sache, setzt einen geleisteten oder zu leistenden Dienst voraus; etwas, das ein Mensch durch seine Handarbeit oder Scharfsinn verrichtet hat, oder eine Consumtion von einer durch seine Arbeit entsprungenen Sache. Je geschwinder also der Umlauf des Gelds in einem Lande vor sich geht, desto sicherer kann man schliessen, dass die Einwohner arbeitsam sind; und umgekehrt. Hievon künftig ein Mehreres.

rung dienen, ihr die nöthigen Nahrungsmittel zu verschaffen, um dagegen die Früchte ihrer Industrie in Empfang zu nehmen.

Man sage also nie, dass es zuviel Handwerksleute in einem Lande gebe. Dies ist eben so, als ob man sagte: es gibt zu wenig Müssiggänger, zu wenig Bettler, und zuviel Bauren.

Ich habe bereits verschiedenemal gesagt, dass diese Handwerksleute von nichts anderm, als von dem Ueberflusse der Lebensmittel, die der Landmann aus seinem Erdreich hervorgebracht hat, ernährt werden können. Mich dünkt, es sey ein Widerspruch, wenn man sagt, dass die, welche von dem überflüssigen Vorrathe des Landmanns ihre Nahrung erhalten, zur Hervorbringung dieses Ueberschusses nothwendig seyn. Denn sobald dieser Ueberschuss sich verringerte, so würden die Handwerksleute, nicht aber die Landleute, die ersten seyn, die wegen Mangels der Nahrung nicht länger bestehen könnten.

Die Eintheilung des menschlichen Geschlechts in Ackersleute und freye Arbeiter ist von so grosser Erheblichkeit, und steht mit meiner Materie in so genauem Zusammenhange, dass ich mich für verbunden halte, zur Erläuterung meiner vorgetragenen Grundsätze ein aus Factis gezogenes Beispiel hervorzusuchen, in welcher Proportion sich beiderley Classen in einer der grösten und angesehensten Nationen Europens gegeneinander wirklich verhalten. Bevor ich aber in diesem Theile meines Sujets fortfahre, muss ich die, in diese Materie einschlagende, Folgen der Sclaverey untersuchen. Es gibt hier soviel und mancherley Verhältnisse, dass ich nicht umhin kann, mir zuweilen durch einen kleinen Uebergang zu helfen, den ich aber meinem Leser allemal vorher anzeige, damit er den wahren Zusammenhang nicht aus den Augen verliere.

VII. Capitel.

Wirkungen der Sclaverey auf die Vermehrung und Geschäffte der Menschen.

Ehe ich auf die Folgen, die aus dem vorigen Discurse fliessen, fortgehe, muss ich Halte machen, um einen sehr wichtigen Unterschied zwischen den alten und neuern Zeiten in Erwägung zu ziehen, wodurch die Natur der Sclaverey, in Absicht auf die Vermehrung und Beschäfftigungen des menschlichen Geschlechts, ungemein ins Licht gesetzt werden wird.

Wir

Wir haben bey Darlegung der bisherigen Grundsätze, welche diese zween Gegenstände betreffen, vorausgesetzt, dass alle Menschen frey sind. In diesem Falle stelle ich mir vor, dass die Menschen, nach Proportion ihres Fleisses, ihr Geschlecht ziemlich stark vermehren werden. Ihr Fleis wird nach Maasgabe ihrer Bedürfnisse wachsen, und diese werden sich hinwiederum nach Maasgabe der Denkungsart der Zeiten vermannichfaltigen.

Hieraus schliesse ich: Je freyer und einfältiger die Sitten eines Landes sind, *cæteris paribus*, desto weniger Einwohner wird man daselbst finden. Dieses bezeugt die Erfahrung an allen Orten. Die Tatarn, die ein weitläuftiges Land hin und her durchstreifen, vermehren sich nur wenig; die Wilden in America, die von der Jagd leben, und sehr unabhängig sind; die Einwohner verschiedner gebirgichten Länder in Europa, wo wenig Manufacturen sind, und wo die Leute nie ausserhalb ihres Landes kommen; in allen solchen Plätzen vermehrt sich die Anzahl der Menschen nicht sonderlich. Was ist die Ursache hievon? denn man sollte anfänglich denken, wo eine grosse Strecke Landes sey, darauf Lebensmittel genug wachsen können, da müsste die Anzahl der Menschen immer stärker werden, bis der Boden sie nicht mehr nähren könnte? Ich hoffe aber, man werde aus den beigebrachten Grundsätzen die Antwort hierauf leicht ausfündig machen können.

Wo die Menschen nur wenige Bedürfnisse haben, da ist, um sie damit zu versorgen, eine sehr kleine Anzahl Handwerker nöthig, zu deren Unterhalt folglich ein sehr geringer überflüssiger Vorrath der Früchte des Landmannes hinlänglich ist. Wenn sichs demnach zuträgt, dass ein und andre arme Familie, die zur Classe der Handwerker gehört, sehr zahlreich ist, so wird die Vertheilung der Arbeit und des Unterhalts aufs äusserste getrieben, und der gröste Theil wird ganz müssig werden, weil ihre Arbeit nicht gesucht wird. So lang sie sich von der ihnen zugetheilten Portion des Vortheils, den ihre Eltern durch Arbeit erworben haben, oder von der Mildthätigkeit andrer, unterhalten können, so lange bringen sie ihr Leben fort: wo ihnen aber diese Hülfsquellen fehlen, da müssen sie schmachten. In einer so elenden Verfassung ist es nicht leicht, Brod zu finden. Der Landmann wird nicht so gutherzig seyn, um ihretwillen seinen Fleis zu verdoppeln. Die Ländereybesitzer werden jenen Nothleidenden nicht verstatten, Korn auf ihrem Lande ohne Entgeld zu bauen; und wenn sie ihnen auch diese Freiheit einräumen

wollten, so werden doch diese Armen nicht im Stande seyn, sich das Saatkorn und die Ackerwerkzeuge anzuschaffen. Alle andre Arbeit ist schon voll besetzt, und die Armseligen sterben weg, ohne ihr Geschlecht vermehrt zu haben.

Dieses noch mehr ins Licht zu setzen, wollen wir uns die Vorstellung machen, als ob eine civilisirte europäische Nation, die in unsern Tagen von ihren eigenen Landesproducten in einem blühenden Wohlstand lebt, nun auf einmal ihre Bedürfnisse dermassen einschränkte, dass sie, an Simplicität der Lebensart, den alten Erzvätern, oder gar den alten Römern, gleich käme. Wenn also nunmehr alle die Hände, die sich bisher mit den Künsten des Luxus und mit den mancherley Zweigen der neuern Manufacturen beschäfftigten, ganz müssig werden, wovon sollen diese Leute leben? und was für eine Oeconomie kann man einführen, um das Leben so vieler dem Staate nützlichen Glieder zu erhalten? Aus dem angenommenen Falle ist indessen klar, dass der Landmann vermögend ist, sie zu ernähren, weil er solches wirklich thut. Der Vorschlag, sie zum Ackerbau anzuhalten, würde ungereimt seyn, denn man sieht ja, dass ohnedem schon Leute genug damit beschäfftigt sind, um alle Einwohner des Landes mit Brod zu versorgen.

Wenn das gewiss ist, dass solche Leute aus Nahrungsmangel unfehlbar Hungers sterben würden, muss nicht daraus folgen, dass, ungeachtet ihre Eltern das Mittel gefunden hatten, sie in den Jahren ihrer Kindheit zu ernähren, und ungeachtet sie selbst, durch ihren Fleis in Verschaffung mancher Bedürfnisse, sich ihren Lebensunterhalt erworben hatten, sie doch nicht über die Jahre ihrer ersten Kindheit hinaus hätten existiren können?

Dieses scheint ein starkes Argument gegen die vorgebliche ungeheure Volkzahl in der alten Welt zu seyn, wo bekanntlich der Bedürfnisse der Menschen, in Ansehung der Gewerbe und Manufacturen, so wenig waren.

Aber damals waren die Bedürfnisse des menschlichen Geschlechts von ganz andrer Beschaffenheit. Anitzt ist die Nachfrage nach geschickten und erfindsamen Menschen: damals war die Nachfrage nur nach Personen überhaupt, um sie zum Dienste zu brauchen. Wenn anitzt die Menschen stark gesucht werden, man mag sie nun brauchen, wozu man wolle, so wird sich die Art vermehren; denn die, welche ihrer nöthig haben, werden sie allemal füttern, und so lang es nicht an Nahrung fehlt, wird die Anzahl zunehmen.

In

In den gegenwärtigen Zeiten kann man sich, überhaupt zu reden, nicht anderst, als durch Arbeit ernähren, und Arbeit kann man nur in so ferne finden, als dadurch gewissen Bedürfnissen abgeholfen wird. Niemand wird einen freyen Mann ernähren, eben so wenig, als er die Vögel oder das Wild füttern wird, wofern es ihm nicht bey jenem um die Arbeit, und bey diesen um ihr Fleisch zu thun ist.

In der alten Welt fanden eben dieselben Grundsätze Statt, aber die Denkungsart der Nationen war anderst beschaffen. Die Fürsten hatten zahlreiche Heere nöthig: freye Staaten suchten sich durch die Anzahl ihrer Bürger in Ansehen zu setzen. Der menschlichen Bedürfnisse waren sehr wenig, und in den Sitten herrschte Einfalt: folglich würde es ungereimt gewesen seyn, den Fleis der Menschen zu etwas andrem, als zum Ackerbau, aufzumuntern, welcher in allen Zeitaltern der Grund der Bevölkerung gewesen ist. Blos durch Sclaverey konnten die Menschen dahin gebracht werden, dass sie mehr arbeiteten, als die nothwendigen Bedürfnisse erheischten, und dass der eine Theil des Staats arbeitete, um den andern Theil unentgeldlich zu unterhalten; daher wurde die Sclaverey überall eingeführt. Sie war damals eben so nothwendig zur Vermehrung der Menschen, als sie anitzt in dieser Absicht verderblich seyn würde. Die Ursache ist klar. Wenn die Menschen nicht zur Arbeit gezwungen sind, so werden sie lediglich für sich selbst arbeiten; und wenn sie wenig bedürfen, so wird wenig zu arbeiten seyn. Aber wenn Staaten errichtet werden, welche müssige Leute nöthig haben, womit sie sich gegen die Gewaltthätigkeit ihrer Feinde zu schützen gedenken, so muss für diese Leute, welche nicht arbeiten, Nahrung verschafft werden, sie koste, was sie wolle; und da, nach unsrer Voraussetzung, die Bedürfnisse des Landmanns gering sind, so muss man ein Mittel ersinnen, welches ihn bewege, mehr zu arbeiten, als er zu seinen Bedürfnissen nöthig hätte.

In dieser Absicht wurde die Sclaverey eingeführt. Sie war der Bevölkerung auf zweyerley Weise ungemein beförderlich. Einmal, weil, bey ungesitteten Völkern, die sich von den freiwilligen Früchten der Erde nähren, und fast immer im Kriege begriffen sind, das Leben so vieler Personen dadurch, dass man die Gefangenen zu Sclaven machte, gerettet wurde. Wenn solche Sclaven an Particuliers oder an andre Staaten verkauft wurden, so durften sie für Brod nicht sorgen; wären sie hingegen in ihrem Lande geblieben, so

hätten ſie nur einen Platz eingenommen, der, wie wir bereits angemerkt haben, vermöge der Zeugungskraft, durch die Fortpflanzung gar bald völlig würde ausgefüllt worden ſeyn; denn es iſt nicht zu vergeſſen, daſs, wenn ganze Haufen Menſchen, durch einen plötzlichen Unglücksfall, welcher die Unterhaltungsmittel nicht nach gewiſſen Verhältniſſen allmählich vermindert, weggerafft werden, unmittelbar darauf eine neue Vermehrung der Menſchen erfolgt. Alſo werden wir gewahr, daſs der Stos, den die Vermehrung der Menſchen, oder des Viehes, es geſchehe nun durch Peſt, oder Krieg, oder Seuchen, oder andre Landesplagen, erlitten hat, in wenigen Jahren wieder erſetzt iſt, ſelbſt in ſolchen Ländern, wo kein ſonderlicher Zuwachs der gewöhnlichen Anzahl an Menſchen und Vieh befunden wird. Welche ungeheure Menge zahmen Viehs wird nicht jährlich geſchlachtet! Stellt ſich wol jemand vor, daſs, wenn man alle dieſe Thiere am Leben lieſſe, ihre Anzahl ſich nach Proportion vergröſſern würde? Mit dem Menſchen hat es gleiche Bewandnis.

Der zweite Vortheil, den die Sclaverey mit ſich führte, war dieſer, daſs in Ländern, wo eine gute Policey im Gange war, und wo das Volk bey weitem nicht ſo viele Bedürfniſſe hatte, als ſich heut zu Tage äuſſern, die Sclaven gezwungen waren, den Erdboden anzubauen, der ſowol ihnen ſelbſt, als auch den müſſigen freyen Leuten, die Lebensmittel verſchaffte; dieſes war der Fall in Sparta. Oder, man brauchte ſie auch zu allen den knechtiſchen Dienſten, welche anitzt durch freye Leute verrichtet werden; und in Griechenland und Rom muſsten ſie diejenigen, deren Dienſt dem Staate nöthig war, mit allerley Manufactur-Arbeit verſehen.

Hier war alſo eine gewaltſame Methode, die Menſchen zur Verſchaffung der Lebensmittel arbeitſam zu machen; und ſobald dieſe Lebensmittel auf irgend eine Art verſchafft worden ſind, ſo wird die Volkanzahl zunehmen.

Handlung, Induſtrie und Manufacturen befördern die gröſſere Bevölkerung nur darum, weil ſie eine Aufmunterung zum Ackerbau geben. Wenn wir alſo annehmen, daſs zween Staaten von gleichem Umfang, gleich fruchtbar, und auf gleiche Weiſe angebaut ſind, und daſs ihre Producten im Lande ſelbſt verzehrt werden, ſo halte ich dafür, man werde in beiden Staaten einerley Volkanzahl finden. Geſetzt aber, in dem einen Staate würde das Land durch freye Leute, im andern durch Sclaven angebaut, was würde ſich für ein Unterſchied

terschied äussern, wenn Krieg entstünde? Im erstern Staate müssten sich die, welche ein freyes Gewerbe treiben, durch ihre Indüstrie und Arbeit ihre Nahrung erkaufen, und ein Tag, da sie nicht arbeiteten, würde gewissermassen ein Fasttag für sie seyn: im letztern Staate aber bringen die Sclaven die Nahrungsmittel hervor, sie genieſſen solche zuerst, und das Uebrige kostet dem gesammten Haufen freyer Leute nichts, welche alle zum Kriege gebraucht werden können, ohne den mindesten Nachtheil für die Indüstrie.

Aus diesen Grundsätzen erhellet, dass die Sclaverey in den alten Zeiten eben den Einfluss auf die Bevölkerung der Welt gehabt hat, den anitzt die Handlung und Indüstrie darauf hat. Die Menschen waren damals gezwungen, zu arbeiten, weil sie Sclaven von andern waren: und anitzt sind sie gezwungen, zu arbeiten, weil sie Sclaven ihrer eigenen Bedürfnisse sind.

Indessen behaupte ich nicht, dass die Sclaverey in den alten Zeiten wirklich *überall* die Bevölkerung befördert habe, so wenig als ich behaupten kann, dass der Geist der Indüstrie der Holländer allen freyen Nationen in unsern Tagen gemein sey. Dermalen war zu meinem Zwecke weiter nichts nöthig, als die beiden Principia darzulegen, und zu zeigen, was das eine und das andre für natürliche Wirkungen in Absicht auf die Vermehrung des menschlichen Geschlechts und Aufnahme des Ackerbaus habe, als welche beiden Stücke die Hauptgegenstände unsrer Aufmerksamkeit in diesem ersten Buche ausmachen.

Ich will diese Materie für itzt nicht weitläuftiger ausführen, sondern zu derjenigen zurückkehren, die ich im vorigen Capitel verlassen habe, und die Untersuchung der Fundamentalabtheilung der Einwohner, in Landleute und freye Arbeiter, fortsetzen.

VIII. Capitel.

Welches ist in einem Lande die rechte verhältnismässige Anzahl der zum Ackerbau nöthigen Einwohner, und derer, die sich mit allen übrigen nützlichen Nahrungsgeschäfften abgeben können?

Ich habe diese Frage nicht in der Absicht vorgelegt, sie völlig zu beantworten, sondern nur zu zeigen, wie sie, wenn sie in ihr gehöriges Licht gesetzt wird, beantwortet werden könne.

Da ich unter Umſtänden ſchreibe, die mir nicht erlauben, viele Bücher nachzuſchlagen, ſo muſs ich mich der wenigen bedienen, die ich bey der Hand habe. Der Artikel: *Politiſche Rechenkunſt*, in Chambers's Cyclopedia, liefert mir einige Auszüge aus des Herrn William Petty und Doctor Davenant's Schriften, wovon ich Gebrauch machen werde, um zu beſtimmen, wie ſich die vorgelegte Frage auflöſen laſſe. Dieſe Schriftſteller betrachten den Zuſtand Englands jeder aus einem eigenen Geſichtspuncte, und was ſie davon ſagen, daraus laſſen ſich keine ſichre Folgen auf andre Staaten ziehen.

Herr William Petty nimmt an, daſs die Anzahl der Einwohner in England ſechs Millionen ſtark ſey, welche jährlich für 10 Millionen Sterl. Korn verzehren, den Bushel Weizen zu 5 Schill. und die Gerſte zu 2½ Schill. Sterl. gerechnet. Wenn wir beide Artikel zuſammennehmen, und im Durchſchnitt rechnen, ſo wird herauskommen, daſs ein Quarter oder acht Bushels Korn, 1 Pf. 10 Schill. St. gelten. In Betracht aber, daſs die Gerſte nicht die völlige Hälfte der ganzen Kornconſumtion ausmacht, zumal da auch eine ziemliche Quantität Roggen verzehrt wird, welcher mehr als die Gerſte, jedoch weniger als der Weizen gilt, ſo wollen wir zum Mittelmaaſſe annehmen, das Quarter Korn gelte überhaupt 32 Sch. St. folglich wird man mit zehn Millionen Sterl. ungefähr ſechs Millionen Quarters Korn einkaufen können. Wenn dieſer Kornvorrath zu Brod und Bier verbraucht wird, ſo gibt derſelbe für jeden Einwohner jährlich die ſehr mäſſige Quantität eines Quarters oder 512 Pf. Korn, wobey das Korn zur Viehfütterung mit inbegriffen iſt; wofern anders Herr Petty auf dieſen Umſtand, wovon Chambers nichts erwähnet, gedacht hat. Ich muſs auch beiläufig bemerken, daſs dieſe Berechnung zwar gut genug für England ſeyn mag, wo die Leute ſo wenig Brod eſſen: aber auf Frankreich würde ſie ſchon nicht paſſen, ſo wie faſt auf keines von den Ländern, die ich geſehen habe.

Doctor Davenant, der des Herrn Petty Berechnung verbeſſern will, ſetzt für England 5 Millionen und 545000 Einwohner. Dieſe würden, nach denen vom Herrn Petty angegebenen Preiſen und Proportionen, den Belauf von 8 Millionen und 872000 Pf. St. verzehren. Allein, der Doctor nimmt die Conſumtion, nicht ohne Grund, ein wenig ſtärker an, und ſetzt dieſelbe auf 9 Millionen und 75000 Pf. Sterling. Der Unterſchied iſt indeſſen nicht ſehr erheblich. Hieraus ſchlieſst er, daſs die Kornfelder überhaupt 9 Millionen und

75000

75000 Pfund Sterling ungefähr einbringen. Ich will über diese Berechnung nicht kritisiren.

Was hiernächst den Ertrag andrer Ländereyen betrifft, so finde ich, daß Herr Petty die Producten derselben überhaupt, an Butter, Käse, Milch, Wolle, jährlichen Zuchtfüllen, Fleisch zur Speise, Unschlit, Häuten, Heu und Bauholz, *auf* 12 Millionen Pf. St. berechnet. Demnach muß der Geldbelauf der *Producten* sämmtlicher Ländereyen in England diesen zwo zusammen*addirten* Summen gleich seyn, das ist, er muß 21 Millionen und 75000 Pf. St. ausmachen.

Nach diesen Datis schätzt der Doctor den jährlichen Ertrag der Kornländereyen auf 2 Millionen Pf. St. und den Ertrag der Wiesen u. s. w. auf 7 Millionen, zusammen 9 Millionen.

Hieraus erhellet, daß die Einkünfte von den Kornfeldern und Wiesen in England sich zu allen übrigen Landesproducten daselbst, wie 9 zu 21, m. o. w. verhalten.

Itzt wollen wir einige andre Verhältnisse durchgehen.

Die Einkünfte von den Kornländern in England verhalten sich zu den dortigen Landesproducten überhaupt, wie 2 zu 9, und der Ertrag der Wiesen und Weideplätze zu eben denselben, wie 7 zu 12.

Nun ist es eine ausgemachte Sache, daß alle besondere Einkünfte in einem ziemlich genauen Verhältnisse zu dem gesammten Landesertrage stehen, jedoch nach Abzug dreyer Hauptartikel, welche sind:

1. Der Nahrungsunterhalt des Landmanns, seiner Familie, und seiner Dienstboten.

2. Der nöthige Aufwand, den er in seiner Familie zur Anschaffung verschiedener Manufacturwaaren, und der zum Landbau gehörigen Werkzeuge machen muß.

3. Sein ehrlicher Profit, nach der Weise eines jeden Landes.

Wir müssen aber bey diesen drey Artikeln wohl unterscheiden, welche darunter eine unmittelbare Consumtion der reinen Producte mit sich führen, oder ausschliessen.

Zur erstern Sorte gehören: die Lebensmittel für Menschen und Vieh, Wolle und Flachs zur Kleidung, die Feurung, und andre kleinere Artikel.

Zur

Zur zweiten Sorte gehören alle Manufacturwaaren, die gekauft werden müssen, das Lohn des Gesindes und der Tagelöhner, und der erhaltene Gewinn, der entweder für entbehrliche Sachen wieder ausgegeben, oder ausgeliehen, oder aufgespart wird.

Wenn die drey oben erwähnten Artikel (die wir itzt unter zweyerley Sorten vertheilt haben) von dem gesammten Ertrag der Landesproducten abgezogen werden, so zeiget die übrig bleibende Summe den Belauf der Einkünfte von den Korn- und Wiesenfeldern.

Nun müssen wir aber auch untersuchen, aus welcher Ursache eine so grosse Ungleichheit zwischen dem Ertrag der Kornfelder, und des Wieswachses, in Vergleichung mit dem gesammten Landesertrag überhaupt, anzutreffen sey; denn wir werden daraus einige Schlüsse ziehen können, die uns zur Auflösung der in diesem Capitel vorgelegten Frage behülflich seyn werden.

Der besagte Unterschied kann von nichts anderm als daher rühren, weil der Ackerbau mehrere Arbeit und Leute erfodert, als der Wiesbau; daher er auch weit kostbarer ist, als dieser. Da nun, bey allen beiden, jeder Artikel der nothwendigen Ausgaben oder Consumtion, unter denen, die dem Ackerbau, und die dem Wiesbau obliegen, proportionsmässig-gleich, das ist, der Anzahl der damit beschäfftigten Einwohner angemessen ist: so folget, dass die Anzahl der mit dem Ackerbau beschäfftigten und sonst dazu gehörigen Leute, sich in verschiednen Ländern beinahe eben so verhält, wie der gesammte Landesertrag zu den Einkünften von Ländereyen; oder mit andern Worten, die aber eben so viel bedeuten: sie verhält sich, wie sich die Consumtion des Landmanns, und seiner zur Arbeit unentbehrlichen Leute, zu dem reinen Landesertrage verhält.

Da nun aber die Consumtion beim Kornbau $\frac{7}{9}$, und beim Wiesbau $\frac{5}{12}$ beträgt, so muss die Proportion dieser zween Brüche das Verhältnis bezeichnen, worin die Volkzahl an Orten, wo sich alles auf den Ackerbau legt, gegen die Volkzahl derjenigen Orte steht, wo nur Wiesbau getrieben wird; das ist, die Anzahl der Einwohner in denjenigen Gegenden Englands, wo der Ackerbau blühte, verhielt sich zur Anzahl der Bewohner der Wiesgründe, wie 84 zu 45, oder wie 28 zu 15.

Nachdem dieser Punct berichtigt ist, so komme ich auf einen andern, nämlich auf die Anwendung jenes reinen Ertrags oder des überschüssigen Vorraths

raths (Surplus) an Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten, welcher, noch nach Abzug des Nahrungsunterhalts, der Consumtion und der nöthigen Ausgaben der beim Landbau beschäfftigten Einwohner, übrig bleibt, und welcher, wie wir schon oben angemerkt haben, sich gerade so hoch beläuft, als Englands Ländereyeinkünfte, das ist, jährlich auf neun Millionen.

Muss nicht dieser Ueberschuss des Vorraths nothwendig zur Ernährung und zum Gebrauche derer angewandt werden, die wir *freye Arbeiter* genannt haben, und die bey Handwerkern, Manufacturen, und andern dem Staate anständigen Beschäfftigungen brauchbar sind?

Nun haben wir zum Grundsatz angenommen, dass die Volkanzahl in ziemlich genauem Verhältnisse mit der Quantität Lebensmittel, die sie verzehret, stehe; insonderheit bey einer solchen Societät, wie wir hier vorausgesetzt haben, wo alle Mitglieder an der Fruchtbarkeit des Jahrs Theil nehmen können.

Ich habe gesagt, der ganze Belauf von Englands Landesproducten sey ungefähr 21 Millionen Sterling, wovon 9 Millionen für diejenigen übrig bleiben, die sich nicht mit dem Ackerbau abgeben. Die Landleute müssen also, mit ihrem Gesinde und Tagelöhnern, jährlich 12 Millionen verzehren; folglich verhält sich diese letztere Classe zur erstern, wie 12 zu 9. Wenn demnach, wie Doctor Davenant meynt, 5 Millionen und 545000 Menschen in diesem Königreiche sind, so müssen von dieser Anzahl ungefähr 3 Millionen und 168571 sich mit dem Ackerbau beschäfftigen, oder eine damit verwandte Nahrung treiben, und 2 Millionen und 376429 Menschen müssen sich andern freyen Gewerben, von allerley Art, widmen. Allein, diese Proportion von Landleuten wird viel zu gering befunden werden, wenn wir zurückdenken, dass wir für sie den ganzen Belauf der oben erwähnten drey Artikel gerechnet haben, nämlich: alles, was sie an Manufacturwaaren consumiren, den Profit, den sie von ihrer Arbeit ziehen, und was sie zu ihrem und der Ihrigen Lebensunterhalt brauchen. Hingegen für die freyen Arbeiter ist nichts gerechnet worden, ausser die Ländereyrenten; folglich sollten zur letzten Classe eben so viele Personen hinzugefügt werden, als beschäfftiget sind, die ganze Classe der Englischen Pächter und aller von ihnen abhängigen Leute mit Manufacturwaaren zu versorgen; und diese Anzahl müsste der einen Classe abgenommen und der andern zugesetzt werden.

Wenn man annimmt, daſs dieſe Anzahl ſich auf 400000 Perſonen belaufe, ſo wird das Gewicht mehr als zu viel auf die andre Seite überſchlagen.

Indeſſen können wir aus den angeführten Factis (in ſo fern es Facta ſind) folgende Schlüſſe ziehen:

I. Wenn die Einkünfte von Ländereyen ſteigen, ſo iſt es eine ſichere Anzeige, daſs die Induſtrie zugenommen habe; weil nunmehr der Fond des Unterhalts für fleiſſige freye Arbeiter, die ihn kaufen, ſtärker angewachſen iſt.

II. Das Steigen der Ländereyeinkünfte kann eben ſowol ein Zeichen des Zuwachſes der Einwohner, als der Entvölkerung der Dörfer ſeyn, deren überflüſſige Eſſer ſich in die Städte ſammeln, wo ſie mehr Gelegenheit und Bequemlichkeit haben, ihre Talente an Tag zu legen, und dadurch ihr Brod zu verdienen.

So lange die Einkünfte von Ländereyen in Europa ſehr gering waren, ſo legte ſich eine Menge Einwohner auf den Ackerbau; ſie waren aber im Grunde nur müſſige Verzehrer der Producten deſſelben, wie ich in den folgenden Capiteln klar beweiſen werde.

III. Je ſtärker in einem Lande der Ackerbau getrieben wird, deſto *mehr* iſt es bewohnt, und deſto geringer iſt daſelbſt die Anzahl der freyen Arbeiter, in Anſehung aller andern Bedürfniſſe des Staats. Je mehr aber Wieſen und Viehweide in einem Lande ſind, deſto *weniger* iſt es bewohnt, und deſto gröſſer iſt daſelbſt die Anzahl der freyen Gewerbe.

Ich behaupte, wie ich ſchon vorhin erinnert habe, keineswegs, daſs die Berechnungen in dieſem Capitel ganz zuverläſſig ſeyn: ich habe nur zeigen wollen, wie die Berechnung gemacht werden könnte, wenn man den wahren Zuſtand recht erführe.

Da übrigens meine aufgeworfene Frage nicht von der Beſchaffenheit iſt, daſs ſie ein nothwendiges Glied zu der Kette meines Diſcurſes ausmachte: ſo mag ſie nur als eine Nebenſache betrachtet werden. Deswegen habe ich ſie nur obenhin abgehandelt, und zwar vornehmlich um der daraus gezogenen Schlüſſe willen.

Im nächſten Capitel wollen wir, einer ganz natürlichen Ordnung zufolge, die Gründe unterſuchen, welche die verſchiedenen Wohnſitze der Einwohner beſtimmen, damit wir entdecken mögen, warum anist in allen blühenden Staaten die Städte allenthalben ſo ſtark bevölkert ſind.

IX. Capitel.

Worauf gründet ſich die Vertheilung der Einwohner in Meyerhöfe, Dörfer, Flecken, kleine und groſſe Städte?

Nachdem ich die natürliche Eintheilung der Einwohner in die abgehandelten zwo Hauptclaſſen gezeigt habe, ſo ſchreite ich itzt zur Unterſuchung fort, *in wiefern* die Art ihrer Beſchäfftigungen entſcheide, *wo* ſie ihre Wohnſitze haben ſollen.

I. Wenn die Menſchen von den wilden Früchten der unbebauten Erde leben, ſo beruht die Wahl ihres Aufenthalts lediglich darauf, wie ſie die Ländereyen vertheilt haben. Wenn dieſe unter ihnen allen gemein ſind, ſo werden ſich die Einwohner entweder auseinander zerſtreuen, oder in Einem Hauſe beiſammen bleiben, je nachdem die Producten der Erde entweder gleichmäſſig über die ganze Oberfläche des Landes vertheilt ſind, oder nur auf einigen fruchtbaren Strichen hervorkommen.

Daher ziehen die Tatarn mit ihren Heerden herum, und leben davon; daher ſind die jagenden Indianer, in kleinen Geſellſchaften, durch die Wälder zerſtreut, und leben vom Wilde; und daher ſind andre Indianer, die ſich von den Früchten der Erde nähren, in ſtärkerer Anzahl an den Ufern der Flüſſe und in waſſerreichen Thälern beiſammen.

Wo alſo die Oberfläche der Erde keinem eigen zugehört, *da* beſtimmt der Platz, wo die Lebensmittel wachſen, den Platz der Wohnung eines jeden Mitglieds der Geſellſchaft, und *da* können die Menſchen im Müſſiggange leben, und von allem Zwange frey bleiben.

II. Wenn der Erdboden eines Landes nicht zwiſchen allen denen, die von den wildwachſenden Erdfrüchten leben, gemeinſchaftlich iſt, ſondern nur Wenigen als ein Eigenthum zugehört, *da* muſs unter denen, welche den überflüſſigen Vorrath der eigenthümlichen Beſitzer verzehren, entweder die Sclaverey, oder die Indüſtrie, eingeführt werden; denn jene Beſitzer werden für ihren Ueberfluſs entweder knechtiſche Dienſte, oder gefällige Arbeit verlangen. In dieſem Falle wird der Wohnſitz der Einwohner von den Umſtänden abhangen, die wir itzt betrachten wollen. Die Beſchäfftigung mit dem Ackerbau (in Ländern, wo man die Oberfläche der Erde nicht umpflügt, ſondern lediglich auf das Einſammeln der Früchte bedacht iſt) wird allein den

Wohnsitz derer bestimmen, die zu diesem Zwecke nöthig sind; mithin wird folgen, dass in einem Clima, wo die Erde von selbst, und zwar in grossem Ueberflusse, Früchte trägt, grosse Städte gefunden werden *können*; weil die Anzahl derer, welche zum Einsammeln der Früchte nöthig sind, in Vergleichung mit der grossen Quantität derselben, gering ist; dahingegen man in andern Ländern, wo die Natur ihre Producten kärglicher zumisst, und wo das Clima nur wenige und kümmerliche Gewächse verstattet, nicht leicht eine beträchtliche Stadt antreffen wird, weil die Anzahl derer, die zum Einsammeln der Lebensmittel nöthig sind, den Früchten selbst sehr genau proportionirt ist. Ich sage nicht, dass im erstern Fall grosse Städte seyn *müssen*, oder dass im zweiten Fall keine grosse Städte seyn *können*: sondern ich sage nur, dass, im erstern Falle, diejenigen, welche sich in Städte zusammengezogen haben *mögen*, in einem grossen Verhältnis zur ganzen Gesellschaft, im zweiten Fall aber nur in einem geringen Verhältnis zu derselben stehen.

Ich denke diesen Grundsatz auf die Erfahrung stützen zu können. Wenn ich die Grösse und Volkanzahl der Städte in der Lombardey, insonderheit aber der Städte in den am Meere liegenden spanischen Provinzen, mit den Einwohnern des Bezirks, der sie ernährt, vergleiche, so finde ich bey den erstern die Proportion weit grösser, als in den Städten Frankreichs und Englands; und hinwiederum finde ich die Proportion weit grösser in den Städten dieser beiden Königreiche, als in den nördlichern Ländern und Provinzen, wo die Erdproducten weit weniger in Proportion mit der Arbeit stehen, die auf ihren Anbau verwandt wird. Nun leben sie zwar beiderseits nicht von den selbstwachsenden Früchten der Erde: indessen lässt sich doch aus Obigem schliessen, dass, je mehr das Clima die Arbeit des Menschen begünstiget, desto voller und freiwilliger werden die Früchte aus dem Schooße der Erde hervorkommen*).

Hingegen in Ländern, wo sich die Gesellschaft nicht ohne Arbeit ernähren kann, wird die Anzahl derer, die ein freyes Gewerbe treiben, um so viel

*) Hieraus können wir schliessen, dass in Ländern, wo das Volk von den wilden Früchten der unbebauten Erde lebt, die ganze Gesellschaft (im politischen Gesichtspuncte betrachtet) aus lauter solchen Personen, die ein freyes Gewerbe treiben, zusammengesetzt seyn werde; denn hier ersetzt die Natur die Stelle der ganzen Classe der Landleute.

Ich habe gesagt, dass Industrie und Manufacturen die Beschäfftigung der freyen Hände in einem Staate ausmachen; folglich, wo die Proportion derselben am

viel gröſſer ſeyn, je geringer die Anzahl der Ackerleute iſt. Früchte, die durch jährliche Arbeit hervorgebracht werden, beſonders aber ſolche Früchte, welche die Folge einer ſorgfältigen Cultur ſind (z. E. fette Wieſen und Weideplätze), bringen weit mehr ein, als zur Ernährung ihrer Anbauer erforderlich iſt; folglich wird aller überflüſſige Vorrath durch Leute, die keinen Ackerbau treiben, verzehrt werden, mithin durch Leute, welche nicht an den Fleck Landes, der ſie ernährt, gebunden ſind, ſondern ſich einen ſolchen Wohnplatz ausſuchen können, den ſie zum Betriebe ihrer Indüſtrie, womit ſie dem Landmanne für ſeinen überflüſſigen Vorrath ein Æquivalent verſchaffen, am vortheilhafteſten befinden.

Hieraus iſt offenbar, daſs nur allein die Landleute in Anſehung ihres Wohnſitzes, unumgänglich an den Ort, wo ſie ihre Länderey haben, gebunden ſind. Daher ſind die Meyerhöfe und die Dörfer entſtanden.

Ich komme nun auf die zweite Claſſe der Einwohner, nämlich auf die, welche ſich mit freyen Handthierungen beſchäfftigen, und von dem überflüſſigen Vorrathe des Landmanns leben.

Bey dieſer zweiten Claſſe muſs ich eine Unterabtheilung von zweyerley Situationen machen. In der einen befinden ſich die, denen jener Ueberfluſs des Landmanns directe zugehört, oder die ihn mit ihren bereits erworbenen Geldeinkünften kaufen können. In der andern befinden ſich die, welche ihn mit ihrer täglichen Arbeit oder mit perſönlichen Dienſten erkaufen.

Die Leute von der erſtern Situation können wohnen, wo ſie wollen: die von der zweiten müſſen wohnen, wo ſie können. Der Wohnſitz der Verzehrer beſtimmt, in vielen Fällen, den Wohnſitz derer, die den Lebensvorrath verſchaffen müſſen. Je mehr alſo diejenigen, die da wohnen können, wo es ihnen beliebt, ſich nach einerley Orte zuſammenziehen, deſto mehr müſſen ihnen die andern folgen. Und in der Maasgabe, als der Staat für gut findet, die Regierungsverwaltung an einen gewiſſen Ort zu verlegen,

am gröſten iſt, da müſste die Indüſtrie, zum gröſten Vortheil des Staats, in Aufnahme ſeyn, nämlich in Ländern, deren Bewohner von den freiwilligen Früchten der Erde leben: allein, dieſes geſchieht gleichwol nicht. Warum? Weil ein andrer Umſtand, der von eben ſo groſſem Gewichte iſt, es hindert. Dieſe Leute wiſſen nicht viel von Bedürfniſſen, Bedürfniſſe aber ſind der Sporn des Fleiſſes. Indeſs wird man hieraus zur Gnüge erkennen, wie die Vertheilung der Einwohner, in ſolchen Ländern, wo man ſich wenig um Arbeit bekümmert, überhaupt beſchaffen ſeyn müſſe.

müssen die, denen diese Verwaltung aufgetragen ist, nebst allen von ihnen abhängenden Personen, daselbst zusammen ihren Wohnplatz aufschlagen. Dieses sind, meines Erachtens, die wahren Gründe der anwachsenden Grösse der Hauptstädte, und der kleinen Städte.

Wo sich aber der Wohnsitz derer, die den Lebensvorrath verschaffen, nicht nach dem Wohnsitz derer richtet, die ihn verzehren, da müssen freilich andre Betrachtungen Statt finden. Dieses ist der Fall bey den eigentlich sogenannten, und von den andern Gewerben unterschiedenen, Manufacturen, sie mögen nun für die einheimische Consumtion, oder zur Ausfuhr nach fremden Ländern, bestimmt seyn. Diese Betrachtungen beziehen sich

1. auf den Platz und die Lage des Etablissements, welches alsdann vorzüglicher ist, wenn man es, im Fall dabey Maschinen nöthig sind, die vom Wasser getrieben werden müssen, an den Ufern eines Flusses oder Baches angelegt hat; oder auf die Nähe der Wälder, wenn viele Feurung erfodert wird; oder auf den Ort, welcher die in den Manufacturen zu verarbeitende Substanzen hervorbringt, als Bergwerke, Kohlengruben, Ziegelhütten.

2. Auf die Bequemlichkeit des Transports, vermittelst der Fracht, oder Schiffahrt.

3. Auf die wohlfeile Lebensart; folglich müssen Manufacturen nicht, wenigstens nicht häufig, in grossen Städten angelegt werden, es sey denn für ihre eigene Consumtion. Doch ist hier anzumerken, dass diese letztere Rücksicht nicht wol immerfort Statt finden kann; denn da das Etablissement schon an sich selbst das Mittel ist, die Preise zu erhöhen, so muss der Vortheil sich in der Maasse verringern, als das Unternehmen einen immer grössern Fortgang gewinnt. Also ist die beste Regel diese, dass man dergleichen Manufacturen an den Ufern schiffbarer Flüsse anlege, wo alle nöthige Lebensmittel mit wenigen Kosten aus der Ferne können herbeygebracht werden. Dieser Vortheil ist beständig, die übrigen aber nicht, als die bisweilen sogar zum Schaden ausschlagen können, wenn sich in Ansehung ebenderselben Umstände, um welcher willen man vorzüglich diese oder jene Lage gewählt hatte, eine Veränderung zuträgt. Durch die Anlegung der Manufacturen sehen wir Hütten und Weyler (Hamlets) in Dörfer, und Dörfer in Städte verwandelt.

Die Seehäven haben ihren Ursprung der ausländischen Handlung zu danken. Aus einer oder andern von diesen und ähnlichen Grundursachen ist es herzu-

herzuleiten, dass die Menschen sich in Weyler, Dörfer, Flecken, kleine und grosse Städte, angesammelt haben.

X. Capitel.

Folgen, welche daraus entstehen, dass die zwo Hauptclassen des Volks, nämlich die, welche den Ackerbau, und die, welche andre Gewerbe treiben, in Ansehung ihrer Wohnplätze von einander abgesondert sind.

Ich wende mich nunmehr zur Untersuchung der Folgen, welche für den Staat, für die Bürger, und für das Interesse des Landmanns, aus der Art der Trennung entspringen, die zwischen der Mutter-Erde und ihren arbeitsamen Kindern vorgegangen ist. Von dieser Trennung behaupte ich, dass sie überall mit den Progressen der Industrie, des Luxus, und des geschwinden Geldumlaufs, in Proportion stehe.

Was den Staat betrifft, so ist es, dünkt mich, leicht einsichtlich, dass ohne eine solche Vertheilung der Einwohner es unmöglich seyn würde, Taxen aufzulegen. Denn so lang die Erde diejenigen unmittelbar ernährt, die sich auf ihrer Oberfläche befinden, und so lang sie ihre Früchte dem gleichsam unmittelbar in die Hand liefert, der sie verzehrt: so findet keine Veräusserung Statt, man braucht kein Geld, und folglich ist keine Möglichkeit vorhanden, auf eine Schatzung zu verfallen, wie ich am gehörigen Orte weiter ausführen werde. Und hieraus müssen wir, meines Erachtens, die Ursache herleiten, warum wir bey Regierungsformen, die nach dem Feudalsystem eingerichtet waren, so gar wenig von Taxen finden.

Alle Macht und Reichthum der Lehensherren bestund hauptsächlich in den persönlichen Diensten, die ihnen ihre Vasallen, mit denen Knechten und Vieh, erzeigen mussten; und ihre Einkünfte wurden meist in natura bezahlt. Sie lebten von ihren Landereyen, waren gemeiniglich eifersüchtig gegen einander, und zankten und schlugen sich beständig herum. Dieses war schon eine hinlängliche Ursache, warum sie nicht vertraulich zusammenkamen, sondern einander mieden. Rund um ihre Wohnsitze herum lagen Städte. In jenen wohnten, ausser ihnen, mehrentheils einige Handwerksleute. Diese

Anzahl

Anzahl vermehrte sich nachmals durch einen Gerichtshalter, Fiscal, Registrator, und dergleichen Personen; Processe, und die dem Lehensherrn schuldige Aufwartung, brachten die Vasallen öfters an Einen Ort zusammen; dieses gab Anlass, Häuser anzulegen, wo sich die ankommenden Fremden mit einander unterreden, oder auch zusammen lustig machen konnten. Dieses halte ich für die wahre Schilderung des Ursprungs der mehresten kleinern Städte (Towns) in England, wenn wir, von unsern Zeiten, auf drey oder vierhundert Jahre zurückgehn.

Grössere Städte (Cities) waren die Sitze der Bischöfe. Diese Lords dependirten fast gar nicht von der Civilregierung, und hatten bey selbiger zugleich die vornehmste Direction. Sie verschafften ihren Städten Privilegien, und diese Communitäten bildeten sich stufenweise zu kleinen Republiken; hier aber sind die Taxen jederzeit gewöhnlich gewesen. Die Lehensherren erschienen selten daselbst, und die untern Classen des Volks genossen nur in diesen Städten (Cities) Freiheit und Ruhe, bey einem guten Auskommen.

In einigen europäischen Ländern, z. E. in Deutschland, wurden die vornehmsten Stadtbürger (Citizens) gar bald Patricien. In Frankreich verschaffte die Verwaltung gewisser öffentlichen Aemter denen, die ihnen vorstunden, manchmal den Adel, allemal aber eine vorzügliche Achtung. Die Repräsentanten der Stadtbürger wurden sogar mit zu den Ständen gerechnet, und machten den sogenannten tiers-état aus. An andern Orten empfiengen sie vom Souverain zufällige Ehren- und Unterscheidungszeichen, z. E. der Lord-Maire von London wird, vermöge eines noch heut zu Tage üblichen Gebrauchs, zum Ritter geschlagen. Kurz, so lange die Regierung nach dem Lehenssystem geführt wurde, so lange zeigte sich nirgendswo, ausser nur in den bischöflichen Städten (Cities) ein Anfang, oder wie ich es nennen mag, eine Morgenröthe der öffentlichen Freyheit; kein Wunder denn, dass diese Städte so sehr emporgekommen sind.

Nach der Entdeckung von America und Ostindien, wurden gar bald Industrie, Handlung und Luxus in den Königreichen Spanien, Frankreich und England eingeführt; das grosse Ansehen und die Macht der Hanseestädte hatte den Souverains über die Wichtigkeit dieser Gegenstände die Augen geöffnet.

Von selbiger Zeit an wurden die Höfe der Fürsten prächtiger, und die Lehensherren fiengen allmählig an, sie fleissiger zu besuchen, als vorher.

Der

Der Glanz des Fürſten verdunkelte bald jene Stralen, die ſie auf ihren adelichen Sitzen um ſich her warfen. Nunmehr war keiner dem andern ein Gegenſtand der Scheelſucht, wol aber der Nacheiferung. Sie machten Bekanntſchaft mit einander, ſie gewannen einen Geſchmack am Hofleben, und jeder ſetzte ſich vor, ein Haus in der Hauptſtadt zu bekommen. Eine Veränderung der Wohnung wirkte eine Veränderung der Umſtände, ſowol in der Stadt, als auf dem Lande. Was die Stadt betrifft, ſo bekam ſie einen Zuwachs von Einwohnern, weil die groſſen Herren, und die, welche ihrem Beiſpiel folgen, daſelbſt ihre Wohnung aufſchlugen; dadurch vermehrte ſich die Nachfrage nach jeder Art von Lebensmitteln und ſinnreicher Arbeit; und dieſe Nachfrage zog in Geſchwindigkeit noch mehrere Leute in die Stadt, um allda zu wohnen. Jeder beſtrebte ſich, es dem andern an Pracht der Palläſte, der Kleidung, der Equipage, zuvorzuthun. Es kamen andre Moden auf, welche wechſelsweiſe den verſchiedenen Zweigen der Indüſtrie ein neues Leben gaben. Wo kam denn ſo plötzlich eine ſo groſſe Anzahl Einwohner her? Wer damals die wüſten verlaſſenen Adelſitze beſchauet hätte, der würde freilich von den guten alten Leuten lauter Weinen, Seufzen und Wehklagen über den Verfall der Zeiten und der hochadelichen Schlöſſer haben anhören müſſen; indeſſen hatten ſich die jungen Junkers mit ihrem Anhang alle in die Stadt begeben; und alſo betraf die Veränderung eigentlich nur die Jugend.

Jede plötzliche Revolution zieht, von einer gewiſſen Seite betrachtet, groſſe Unbequemlichkeiten nach ſich. Viele von den zahlreichen Aufwärtern, womit vorher der groſſe Lord, wo er gieng und ſtund, ohne Nutzen umringt war, und wovon es in jedem Hauſe deſſelben wimmelte, muſsten nunmehr beinahe verhungern. *Er* war bey Hofe, und ihn durſtete nach Geld; einem Dinge, deſſen er ſelten benöthigt zu ſeyn gewohnt geweſen war, auſſer nur, um es in ſeinen Kaſten zu verſchlieſſen. Damit er dies Geld bekommen möchte, verfiel er auf das Mittel, einen Theil der perſonellen Dienſte ſeiner Lehenträger in baares Geld zu verwandeln: dadurch verlor er aber ſeine Autorität. Hierauf ſah er ſich nach einem Pachter um (der keine eigene Landwirthſchaft trieb); dieſen ſetzte er auf ein Landgut, deſſen Früchte er vorher mit ſeinen Leuten ſelbſt verzehrt hatte. Der neue Entrepreneur fieng an, die überflüſſigen und müſſigen Eſſer abzudanken. Es erfolgten noch immer gröſſere Klagen. Endlich gerieth ein Theil des in der Stadt verzehrten Geldes in

die Hände arbeitſamer und geſchickter Leute; dadurch entſtand ein Wetteifer, und die Kinder jener Elenden, welche die traurigen Wirkungen der Revolution gefühlt, aber die fernern Folgen davon nicht hatten vorherſehen können, fiengen an, dabey zu profitiren; und indem ſie mit ihrer Kunſt und Erfindſamkeit den Ausſchweifungen derer, unter deren Herrſchaft ſie geboren waren, Nahrung verſchafften, ſo wurden ſie, in der groſſen Stadt, wohlhabende und unabhängige Leute.

Dieſe Herleitung des einen aus dem andern iſt vielleicht allzu umſtändlich entworfen, als daſs ſie im ſtrengen Verſtande richtig ſeyn könnte. Ich halte daher inne, und betrachte anitzt den Zuſtand der Sachen in demjenigen Zeitlaufe, da alle unangenehme Folgen der plötzlichen Revolution bereits aufgehört hatten, und alles in diejenige Lage kam, worin es ſich dermalen noch befindet. Die Hauptſtädte wuchſen zu einer übermäſſigen Gröſſe an. Paris und London kommen einigen Leuten als Ungeheuer vor, und es heiſst von ihnen, ſie gereichten dem ganzen übrigen Lande zur Laſt. Dies muſs unterſucht werden.

Wir ſind vermuthlich darüber einig, daſs die Einwohner groſſer Städte nicht ſelbſt den Ackerbau treiben, und doch durch ihn ihre Nahrung erhalten. Wir haben die Urſachen des Anwachſes der Städte unterſucht, und auch den zu ihrem Unterhalt vorräthigen Fond geſehen, nämlich den Ueberfluſs der Früchte des Landmanns.

Worin beſtehn denn alſo die Vortheile, welche den Stadtbewohnern aus dem groſſen Anwachſe ihrer Stadt zufliesſen? Für Individua kann ich dieſen Umſtand nicht ſonderlich vortheilhaft befinden: allein, ich ſchlieſſe, daſs die nämlichen Vortheile, welche Manche für ſich insbeſondre finden, einer groſſen Anzahl Leute gemein ſeyn müſſen, folglich iſt eine groſſe Anzahl derſelben beyeinander verſammelt.

Die vornehmſten Einwendungen gegen groſſe Städte ſind dieſe: die Geſundheit ſey darin nicht ſo gut, und die Ehen nicht ſo häufig, Ausſchweifungen und Unordnungen aber giengen daſelbſt weit mehr im Schwange, als auf dem Lande.

Hierauf antworte ich, daſs ſich dieſe Einwürfe gegen alle Städte überhaupt machen laſſen, und nicht eigentlich *die* treffen, über deren Gröſſe man klagt. Jene Uebel entſtehen auch mehr von der Denkungsart der Einwohner,

als

als von der Gröſſe einer Hauptſtadt. Was aber das längere Leben betrifft, ſo iſt dies eine Angelegenheit, die mehr den Privatmann, als das Publicum intereſſiret.

Man dringt ferner auch darauf, daſs in groſſen Städten die Anzahl der Todesfälle die Anzahl der Geburten überſteige, folglich würden kleinere Städte, und ſelbſt *das* Land, von Einwohnern entblöſt, um die Hauptſtädte mit friſcher *Mannſchaft* zu verſehen.

Hier leugne ich erſtlich, daſs in allen groſſen Städten mehr Leute ſterben, als geboren werden; denn in Paris geſchieht das Gegentheil. Aber geſetzt, es hätte mit jenem Vorgeben ſeine Richtigkeit, was folgt denn anders daraus, als dieſes, daſs Viele, die auf dem Lande geboren ſind, in der Stadt ſterben? Daſs das Land die Städte mit Einwohnern verſehen muſs, iſt nicht ſchlimm; denn, wozu hat es überflüſſige Hände nöthig? Wenn es Hände genug hat, um ſeinen eigenen und der Städte Bedürfniſſen ein Genüge zu leiſten, was geht ihm denn ab? Behielte es mehrere Hände, ſo würden die entbehrlichen Leute eſſen und trinken, ohne zu arbeiten, oder, ſie würden, wenn ſie ſich, anſtatt in die Claſſe der freyen Gewerbe überzutreten, mit dem Ackerbau abgäben, das Gleichgewicht zwiſchen den beiden Claſſen aufheben; das Korn würde in allzugroſſem Ueberfluſs vorhanden ſeyn, und dadurch überhaupt die Luſt zum Ackerbau vergehen. Hingegen wenn dieſe auf dem Lande überflüſſigen Leute in die Städte gehen, ſo verdienen ſie Geld, und kaufen dafür das Korn, das ſie, wenn ſie auf dem Lande geblieben wären, blos verzehrt haben würden. Dieſes Geld, welches, da ſie nun mit in der Stadt arbeiten, nothwendig in Umlauf kommen muſs, hätte ohne dieſen Umſtand ganz müſſig gelegen, oder es wäre wenigſtens nimmermehr auf das Land gekommen, hätten nicht dieſe daſelbſt überflüſſigen Leute daſſelbe verlaſſen. Die zweckmäſſigſte und einzig richtige Aufmunterung zum Landbau iſt dieſe, wenn die Nachfrage nach den Erdproducten mäſſig und ſtuffenweiſe zunimmt, als wodurch ein natürlicher und heilſamer Zuwachs der Einwohner befördert wird; und zwar muſs jene Nachfrage von den Städten aus geſchehen, denn der Landmann hat nicht nöthig, Feldfrüchte zu kaufen; er iſt es ja, der ſie zum Verkaufe ausbeut.

Die hohen Preiſe der meiſten Dinge in groſſen Städten gereichen dem Lande gewiſs zum Nutzen, und nicht zum Schaden. Daſs es in groſſen Städ-

ten ſo koſtbar zu leben iſt, das fühlen die niedern Claſſen und die mäſſigen und ſparſamen Leute bey weitem nicht ſo ſehr, als es die Reichen fühlen. Wer ſich mit Rind- und Hammelfleiſch, mit Brod und Bier behilft, der wird in London und Paris eben ſo wolfeil, als in den meiſten mir bekannten Städten leben. Dieſe Lebensmittel ſind im Ueberfluſs da, und ob ſie gleich ſtark gefodert werden, ſo ſind ſie doch in eben dem Verhältniſſe häufig zu bekommen. Will man aber Fiſche, Vögel und Wildprett, will man Leckerbiſſen von allerley Art haben, die mit der Poſt, zu Schiffe, und durch Boten, weit müſſen hergebracht werden; hält man ſich prächtige Equipage, groſſe Häuſer, koſtbare Bediente, und macht in allen Stücken groſſen Aufwand, ohne nur in einem einzigen zu ſparen: was iſt es Wunder, daſs das Geld ſo geſchwind drauf geht?

Aus dem, was ich bisher geſagt habe, ſchlieſſe ich nicht, daſs es in einem Reiche, wie England iſt, ein augenſcheinlicher Vortheil ſey, eine ſo unmäſſig groſſe Hauptſtadt, wie London, zu haben: ſondern ich ſchlieſſe nur, daſs in den Einwürfen, die ich dagegen angetroffen, kein groſſes Gewicht ſey; denn es könnten noch andre Einwürfe dagegen gemacht werden, die ich nicht kenne, und die mir vielleicht deswegen unauflöslich ſeyn würden, weil ich, als ein Schottländer, keine ſo genaue Kenntnis von England habe, um mir das Urtheil über dieſen Gegenſtand anzumaſſen.

Ich will dieſes Capitel damit beſchlieſſen, daſs ich zeige, in welchen Abſichten, meiner Meinung nach, Städte überhaupt einem Lande vortheilhaft ſeyn; ich will aber auch beiläufig erwähnen, worin ſelbige, in beſondern Stücken, einigen Theilen deſſelben nachtheilig werden.

Die allgemeinen Vortheile, die man den Städten zu verdanken hat, ſind:

1. Daſs ſie die unnöthige Laſt vom Lande wegſchaffen; ich meyne jene Müſſiggänger, die einen Theil von den Früchten der Arbeit verzehren, ohne ſelbſt zu derſelben etwas beizutragen.

2. Daſs ſie die Bequemlichkeit verſchaffen, Taxen aufzulegen, und dergeſtalt einzurichten, daſs ſolche die Reichen nach dem Verhältniſſe ihres Aufwands treffen, ohne der Induſtrie und der Ausbringung der Waaren nachtheilig zu ſeyn.

3. Die Vortheile, die aus den Städten in Abſicht auf das Intereſſe der Ländereyen entſtehen, ſind nicht weniger beträchtlich. Die allgemeine Erfahrung

fahrung bezeugt dieſes; denn ſo bald eine Stadt oder Dorf, durch Errichtung von Handel oder Manufacturen, zuzunehmen anfängt, ſo ſehen wir, daſs auch die umher liegende Ländereyen in ihrem Werthe ſteigen. Die Urſache davon ſcheint aus den vorher erwähnten Grundſätzen leicht hergeleitet werden zu können.

Wenn ein Landmann ſeine Haushaltung gut eingerichtet hat; wenn kein überflüſſiger oder unnützer Eſſer, ſondern für jede Art von Arbeit eine Menge von Arbeitern vorhanden iſt, woran es überhaupt nie mangelt, wo Städte in der Nähe ſind: ſo entladen ihn dieſe nahgelegene Städte alles ſeines überflüſſigen Vorraths. Sein Vieh verzehrt gerade ſo viel Korn und Futter, als es nöthig hat; was übrig bleibt, iſt Geld für ihn. Ein überflüſſiges Ey iſt Geld; ein Tag, da ein Wagen oder Pferd, eine Stunde, da ein Knecht entbehrt werden kann, alles iſt Geld für den Landmann. Nach allem, was er thun, oder was er verſchaffen kann, iſt beſtändig Nachfrage. Wer dies recht augenſcheinlich einſehen will, gehe in eine Gegend, die weit von der Stadt abliegt, und vergleiche alsdann die Umſtände. Da wird er eine Menge überflüſſiger Dinge finden, die nicht verſilbert werden können, und daher ohne ſonderliche Nothwendigkeit und ohne Nutzen verzehrt werden. Ein Landgut in ſolchen Gegenden zu haben, iſt gut, wenn man davon leben muſs; auſſer dieſem Falle aber iſts allemal beſſer, dergleichen nahe bey der groſſen Stadt zu haben.

Man könnte ſagen, daſs die Nachtheile, die der entfernte Pächter oder Eigenthümer des Guts, in Vergleichung mit den näheren, fühlt, von der groſſen Stadt herrühren müſſen. Dieſer Gedanke bedarf einer nähern Unterſuchung.

Wenn die Stadt den Ertrag dieſes entfernten Meyerhofs verzehrt, ſo muſs ſie ihn, zugleich mit jedem minder entfernten Orte, gleichſam in die Wette verzehren; mithin muſs dieſes gemeinſchaftliche Verzehren dem entfernten Meyerhofe mehr Nutzen als Schaden bringen. Verzehrt aber die Stadt nichts von jenem Ertrage, worin hat ſie denn einen Einfluſs auf den entfernten Meyerhof? Man könnte antworten: Weil ſie mit dem Pächter oder Eigenthümer deſſelben, wegen der arbeitenden Einwohner, in Colliſion kommt, ſo verlaſſen dieſe den Landbau, um ſich einer einträglichern Beſchäfftigung zu widmen, die ſie in der Stadt finden können. Die Seltenheit der

Arbeiter auf dem Lande, steigert auf der einen Seite den Arbeitslohn; indem sie auf der andern Seite die Nachfrage nach den Lebensmitteln vermindert; und also leidet der Landmann einen doppelten Schaden. — Hieran ist freilich nicht zu zweifeln. Allein, da sich dergleichen Revolutionen, vermöge ihrer Natur, nicht plötzlich zutragen können: so will die Pflicht des Staatsmanns (bey dem ich eine beständige Wachsamkeit voraussetze), dass er, in jeder solchen entfernten Gegend des Landes, einen oder andern Zweig der Indüstrie in Gang bringe; und weil, um der angeführten Ursache willen, die Preise auf eine Weile fallen werden, so wird eben dies eine Aufmunterung für jenen neuen Zweig der Indüstrie seyn; diese wird ferner die Fortpflanzung beschleunigen, weil man weis, wo man seine Kinder unterbringen kann, und binnen kurzem wird sich der Landmann in einer bessern Verfassung, als jemals, befinden. Aber auch ohne diesen Beistand von Seiten der Regierung, werden wenige Jahre alles wieder auf einen ordentlichen Fus setzen, wenn nur der Geist der Indüstrie aufrecht erhalten wird; denn wenn Städte zunehmen, so verbreiten sie das Gesuch ihrer Erfordernisse bis auf die entferntesten Winkel eines Lands; die Einwohner, die das Feld verliessen, hören doch nicht auf, zu verzehren, und dadurch ersetzen sie den Schaden, den sie durch ihr Wegziehen verursachten. Zum Beweise hievon berufe ich mich auf die Erfahrung. Sehen wir nicht, dass sich, von Jahren zu Jahren, die Erfordernisse grosser Hauptstädte immer weiter erstrecken? Ich kenne Oerter in Frankreich, deren Einwohner vor zwanzig Jahren nicht wusten, was es hiesse, auch nur Leckerbissen anderst, als auf der Post, nach Paris zu schicken, und dagegen itzt alle Woche beladene Wagen mit vielen tausend Pfunden Lebensmittel dahin senden; ja ich kann beinahe sagen, ein fettes junges Huhn in der entferntesten Provinz dieses Landes kann während des ganzen Winters mit grossem Vortheil auf dem pariser Markte verkauft werden; und grosses Vieh bringt sein eigenes Fleisch viel wolfeiler dahin, als irgend auf Wagen geschehen kann. Wie können sich also die von Paris weit abwohnende Bauren über die Grösse dieser Stadt beschweren? Es gibt indessen doch einen Fall, da eine entfernte Gegend eines Landes in aller Absicht Schaden leiden kann, wenn nämlich die Revolution plötzlich geschieht, z. E. wenn ein reicher Mann, der seine Einkünfte in seiner Provinz zur Aufmunterung der Indüstrie zu verwenden pflegte, nach Paris oder London geht, und ein oder zwey Jahre wegbleibt, ohne das Inter-

esse

eſſe des Gutes, welches er verläſst, zu beherzigen. Ohnezweifel muſs ſeine Provinz dieſes verhältnismäſſig fühlen. Aber bey jeder Revolution, die durch die ſtuffenmäſſige Entfernung derer entſteht, die allein von ihrem Fleiſſe lebten, werden neue Eſſer geboren, welche die Stelle der alten erſetzen. Die einzige Frage iſt, wie man ſie gut gebrauchen ſoll? So lange man überflüſſige Nahrung hat, und dabey gute Wirthſchaft führt, wird ein Land allezeit den nämlichen Nutzen von ſeinen natürlichen Vortheilen einerndten.

4. Groſſe Städte ſind endlich auch darum vortheilhaft, weil ſie die Anlegung groſſer Landſtraſſen nöthig machen, welche hinwiederum zu einer beträchtlichen Beförderung des Feldbaues gereichen.

Die elende Beſchaffenheit der Landſtraſſen faſt durch ganz Europa bis auf die letzten hundert Jahre, iſt ein klarer Beweis, wie mittelmäſſig vormals der Zuſtand der Städte, und wie ſchlecht die Aufmunterung zu einer ausgebreitetern Verbeſſerung des Erdreichs geweſen iſt.

Man unterſuche die Beſchaffenheit des Intereſſe der Ländereyen in Frankreich, ehe groſſe Landſtraſſen in verſchiednen Provinzen deſſelben angelegt wurden, und vergleiche ſie mit dem gegenwärtigen Augenſchein. Findet man dieſe Unterſuchung zu ſchwer, ſo vergleiche man den Aufzug der jungen Edelleute von mittelmäſſigen Gütern, wie man ſie in Paris, oder bey ihren Regimentern antrifft, mit dem Aufzuge ihrer Väter, die in der Provinz auf den alten Fus leben: ſo wird man ſehr leicht den Anwachs der Bequemlichkeit und feinern Lebensart bey dieſem Stande wahrnehmen; eine Wirkung, die keiner andern Urſache, als der Verbeſſerung des Erdreichs zuzuſchreiben iſt. Die Leute klagen über die geſtiegnen Preiſe; in Abſicht mancher Artikel haben ſie Recht. Aber kann dieſes nicht völlig mit unſern Grundſätzen beſtehen? Es rührt nicht davon her, weil gegenwärtig eine gröſſere Menge Geldes im Königreiche iſt, ob ich gleich dies für wahr halte, und gern zugebe, daſs dieſer Umſtand auch etwas zur Steigerung der Preiſe mag beigetragen haben: ſondern der nächſte Grund, der dieſe höhern Preiſe veranlaſſt hat, und der allezeit ihr Steigen und ihr Fallen bewirken wird, iſt die Zunahme der Bedürfniſſe, oder das ſtärkere Geſuch der Waaren. Nun die groſſen Landſtraſſen die Güter gleichſam zu Markte bringen, ſo ſcheinen ſie die Entfernungen zu verkürzen, ſie vermehren die Fuhren von allerley Art, und heben die obgedachten Unbequemlichkeiten, die aus der Entfernung der Stadt

entſte-

entstehen. Die Leute aus den entlegenern Gegenden des Landes kommen, zugleich mit denen, die der Stadt näher wohnen, daselbst zu Markte. Diese Concurrenz könnte machen, dass die Renten von solchen Ländereyen, welche um diejenigen Städte herumliegen, die zuerst die Indüstrie beförderten, in ihrem Werthe fielen. Aber der Nachtheil, der in dieser Absicht den Eignern solcher Ländereyen zuwachsen möchte, würde bald wieder ersetzt seyn. Die Städte würden an Grösse zunehmen, das Gesuch der Waaren nicht minder, und also würden die Preise von neuem steigen. Alles, was die Einwohner auf eine nützliche Weise in Arbeit setzt, befördert die Consumtion; und diese ist wiederum ein Vortheil für den Staat, weil sie das Geld aus den Schätzen der Reichen in die Hände der Arbeitsamen bringt. Der leichte Transport der Früchte ist dem Landmanne deswegen vortheilhaft, weil dieser seine müssigen Stunden anwenden kann, sich mit allerley Dingen zu versorgen, und weil er an den Tagen, da seine Knechte und sein Vieh sonst müssig stehen müssten, durch selbige allerley Producten von seinem Meyerhofe, an deren Verkauf zuvor nie gedacht wurde, zu Markte senden kann.

Ich will diese Betrachtungen abbrechen, und mit der Anmerkung schliessen, dass die Anlegung der Landstrassen die Bevölkerung deswegen befördern muss, weil sie nicht wenig zur Aufnahme des Ackerbaues beyträgt.

XI. Capitel.

Von der Eintheilung der Einwohner in Classen, und von der Beschäfftigung und Vermehrung derselben.

Nachdem ich gezeigt habe, wie sich, durch eine Wirkung der neuern Staatskunst, eine so grosse Menge Einwohner in die Städte angesammelt hat, so wird es dienlich seyn, nunmehr die Grundsätze zu bezeichnen, die den Staatsmann auf die rechten Mittel führen müssen, diesen Einwohnern Nahrung, Unterhalt und Beschäfftigung zu verschaffen; denn sonst können sie weder leben, noch sich vermehren. Ihre Mutter, die Erde, hat sie, so zu reden, aus ihrem Schooße verbannt, und läst sie nicht mehr in Müssigkeit an ihren Brüsten saugen. Die Indüstrie hat sie in die Stadt versammelt; hier müssen sie sich durch Arbeit forthelfen, und von ihrem Verdienste so viel erübrigen können, dass sie auch ihre Kinder ernähren. Ausserdem wird

Kummer

Kummer und Noth entstehen; die Entvölkerung der Städte wird den Ruin des Landes nach sich ziehen, und alles wird zu Trümmern gehn.

Ich habe bereits zu erkennen gegeben, aus was für Gründen man die Verbindlichkeit der Menschen zur Arbeit am natürlichsten herleiten könne, vorausgesetzt, dass alle Menschen frey seyn; und wir haben bemerkt, wie vormals die Sclaverey auf die Bevölkerung der Welt eben den Einfluss mochte gehabt haben, den itzt die Handlung und Indüstrie darauf hat. Damals waren die Leute zur Arbeit gezwungen, weil sie die Sclaven andrer waren: itzt sind sie zur Arbeit gezwungen, weil sie die Sclaven ihrer eigenen Bedürfnisse sind. Wo also der Mensch zur Arbeit angehalten wird, damit die Erde einen grössern Vorrath Lebensmittel hervorbringe, und wo hernach (es geschehe nun durch eine Wirkung der Autorität, oder der Indüstrie, oder der Mildthätigkeit) die Producten der Erde dergestalt in Circulation gebracht werden, dass es auch den freyen Arbeitern nicht an Nahrung fehle: da steht die Anlage zu einer starken Bevölkerung in voller Wirksamkeit.

Ich glaube diese Grundsätze hinlänglich ins Licht gesetzt zu haben: Bedürfnisse befördern die Indüstrie; Indüstrie verschafft Nahrung; Nahrung vermehrt die Anzahl der Menschen. Nunmehr ist die Frage: Wie diese Anzahl Menschen vortheilhaft zu beschäfftigen sey?

Jedermann führt die Generalmaxime im Munde: „Man schaffe dem „Staat immer mehrere Einwohner, denn seine Macht und Stärke steht in Pro„portion mit der Anzahl seiner Einwohner.„

Ich verwerfe nicht gern allgemeine Meinungen: wol aber sähe ich gern, dass man dergleichen Sätze mehr einschränkte. Fast bey jedem allgemeinen Satze, den ich angenommen habe, bin ich Gefahr gelaufen, in Irrthum zu gerathen. Freilich bekommt ein Buch ein systematisches und weit artigeres Ansehen, wenn man Generalmaximen darin zum Grunde legt; und ich habe sie allemal sehr ungern wieder ausgestrichen.

Weil ich aber öfters auf die Privatwirthschaft zurückgehe, wenn ich meine Ideen über die Staatswirthschaft aufklären will; so hab ich mich selbst gefragt, ob das wol eine allgemeine Regel sey, dass ein Hausvater sich gerade so viel Esser anschaffen soll, als er ernähren kann? Nun halte ich dafür, dass in einer kleinen woleingerichteten Familie, wo jedem eine dienliche Beschäfftigung angewiesen ist, beides Herr und Knechte weit glücklicher sind,

als in andern überaus zahlreichen Familien, wo es nicht so ordentlich und regelmässig hergeht; und dass eine kleine Anzahl wohldisciplinirter Soldaten weit fürchterlicher und wirklich stärker ist, als die häufige Volkmenge in einer grossen Stadt.

Einwohner leben darum beisammen, damit einer vom andern, die Societät aber von ihnen insgesammt Dienste ziehe. Folglich sollte in jedem wohl einzurichtenden Staate das erste Augenmerk dahin gehen, dass die Einwohner diesem Zwecke entsprechen, ehe man den Bedacht auf die Vermehrung ihrer Anzahl richte. Ich halte es für ungereimt, neue Einwohner zu wünschen, so lange man noch nicht weis, was man mit den alten anfangen soll; und man kennet die wahren Wirkungen der Bevölkerung sehr schlecht, wenn man sich einbildet, der Anwachs der Einwohner werde unfehlbar allen den Schaden wieder gut machen, der daher entstanden ist, weil man die bereits vorhandenen Einwohner nicht gehörig zu beschäfftigen wuste.

Nach dieser Ueberlegung fange ich an zu glauben, dass man weit mehr Sorge tragen müsse, die Einwohner zu beschäfftigen, als ihre Anzahl zu vermehren.

Wenn ich die Anzahl der Einwohner weis, so kann ich auch wissen, wieviel ungefähr jährlich davon wegsterben; mithin weis ich, wieviel Paare zeugender Personen nöthig sind, um die Hauptsumme voll zu erhalten. Wenn ich nur zwanzig Scheffel Korn einzuerndten brauche, so säe ich keine zwanzig Scheffel Korn auf mein Land aus; und wenn ich finde, dass eben so viel Kinder geboren werden, als Leute sterben, so ist dies im angenommenen Falle schon genug für mich. Aber diese Kinder sind proportionsmässig aus den verschiednen Classen der Einwohner zu nehmen, wovon ich hier annehme, dass die eine Classe nicht arbeitet, die andre aber arbeitet. Wage ich wol zu viel, wenn ich sage, es sey nicht unumgänglich nöthig, dass die Einwohner der erstern Classe ihre Anzahl vermehren müssen, damit der Abgang in der andern Classe dadurch ersetzt werden könne? Wenn alsdann die zweite Classe sich durch ihre eigene Fortpflanzung, auf dem Fusse ihrer eigentlichen Anzahl erhält, und wenn alle Arbeit, die sie liefert, verbraucht wird, sollte man wol finden, dass die Verringerung der Anzahl jener Esser, die nicht arbeiten, und die lediglich nur in Ansehung des Aufwands, den sie machen, nützlich sind, ein wirklicher Verlust für die Nation wäre? Allein, man wendet dagegen ein,

dass,

dass, wenn die Anzahl der erstern Classe verringert werde, die Arbeit der andern Classe keinen Abgang mehr finde.

Um diesen Einwurf zu beantworten, berufe ich mich auf das, was die tägliche Erfahrung zeigt. Zwo Personen, A und B, haben jeder jährlich 1000 Pf. Sterl. A hat viele Kinder, B hat keine; beide verzehren ihr Einkommen. A verwendet es zu den Lebensbedürffnissen seiner Familie, und zur Erziehung seiner Kinder; zu beiderley Behuf braucht er Leute aus der arbeitenden Classe; denn einen jeden, der etwas für Geld thut oder gibt, betrachte ich hier als einen Arbeiter. B verzehrt sein Einkommen als ein galanter junger Herr, er hält sich einen schönen Wagen, einen Haufen galonirter Bedienten; kurz, ohne mich in das Detail seiner Ausgaben einzulassen, finde ich, dass er am Ende des Jahrs von seinen 1000 Pf. nichts übrig hat. Weder A, noch B, thun die geringste Arbeit, und es sind, nach unsrer Supposition, keine von des A Kindern nöthig, der arbeitenden Classe zu Hülfe zu kommen. Ist es denn nicht wahr, dass B eben so viel Arbeit oder Dienste (denn beides ist hier einerley) verbraucht hat, als A mit seiner ganzen Familie? Ja, ich darf sogar behaupten, dass B eben so viel zur Bevölkerung beigetragen hat, als A. Denn wenn es seine Richtigkeit hat, dass der, welcher vielen Leuten Nahrung schafft, ihre Anzahl vermehrt, so sage ich, dass der Aufwand des B die Kinder des für ihn arbeitenden fleissigen Mannes mit ernährt hat; folglich hat er, anstatt zur Vermehrung der Müssigen im Staate unmittelbar etwas beizutragen, welches der Fall beim A ist, mittelbar etwas zur Vermehrung der Fleissigen beigetragen. Was hat denn also der Staat für Vortheil davon, dass A geheiratet und Kinder gezeugt hat? ich sehe fürwahr nicht ein, was es schaden würde, wenn er ein Junggeselle geblieben wäre; denn die, welche nur müssige Verzehrer in die Welt setzen, machen gewiss den Staat weder reicher, noch mächtiger, noch beglückter. Von solchen Leuten allein ist aber hier die Rede.

Hieraus ziehe ich den Schluss, dass eben so wenig eine bestimmte Anzahl müssiger Verzehrer nöthig seyn könne, um eine bestimmte Anzahl arbeitsamer Leute in Arbeit zu setzen, so wenig eine bestimmte Anzahl Hausherren nöthig ist, um eine vestgesetzte Anzahl Domestiken zu beschäfftigen. Sehen wir nicht öfters, dass ein einzler Mann sich von mehrern Bedienten aufwarten lässt, als ihm nöthig wären, wenn er eine Frau und Familie bekäme? Hingegen ergt siehs auch oft zu, dass ein junger Mann, wenn er sich ver-

heiratet hat, die Anzahl seiner Bedienten vermindert, damit es seinen Kindern nicht an Brod fehle.

Wenn es, wie ich zu erweisen hoffe, gewiss ist, dass durch die Reichen die Industrie aufgemuntert wird; und wenn die Circulation durch jedes Mittel befördert werden muss, das denen Brod verschafft, die Lust haben, zu arbeiten, und wackere Mitglieder des gemeinen Wesens zu werden, es sey nun, dass sie durch die Stärke ihrer Arme, oder durch Scharfsinn und Erfindsamkeit etwas beitragen, den Bedürfnissen des Staats abzuhelfen, seinen Reichthum zu vermehren, eine gute Regierung im Lande zu befördern und zu verwalten, oder demselben ausserhalb Dienste zu leisten: alsdann behaupte ich, dass die allzu starke Vermehrung derer, welche zu keiner von diesen Classen gehören, ich meyne die müssigen Verzehrer, eigentlich Schuld daran sind, dass die andern Classen nicht recht zu Kräften kommen können.

Eine Staatsregierung bleibt allemal unvollkommen, und folglich ist keine Ausführung des Plans einer rechten Vertheilung der Einwohner zu hoffen, wofern man nicht ganz genau ihre Anzahl überhaupt, ihre Beschäfftigungsarten, den Gewinn bey jedem Gewerbe, und die Stärke jeder besondern Classe in Ansehung ihrer Vermehrung, kennet. Diese Mittel allein setzen uns in Stand, zu beurtheilen, in wie ferne die, welche einerley Gewerbe treiben, vermögend seyn, eine Familie zu unterhalten. Dass man aber dagegen auch den Zustand der höhern Classen, welche nicht arbeiten, ihr reichliches Auskommen, und den Nutzen, den der Staat von ihnen zieht, untersuchen und berechnen sollte, möchte überflüssig scheinen, weil man voraussetzen muss, dass Leute, die nicht arbeiten, bemittelt sind, und also nie um Beistand verlegen seyn dürfen. Allein, dieses ist nicht allemal der Fall, und trifft nicht überall ein. Viele vortreffliche Subjecte sind für einen Staat für verloren zu achten, blos weil der Staatsmann nicht die gehörige Aufmerksamkeit auf sie richtet.

Ich habe bereits angemerkt, wie sehr es nöthig sey, ein Volk seiner Denkungsart gemäs zu regieren; durch *Regieren* aber verstehe ich, das Volk schützen und lieben, ihm auf alle Weise aufhelfen, wie auch, dasselbe strafen, im Zaum halten, und in Contribution setzen. Wenn sich also in einem Lande ein sehr zahlreicher Adel findet, der sich einbildet, die Handlung und niedrigern Gewerbe wären seiner Abstammung schimpflich, so muss ein rechtschaffner Staatsmann auf die Denkungsart der vorigen Zeiten zurücksehen, und sie

mit

mit der gegenwärtigen vergleichen. Alsdann wird er wahrnehmen, dafs diese Gesinnungen sich von Vater auf Sohn fortgepflanzt haben, und dafs noch nicht sechs Generationen verflossen sind, seitdem sie durch ganz Europa im Schwange gehen. Er wird ferner finden, dafs diese Gesinnungen, ob sie gleich, seit der im 10ten Capitel erwähnten Revolution, den gegenwärtigen Zeiten in der *That* minder angemessen sind, doch noch immer herrliche Folgen hervorbringen; denn sie dienen der Tugend zur Schutzwehr gegen die Lockungen des Reichthums; und es ist gefährlich, wenn man eine Classe von Leuten, die einen beträchtlichen Theil des Staatscörpers ausmacht, durchaus zwingen will, eine Denkungsart zu verleugnen, die man ihnen, von ihrer Kindheit an, als die Probe einer edlen und grosmüthigen Seele eingeprägt hat.

Vor ungefähr 200 Jahren pflegte, bey verschiednen Völkern, der Adel (durch das Wort *Adel* verstehe ich alle Personen von nicht gemeiner Abkunft, sie mögen besondere königliche Gnadenzeichen aufzuweisen haben, oder nicht) von den Producten seiner Ländereyen zu leben. In selbigen Zeiten war wenig *Luxus*, wenig Vertrieb mit Geld und Waaren; die Ländereyen ernährten eine Menge unnützer Esser, und verschafften also den Eignern, welche gleichwol die angesehensten Personen im Staate waren, sehr mittelmäfsige Einkünfte an Geld. Da diese Classe Einwohner, während der oberwähnten Revolution, unthätig auf dem Lande blieb, und unterdessen Indüstrie, Handlung und Luxus eingeführt wurde, so neigte sich das Uebergewicht des Reichthums, das bisher auf ihrer Seite gewesen war, unmerklich auf die andre Seite, mithin fiel auch einigermassen ihr Ansehen. Hieran ist kein Zweifel. Indessen hat doch diese Classe den kriegerischen Geist und die hohen Gesinnungen beibehalten; und unerachtet sie in Ansehung der Glücksgüter ziemlich herunter gekommen sind, so mufs man doch gestehn, dafs sie, wenn ihnen Verrichtungen anvertraut werden, die eine gewisse Erhabenheit des Geists erfodern, unter allen Classen am meisten hervorglänzen. So lang in Friedenszeiten die Handlung blüht, so wird der arme Adel durch den Glanz derer, die mit öffentlichen Geldern Umsätze machen, durch das überwiegende Ansehen des reichen Kaufmanns, ja sogar durch den Wohlstand und den Zufluss der Nahrung bey dem fleissigen Handwerksmanne, verdunkelt; den schlimmen Bürgern wird er ein Gegenstand der Verachtung, den guten ein Gegenstand des Mitleids; und die politischen Schriftsteller

meynen wunder, was für einen wichtigen Dienst sie den armen Edelleuten erweisen, wenn sie den Vorschlag thun, man solle sie unter die niedrigern Classen des Volks aufnehmen. Allein, wenn Gefahr von aussen droht, und wenn Armeen ins Feld gestellt werden, da vergleiche man das Betragen der Truppen, die unter der Anführung kriegerischer Edelleute stehn, mit dem Betragen derer, die von den Söhnen der Arbeit und der Indüstrie angeführt werden; man vergleiche die, die nur auf Ruhm sehen, mit denen, die nur auf Gewinn sehen. Wenn der Staat auch nur *duldet*, dass der Adel in Verfall gerathe, und nicht die gehörige Aufmunterung bekomme, so werden daselbst die Edelleute bald verschwinden; ihre Ländereyen werden in den Besitz solcher Leute kommen, die der Mode gemässer denken, und die Armee wird geschwind ganz andre Sentiments annehmen, die dem Geiste des Eigennutzes und der Geldgierde angemessener sind.

Nichts kann, meiner Meinung nach, für ein gutes Herz so rührend seyn, als den kümmerlichen Zustand eines armen Adels in beiderley Geschlechtern anzusehen. Einige haben die Handlung als eine Hülfsquelle für diese Classe vorgeschlagen. Warum legen Sie sich nicht auf die Handlung? fragt man einen solchen Edelmann. Ich antworte, statt seiner: Weil ich, um Handlung zu treiben, Geld haben muss. Dieser Bescheid ist unwiderleglich. Doch kann man ferner fragen: Warum legt Ihr Herren Adelichen euch denn nicht auf andre Zweige der Indüstrie? Wofern der Staat es ist, der diese Frage aufwirft, so thue ich die Gegenfrage: Was hilft es denn dem Staate, wenn arme Edelleute Krämer, Weber, oder Schneider werden? Sind nicht alle diese Zünfte schon ohnedem mit Arbeitern versehen, die von Krämern, Webern, Schneidern u. d. g. herstammen? und muss es nicht also seyn? Was würde der Staat für Vortheil davon haben, wenn die Kinder einer Classe den Kindern der andern Classe das Brod vor dem Munde wegnähmen?

Wenn die Sentiments, worin der Adel erzogen worden ist, dem Staate erweislich zum Schaden gereichen, so setze man ihnen etwas Niederschlagendes entgegen. Wenn die Geburt kein Zeichen des Vorzugs seyn soll, so distinguire man sie nicht durch besondere Vorrechte, welche die Classe des Adels dem Ansehn nach über diejenigen hinaufsetzt, denen sie nach der Absicht des Staats einverleibt werden soll. Ihr lasst ja euren Cammerdiener nicht hinten auf eurem Wagen stehen, ob es gleich im Fall der Noth nicht unschicklich seyn möchte, und ob er gleich vielleicht noch gestern euer Lakey gewesen ist;

ist; ihr würdet ihn wegjagen, wenn er seine Gesellschaft nicht seinem neuen Range gemäs verändern wollte.

Gereicht der Adel dem Staate zur Last, so lasse man ihn aussterben; man verwillige, wie in England geschieht, nur Einem aus der Familie, den adelichen Titel zu führen, und rechne die andern alle zum Bürgerstande, das ist, man gestatte ihnen nicht das mindeste persönliche Vorrecht vor den untersten Classen des Volks. Allein, wann ihr sie zu Soldaten nöthig habt, und ihr merket, dass noch immer ein kriegerisches Blut in ihnen wallet, so tragt wenigstens Sorge für ihre Kinder. Kommen euch diese armselig und zerlumpt vor, solang sie auf ihres Vaters Gute herumstreichen, um einen armen Hasen oder Rebhun zu verfolgen, so vergleichet sie hingegen, wenn sie als Soldaten im Felde stehen, mit den Kindern eurer reichen Nachbarn, die etwa gleichfalls unter euren Truppen dienen.

Die Errichtung eines Hôtel militaire beweiset wenigstens, dass es noch Leute gibt, die dergleichen Vorstellungen Gehör geben. Ich verlange nicht, dass ein Fürst alle Ströme des Reichthums, die aus den verschiedenen Theilen des Staats zufliessen, in diesen Canal leiten soll, obgleich nichts billiger ist, als dass ein jeder für die Beschützung seines Erworbenen zahle: aber man belege die Eigenthumsgüter der Edelleute mit einer Taxe, und wende diese dazu an, dass die adeliche Jugend von ihren ersten Jahren an rechtschaffen erzogen werde. So wird der Staat sie insgesammt vor Augen haben, sie sind seine Kinder, seine Unterthanen; sie begehren nur aus ihren einsamen Landsitzen hervorgezogen zu seyn, und zu anständigen Bedienungen tüchtig gemacht zu werden, dieweil sie noch jung und munter sind. Nach verrichteten löblichen Thaten werden sie auf ihren Rittersitzen allemal wieder willkommen seyn; sie werden ihres Gleichen zeugen, und, ohne den andern Classen im geringsten beschwerlich zu fallen, den Geist, die Würde und das Ansehen ihres Standes beibehalten.

Ein Staatsmann sollte sich keine Mühe verdriessen lassen, in jeder Classe so viele Subjecte, als ihm immer möglich ist, in Arbeit zu setzen; und wenn die gewöhnliche Art der Beschäfftigungen nicht zu diesem Zwecke hinreichend ist, so mus er neue Auswege ersinnen, wobey junge Leute in allen Ständen etwas zu thun finden. Die alten und die müssigen Leute sind, in mancherley Betracht, für den Staat als verloren zu schätzen.

Nicht

Nicht weniger sollten, vermittelst der Industrie, die wechselseitigen Verbindungen einer jeden Classe mit den übrigen vermehrt und auf alle mögliche Weise begünstigt werden. Nur die Verbindungen durch Heirat möchte ich hievon ausnehmen, denn diese halte ich mehr für schädlich, als nützlich; das ist, ich wünschte, dass man das Durcheinanderheirathen der Personen von verschiednen Classen auf allerley Art zu hindern und beschwerlich zu machen suchte: hingegen wollte ich gern alle Arten der wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen ihnen, in Ansehung ihrer Gewerbe, möglichst befördert wissen. Letzteres dienet, einen jeden in solcher Beschäfftigung zu erhalten, die den Bedürfnissen und der Denkungsart seines Stands gemäs ist: Ersteres hat, so viel ich weis, gute Folgen im Ganzen gehabt; und dies ist schon genug, einen Staat zu bewegen, dass er zu dergleichen Eheverbindungen wenigstens keine Aufmunterung gebe. Hierin besteht die ganze Einschränkung.

Diejenigen Mitglieder der Gesellschaft, die, wegen natürlicher Gebrechen oder andrer Unglücksfälle, unbeschäfftigt bleiben, mithin den andern zur Last werden, sind eine wahre Last für den ganzen Staat, die aber geduldig ertragen werden muss, da nichts auf der Welt ganz vollkommen ist. Indessen sollte der Staat für seine gebrechliche, oder sonst zur Arbeit untüchtige Einwohner, ihren Umständen gemäs, allerley Zufluchtsörter haben; Menschlichkeit, gute Policey und Christenthum fodern solches.

Dies sey genug von denjenigen Grundsätzen überhaupt gesagt, nach denen die Einwohner zu beschäfftigen und zu vertheilen sind. Indessen muss in jedem Staate diese Beschäfftigung und Vertheilung anderst eingerichtet seyn, so wie es die Umstände der Grösse, der Lage, des Bodens des Landes, vor allem aber die Gesinnungen des Volks, an die Hand geben. Im nächsten Capitel werde ich einige Betrachtungen über die kräftigsten Mittel, die Anzahl der Einwohner zu vermehren, anstellen.

XII. Capitel.

Von dem groſſen Vortheil, eine wohlüberlegte Theorie und eine vollſtändige Kenntnis von Factis, mit dem praktiſchen Theile der Regierungskunſt zu verbinden, in der Abſicht, die Vermehrung des Volks dadurch zu befördern.

Wir haben das Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo wir täglich Gelegenheit haben, zu bemerken, was das für ein Unterſchied ſey, eine Kunſt blos mechaniſch zu treiben, wie es die gemeine Praxis mit ſich bringt, oder ſie nach Grundſätzen zu treiben, die ein geläutertes Nachdenken ausfündig gemacht, um die Kunſt auf einen höhern Grad der Vollkommenheit zu bringen. Dieſe Wahrheit wird jedem in die Augen leuchten, der einen Vergleich anſtellt zwiſchen dem Verfahren beym Baue eines geringen Privathauſes, oder bey Aufführung eines groſſen öffentlichen Gebäudes, wobey die geſchickteſten Baumeiſter beſchäfftigt ſind; oder zwiſchen der Anlegung eines gemeinen Kirchſpielwegs, und einer Heerſtraſſe durch Berge, Wälder und Moräſte. Bey Unternehmungen von der erſten Art, wird jede Schwierigkeit für unüberwindlich gehalten: bey denen von der zweiten Art, weis man alle Hinderniſſe zu überwinden. Dieſe Vergleichung führt uns auf den Unterſchied, welcher zwiſchen einem Künſtler, der nach den Regeln der Wiſſenſchaft verfährt, und einem ordinairen Handwerksmanne zu machen iſt, der nur mechaniſch den bey ſeinem Metier gewöhnlichen Handgriffen folgt, und ſich übrigens auf ſeinen Fleis verläſst.

Jeder Zweig der Wiſſenſchaft muſs durch einen Meiſter in derſelben zur Vollkommenheit gebracht werden. Ihn muſs die Natur dazu gebildet haben, und Fleis und Erfahrung müſſen ihn ausbilden. Das groſſe Genie des Herrn von Colbert durchſchaute die Verwickelung und Verwirrung des franzöſiſchen Finanzweſens; er erfand Hülfsmittel, Frankreichs Schatzkammer anzufüllen, Mittel, die den vielen Unbequemlichkeiten, worüber man ſich beſchwert, nicht unterworfen geweſen wären, wenn keine andre als unintereſſirte Männer ſeinen vortrefflichen Plan hätten ausführen dürfen. Law war ein Originalgenie, wenn es auf Figuren und Papiercredit ankam. Sir Robert Walpole entdeckte neue Grundſätze zur Anlegung der Taxen, erweiterte den Plan eines öffent-

lichen Credits, und brachte die Anwendung deſſelben in die Form einer Wiſſenſchaft. Dieſe Leute waren geborne Staatsmänner, Schöpfer neuer Ideen; ſie fanden neue Grundſätze aus, wornach die Menſchen regiert werden müſſen, damit ſelbige, durch ihren eigenen Vortheil angetrieben, zur Ausführung heilſamer Entwürfe ihre Hand bieten. Männer, die zum Speculiren aufgelegt ſind, können manchen nützlichen Wink geben, obgleich freilich die ſtärkſte Theorie, wenn Praxis und Erfahrung ihr nicht zu Hülfe kommt, ſie nimmermehr ſo weit bringen kann, daſs ſie einen vollſtändigen Plan formiren können. Ein groſſes Genie, das Macht und Anſehn hat, braucht nur einen Wink, ſo bringt es ein Syſtem zum Vorſchein, und glücklich zur Vollziehung.

Unter allen in die Staatswirthſchaft einſchlagenden Problemen ſcheinen keine mit ſo vieler Dunkelheit umhüllet zu ſeyn, als die, welche die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts betreffen, und ſeine Vertheilung und Beſchäfftigungen ſo beſtimmen ſollen, daſs dadurch die Wohlfahrt jeder beſondern Geſellſchaft befördert werde.

Ich habe dieſe Materien nirgend nach meinem Wunſch abgehandelt gefunden, und ich ſelbſt bin nicht im Stand geweſen, mir darüber Genüge zu thun. Eine Menge dicker Wolken bedecken die fruchtbaren Felder dieſer Wiſſenſchaft; und bevor jene zerſtreut ſind, kann das politiſche Auge die ganze Landſchaft nicht überſehen, noch von den Misgeſtalten urtheilen, welche in den mancherley Vorſtellungen erſcheinen, die unſre neuern Staatsſchilderer uns davon machen.

Hier kann ich, ohne Eitelkeit, mir, wie der groſſe Monteſquieu, die Worte des Corregio zueignen, Anche io ſon pittore, auch ich verſtehe ein bischen von dieſer Mahlerey. Aber ich bekenne aufrichtig, daſs ich nicht fähig bin, dieſes Sujet vollkommen ins Licht zu ſetzen. Meine häufige Wiederholungen, und mein öfteres Zurückkehren auf daſſelbe bey ganz verſchiednen Gelegenheiten, um meine und meiner Leſer Ideen aufzuklären, zeigen offenbar, daſs ich die Unzulänglichkeit meines eigenen Vermögens gar wohl merke. Indeſſen wenn ich die Sache in einem verſchiednen Lichte, und aus mehr als Einem Geſichtspunct betrachte, ſo werden vielleicht meine Leſer und ich endlich ſo weit kommen, daſs wir ein wenig heller ſehen.

Ich habe ſchon in einem der vorigen Capitel einen Verſuch gemacht, die Grundſätze, welche einen Einfluſs auf die Vermehrung der Menſchen haben,

ben, darzulegen. Aber leider! sie sind alle so allgemein, dass man sie nur als die entferntesten betrachten kann. Sie können einer mittelmässigen Speculation Genüge thun, sind aber in der Praxi von geringem Nutzen. Ich habe mich vornehmlich an diejenigen Sätze gehalten, welche bey Societäten, wo noch die erste Einfalt der Sitten herrscht, zu allen Zeiten wirksam befunden werden. Itzt aber müssen wir diese Materie unter verworrenern Umständen untersuchen, in sofern sie sich auf die neuern Sitten der Menschen bezieht, welche selbst der geschikteste Staatsmann nicht ändern kann, wo Handlung, Industrie, Luxus, Credit, Taxen und Schulden eingeführt sind. Denn in alles dieses haben sich die feinsten Nationen Europens eingelassen. Diese Dinge stellen zusammen eine Art Kette vor, deren Glieder sich nicht nur von Natur einander magnetisch anziehen, sondern noch überdies in einer Folge von Revolutionen dreyer Jahrhunderte, mit der Denkungsart der Nationen so vest zusammen genietet sind, dass sie, allem Ansehn nach, unauflöslich ist. Ich will mich hier nicht auf die Frage einlassen, in wiefern das neuere System einen Vorzug vor dem alten verdiene; meine Absicht ist nur, zu erforschen, wie ein Staatsmann die Umstände, welche diesen neuen Oekonomieplan veranlasst haben, zum besten Nutzen der Menschen anwenden könne; die Verbesserung eines solchen Plans überlasse ich der Zeit und den Zufällen, wovon ich nicht Meister bin. Entwürfe, die alte Simplicität wieder einzuführen, und das menschliche Geschlecht rechtschaffener und tugendhafter zu machen, sind bezaubernd-schöne Speculationen; sie gefallen mir ungemein, doch können sie mich nicht bis zu dem Grade einnehmen, dass ich sie in unsern ausgearteten Zeiten zur Ausführung geschickt hielte.

Wenn demnach die Grundsätze, die ich hier darlege, mit dergleichen liebenswürdigen Systemen manchmal schlecht harmoniren werden, so bitte ich, mir nicht den Vorwurf zu machen, als ob ich ihnen meinen Privatbeifall versagte, woran ohnedies nicht viel gelegen seyn kann. Mein Zweck ist nur auf die Untersuchung dessen gerichtet, was wir im gemeinen Laufe der Dinge täglich fühlen und sehen, und auf gründliche Vorschläge, wie das Böse könne vermieden, und das Gute zum allerbesten Vortheil angewandt werden.

Der Verlust der alten Simplicität und die Einführung einer weitläuftigern Lebensart haben den Mechanismus der Regierung unendlich schwerer gemacht, und fast jede Unordnung im Staatscörper hat einen nachtheiligen Einfluss auf

die Bevölkerung. Die Abnahme der Volkzahl ist im Staate eben das, was die Auszehrung im menschlichen Cörper ist; beides ist ein Zeichen, dass es inwendig nicht richtig stehe. So lang die Volkzahl zunimmt, so befindet sich der Staat in seiner Jugendstärke; ihre Abnahme giebt uns ein Bild seines baufälligen Alters.

Die Wichtigkeit der Materie ist es demnach, was mich nöthigt, sie noch einmal aufs Tapet zu bringen, damit wir die gehörigen Mittel untersuchen können, welche dem Staate seine jugendliche Munterkeit wiederherstellen und erhalten, und, so zu reden, in jedes Gelenke, in jede Ader, in jeden Nerven einer itzigen Societät, Kraft und Leben verbreiten.

In Lykurgs Republik hatte man für einen unverheirateten Mann gar keine Achtung, weil ihn kein andrer Grund, als die Liebe zu einer unordentlichen Lebensart, vom Heiraten abhalten konnte. Die Ehe gereichte in einem Staate, wo alles auf öffentliche Unkosten ernährt und versorgt wurde, niemand zur Last. Ein Spartaner, der nicht heiratete, wurde als ein Mensch angesehen, der sich weigerte, etwas zur Recrutirung der Armee beizutragen, damit er seiner lasterhaften Gewohnheit nachhängen könne.

Das jus trium liberorum und die übrigen Begünstigungen, wodurch Kaiser Augustus den Römern eine Neigung zum Ehstand einzuflössen suchte, hatten ihr Absehen hauptsächlich auf den Adel, überhaupt aber nur auf römische Bürger (cives), und gar nicht auf die niedern Classen, die zwangsweise arbeiteten, oder die Sclaven. Das Uebel, dem der Kaiser durch jene Ermunterungen abzuhelfen dachte, bestand in der verschwenderischen und ausgelassenen Lebensart reicher Leute im eheloſen Stande. Der römische Staat litt dadurch, und verlor seine vornehmste Kraft, die Kriegsmacht, die equites. Wie stark diese Classe gewesen seyn müsse, läst sich aus ihrer Anzahl bey der Niederlage bey Cannæ schliessen. In selbigen Zeiten war die Hauptermunterung zur Vermehrung nur auf die höhern Classen gerichtet; der Abgang bey den untern Classen (welche in allen Ländern und zu allen Zeiten die volkreichsten sind) wurde durch Einbringung der Sclaven leicht ersetzt, wie solches anitzt in Westindien geschieht, wo man folglich die Wirkung von dem nämlichen Grundsatze sieht, auf den der weise Kaiser so aufmerksam war. Der Zustand der Affairen in Europa, und besonders in England, hat sich durch die Einführung einer allgemeinen Freyheit völlig geändert. Unsre niedrigsten Classen

sind

sind durchaus frey; sie gehören sich selbst zu, und müssen ihre Kinder selbst ernähren; sonst verliert der Staat an seiner Volkzahl. Leute aus fremden Ländern in unser Land zu ziehen, und sie durch Parlamentsacten zu naturalisiren, ist kein Behelf für uns. Das gemeine Volk wird bey uns allemal zahlreich und frey seyn: wir werden aber auch beständig mit den nämlichen Beschwerlichkeiten zu kämpfen haben, so lang die niedrigsten Classen unter einem solchen Drucke bleiben, dass nicht alle ihre Individua hinlänglichen Unterhalt finden. Hier eben liegt die Schwierigkeit. Um einen blühenden Staat zu bekommen, den Sir William Temple gar artig mit einer Pyramide verglichen hat, müssen wir eine breite und dauerhafte Basis von den niedrigsten Classen der Menschen anlegen. In der Maasse, als die Classen an Vermögen zunehmen, zieht sich die Pyramide immer enger ein, bis sie sich entweder in einer Spitze endiget, wie bey einer Monarchie, oder in einem kleinen Viereck, wie bey aristokratischen und vermischten Regierungen. Die unterste Classe muss also aufrecht erhalten werden, und zwar, wie ich bereits gesagt habe, durch ihre eigene Vermehrung. Aber wo ein jeder sich von seinem eigenen Fleisse nähren muss, da entsteht eine Concurrenz, und der bekommt den Vorzug, der am wolfeilsten arbeitet. Wie kann ein verheirateter Mann, der Kinder zu ernähren hat, einem andern, der nur für sich selbst zu sorgen hat, diesen Vorzug streitig machen? Solchergestalt sind die Unverheirateten schuld daran, dass die andern hungern müssen; und so wird die Basis der Pyramide enger. Ich ersuche meine Leser, sich vorerst mit diesem Schattenbilde eines der wichtigsten Theile unsers Sujets zu begnügen; wir werden es in der Folge noch einmal vornehmen, und ihm, in dem Capitel von den physischen Nothwendigkeiten, oder natürlichen Bedürfnissen, mehr Licht und Farbe geben.

Man wird nunmehr die vornehmste Ursache des Verfalls neuer Staaten einsehen können; er entspringt aus der Freiheit, und ist unzertrennlich damit verbunden.

Verschiedne unsrer neuern Schriftsteller über diese Materie empfehlen den ehlichen Stand aufs nachdrücklichste allen Classen von Einwohnern. Mir käme es aber gar nicht ungereimt vor, wenn allen Dorfpriestern verboten würde, ein paar Leute zu copuliren, die nicht erweislich machen könnten, dass ihre Kinder, nach aller Wahrscheinlichkeit, dem Staate nicht zur Last fallen werden. Könnte man eine solche Verordnung wol mit Vernunft tadeln?

Diejenigen, die von andern umsonst ernährt werden müssen, sind für den Staat kein Gewinn, sondern eine Last, solang sie ihm unbrauchbar sind. Nichts ist leichter, als heiraten; nichts ist auch natürlicher, besonders unter geringen Leuten. Allein, gleichwie es, um erndten zu können, nicht genug ist, dass man pflüge und säe, so ist es auch, um Kinder zu erziehen, nicht genug, dass man heirate. Jedes Thier, das eine Brut hervorbringt, die sich selbst nicht helfen kann, muss ein Nest haben; ein Haus ist das Nest für Kinder: aber nicht jeder, der ein Kind zeugen kann, kann auch ein Haus bauen, oder die Miethe dafür bezahlen.

Diese Betrachtungen haben mich auf einen Unterschied geführt, von dem ich voraus sehe, dass er unsre Begriffe über die Materie von der Bevölkerung ziemlich aufklären wird. Wenn wir nämlich die Fortpflanzung der Menschen aus einem politischen Gesichtspuncte betrachten, so stellt sie sich unter zweyerley Gestalten dar: nach der einen, als eine wirkliche Vermehrung; nach der andern, als eine blosse Zeugung.

Kinder solcher Eltern, die im Stande sind, sie zu ernähren, und so zu erziehen, dass sie hernach ihr Brod selbst verdienen können, vermehren ihr Geschlecht, und dienen dem Staate. Aber Kinder solcher Eltern, die selbst vom Gnadenbrode leben, oder nur für ihren eigenen Leib hinlänglichen Unterhalt finden, haben ihr Daseyn gleichsam nur durch Vergünstigung, und sind schon in ihrer Wiege Bettler. Viele solche Kinder werden, aus Mangel der Nahrung, noch mehrere aus Mangel der gehörigen Pflege, sterben; ihre Betteley wird mit der Betteley ihrer Eltern verknüpft seyn; sie werden sich untereinander selbst aufreiben, nach dem vortrefflichen Ausdruck des Marschalls von Vauban in seinem Buche vom Königlichen Zehenden (Dixme royale). La mendicité, sagt er, est un mal qui tue bientot son homme. Er hatte von der Wahrheit dieses Satzes viele Beispiele vor seinen Augen; und wem dergleichen noch nicht vorgekommen sind, der hat sehr wenig von der Welt gesehen.

Wo das Heiraten ohne die zur wahren Geschlechtsvermehrung erforderlichen Umstände geschieht, da bringt es blosse Zeugungen hervor, worauf alle die angeführten Unbequemlichkeiten folgen. Da nun aber der allergrösste Theil Einwohner zu den niedrigern Classen gehört, so wird es für den

Staats-

Staatsmann eine Schuldigkeit, ſolchen Uebeln vorzubeugen, wofern er die Abſicht hat, die Anzahl ſeines Volks auf eine nützliche Art zu vermehren.

Jeder hiezu vorgeſchlagene Plan, der nicht auf richtige ſummariſche Verzeichniſſe der Einwohner in jedem Kirchſpiel eines Landes gegründet iſt, läſſt uns nur im Dunkeln tappen. Ich wünſchte aber, daſs bey ſolchen Verzeichniſſen alle Einwohner claſſificirt würden, nicht nur nach dem Gewerbe, das ſie ſelbſt treiben, ſondern auch nach der Handthierung ihrer Väter; wie auch daſs die Claſſen, welche ihre Geſchlechter wirklich vermehren, (multiply) ſorgfältig von denen, die nur ſchlechtweg zeugen (procreate), unterſchieden würden. Eben ſo ſollte man auch für jede Claſſe beſondre Sterblisten halten, um die Geburten und Todesfälle der Kinder darin gegeneinander vergleichen zu können. Solche Liſten würden noch vorzüglicher ſeyn, als die, welche ich in dem oben gerühmten Werke des Marſchalls von Vauban, in den Königlich Preuſſiſchen Ländern, und anderswo, geſehen habe.

Man erlaube mir, ein Exempel zu geben. Ich will ſetzen, ich hätte vor mir eine Generaltabelle über alle Einwohner des Landes, nach allen ſeinen Kirchſpielen, und dieſe Einwohner wären nach den Rubriken der Handthierungen ihrer Väter ordentlich abgetheilt. Ich werde ſogleich gewahr werden, daſs eine beträchtliche Anzahl ihren Urſprung von den höhern Claſſen, oder auch von denen genommen habe, die von bereits erworbenen Einkünften, und von ſolchen Zweigen der Induſtrie leben, die ein leichtes und reichliches Auskommen verſchaffen. Dieſe brauchen die Hülfe des Staats nicht, um ihre Kinder groſs zu ziehen; und in Rückſicht auf den Nutzen, den der Staat einſt von ihren Abkömmlingen zu gewarten hat, iſt es einerley, ob man die zu dieſen Claſſen gehörige Perſonen zum Heiraten aufmuntere, oder ihnen im eheloſen Stande zu bleiben erlaube. Komme ich aber auch auf die niedrigern Claſſen, ſo nehme ich z. E. die Schuſter beſonders vor, und finde, daſs ſie eine gewiſſe Anzahl Kinder in die Welt geſetzt haben. Dieſe Anzahl vergleiche ich erſtlich mit der Anzahl der wirklich vorhandenen Schuſter, und alsdann mit der Anzahl der unter ihnen ſubſiſtirenden Ehen (denn ich ſetze von jeder Gattung jeder Claſſe beſondre Liſten voraus); auf dieſe Weiſe entdecke ich die Fruchtbarkeit der Ehen, und den Fortgang der Vermehrung bey den Schuſtern. Wenn ich auf die nämliche Weiſe alle Claſſen durchgegangen bin, ſo kann ich entſcheiden, wo das Heiraten gute Folgen, und wo es

ſchlechte

ſchlechte hat. Ich habe geſagt, daſs ich es für vortheilhaft halte, wenn jede Claſſe wenigſtens ihre eigene Anzahl ernähren und verſorgen könne: kann ſie aber noch mehr als dieſes thun, ſo wünſchte ich (wäre es möglich), daſs vielmehr die höhern Claſſen aus den niedrigern, als die niedrigern aus den höhern, rekrutirt werden möchten. Erſteres ſcheint Aufnahme und Wohlfahrt, Letzteres aber einen Verfall anzuzeigen. Ich muſs aber auch geſtehn, daſs Erſteres unendlich ſchwerer zu erlangen iſt.

Ich würde alſo nach Maasgabe der Umſtände, und dieſen Grundſätzen gemäs, die Ehen dadurch befördern, daſs ich die Kinder aus den Händen ihrer Eltern wegnähme. Wo es mit dem Heiraten am ſchlechteſten fort will, da ſollten, beſonders bey den ſehr niedrigen Claſſen, groſſe Aufmünterungen dazu gegeben werden; und vielleicht ſollte der Staat die Koſten dazu tragen. Gewiſſe Handwerker können mit Einem Kinde, andre mit zwey, noch andre mit mehreren, beladen werden. Doch hievon rede ich an einem andern Orte umſtändlicher. Nur möchte ich hier nicht gerne ſo verſtanden ſeyn, als wollte ich, daſs in niedrigen Claſſen alle Leute heiraten und ſich vermehren ſollen, und dann der Staat alle ihre Kinder ernähren ſolle. Meine Abſicht erſtreckt ſich nicht weiter, als daſs der Staat geſichert ſeyn möge, durch die Kinder, die er jährlich in ſeine Verſorgung nimmt, allemal eine ſolche Anzahl vorräthig zu haben, die dem vorgeſetzten Zwecke der Vermehrung entſpreche, und daſs dieſe Kinder, nach einer ſchicklichen Proportion, aus jeder Claſſe und aus jedem Theile des Landes herausgenommen werden, und aus ſolchen Ehen entſprungen ſeyn, die der Staat ſchützet, und ſich von andern Ehen unterſcheiden, welche unter einer freyen Regierung jederzeit dem Nahrungsmangel und dem Elend ausgeſetzt zu ſeyn pflegen. Dieſe Uebel ſollte der Staatsmann gleichfalls auf alle Weiſe abzuwenden ſuchen. Findlingshoſpitäler ſind eine herrliche Einrichtung, und Colonien ſind ein Ausweg für überflüſſige Einwohner. Allein, unvermerkt laſſe ich mich in Dinge ein, die nicht zu meinem Zwecke gehören. Wer für einen beſondern Staat einen Verbeſſerungsplan entwerfen will, muſs denſelben Staat von Grund aus kennen. Dieſes überſchreitet mein Vermögen; drum halte ich inne, und will nur das Wenige, was ich geſagt habe, mit einigen der Sache gemäſſen Anmerkungen und Betrachtungen erläutern.

Ich habe hier, aus Urſachen, die jeder Vernünftiger einſehen kann, keine ſolche Vermehrungsvorſchläge gethan, die ſich weder mit der Denkungsart der Nationen, womit ich ein wenig bekannt bin, noch mit der Religion der Europäer, zuſammenreimen laſſen. Ich habe mich ſolcher Vorſchläge hauptſächlich auch darum enthalten, weil man, nach reiflichem Erwägen, ohne Zweifel befinden wird, daſs ein hinlänglicher Ueberfluſs an bereits gebornen Kindern vorhanden iſt, und daſs wir weder den Concubinat, noch die Vielweiberey zu Hülfe rufen dürfen, um ihre Anzahl zu vermehren. Es fehlt uns nur an der rechten Methode, die Kinder, die wir haben, ſo zu verſorgen, daſs durch ſie hinwiederum eine ſolche Vermehrung bewirkt werden könne, die dem Maaſſe unſers Vermögens, ſie zu ernähren und dereinſt nützlich zu beſchäfftigen, angemeſſen ſey. Ich habe daher für dienlich gehalten, daſs ein Staatsmann, der die Situation ſeines Volks, den Zuſtand jeder Claſſe, und die Anzahl der darin vorhandenen Ehen, genau kennet, ſagen ſollte: In jeder Claſſe, die, nach einem gewiſſen Verhältniſſe, in den Kirchſpielen, Städten, Flecken und Dörfern eines Landes vertheilt iſt, ſoll die Anzahl der Ehen bis ſo weit ſteigen; es ſollen Regeln veſtgeſetzt werden, nach welchen, auf den Fall einer Concurrenz von zwey verſchiedenen Paaren, die zur Ehe ſchreiten wollen, das eine Paar vor dem andern die Erlaubnis dazu bekommen ſoll; und die Folge von dieſer Bewilligung ſoll ſeyn, den Eltern aller der Kinder, die über die zweckmäſſige Anzahl geboren ſind, eine Erleichterung zu verſchaffen. Ich ſchlage keine neue Einſchränkungen des Heirathens vor, weil ich ein Freund der Freiheit bin, und weil dergleichen Einſchränkungen die Denkungsart unſrer Zeiten beleidigen würden. Ich wollte demnach rathen, im ganzen Lande eine gute Anzahl Fündlingshoſpitäler anzulegen; und noch nachdrücklicher würde ich empfehlen, die darin aufgenommenen Kinder ordentlich zu verpflegen, und ſie zu dem Zwecke der Ausfüllung und Recrutirung der unterſten Claſſen frühzeitig geſchickt zu machen.

XIII. Capitel.

Fortsetzung dieser Materie, mit Rücksicht auf die Nothwendigkeit, für jede Classe der Einwohner, woraus eine heutige Gesellschaft besteht, genaue Verzeichnisse der Gebornen, Verstorbenen, und Ehepaare, zu halten.

Herr Derham hat uns einige Tabellen geliefert, welche uns die Proportion zwischen den Ehen und Geburten in England wie 1 zu 4, und zwischen den Geburten und Begräbnissen wie $1\frac{12}{100}$ zu 1 vorstellen; woraus erhellet, dass daselbst die Geschlechtsvermehrung mehr zu- als abnehme, obgleich ganz allmählich; ein Zeichen von der jugendlichen Stärke des Staats. Nach Doctor Davenant's Ausrechnung werden in England überhaupt jährlich 9000 Menschen mehr geboren, als daselbst sterben. Könnte es immer auf diesem Fus fortgehen, so würde ich eine solche langsame Vermehrung für weit vorzüglicher halten, als eine schnellere. Das Englische Volk würde sich solchergestalt, nach einem ungefähren Ueberschlag zu rechnen, in einer Zeit von 100 Jahren um eine Million Menschen vermehrt haben; je länger sich aber ein Staat in seiner Jugend erhält, desto besser ist es für ihn. Eine allzuschnelle Vermehrung stocket mit der Zeit auf einmal; und diese Stockung, welche ein Zeichen kümmerlicher Umstände ist, muss noch schlimmere Folgen nach sich ziehen.

Ich muss aber erinnern, dass jene Berechnungen auf sehr schlechte Urkunden erbauet sind. Daher sehen wir, wie nöthig es sey, authentische Listen zum Grunde zu legen. Gleichwol sind es lauter dergleichen schlechte Urkunden, worauf Doctor Halley und andre gefusset haben, als sie den Werth der Annuitäten berechneten, welche (zu einer Zeit, da alle europäische Staaten, auf Kosten der Industrie und des Eigenthums der Particuliers, Geld borgten) nach ihrem reellen Werthe geschätzt und angegeben werden sollten. Nun ist aber aus allen ihren Berechnungen der Sterblichkeit ersichtlich, dass dabey dasjenige, was wir den Misbrauch der Ehe oder die böse *Zeugung* genannt haben, mit inbegriffen ist.

Wenn es wahr ist (wie ich dafür halte, weil ichs gesehn und erfahren habe) dass aus den untern Classen eine Menge Menschen, besonders Kinder, von

von den Wirkungen der Dürftigkeit umkommen, entweder unmittelbar aus Mangel der Nahrung, oder durch Krankheiten, die sie sich nach und nach, wegen Mangels der gehörigen Pflege, zuziehen; und wenn noch andre blos darum sterben, weil kein Mensch sich um ihre Gesundheit bekümmert, da man doch z. E. den Entzündungskrankheiten, denen sie vornehmlich unterworfen sind, öfters durch eine geringe Aderlass vorbeugen könnte: sollte uns alles dieses nicht auf die Gedanken bringen, dass alle Berechnungen, die sich auf einen Schluss gründen, den man nur aus generellen Geburts- und Sterbelisten gezogen hat, unmöglich die Zuverlässigkeit haben können, die sie haben würden, wenn man Listen, wo jede Classe der Einwohner besonders bemerkt ist, dabey zum Grunde gelegt hätte.

Es könnte hier der Einwurf gemacht werden, dass ja bey Reichen und Vermögenden sich gleichfalls Krankheiten einfinden, die eben so stark unter ihnen aufräumen, als andre Arten von Krankheiten bey den Armen thun; und dass die niedrigsten Classen sehr reichlich mit Kindern gesegnet sind, da es einen vornehmen Mann oft alle Mühe von der Welt kostet, durch einen einzigen kleinen Jungen, der ihm etwa von allen seinen Kindern übrig bleibt, seinen Stamm vom Untergange zu befreyen.

Ich gestehe, dass alles dieses wahr seyn mag: aber ich möchte gerne wissen, in welchem Verhältnisse es wahr *ist*, und von der Sache überzeugt werden. Ich wünschte belehrt zu seyn, durch welche Krankheiten die Reichen, und durch welche die Armen weggerafft werden. Ich wünschte, eben so genaue Geburts- und Sterbelisten von jeder Classe besonders zu haben, als ich sie von den Städten Paris, London, und Breslau, überhaupt bekommen kann. Ich wünschte zu wissen, von was für Eltern jene Haufen Arme, die ich allenthalben antreffe, entsprungen sind. Insonderheit aber wünschte ich dergleichen Nachrichten aus verschiednen Ländern zu haben, die in Ansehung der Sitten nicht miteinander übereinkommen. Denn aus Factis, die ohne Untersuchung der Umstände zusammen verglichen werden, lässt sich kein richtiger Schluss ziehen. Die unfruchtbarste Classe in einem Lande kann in einem andern Lande die fruchtbarste seyn. Wer hievon ein Beispiel haben will, der vergleiche nur die Ehen der pariser und londoner Lakayen gegeneinander.

Ueberall finde ich unter generellen Sätzen einen oder andern Fehler versteckt. Die Kinder der Armen, sagt euch einer, gedeyen besser, als der Reichen ihre. Wenn dem so ist, so müsste es doch, nach der gesunden Vernunft zu urtheilen, nicht so seyn. Aber ebenderselbe Mann wird euch sagen: Ich habe meinen Sohn zu einem Kaufmann gemacht, er wird ein reicher Kerl werden. Warum? Weil A B ein Kaufmann war, der, ob er gleich mit Nichts anfieng, doch hunderttausend Pfund nachgelassen hat. Durchlaufet aber alle Buchstaben des Alphabets, welche nach A B folgen, und lauter Namen solcher Leute anzeigen, die, wie A B, ihre Handlung mit Nichts angefangen haben: so werdet ihr vielleicht finden, dass ein jeder von ihnen als ein Bankerottirer gestorben ist. Die, denen es glückt, werden bemerkt; die, denen es mislingt, werden bald vergessen. Gerade so verhält sichs in Ansehung der vorgelegten Frage. Allein, wir wollen wieder auf unsre Tabellen und sogenannten Berechnungen zurücke kehren.

In England gibt jede Ehe, im Durchschnitt gerechnet, vier Kinder. Wenn man annimmt, dass in diesem Lande 6 Millionen Menschen sind, und dass davon jährlich $\frac{1}{30}$ Theil stirbt, so ist es, um diesen Fond immer zu behalten, hinreichend, dass jährlich 200000 Menschen geboren werden. Hiezu rechne man den jährlichen Zuwachs von 9000 Menschen, so wird die Hauptsumme der Gebornen 209000 seyn; denn wenn in diesem Jahre 200000 sterben, und 209000 geboren werden, so muss solches gewisslich einen Zuwachs von 9000 mit sich führen, wofern wir annehmen, dass die Acquisition an Fremden denen aus unserm Lande weggeführten Eingebornen an Anzahl gleich komme. Da ich indessen dieses nur zur Erläuterung der Sache anführe, so brauche ich nicht zu untersuchen, ob sichs in facto also verhalte. Die nächste Frage ist nunmehr: Wie viele ordnungsmässige und von der Regierung begünstigte Ehen werden zur Verschaffung dieses Zuwachses erfodert? denn wir können wissen, dass die in diesem Königreiche subsistirende Ehen nicht anderst, als mit Zusatz des Products der unehlichen Vermischungen, just den erwähnten Zuwachs hervorzubringen hinreichen. Mich dünkt, dass diese Frage sich nur durch angestellte Versuche auflösen lasse. Herr King nimmt an, dass in England allemal die 104te Person heirate, das ist 57682 Personen, oder 28841 Paare. Wenn wir annehmen, dass alle diese Ehen sieben Jahre hindurch fruchtbar sind, so dass jährlich aus jeder Ehe ein Kind erfolgt, so

würde

würde die Anzahl von 200000 Kindern herauskommen. Allein, ich vermuthe ſtark, daſs ordnungsmäſſige Ehen überhaupt viel länger als ſieben Jahre fruchtbar bleiben, obgleich nicht eben jedes Jahr ein Kind daraus erfolgt; folglich müſste die Anzahl der *beſtändig* mit Fruchtbarkeit ſubſiſtirenden Ehen in England, deren überhaupt, nach den Verzeichniſſen, jährlich 28841 geſchloſſen werden, weit gröſſer ſeyn, als jene Anzahl ſiebenmal genommen, das iſt, weit gröſſer als 201887. Nehmen wir an, daſs das Ganze der 209000 Geburten aus Ehen erfolgen müſſen, wovon allemal drey Ehen ein Kind geben, ſo wird ſich alsdann die Anzahl der wirklich vorhandenen Ehen auf 627000 belaufen. Aus dieſen Speculationen (denn Berechnungen mag ich ſie nicht nennen) ſchlieſſe ich, daſs, je fruchtbarer die Ehen gemacht werden, (nicht lediglich in Abſicht auf die Zeugung, ſondern auf die Vermehrung; welche beiden Stücke wir ſchon oben von einander unterſchieden haben) deſto weniger Ehen werden nöthig ſeyn; je weniger aber unnöthige Ehen geſchloſſen werden, deſto beſſer iſt es für den Staat, und deſto weniger Noth wartet auf die, die ſich darein begeben. Hier will ich inne halten, und es dem Leſer überlaſſen, was er für Schlüſſe daraus ziehen will; ich erinnere ihn nur, den gröſſen Unterſchied, der ſich allemal zwiſchen Theorie und Praxis findet, nie aus den Augen zu ſetzen.

Indeſſen bringt mich dieſes Raiſonnement auf die ſtarke Muthmaſſung, daſs aus dem einzeln Datum der jährlichen Anzahl der aus einer Geſellſchaft Geſtorbenen die Anzahl der Mitglieder einer ſolchen Geſellſchaft nicht ganz richtig beurtheilt werden könne; denn obgleich an manchem beſondern Orte die wahre Proportion zwiſchen den lebenden und verſtorbenen Mitgliedern genau beſtimmt werden kann, ſo wird doch dieſe Proportion nicht überall zum allgemeinen Maasſtab dienen können; und wer ſich darauf verläſst, kann leicht einen Irrthum begehen.

Hier ſind die Gründe für meine Meinung.

Dürften nur lauter ſolche Leute heiraten, die ihre Kinder ernähren können, ſo würden, meines Erachtens, auf den Geburts- und Todtenliſten geringere Summen erſcheinen, und dem ungeachtet würde die Anzahl der Einwohner noch immer die vorige bleiben. Dürfte aber jeder heiraten, der zur Zeugung geſchickt iſt, ſo würden jene Liſten zwar unfehlbar gröſſer werden, aber die wirkliche Anzahl der Einwohner würde doch nimmermehr das Ver-

hältnis ihres Unterhalts übersteigen. Könnten wir nur die Geburts- und Sterbelisten von der Stadt Rom sehen, so lang sie in ihrer grösten Herrlichkeit war; oder hätten wir dergleichen Listen von den Zuckercolonien in America, wo Sclaven aus Africa hineingeführt werden, und wir rechneten die Anzahl dieser eingebrachten Sclaven zur Anzahl der in den Colonien Gebornen hinzu, und setzten dabey voraus, dass die Colonie weder im Wachstum, noch in der Abnahme begriffen sey: alsdann würde eine gleiche Anzahl Geborner und Verstorbener herauskommen. Allein, ich kann nicht anderst vermuthen, als dass das Verhältnis ihrer Anzahl zur gesammten Volkzahl der Colonie weit geringer seyn würde, als in irgend einem europäischen Staate, wo die Sclaverey eingeführt ist.

Man könnte vielleicht denken: Wenn alle Leute heirateten, so würde solches eine ungemeine Vermehrung des Volks zur Folge haben. Ich sage: Nein. Und gesetzt, es wäre dem also, was für eine Art der Vermehrung würde dieses seyn? Eine Menge Kinder, die nie das männliche Alter erreichen; oder Eltern, die, damit ihre Kinder Brod haben, selbst verhungern müssen; kurz, eine unbeschreibliche Vermehrung des Elends. Also können wir aus den Sterblisten und dergleichen Tabellen weiter nichts als dieses lernen, dass, wenn mehr Menschen geboren werden, als sterben, und die Gebornen alle im Lande bleiben, die Anzahl der Einwohner zunehmen werde, hingegen abnehmen müsse, wenn mehrere sterben, als geboren werden. So lang aber die Summen der Gebornen und Verstorbenen einander gleich sind, so lässt sich kein sicherer Schluss auf die Volkanzahl überhaupt ziehen; denn diese wird um so viel geringer seyn, je mehr unrechtmässig erzeugte Kinder in die Welt gesetzt werden, und im umgekehrten Falle wird sie gröser seyn. Es hängt noch immer eine Wolke über dieser Materie; vielleicht dient nachfolgendes Exempel zu einiger Aufklärung. Wir wollen setzen, ein Land hätte 6 Millionen Einwohner; davon stürbe jährlich ein Drittheil, welches aber jährlich durch die Zeugung wieder ersetzt würde, so dass in jedem Jahre 200000 sterben, und eben so viele geboren werden; jede drey Ehen gäben jährlich ein Kind, und es wären folglich 600000 Ehen vorhanden; übrigens bliebe die Quantität der Lebensmittel immer eben dieselbe, ohne dass es möglich wäre, sie zu vermehren. Würde nicht hieraus folgen, dass die Volkanzahl unmöglich zunehmen kann? Nun wollen wir setzen, die Anzahl der Ehen stiege bis

auf

auf eine Million: so sage ich, die Wirkung hievon würde seyn, entweder, dass die Ehen überhaupt minder fruchtbar würden, oder dass, wofern sie eben so fruchtbar als vorhin blieben, sowol die Geburts- als Sterbelisten die Summe von 333333 aufzeigen müsten, das ist, die Anzahl der jährlich Gebornen und Gestorbenen würde sich zur gesammten Anzahl der Landeseinwohner verhalten wie 1 zu 18, da sie sonst wie 1 zu 30 stand. Da nun dieser Zuwachs der Sterblichkeit vom Mangel der Nahrung herrührt, so müssen entweder die Jungen um der Alten willen, oder diese um jener willen, verhungern; oder, welches der wahrscheinlichste Fall ist, die Armen müsten um der Reichen willen verhungern. Was würden in allen diesen drey Fällen für Folgen entstehen? Im ersten Falle würde man finden, dass sich die Anzahl der 6 Millionen Einwohner verringerte; weil die Anzahl der grossen Verzehrer steigen, und die Sterblichkeit unter den Kindern überhand nehmen würde. Im zweiten Falle würde die gesetzte Anzahl der 6 Millionen Einwohner gröſſer werden, weil die Anzahl der kleinen Verzehrer steigen, und die Sterblichkeit unter den Eltern einreissen würde. Im dritten Falle würde die Anzahl der Einwohner so ziemlich einerley bleiben: aber Elend und Noth würde die niedrigern Classen alle aufreiben. Man hat ausgerechnet, dass in Ländern, wo die Volkanzahl nicht zunimmt, die eine Hälfte Menschen vor Erreichung der Mannbarkeit wegstirbt; und hieraus schliesse ich, dass zu viele Menschen geboren werden. Wenn man daher auf Methoden fällt, gewisse Krankheiten für Kinder weniger tödtlich zu machen, so wird alles Gute, das man dadurch erhält, überhaupt darin bestehen, dass man die alten Leute der niedrigern Classen noch unglücklicher macht; denn wenn die Kinder beim Leben erhalten werden, so müssen die Alten sterben.

Bey diesen Speculationen kann ich meinen Wunsch nicht bergen, dass ich solche Sterbelisten sehen möchte, die sowol für die verschiednen Classen, als auch für die verschiednen Alter der Einwohner eingerichtet wären. Hätten wir dergleichen vor uns, so wäre es eine leichte Sache, wahrzunehmen, ob die Sterblichkeit unter Kindern von Krankheiten, denen die Kindheit nothwendig unterworfen sey, oder aus einer übertriebenen Zeugung herrühre. Solange mich nun nicht mit solchen Listen versehen, bleibe ich so ziemlich überzeugt, dass jene Sterblichkeit der letzteren Ursache zuzuschreiben sey, und bewiese dieses selbst die Erfahrung, so würden meine dargelegten Grundsätze

ſätze deſto unumſtöslicher ſeyn. Mittlerweile ſchlieſſe ich, daſs, wenn ein Volk nicht an der Zahl zunimmt, dieſer Stilleſtand nicht daher komme, als ob zu wenige Ehen vorhanden wären, ſondern dem Mangel des nöthigen Unterhalts beizumeſſen ſey; denn eine Zeugung, welche die Urſache iſt, daſs die eine Hälfte des Volks vor Hunger verſchmachten muſs, iſt nur eine elende Afterzeugung, und die Quelle eines unüberſehlichen Jammers.

Ueberhaupt möchte ich ſagen, daſs, wenn es uns möglich gemacht würde, den allgemeinen Zuſtand der Geburten und Todesfälle in jeder Claſſe der Einwohner eines Landes einzuſehen, das Heiraten auf einen beſſern Fus, als es jemals geweſen iſt, geſetzt werden könnte, da man nämlich, zum Behuf der Nationalvermehrung, jährlich eine beſtimmte Anzahl guter und geſunder Recruten verſchaffte. Dies heiſſt im Lichte wandeln, und iſt ein Mittel, die Zahl der Arbeiter in einem Lande nach Wunſch zu vermehren. Was für Schwierigkeiten ſich bey der Vollziehung ereignen mögen, das kann nur die Erfahrung zeigen: aber eben dieſe wird einem nachdenkenden Staatsmanne auch die Wege zeigen, jenen Schwierigkeiten auszuweichen. Meiner Meinung nach würde dieſes Mittel weit beſſer ſeyn, als eine allgemeine Naturaliſirung, womit man, ſo viel ich einſehe, nur im Finſtern tappet. Denn obgleich nichts leichter iſt, als Fremde zu naturaliſiren, ſo halte ich doch nichts für ſchwerer, als mit ihnen ihre Gebräuche und Landesart zu naturaliſiren; und das gröſste Gut, deſſen eine Nation genieſſen kann, beſteht in einer Einförmigkeit der Meinungen über Sachen, welche die Landesangelegenheiten und deren Verwaltung betreffen. Wenn Gott ein Volk ſegnet, ſo macht Er es Eines Sinnes, und giebt ihm einen Regierer, der es liebet, und dem es hinwiederum mit Liebe und Verehrung zugethan iſt. Dieſes, und nur dieſes, macht das Volk glücklich.

Soviel ſey für itzt von der Vertheilung eines Volks in Claſſen, und von der Beſchäfftigung und dem Zuwachſe deſſelben, genug geſagt. Die Glückſeligkeit jeden Staats muſs von der rechten Art, diejenigen, die ſich einer freyen Arbeit widmen, zu beſchäfftigen, abhängen; folglich ſollte die Hauptſorge eines Staatsmanns darauf gerichtet ſeyn, Alles in Beſchäfftigung zu ſetzen und zu erhalten; und zu dieſem Ende muſs er ſich eine genaue Kenntnis von dem Zuſtand aller Gattungen einer jeden Claſſe erwerben, damit keine zu hoch ſteige, noch zu tief ſinke, ſondern ſich auf dem Fus erhalte, der dem Geſuche

ſuche der Werke ihrer beſondern Induſtrie am beſten angemeſſen iſt. Da die üblen Folgen, welche aus dem Vermiſſen dieſes genauen Gleichgewichts entſtehen, ſich nicht ſogleich äuſſern, ſo wird eine mäſſige Aufmerkſamkeit, mit Hülfe gehöriger ſummariſcher Auszüge, dem Staatsmanne hinlängliche Anleitung geben.

Dieſes und die zwey vorhergehenden Capitel haben faſt gänzlich von der Beſchäfftigung der freyen Arbeiter gehandelt. Nunmehr muſs ich zeigen, was ein allzugroſſer Ueberfluſs an Leuten, die ſich alle auf den Ackerbau legen, für Wirkungen habe. Hier werden wir wiederum neue Inconvenienzen entdecken, die aus dem Mangel der rechten Proportion bey Vertheilung der Claſſen entſtehen, welche Proportion eigentlich das iſt, was einem Staate Geſundheit und Stärke gibt; und wir werden ſehen, wie ſichs zutragen könne, daſs ſogar ein allzuſtarker Zuwachs von Einwohnern überhaupt in eine politiſche Krankheit ausſchlage, gleichwie eine Vollblütigkeit, ſelbſt von der beſten Art, die Geſundheit des menſchlichen Cörpers verletzen kann.

XIV. Capitel.

Wie der Ackerbau und die Bevölkerung übertrieben werden können.

Ich habe oben zwo Schriften erwähnt, deren Verfaſſer die mit der Staatswirthſchaft ſehr genau verwandte Materie von der Anzahl der Menſchen mit gleicher Geſchicklichkeit abgehandelt haben.

Ob ich gleich, wie ſchon geſagt, nicht zu entſcheiden verlange, welcher von beiden Recht habe, ſo merke ich doch, daſs ich in gegenwärtigem Capitel natürlicherweiſe ſolchen Schlüſſen und Sätzen werde folgen müſſen, die ſich mit des Herrn Wallace ſehr ſchlecht vertragen. Ich würde dieſen Widerſpruch vermieden haben, wenn ich es nicht der Mühe werth geachtet hätte, auf ſeine von der gelehrten Welt ſo wohl aufgenommene Schrift, die allerdings ihre Verdienſte hat, aufmerkſam zu ſeyn.

Ohne allen Zweifel iſt der Ackerbau die Grundlage zur Volksvermehrung, als welche mit demſelben, das iſt, mit den Producten der Erde, jederzeit in Proportion ſteht. Es folgt aber nicht, daſs, nach Proportion der Vermehrung, die hervorgebrachten neuen Einwohner allemal einander, und der

Societät überhaupt, nützlich und brauchbar werden müssen. In dem Gesichtspuncte, woraus ich die Vermehrung anitzt betrachte, ist dieselbe einem Staat auf keine andre Weise nützlich, als in der Maasse, in welcher die durch die Fortpflanzung hinzugekommene Anzahl denen schon vorhin existirenden Einwohnern, welche ich für den Staatscörper der Societät ansehe, nützlich wird. Wo demnach der durch die Fortpflanzung erlangte neue Zuwachs weiter nichts thut, als dass er sich selbst ernährt, da kann ich nicht einsehen, was die Societät dadurch gebessert sey, dass diese Menschen in die Welt gesetzt worden sind. Müssen sie aber gar von andern genährt werden, ohne dem Staat Dienste von gleichem Werthe zu leisten, so sind sie ihm sogar schädlich.

Dann kann man sagen, dass der Ackerbau aufs höchste getrieben sey, wenn die Erde so bearbeitet wird, dass sie die möglich grösseste Quantität Früchte zum Gebrauche des Menschen hervorbringt; und wenn man von der Cultur zweener Flecke Landes, die einerley Grösse haben, urtheilen will, so kann man von dem, der die grösste Quantität Nahrungsmittel gewähret, sagen, dass er am besten angebaut sey: allein, wenn von der Bevölkerung die Rede ist, so ist mit dergleichen Antwort die Frage noch nicht abgethan; denn wenn gleich auf beiden Flecken Landes einerley Quantität Nahrungsmittel wächst, so wird doch, wenn die Bewohner des einen sparsamere Esser sind, als die Bewohner des andern, schon dieser einzige Umstand eine Ungleichheit verursachen. Wenn also der Ackerbau nur in Rücksicht auf die Bevölkerung betrachtet wird, so müssen wir dasjenige Land für das bestbevölkerte halten, wo die Producte am häufigsten, und zugleich die Einwohner am mässigsten sind. Nun wissen wir schon beiläufig, wie weit sich der Ackerbau und die Bevölkerung erstrecken müssen: wir wenden uns also itzt zur Erwägung der Unbequemlichkeiten, die sich bey jeder Societät äussern, in welchen eines oder das andre dieser zwey Stücke übertrieben, und zum Misbrauch wird.

Einen *Misbrauch* in der Societät nenne ich alles, was einen Widerspruch mit ihrer Denkungsart mit sich führt, oder was gewissen Classen eine Inconvenienz zuzieht, die nicht durch die allgemeine Wohlfahrt ersetzt wird.

Die Staatswirthschaft einer Regierung ist zur Vollkommenheit gediehen, wenn jede Classe überhaupt, und jedes Individuum insonderheit, in Stand gesetzt ist, der ganzen Societät, nach der Maasse des Beistands, den er von ihr erhält, wieder zu helfen und beizustehen. Dieses leitet mich auf den Begriff

von

von einer *freyen und vollkommenen Gesellschaft*, welche ist *ein allgemeiner stillschweigender Contract, woraus durchgehends zwischen allen denen, welche die Gesellschaft ausmachen, wechselseitige und verhältnismässige Dienste entspringen.*

Wo demnach irgend jemand gefunden wird, von dem kein Mensch abhängt, und der von jedem Menschen abhängt, wie solches der Fall mit solchen Leuten ist, die gerne für ihr Brod arbeiten wollen, aber nirgend Arbeit finden können, da ist ein Bruch des Contracts, da ist ein Misbrauch. Eben so, wenn wir uns jemand vorstellen können, der gar nichts anders thut, als dass er sich füttert, und der von niemand abhängig ist, gleich wie niemand von ihm: so verlieren wir die Idee von einer Gesellschaft, weil hier keine wechselseitige Verbindlichkeiten zwischen einer solchen Person und den andern Gliedern der Gesellschaft vorhanden sind.

Diejenigen, welche wollen, dass alle Einwohner eines Landes sich auf den Ackerbau legen sollen, werden sagen, man könne ja nicht alle seine Zeit auf diese einzige Beschäfftigung wenden, und folglich in der Zwischenzeit sich einander die übrigen nothwendigen Bedürfnisse verschaffen.

Ich gebe willig zu, dass einer, der den Ackerbau lediglich zum Behuf seiner eigenen Subsistenz triebe, eine Menge müssiger Stunden dazwischen finden würde. Aber die Frage ist, ob man, nach den Regeln einer guten Oekonomie, eine solche Person nicht besser beschäfftigte, wenn man sie anhielte, andre lieber mit *Nahrungsmitteln*, als mit Bedürfnissen andrer Art, zu versorgen. Liefert er Nahrungsmittel, so verschafft er ein wirkliches Bedürfnis; und die Erfahrung zeigt, dass es besser ist, sich nur Einem Gewerbe zu widmen, als sich mit verschiedenen abzugeben.

Hieraus schliesse ich, dass der beste Weg, die Mitglieder einer freyen Societät zusammen zu vereinigen, dieser sey, die wechselseitigen Verbindlichkeiten zu vermehren, und eine allgemeine Abhängigkeit des einen vom andern zu stiften. Diese Absicht lässt sich nicht füglicher erreichen, als wenn man einer gewissen Anzahl Einwohner die Verschaffung der für alle übrigen erforderlichen Quantität Lebensmittel zueignet, und das Uebrige unter gehörige Classen vertheilt, welche alle andre Bedürfnisse zu liefern haben. Ich behaupte ferner, dass diese Vertheilung nicht nur die vernünftigste ist, sondern dass sich auch die Menschen natürlicherweise dieselbe ganz gern werden gefallen lassen; dahingegen die, welche keine besondre Beschäfftigung haben, allemal elende Leute sind, und gewesen sind.

Man

Man muſs aber aus dieſem Diſcurs nicht ſchlieſſen, daſs es einem Staate allemal nachtheilig ſey, wenn eine oder andre Claſſe ſeiner freyen Arbeiter ſich zufälligerweiſe mit dem Ackerbau abgiebt.

Man findet in jedem Lande eine ſolche Mannigfaltigkeit der Umſtände, daſs auch die vollkommenſte Theorie, welche man vorlegen kann, mangelhaft erſcheinen muſs, wofern man kein beſondres Talent hat, die Grundſätze ſo gegeneinander zu halten und zu vergleichen, daſs ſie auf jedes Verhältnis paſſend werden.

Auch müſſen wir nicht den Schluſs machen, daſs es in ſchlechtcultivirten Ländern, wo die Indüſtrie erſt anfängt Wurzel zu ſchlagen, ſtaatsklug gehandelt ſeyn würde, wenn man die Ackerleute und die freyen Arbeiter in Anſehung ihrer Wohnplätze ſogleich auf einmal voneinander trennen wollte. Plötzliche Veränderungen ſind einem Lande allemal nachtheilig, und ein guter Staatsmann führt ſeinen auf die Vollkommenheit abzielenden Plan nur nach und nach ſtuffenweiſe aus.

Findet er, daſs, wie ſolches der Fall bey rohen und uncivilisirten Societäten iſt, Viele theils mit Verſchaffung des Unterhalts für ihre eigene Familie, theils mit andern nützlichen Handthierungen beſchäfftigt ſind, ſo kann er allmälich ſo viele, als ihm möglich iſt, von jedem andern Zweige der Indüſtrie, nur nicht vom Ackerbau, wegnehmen. Je wohlhabender diejenigen ſind, die ſich auf den Ackerbau legen, deſto tauglicher ſind ſie, dieſen Zweig zu gröſſerer Vollkommenheit zu bringen. Die Ländereybeſitzer ſollten durch alle erſinnliche Mittel ermuntert werden, die Landwirthſchaft zu cultiviren. Man hat in allen Weltaltern dieſe Lebensart ehrliebenden Männern anſtändig gehalten, und ſie ſchickt ſich ungemein wohl zum Rang, Intereſſe und Zeitvertreib der Edelleute.

Der nächſte Schritt, den hierauf der Staatsmann thun muſs, beſteht darin, daſs er Manufacturen im Lande einführe, und denen davon erhaltenen überflüſſigen Waaren auswärts einen leichten Abſatz verſchaffe. Die Lockung eines Gewinnſts wird gar bald einen jeden bewegen, ſich demjenigen Zweige der Indüſtrie zu widmen, der ihm am beſten in ſeinen Händen gelingt. Durch dieſe Mittel werden ſich Viele auf Manufacturen legen, und vom Ackerbau abgehen; andre werden ſich mit ihren Manufacturen aufs Land ſetzen, und neben her kleine Stücke Feldes anbauen, um ſich mit Graswachs für ihr Vieh, und

und mit allerley Arten Korn und Gartenfrüchte zu ihrem eigenen Unterhalte zu versorgen.

Es ist dieses, wenn man es auf Seiten der Politik betrachtet, kein eigentliches Bauerleben, sondern nur ein im weitläuftigern Verstande genommenes Dorfleben, weil hier die Beschäfftigung der Einwohner hauptsächlich auf den Betrieb ihrer Gewerbe gerichtet ist; der Ackerbau ist für sie ein Nebenwerk, dem sie nur in sofern obliegen, als er sie nicht sonderlich von ihrem Hauptwerke abhält. Indessen wird diese Einrichtung die Wirkung haben, *dass* die Ländereyen in vielerley kleine Besitze vertheilt werden: eine Anstalt, die dem bessern Anbau des Erdbodens, und zugleich der Bevölkerung, überaus beförderlich seyn muss, wenn sie so getroffen wird, dass der Geist der Industrie nicht darunter leidet. Eine andre Bewandnis hat es, wenn solche Ländereybesitzer sich lediglich auf den Ackerbau legen, und sich begnügen, ihren nothdürftigen Unterhalt daraus zu ziehen, ohne einen andern Zweig der Industrie zu bearbeiten, ohne sich einen Plan der Ehrbegierde zu machen, wie sie oder ihre Kinder aus einer so eingeschränkten Sphäre des Lebens loskommen, und ihr Glück höher treiben mögen. Eine solche Gleichgültigkeit ist in den meisten Ländern schon allein hinreichend, die so nachtheilige Verstückelung des Ländereyeigentums in eine Menge kleiner Theile hervorzubringen.

Wir werden sogleich, durch mancherley Exempel, die Wahrheit dieses Satzes einsehen; und es fliesst daraus, soviel ich habe anmerken können, die grosse Inconvenienz, dass das wirkliche *Eigentum* der Ländereyen, und nicht der *bloße Besitz* derselben, den niedrigern Classen verliehen wird. Denn da die gegenwärtigen Besitzer nur *Inhaber* ihrer Güterstücke sind, so wird, auf der einen Seite, der Eigentumsherr durch sein eigenes Interesse angetrieben werden, die vielerley kleinen Besitze gröfferen Pachtgütern einzuverleiben, sobald die Besitzer in ihrer Hauptbeschäfftigung (der Industrie) nachläßig werden, und daher nicht länger im Stande sind, höhere Renten von den liegenden Gründen zu bezahlen, als diese eintragen würden, wenn sie verpachtet wären; und auf der andern Seite werden die Inhaber sich, ihres eigenen Vortheils halber, bewogen sehen, solche kleine Besitze zu verlassen, wenn der Verfolg ihrer Industrie sie auffodert, ihren Wohnungsort mit einem andern zu verwechseln. Auf diese Art werden Ackerbau und Industrie einander

die Hände bieten, und die Classen werden sich in Ansehung ihrer Wohnungen, nach Maasgabe ihres besondern Interesse, trennen.

Jedem Eigentumsherrn schlechtangebauter Ländereyen muss daran gelegen seyn, dass mehrere Wohnungen daselbst aufgerichtet werden; nur muss er keine andre als solche Leute dahin ziehen, die sich von einem andern Zweige der Industrie, als blos vom Ackerbau, ernähren können, und in vielen Fällen kann es ihm vortheilhaft seyn, wenn er seine Ländereyen, sobald sie in vollkommenem Stande sind, zu den Pachgütern schlägt. Durch diese Einrichtung wird er in kurzer Zeit sein Land verbessert, und die Anzahl nützlicher Einwohner vermehrt sehen, und, ausser dem Güterzinse, auch aus dem, was sie durch ihre Industrie erwerben, seinen Vortheil ziehen.

Durch diese Mittel sind die Wollenmanufacturen in England, und die Leinenwebereyen in Irland und Schottland, ungemein empor gekommen. Aber in der Maasse, als die Ländereyen in bessern Stand gerathen, wird diese Verfassung sich zur Abnahme neigen; die Städte werden, zufolge der Grundsätze, die wir sogleich hiernächst erörtern wollen, stärker, das Land aber schlechter bewohnt, und die Pachtereyen nach und nach ansehnlicher werden. Ich berufe mich auf die Erfahrung, dass diese Meinung richtig sey.

Hieraus erhellet klar, dass, wir mögen die Sache ansehen von welcher Seite wir wollen, sich allemal eine Unmöglichkeit hervorthun wird, mehr als einen gewissen Theil eines Volks mit dem Ackerbau auf eine nützliche Art zu beschäfftigen. Nun fragt sichs, wie soll man hierin die rechte Proportion treffen? Wir müssen uns zu solchem Ende an Facta, nicht blos an die Theorie, halten. Wir haben in einem der vorigen Capitel diese Frage, in Absicht auf Ein Land, untersucht. Hier füge ich nur die Anmerkung hinzu, dass, nach Proportion der Verbesserung des Erdbodens, und seiner Ergiebigkeit an Früchten, eine grössere oder geringere Anzahl Leute zum Ackerbau erfodert werde, und dass, nach Proportion des Ueberschusses der Lebensmittel, welcher nach Abzug dessen, was zum Unterhalte der Ackerleute nöthig ist, vorräthig bleibt, die Anzahl der freyen Arbeiter zu bestimmen sey. Wo man also den Ackerbau in einem Lande so beschaffen findet, dass er wenig, oder gar keinen Ueberschuss gewähret, da kann wenig oder gar keine Industrie getrieben werden, da schränken sich die Bedürfnisse vornehmlich auf die Stillung des Hungers ein; dies wird eine wundernswürdige Simplicität in der Lebensart

hervorbringen, wird das Syſtem der neuern Politik zerrütten, und dasjenige zeugen, was ich *Misbrauch* nenne. Wir wollen uns nach einigen Exempeln umſehen, um dieſe Frage beſſer ins Licht zu ſetzen.

In den franzöſiſchen Weinprovinzen finden wir die Ländereyen, welche rings um die Dörfer herumliegen, in ſehr kleine Stücke vertheilt, und die Leute bringen es daſelbſt in der Bearbeitung des Bodens ſehr weit. Die kleinen Ackerſtücke gehören den Bauren, welche ſich auf den Weinbau legen, *eigentümlich* zu. Man kann ſich keine gröſſere Sparſamkeit vorſtellen, als unter dieſen Bauren herrſcht; ſie machen ſich das geringſte Gräschen, das unter ihrem Korne wächſt, zur Viehfütterung zu Nutzen. Den ganzen Ertrag des Ackers conſumiret der Eigener mit ſeiner Familie, welche ſämmtlich, zum Anbau deſſelben, Hand anlegen; und hier wird keine überflüſſige Quantität Getreides für den Unterhalt andrer gebaut. Gleicht nicht dieſes jener Ackervertheilung, welche vormals die Römer, zum Beſten 5000 ſabiniſcher Familien angeſtellt hatten, deren jede zwey plethra Feldes zu ihrem Antheil bekam? (Man ſehe *Numbers of Mankind*, Seite 117.) Itzt wollen wir den Zuſtand des Ackerbaues und andrer Arbeit, die mein franzöſiſcher Winzer verrichtet, auch von Seiten der Politik betrachten.

Wir nehmen bey dem gegebenen Exempel für bekannt an, daſs das Stückchen Ackerfeld eines ſolchen Mannes gerade ſo viel, aber auch nicht mehr trägt, als nöthig iſt, ſich und ſeiner Familie Brod zu verſchaffen; er hat kein Korn zu verkaufen, er kann, auſſer ihm und den Seinigen, keinen Menſchen mit Lebensmitteln verſehen: aber der Zuſtand andrer Felder, woraus ſich ein Ueberſchuſs hoffen läſst, z. E. der Weinberge, macht, daſs ein ſolcher Mann zur Bearbeitung derſelben geſucht wird. Dieſe Arbeit nun gibt für unſern Winzer einen Fond ab, ſich mit allem dem zu verſorgen, was ihm an Manufacturwaaren, Salz u. d. g., unentbehrlich iſt; was er von ſeinem Verdienſte, nach Abzug dieſer Ausgaben, erübriget, iſt Profit für ihn, und davon bezahlt er ſeinem König die Abgaben. Eben dieſe Arbeit hat in Rückſicht auf den Proprietair des Weinbergs die Folge, daſs er von dem Ertrage deſſelben erſtlich ſo viel abzieht, als er für ſich und ſeine Familie nöthig hat, und dann noch einen Ueberſchuſs (Surplus) behält, der ihm die Renten von ſeinem Grundſtücke gewähret. Dieſer Ueberſchuſs gehöret dem Proprietair zu, und wird für ihn ein Fond, woraus er ſich alle ſeine Bedürfniſſe verſchaffen kann.

Hier

Hier haben wir eine Idee von einer Societät. Der Winzer hängt, in Anſehung des Lohns für ſeine Arbeit, vom Eigenthümer ab, und dieſer, in Anſehung ſeines Ueberſchuſſes, vom Winzer. Geſetzt aber, das ganze Königreich wäre in lauter dergleichen kleine Stückchen vertheilt, welche eben ſo bearbeitet würden, wie der um die Dörfer herum liegende Fleck Landes, wie würde es alsdann um den Winzer in Anſehung aller ſeiner andern Bedürfniſſe ſtehen? Da würden keine Weinberge zu bauen, nirgend ein Ueberfluſs an Nahrungsmitteln, und folglich für diejenigen, die keine Länderey haben, weder Arbeit noch Nahrung ſeyn. Aus dieſem Exempel können wir gewahr werden, was für ein Unterſchied ſey, wenn der Ackerbau als ein *Handlungsgewerb*, oder wenn er nur als das *nächſte Subſiſtenzmittel*, getrieben wird; ein Unterſchied, der ſehr wohl zu bemerken iſt, weil er beym Verfolg dieſer Materie öfters vorkommt. Beiderley Gattungen treffen wir bey dem franzöſiſchen Winzer an; den Weinbau treibt er als ein Gewerbe, den Ackerbau zu ſeiner Subſiſtenz. Wir können ferner ſchlieſſen, daſs er, in Anſehung des letztern, nur ſich allein nützlich iſt: in Anſehung des erſtern aber iſt er auch der Societät nützlich, und wird ein Mitglied derſelben; folglich iſt dem Staate nur in ſo fern an dieſem Winzer gelegen, weil er ein Gewerbe treibt; triebe er dieſes nicht, und er würde, zuſammt ſeinem Stückchen Acker, durch ein Erdbeben verſchlungen, ſo verlöre der Staat nichts dabey. Die Producten dieſes Ackers und die Verzehrer derſelben, würden zugleich verſchwunden ſeyn, und dies würde, im politiſchen Verſtande, keinem Menſchen zum Nachtheil gereichen; mithin iſt eine ſolche Art des Ackerbaues keine Wohlthat für einen Staat, und folglich auch ziehet dieſer nicht den mindeſten Vortheil aus derjenigen Vermehrungsart, welche die Folge von einer ſolchen Vertheilung des Eigentums zu ſeyn pflegt. Und ſo wird die Uebertreibung des Ackerbaues und der Ländereyvertheilung, folglich auch eine übermäſſige Vermehrung, als ein Misbrauch und Staatsgebrechen anzuſehen ſeyn.

Hieraus muſs ich ſchlieſſen, daſs die Stellen in den römiſchen Autoren, wo von der Frugalität der alten Römer, und von dem kleinen Umfang ihrer Ländereyſtückchen die Rede iſt, unmöglich recht verſtanden werden können, wenn man nicht von mancherley Umſtänden, die ſich auf die Gebräuche ſelbiger Zeiten beziehen, ganz genau unterrichtet iſt. Denn wenn man ſich die Vorſtellung macht, daſs eine ſolche Vertheilung der Felder ſich durch das ganze römiſche

römische Gebiet erstreckt habe, so würde eine erstaunliche und unglaublich grosse Anzahl römischer Bürger herauskommen, woran die aus dem Censu ersichtliche Anzahl bey weitem nicht reichte. Aber ich möchte ferner fragen, ob dabey vorausgesetzt sey, oder nicht, dass diese genügsame Römer ihre kleinen Ländereyportionen mit eignen Händen gebauet, und die Producten davon für sich allein verzehret haben? Antwortet man mir Ja, (denn bejahend muss man antworten, wenn man behaupten will, es sey dem Staate vortheilhaft, dass alle Classen eines Volks mit dem Ackerbau beschäfftiget werden) so frage ich hinwiederum: Woher haben denn die Einwohner Roms und andrer Städte, ihre Lebensmittel bekommen? und wer verproviantirte ihre Kriegsheere im Felde? Geschah es durch Einfuhr fremden Korns, oder durch Plünderung ihrer Nachbarn, wo blieb denn der Nutzen von jener sorgfältigen Vertheilung der Grundstücke, und von jenem ausgebreiteten Ackerbau, der doch nicht die sämmtlichen Einwohner des Staats mit Brod versehen konnte? Sagt man, dass, ungeachtet dieser wirthschaftlichen Eigentumsvertheilung unter die Bürger, sich noch immer ein ansehnliches Surplus ergeben habe, wovon Rom und die Armeen versorgt worden, so folgt ja daraus, dass keine Nothwendigkeit vorhanden war, das ganze Volk mit dem Ackerbau zu beschäfftigen, da schon ein Theil des Volks durch seine Arbeit diesen Zweck erfüllen konnte.

Demnach ist *diejenige Anzahl Ackerleute die beste, die den ganzen Staat mit Lebensmitteln versorgen kann; und diejenige Anzahl Einwohner ist die beste, bey welcher ein jeder derselben seine volle Beschäfftigung finden kann.*

Müssige Esser sind nur sich, nicht dem Staate nützlich; folglich hat sich der Staat weiter nichts um sie zu bekümmern, als dass er ihnen eine Beschäfftigung verschaffe; ihre Wohlfahrt ist (so lange sie andern unnütz bleiben), in einem freyen Lande, lediglich eine Privatsache. Zur noch mehrern Erläuterung dieser Materie wollen wir noch ein andres Exempel vor uns nehmen.

Wenn man durch die südlichen Provinzen Spaniens reiset, so trift man grosse Strecken Landes ganz unbebaut an; kaum dass sie eine magere Weide für die Kühe oder Schafe geben. Hie und da findet man einige Stücke bewässerten Landes mit untergemischt, wo die Natur mit ihren Gaben so verschwenderisch gewesen ist, dass ein Reisender, der von nordlichern Gegenden herkommt, in einem irdischen Paradiese zu seyn glaubt. In solchen Strichen findet man Dörfer, und eine Menge Einwohner. Man muss gestehen, dass es

hier mit der Indüſtrie und Arbeitſamkeit nicht ſo recht fort will, wie in andern Ländern: aber hier tritt die Mildthätigkeit dazwiſchen, und füllt die Lücke aus. Mildthätigkeit iſt in Spanien (nach Proportion ſeines Umfangs) ein eben ſo mächtiges Principium der Volksvermehrung, als Indüſtrie und Arbeitſamkeit. *Alles was die Menſchen nährt, befördert ihre Vermehrung:* allein, die Mildthätigkeit kann ſich nicht weiter erſtrecken, als der überflüſſige Vorrath; und dieſer muſs jederzeit im Verhältnis mit dem Fleiſſe ſtehen. Die vorerwähnten bewäſſerten Felder ſind wohl angebaut und ſorgfältig gewartet. Ihr Ertrag iſt gewiſſermaſſen ihrer Fruchtbarkeit angemeſſen, und des Ackermanns überflüſſiger Vorrath ſollte natürlicherweiſe gegen ein Aequivalent an Geld oder Arbeit weggegeben werden: aber dieſes Aequivalent läſst ſich dort nicht finden, weil die Verzehrer weder Geld, noch Manufacturwaaren haben. Es iſt alſo offenbar, daſs, wenn die Spanier nicht das mildthätigſte Volk auf Erden wären, der Feldbau in jenen bewäſſerten Gegenden abnehmen würde, bis er mit dem Reichtum und der Indüſtrie der Verzehrer in ein Ebenmaas käme. Hier aber verhält ſichs anderſt; die Arbeit wird maſchinenmäſſig und ohne Vergleichung der Umſtände fortgeſetzt, und die Armen haben ihr gutes Auskommen, je nachdem das Jahr fruchtbar iſt.

Hier iſt alſo ein dritter Vermehrungsgrund. Der erſte iſt die Sclaverey, da die Menſchen durch gewaltſame Mittel zur Arbeit angehalten werden; der zweite iſt die Indüſtrie, welche einen vernünftigen Reiz dazu gibt; der dritte iſt die Mildthätigkeit, die dem Manna in der Wüſte gleicht, einer auſſerordentlichen Gabe Gottes, ohne welche kein Volk hätte verſchmachten müſſen. Ob aber dieſer chriſtliche Trieb (wenn er lediglich aus Gehorſam gegen das Gebot, und ohne die Vernunft in Anſehung der Umſtände der Zeiten und Situationen zurathe zu ziehen, befolgt wird), heutigen Tages in allen und jeden Fällen die Wohlfahrt einer Societät befördere, iſt eine Frage, die nicht zu meiner Unterſuchung gehört. Wenn die mildthätige Handlung nach der guten Abſicht des Gebers betrachtet wird, ſo iſt ſie freilich allemal ſchön und rühmlich, und der Augenſchein zeigt, wie viel ſie zur Vermehrung beitrage: aber daſs ſie für die Societät überhaupt vortheilhaft ſey, können wir ſo deutlich nicht wahrnehmen.

Wenn wir nun den Zuſtand des Ackerbaus auf dem Grund und Boden eines ſolchen ſpaniſchen Dorfs unterſuchen, ſo finden wir daſelbſt überhaupt keinen

PMASONS LIBRARY University of MICHIGAN

keinen gröſſern überflüſſigen Vorrath, als auf dem kleinen Ackerſtücke des franzöſiſchen Winzers; folglich, wenn ganz Spanien eben ſo, wie dieſes Dorf und deſſen kleiner ſogenannter Garten, angebaut und bewohnt wäre, ſo würde Spanien das volkreichſte Land in der Welt, und das ſimpelſte in der Lebensart ſeyn: aber nimmermehr würde es einen muntern und blühenden Staat vorſtellen; denn dieſen Charakter kann es durch nichts anders, als durch die Beſchäfftigung ſeiner Einwohner erhalten.

Welche groſſe Anzahl freyer Arbeiter finden wir nicht bey dieſem letztern Exempel! gehören aber nicht alle Arme zu dieſer Claſſe? Wäre es nicht beſſer, daſs alle dieſe Leute ihren Unterhalt durch ihre Arbeit erwerben könnten, als daſs ſie genöthigt ſind, ihn um Gottes willen zu bekommen? Kann man wol alle dieſe Leute für arbeitſam halten, da ſie kein Surplus von Arbeit liefern? Würde es denn was Schlimmes ſeyn, wenn der ſpaniſche Landmann, der ein Drittheil ſeiner Erndte an die Armen verſchenkt, ſolches lieber unter der Bedingung an ſie vertauſchte, daſs ſie ihm dafür einige Kleidungsſtücke oder nützliche Meubles verfertigten, oder ſonſt etwas zur Auszierung ſeiner Wohnung beitrügen? Dieſe Dinge würden ihn nichts koſten; er würde ſie gegen dasjenige einwechſeln, was er itzt aus Gutherzigkeit hingiebt; und die, welche itzt nur von andrer Leute Barmherzigkeit leben, würden ihren *zuverläſſigen* Lebensunterhalt haben. Laſſet uns noch ein wenig weiter reiſen, um uns von dem Misbrauch der Bevölkerung noch vollkommener zu überzeugen.

In Deutſchland finden wir viele kleine zünftige Städte, die gewiſſe Privilegien genieſſen. Das Bürgerrecht in ſolchen Städten läſſt ſich ſo leicht nicht kaufen; und wer die äuſſerlichen Umſtände derſelben betrachtet, der muſs ſich nicht wenig wundern, wenn er hört, was für beträchtliche Summen, um dieſes Bürgerrecht zu erhalten, öfters angeboten, und gleichwol ausgeſchlagen werden. Rings um dieſe Städte iſt ein kleiner Bezirk Landes, der in ſehr kleine Stücke vertheilt iſt, und mit ſeinen Producten die Einwohner nicht ernähren kann; dieſe Ländereyen ſind alſo mit einer ungeheuren Menge Ackersleute beſetzt, denn jeder Proprietair giebt ſich ſelbſt, der eine mehr, der andre weniger, mit dem Ackerbau ab. Wenn hier einer auf den Einfall käme, ſeine liegenden Gründe weiter ausdehnen zu wollen, ſo würde er (nach dem Sinn des Manlius Curius Dentatus) gewiſs für einen gefährlichen Bürger und für ein ſchädliches Mitglied der Societät angeſehen werden. In

die Erbgüter theilen sich die Kinder der Proprietairs, welche das Bürgerrecht haben; und so werden diese Güter beständig, bald durch die Vermehrung der Familie zersplittert, bald durch Sterbfälle und Heiraten verschiedne in eins gezogen; beide Fälle halten einander beinahe das Gleichgewicht, und so bleiben die liegenden Gründe immerzu der Vertheilung unterworfen. Ein Fremder wird im Anfang schwerlich begreifen können, warum das Bürgerrecht in einer so armen kleinen Stadt so schätzbar seyn sollte. Hier ist die Ursache: Erstlich, es giebt daselbst gewisse Vortheile, deren die ganze Gemeine genieſst, z. E. die Gemeintriften und dergleichen; gleichwol finde ich, dass diese Vortheile gegen die bürgerlichen Abgaben in solchen Städtchen nicht viel verschlagen. Die zweite und wichtigere Ursache also scheint diese zu seyn, dass kein Einziger, der nicht das Bürgerrecht hat, sich daselbst mit einer Familie auf sein Handwerk setzen kann, und folglich ein solcher Handwerksmann seine Arbeit nur auf die Bedürfnisse der Bauren, die in Dörfern wohnen, einschränken muss; dieser Bedürfnisse aber sind wenig, und sie zu befriedigen, wird nicht viel Kunst erfodert. In Städten hingegen äussert sich eine weit gröſsere Mannigfaltigkeit von Bedürfnissen, und die Leute daselbst haben mechanisch ausgefunden, dass ihre eigenen Kinder verhungern müsten, wenn Fremde allda einnisteln und Nahrung treiben dürften; daher ist es ganz natürlich, dass die Häupter der Gemeine, da sie ihren eigenen Vortheil dabey finden, dass die Arbeit nicht im Preise falle, nicht allzufreigebig mit dem Bürgerrechte ihrer Stadt sind. Dies ist, dünkt mich, eine ziemlich richtige Beschreibung des gegenwärtigen Zustands einiger Städte, die ich in Deutschland gesehen habe, in Absicht meiner dermaligen Untersuchung.

Aber in der Maasse, als sich die Indüstrie weiter ausbreitet, und Handlung und Manufacturen in Aufnahme kommen, muss diese politische Einrichtung wieder verschwinden.

Doch wird sich wahrscheinlicherweise eine solche Veränderung nicht zutragen, wofern sich nicht der Souverain ins Mittel schlägt, und die Staatsverwaltung nach einem neuen Plane betrieben wird; denn wie würde man sonst dem Geiste des Müssiggangs, oder vielmehr einer nichtsbedeutenden Indüstrie, eine vortheilhaftere Richtung geben können? Nie kann der Ackerbau eine anständige Beschäftigung für die Bewohner der Städte seyn; also ist er in dem angeführten Exempel ein Misbrauch, eine schlecht angewandte Beschäfftigung.

Gutes

Gutes Auskommen und Ueberfluſs können ſich in einer kleinen Stadt nicht einfinden, wenn ihnen der Reichtum nicht den Weg bahnet: aber auch der Reichtum wird ferne von ihr bleiben, wenn ſie den Producten ihrer Arbeit nicht auswärts einen Abſatz verſchafft. Wenn die Einwohner blos aus der Hand in den Mund arbeiten, ſo ſetzen ſie nur das bischen Geld, das ſie haben, in Circulation: allein, ſie können nichts Neues dazu erwerben; von Leuten aber, die kaum ſelbſt ihr liebes Brod haben, ſteht nie eine reelle Vermehrung ihrer Anzahl zu hoffen.

Wenn in ſolchen Städten die Indüſtrie nicht ſonderlich in Gang gebracht iſt, und gleichwol die Zeugungskraft ihre Wirkung thut und die Familien zahlreicher macht, ſo werden die armen Eltern ihr bischen Güter immer noch kleiner vertheilen müſſen; und daraus wird Elend und Kummer erfolgen. Ein ſolcher Zuſtand wird hinwiederum das Mitleid rege machen, und dieſes wird die Käſten derer, die zur Freigebigkeit geneigt ſind, öffnen; darauf werden Armenhäuſer angelegt werden, dieſe wird man ſehr geſchwind angefüllt ſehen: und gleichwol wird die Anzahl der Nothleidenden nicht geringer ſeyn, als vorher. Die Urſache iſt klar: die Hoſpitäler und Armenhäuſer ſind nur ein Palliativmittel, und heben den Misbrauch nicht aus dem Grunde. Kaum hat man einem Baum ſeine Zweige genommen, ſo treibt er ſchon neue hervor. Wir haben oben geſehen, daſs die Volkanzahl jederzeit in Proportion mit den Lebensmitteln ſteht: folglich richtet ſich die Anzahl der Armen nach der Summe der Mildthätigkeit. Man laſſe den König alle ſeine Einkünfte zu Almoſen weggeben: er wird den Augenblick Arme genug finden, die ſie verzehren. Man laſſe einen reichen Mann jährlich 100000 Pfund auf offene Tafel wenden, es wird ihm bey keinem Couvert an Gäſten fehlen, den beſten im Königreiche. Alle dieſe Dinge, ſo wie ich ſie anſehe, haben eine Aehnlichkeit mit einander, und flieſſen aus einerley Grundurſache; und der elende Zuſtand, den man in den kleinen Städten Deutſchlands antrifft, iſt abermals eine Modification der übertriebenen Bevölkerung. Aus dieſen Exempeln erhellet, wie mancherley Unheil und Misbräuche entſtehen, wenn man die Einwohner ohne Unterſchied den Ackerbau treiben läſst; denn daraus erfolgt eine Bevölkerung, die einem heutigen Staate mehr zur Laſt, als zum Nutzen gereicht.

Wenn die Einfalt der Alten nachgeahmt, oder dem neuern Syſtem vorgezogen zu werden verdiene, welches zu entſcheiden nicht meine Sache iſt:

ſo muſs alsdann entweder die Sclaverey eingeführt werden, damit die, welche nicht arbeiten, doch wenigſtens ſubſiſtiren können, oder ſolche Leute müſſen von fremder Barmherzigkeit leben. Man kann, meines Ermeſſens, Arbeit und Induſtrie niemals auf der einen Seite empfehlen, und auf der andern Seite ihre Wirkungen abhalten. Wenn, wie zu Sparta, eine groſſe vereinigte Geſellſchaft kriegeriſcher Männer für unentbehrlich zur Wohlfahrt des Staats geachtet wird; wenn ihnen alle Handlung, aller Ueberfluſs, und auſſer den Kriegsübungen; alle andre Beſchäfftigungen verboten ſind; und, wenn alle dieſe Krieger an öffentlichen Tiſchen geſpeiſet werden: ſo muſs entweder eine Anzahl Heloten bey der Hand ſeyn, welche an ihrer ſtatt das Feld bauen, oder eine Anzahl mildthätiger Landwirthe, nach Art der ſpaniſchen, von denen ſie die Lebensmittel umſonſt bekommen können.

So viel habe ich zur Erläuterung meiner dargelegten Grundſätze beizubringen dienlich erachtet. Ich finde, daſs dieſe Grundſätze mit des Herrn Wallace ſeinen, auf deſſen Schrift ich bey Ausarbeitung dieſes Capitels reflectirt habe, durchaus nicht harmoniren. Eine noch ſpeciellere Unterſuchung ſeiner Schrift würde kein unnützer Zeitvertreib ſeyn, mich aber in eine Weitläuftigkeit führen, die ſich mit der Abſicht meines Werks nicht wohl verträgt. Doch kann ich nicht umhin, hier noch eine aus unſern Grundſätzen flieſſende Bemerkung beizufügen, mit welcher ich dem ſinnreichen Herrn Wallace abermals zu widerſprechen ſcheine. Doch hierin *ſcheine* ich es nur; gleichwie überhaupt die Verſchiedenheit unſrer Meinungen über dergleichen Materien gröſtentheils von der Unvollkommenheit der Sprache herrührt, wenn wir unſre abgezogenen und complicirten Begriffe ausdrücken wollen.

Die Wirkung der Krankheiten, (plötzliche und ungewöhnlich ſtarke Contagionen nehme ich aus) wodurch ſo viele Menſchen aus dem Wege kommen, verringert im Grunde die Bevölkerung eben ſo wenig, ſo wenig eine unumgängliche Entvölkerung der Welt zu befürchten wäre, wenn alle Menſchen in einem Alter von 46 Jahren wegſtürben. Ich denke, daſs beim Menſchen, ſo wie bey jedem andern Thiere, die Zeugungskraft mehr als hinlänglich ſey, allen durch regulaire Krankheiten verurſachten Verluſt zu erſetzen; und ich habe, wie mich dünkt, ſchon mehr als Einmal dargethan, daſs die Vermehrung der Menſchen nie gehemmt werden kann, es ſey denn durch Nahrungsmangel. So lang demnach die Menſchen fortfahren, vermittelſt ihrer Arbeit

jährlich

jährlich die nämliche Quantität Lebensmittel, wie itzt, hervorzubringen, und so lang man ihnen Bewegungsgründe giebt, die sie zur Arbeit auffodern: so lang wird die nämliche Anzahl Menschen ihr Brod finden, und die Zeugungskraft, die aus einem Paare so viele Millionen hervorgebracht hat, würde sich gewiss nicht lediglich auf die Aufrechterhaltung des dermaligen Fonds der Volkzahl einschränken, wenn gleich kein Mensch länger als 46 Jahre lebte. Hier ist der Beweis: Wäre der Menschen höchstes Lebensziel auf 46 Jahre gesetzt, so würde die Sterblichkeit in dem Verhältnis zunehmen, wie sich anitzt die Anzahl derer, die über 46 Jahr alt sterben, zur Anzahl derer verhält, die dieses Alter nicht erreichen. Dieses Verhältnis ist, glaube ich, wie 1 zu 10; folglich würde die Sterblichkeit um $\frac{1}{10}$ gröſſer werden; mithin würde der Fond der Volkzahl vollständig erhalten werden, wenn die Anzahl der Gebornen nur um $\frac{1}{10}$ höher anwüchse. Es erstreckt sich aber die menschliche Zeugungskraft weit über diese Proportion hinaus, wenn, wie wir hier vorausſetzen, die übrigen Erfoderniſſe zur Fortpflanzung, nämlich Lebensmittel u. s. w. vorhanden sind.

XV. Capitel.

Anwendung der im vorhergehenden Capitel enthaltenen Grundsätze auf den Zustand der Bevölkerung und des Ackerbaus in Grosbritannien.

Ein Schreiben von Doctor Brakenridge, Mitgliede der Königlichen Gesellschaft, an George Lewis Scott, Esq. welches ich im Dänischen Mercur, Monat März 1758, gefunden, giebt mir eine sehr gute Gelegenheit, meine dargelegten Grundsätze auf den Zustand der Bevölkerung in Grosbritannien anzuwenden. Ich werde also die Meinung dieses Verfassers meinem Plan gemäs untersuchen, ohne mich in irgend eine Widerlegung derselben einzulassen. Ich werde seine Sätze auszugsweise niederschreiben, die Schlüsse, die er daraus zieht, beleuchten, und alsdann zeigen, worin selbige von denen abgehen, die sich aus der in meinem Werke enthaltenen Theorie ergeben.

Gegen des Verfassers Berechnungen und Voraussetzungen werde ich um so weniger etwas einwenden, da diese sich auf Facta gründen, und jene mit aller der Genauigkeit gemacht sind, die bey Berechnungen solcher Art möglich

lich iſt, wo alle zur Auflöſung des Problems erforderlichen Data nur durch Muthmaſſung herausgebracht werden müſſen.

Da ich das Original nicht beſitze, ſo muſs ich dem däniſchen Mercur folgen.

I. Satz. Nach einer ſehr genauen Unterſuchung, ſagt unſer Verfaſſer, finde ich, daſs unſre Inſeln in Abſicht auf die Bevölkerung durchaus nichts weiter gewinnen, als was gerade zur Erſetzung ihres Verluſts erfodert wird; und daſs, in England ſelbſt, die Volkzahl abnehmen würde, wenn nicht Irland und Schottland den Abgang erſetzten.

II. Satz. Wehrhafte Leute, das iſt, Leute zwiſchen 18 und 56 Jahren, machen, nach Doctor Halley, den vierten Theil eines Volks aus; und wenn ein Volk an Anzahl zunimmt, deſto mehr Menſchen bekommt es von jeder Claſſe des Alters; folglich wenn in England, wo nicht über 6 Millionen Einwohner ſind, die jährliche Vermehrung im Ganzen nicht über 18000 Seelen beträgt, wie ſie gewiſs nicht thut, ſo würde ſich ſein jährlicher Zuwachs an wehrhaften Leuten nicht über 4500 belaufen.

III. Satz. In England verhalten ſich die Leichen zu den Geburten wie 100 zu 113, in Schottland und Irland aber wahrſcheinlicherweiſe wie 100 zu 124. Da nun in dieſen zwey letzten Königreichen ungefähr dritthalb Millionen Einwohner ſeyn mögen, ſo kann der ganze Zuwachs auf 15000, und folglich die Anzahl der Wehrhaften auf 3750 geſetzt werden. Addirt man dieſe Zahl zu denen, die England jährlich giebt, ſo wird die Totalſumme der ganzen Vermehrung auf den brittiſchen Inſeln ungefähr 8250 betragen.

IV. Satz. Die Fremden, die nach England kommen, um ſich daſelbſt niederzulaſſen, erſetzen die Stelle derer, die in gleicher Abſicht aus England nach fremden Landen gehen.

V. Satz. Aller Volkverluſt, den wir leiden, muſs der beſagten Anzahl der 8250 Perſonen angerechnet werden. Wenn die Colonien, Kriege und Schiffahrt uns jährlich 8000 Mann wegnehmen, ſo können die brittiſchen Inſeln an Volkzahl nicht zunehmen; verlieren wir noch mehr, ſo muſs die Zahl kleiner werden.

VI. Satz. Der Verfaſſer bringt aus ſeinen Berechnungen heraus, daſs von 1690 an bis 1756, alſo in einer Zeit von 66 Jahren, ein Jahr ins andre gerechnet, jene Anzahl der 8000 Menſchen jährlich verloren worden iſt, welche

theils

theils in den Colonien, theils im Kriege, theils in der See, ihren Tod gefunden haben.

VII. Satz. Da in Grosbritannien und Irland ungefähr 8 Millionen Einwohner sind, und die jährliche Vermehrung ungefähr auf 8000 Seelen zu rechnen ist, so können wir überhaupt schliessen, dass in ganz Europa für jede Million Einwohner eine jährliche Vermehrung von 1000 Seelen Statt findet, und dass folglich der Zuwachs für eine Million Einwohner ein ganzes Jahr lang wegfällt, so oft tausend Mann im Krieg umkommen. Da also Frankreich, welches, nach Sir William Petty, 14 Millionen Einwohner zählt, innerhalb den obgemeldten 66 Jahren jährlich über 14000 Mann verloren hat, so kann es an Volkanzahl nicht zugenommen haben.

VIII. Satz. Handlung und Schiffahrt müssen in ganz Europa die Bevölkerung vermindert haben, weil sie die Ursache sind, warum so viele Menschen ihren Tod in der See finden.

IX. Satz. Die Ausfuhr unsers Korns dient obigen Sätzen zum Beweise. Denn vorausgesetzt, dass die vergrösserte Aufnahme des Ackerbaus den in den letztern Jahren zum Branntewein verbrauchten überflüssigen Kornvorrath wieder ersetze, so bleibt noch allemal $\frac{1}{8}$ von der jährlichen Kornerndte zur Ausfuhr übrig; woraus erhellet, dass unsre Volkzahl so gar gross nicht ist, und wenigstens nicht zunimmt.

Aus diesen Sätzen schliesst unser Verfasser, dass die grösere Bevölkerung der brittischen Inseln durch folgende Ursachen gehemmt werde: 1) weil der ehlose Stand so sehr Mode geworden ist; 2) weil man Kriege geführt hat, deren Kosten das Vermögen der Nation überstiegen; 3) weil der Genuss starker Getränke eine grosse Anzahl Einwohner zum Tode befördert.

Ich will nunmehr meine eigene, vorhin dargelegte, Grundsätze kürzlich appliciren, in der Absicht, von allen hier angegebenen Erscheinungen, insofern selbige die Bevölkerung Grosbritanniens betreffen, den Grund zu entdecken. Ich gebe diese Erscheinungen willig zu, weil sie mich in meinem Raisonnement nicht irre führen können, sie mögen richtig seyn, oder nicht; genug, dass sie richtig seyn können; hier kommt es nur darauf an, ihre Ursachen zu erklären.

England, sagt der Doctor, würde an Volkzahl abnehmen, wenn nicht aus Schottland und Irland der Abgang ersetzt würde. Ich aber sage: dieses ist

eine zufällige, keine nothwendige Folge. Denn wenn dieſe aufgeſchoſſenen Avanturiers nicht nach England kämen, ſo würden ſich Englands Einwohner ſelbſt ohne Zweifel deſto beſſer vermehren, wofern nur mehrere Ehen daſelbſt getroffen würden, wovon man hoffen könnte, daſs ſie fruchtbar wären, und daſs die Eltern ihre Kinder groſs ziehen könnten. Ich möchte daher die Einbringung erwachſener Leute in ein Land gewiſſermaſsen der Einbringung der Sclaven in unſre Colonien vergleichen, indem durch Beides der Arbeitspreis verringert wird, welcher Umſtand hernach gewiſſe Claſſen der Landeskinder vom Heiraten abhält, weil ſie nicht ſoviel verdienen können, als ſie zur Ernährung einer Familie bedürfen; begeben ſich dergleichen Leute dem ungeachtet in den Ehſtand, ſo vermehren ſie, wie ich ſchon geſagt habe, ihr Geſchlecht auf keine reelle Art. Wenn nun künftig keine Schottländer und Irländer mehr nach England zögen, ſo würde der Arbeitslohn ſteigen; alsdann würden die, welche itzt keine Kinder ernähren können, hiezu im Stande ſeyn, und folglich die Engländer ſich aus ſich ſelbſt, das iſt, durch ihre eigene Zucht, vermehren. Bliebe aber der Arbeitslohn noch fernerhin ſo gering, daſs er keine hinlängliche Aufmunterung zu einer gröſsern Anzahl Ehen zwiſchen Engliſchen Landeskindern geben könnte: alsdann würde die oberwähnte *zufällige* Folge Statt finden, das iſt, die Volkanzahl würde abnehmen, wie unſer Verfaſſer behauptet, und nach Proportion dieſer Abnahme würde die Ausfuhr des Korns zunehmen. Und wenn endlich die auswärtige Nachfrage nach Korn ſich ebenfalls verringerte, ſo würde der Ackerbau leiden, und überhaupt ſchlechtere Zeit ſeyn. Doch hievon Mehreres an einem andern Orte.

Die Abbildung, die der Doctor vom Zuſtande der Bevölkerung in dieſen Ländern giebt, iſt eine von den Modificationen der von mir ſogenannten moraliſchen Unfähigkeit eines Volks, ſeine Anzahl durch die Vermehrung zu verſtärken. Eben ſo iſt es in Africa, wo die Einwohner verkauft werden; eben ſo iſt es in der Schweiz, und in vielen gebirgichten Ländern, wo die Einwohner emigriren, um ihr Glück anderswo zu verſuchen. Der Hauptſtuhl der Nation bleibt auf dem nämlichen Fus, und jemehr Einwohner aus dem Lande ziehen, deſto mehr wird allemal die Anzahl der Geburten die Anzahl der Sterbfälle überſteigen. Dieſe Proportion mag ſo hoch ſteigen, als ſie wolle, ſo erfolgt doch ein Zuwachs der Nationalbevölkerung keineswegs nothwendig aus

dieſer

dieſer Erſcheinung allein, ſondern ſie muſs noch aus andern Urſachen herrühren.

Ich finde nicht, daſs unſer Autor etwas beibringt, wodurch er bewieſe, oder auch nur wahrſcheinlich machte, daſs die Volkanzahl würde zugenommen haben, wofern das Leben jener 8000 Perſonen in jedem Jahre vor auſſerordentlichen Gefahren geſichert geweſen wäre. Man kann ſagen, daſs England *nach* dem Utrechter Tractat ganzer 26 Jahre den Frieden genoſſen hat, *nachdem* es viele Jahre vorher in einem ſehr verderblichen Krieg verwickelt geweſen. Wären die Liſten der Gebornen von 1701 bis 1713 zum Vorſchein gekommen; wären ſie mit denen von 1713 bis 1739, da der ſpaniſche Krieg angieng, verglichen worden; hätten wir daraus geſehen, wie, dieſe 26 Jahre hindurch, die Volksvermehrung von Jahr zu Jahr in ſolchen Stuffen zugenommen habe, wie man von der Erhaltung einer ſo beträchtlichen Anzahl von wenigſtens 8250 ſtarken geſunden Leuten, die alle in der zur Fortpflanzung des Geſchlechts tauglichſten Periode ihres Lebens ſtehen, mit Recht erwarten kann: ſo möchte man beinahe den Schluſs daraus ziehen, daſs durch den vorhergegangenen Krieg die Bevölkerung gelitten habe, weil ſeinetwegen die Fortpflanzung des Geſchlechts unterbrochen worden ſey. Allein, wenn wir, nach angeſtellter Vergleichung der Geburtsliſten von vielen Jahren her, in Kriegs- und Friedenszeiten keinen merklichen Unterſchied finden können: ſo iſt der Schluſs ſehr natürlich, entweder daſs in ſelbigen Kriegen nicht viele zur Fortpflanzung tüchtige Männer umgekommen ſind; oder daſs ſich andre ſogleich eingeniſtelt, und im Kinderzeugen die Stelle der Erſchlagenen vertreten haben. Was kann ſonſt die Urſache ſeyn, warum die Anzahl Menſchen, von welcher unſer Verfaſſer annimmt, daſs ſie ihr Leben in der Fremde eingebüſst, juſt der jährlichen Vermehrung gleich kommen ſollte, als einzig und allein der Umſtand, daſs dieſe Nationen mit keiner gröſſern und keiner geringern Volkzahl verſehen ſind, als die ihrem möglichen Auskommen angemeſſen iſt? und was iſt die Urſache, warum, nach einem verheerenden Kriege, der, mittelſt einer plötzlichen Revolution, ganze Haufen erwachſener Leute wegrafft, und den Hauptſtuhl der Nationalvermehrung vermindert, die Volkzahl in wenigen Jahren wieder auf den vorigen Fus anwächſt, dann aber aufs neue ſtocket?

Aus den Geburts- und Sterberegistern, die unser Verfasser vorlegt, sollte ich beinahe schliessen, (und dies käme mit meinen Grundsätzen überein) dass man nach einer gehörigen Untersuchung finden würde, dass in jenen Kriegsjahren die Proportion der Gebornen zu den Verstorbenen höher gestanden sey, als in den Jahren des Friedens, weil eine grössere Anzahl Menschen ihr Grab in fremden Ländern fand. Und wäre nach und nach soviel Blut der Einwohner vergossen worden, dass ihrer in jedem Jahre mehr als 8250 im Kriege umgekommen wären, so bin ich der Meinung, dass, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Anzahl der Gebornen der Anzahl der Verstorbenen gleich gewesen seyn würde; hingegen müsste in den Jahren des Friedens die Proportion wieder gefallen seyn. Und wäre kein Landeskind in der Fremde gestorben, so würde die Anzahl der Gebornen und der Gestorbenen einander völlig gleich gewesen seyn.

Aus dem, was ich hier gesagt habe, können meine Leser einsehen, dass ich nicht ohne Ursache die zu meiner Materie *überhaupt* gehörigen Grundsätze abgehandelt habe, und dass ich mich nach Möglichkeit enthalte, aus angeführten Factis, den Zustand besondrer Länder betreffend, Schlüsse zu ziehen. Die Sätze, worauf unser Verfasser bauet, können wahr, und können falsch seyn. Das Verhältnis der Gebornen und Gestorbenen an einem Orte ist keine Regel für einen andern Ort; wir haben keine genaue Belehrung, wie sichs mit diesem Artikel in Grosbritannien und Irland verhalte; tausenderley Umstände können machen, dass sich das Verhältnis täglich ändert. Wenn das Unglück fruchtbare Ehegatten trifft, und, ausser ihnen, vielleicht kein Mensch im Lande sich der Erziehung ihrer Kinder annehmen kann, so werden die Listen der Gebornen geringer ausfallen. Trifft es die Dürftigen, die ihre Kinder nicht gros ziehen können, oder gar nicht heiraten, so wird die Anzahl der Geburten die nämliche bleiben. Wenn gleich die Widder einer Heerde Schafe todtgeschlagen werden, so wird es doch im nächsten Jahre nicht an jungen Lämmern fehlen; und die Taubenzucht ist desto gedeihlicher, wenn man die alten Täuber tödtet. Fällt das Unglück auf die Pachter, die unsere Ländereyen einträglich machen, so liegt der Ackerbau darnieder. Fällt es auf überflüssige Städte und gewisse Classen freyer Arbeiter, so kann es die Anzahl der Handwerksleute und Fabricanten verringern: der Ackerbau aber wird seinen Fortgang haben, solange die Nachfrage nach seinen Producten fortdauert; und wenn

eine

eine Verringerung der inländiſchen Conſumtion eine Folge des Kriegs iſt, ſo wird die deſto ſtärkere Ausfuhr alles wieder gut machen. Ich finde nicht, daſs der Krieg die Nachfrage nach Lebensmitteln verringert.

Die langwierigen Kriege in Flandern, zu Anfang dieſes Jahrhunderts, unterbrachen dann und wann den Feldbau, aber ſie zernichteten ihn nicht. Hingegen der Krieg in der Pfalz, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, ruinirte dieſes Land dergeſtalt, daſs es ſich ſeither noch nicht ganz wieder erholt hat. Alſo hat der Krieg, den verſchiedenen Umſtänden gemäs, verſchiedene Wirkungen.

Man möchte mir vielleicht einwenden, der Stillſtand der Bevölkerung der Brittiſchen Inſeln könne nicht aus einem Mangel der Nahrung herrühren, weil ja $\frac{1}{6}$ der Erndte jährlich in fremde Länder abgehe. Ich antworte: Allerdings rührt jener Stillſtand vom Nahrungsmangel her, denn die Ausfuhr der Lebensmittel, zeigt weiter nichts an, als daſs der inländiſchen Nachfrage Gnüge geſchehen ſey: allein, dies beweiſet nicht, daſs die Einwohner ihre reichliche Nahrung haben, wenn ſie die Lebensmittel, welche aus dem Lande gehen, nicht ſo theuer einkaufen können, als die Ausländer thun. Diejenigen die nicht kaufen können, ſind eben die Perſonen, von welchen ich ſage, daſs ſie aus Nahrungsmangel ſterben; könnten ſie kaufen, ſie würden leben, und ihr Geſchlecht vermehren, und vielleicht würde alsdann an keine Ausfuhr des Korns gedacht werden. Dieſes folgt ſehr richtig aus unſern Grundſätzen; und überhaupt geht mein Zweck in dieſem ganzen Buche dahin, wie ich eine Methode ausfündig machen möge, diejenigen, welche itzt nicht kaufen können, und ebendeswegen ſich nicht vermehren, in Stand zu ſetzen, daſs ſie kaufen können; bisher ſind ſie nur darum in Verlegenheit, weil ſie dem Pachter für ſeinen Ueberfluſs kein Vergütungsmittel anzubieten haben, deswegen verführt er ſein Korn auſſerhalb Landes. Nachdem ich dieſe Anwendung unſrer Grundſätze gemacht habe, ſo brauche ich gegen die Facta, welche unſer Verfaſſer angeführt hat, keine Zweifel zu erregen. Die Aufgabe mag beſchaffen ſeyn, wie ſie will: ſind meine Grundſätze richtig, ſo muſs jede Erſcheinung daraus erklärt werden können.

XVI. Capitel.

Warum ſind einige Länder ſo ſehr volkreich, in Vergleichung gegen andre, die es natürlicherweiſe eben ſo wohl ſeyn könnten?

Dieſe Frage ſteht unter dem unmittelbaren Einfluſs der bereits dargelegten Grundſätze, und muſs auf eine ihnen gemäſse Art aufgelöſet werden. Eben um meine Grundſätze anzuwenden, habe ich die Frage auf die Bahn gebracht, weil ſichs bey ihrer Unterſuchung äuſſern wird, entweder daſs jene richtig, oder in welchen Stücken ſie mangelhaft ſeyn.

Man kann überhaupt antworten, daſs jeder ſolcher Unterſchied von der Denkungsart der Regierung und des Volks herkommen müſſe, als wodurch auſſer der Anzahl der Einwohner, noch mancherley andre Umſtände entſchieden werden. Ich muſs jedoch bemerken, daſs die Frage an ſich ſelbſt von geringer Wichtigkeit iſt, wofern man dabey ſonſt nichts als die Volkzahl betrachtet; denn wozu hilft es, zu wiſſen, wieviel Menſchen in einem Lande ſind, wenn wir nicht auch zugleich ihre Beſchäfftigungen erwägen? Ohne zugleich dieſe zu wiſſen, läſst ſich aus ihrer Anzahl nicht viel Fruchtbares ſchlieſſen. Da man indeſſen die Unterſuchung der Anzahl der Menſchen bisher für eine wichtige Sache angeſehen hat, ſo habe ich dem gegenwärtigen Capitel dieſe Aufſchrift gegeben, obgleich daſſelbe leicht eine ſchicklichere Rubrik hätte bekommen können.

So lang die Sclaverey herrſchte, ſo finde ich, wie bereits geſagt, keine Urſache, zu ſchlieſſen, daſs die Welt minder ſtark bevölkert geweſen ſey. Aber als die Sclaverey abgeſchafft war, und die Induſtrie noch nicht Platz ergriffen hatte, von dieſer Periode muſs ich, wofern meine Grundſätze richtig ſind, glauben, daſs ſelbige die Zeit bezeichne, da Europa am ſchlechteſten bevölkert geweſen iſt; denn man wird, meines Erachtens, kein Beiſpiel von einem Lande, es mag von Natur ſo fruchtbar ſeyn als es wolle, anführen können, wo alle Einwohner vollkommen frey geweſen; wo wenig, oder keine Induſtrie, und auſſer dem Feldbau keine Arbeit geweſen; und wo doch zugleich viele Einwohner geweſen wären, die nicht vom Betteln Profeſſion gemacht, oder von andrer Leute Mildthätigkeit gelebt hätten. Ich habe dieſes

ſes ſchon ſo oft geſagt, daſs ich befürchte, meine Leſer mit unnützen Wiederholungen zu ermüden: aber ich ſchalte es gerne hier mit ein, damit ich dem Leſer eine Gelegenheit gebe, dieſen Grundſatz zur Auflöſung der Frage, die wir vor uns haben, anzuwenden.

Ich fange meine Unterſuchung damit an, daſs ich frage: Was verſteht man darunter, wenn man ſagt, *ein Land iſt volkreich*? denn dieſer Ausdruck kann auf verſchiedene Art ausgelegt werden, wenn man nicht auf die Umſtände Acht giebt. Ich habe ſagen gehört, Frankreich ſey eine Wüſte, und man finde keine Leute daſelbſt, auſſer in den Städten, da man hingegen in England keine halbe Stunde weit gehen kann, ohne einen oder wol zwey Meyerhöfe anzutreffen, und rings umher erblickt man die ganze Gegend in kleine Landgüter eingetheilt. Dieſer Unterſchied aber entſcheidet, nach meiner Einſicht, noch nicht, daſs eines von dieſen beiden Ländern volkreicher ſey, als das andre, ſondern er rührt lediglich von Umſtänden her, die ſich auf den Ackerbau und auf die Vertheilung der freyen Arbeiter beziehen. Dieſe Umſtände wird man aus der Unterſuchung deſſen, was wirklich geſchieht, beſſer einſehen lernen, als aus der beſten Theorie in der Welt. Man betrachte z. E. den Zuſtand des Ackerbaues in der Picardie und in Beauce, und vergleiche dagegen, wie ſelbiger in manchen engliſchen Provinzen betrieben wird: es wird ſich ein klarer Contraſt zeigen. Wäre mehr Waldung in England, damit die Einwohner mehr Feurung hätten, ſo ſtelle ich mir vor, daſs viele Umzäunungen, die anfänglich zur Verbeſſerung der Felder vortheilhaft waren, würden weggenommen werden, und das Land offener liegen würde. Wären weniger Wölfe in Frankreich, man träfe daſelbſt mehrere voneinander zerſtreute Meyerhöfe an. Nachts muſs daſelbſt das Vieh in den Stall verſchloſſen werden, und darf nicht auf dem Felde bleiben; auf ſolche Art bekommt der Landmann keine ſonderliche Luſt, Verzäunungen anzulegen. Wo keine Verzäunungen ſind, da zeigt ſich kein ſo groſser Vortheil, daſs der Landmann juſt auf dem Flecke, wo ſein Feld liegt, auch ſeine Wohnung aufſchlage; und alsdann findet er diejenigen Vortheile weit erheblicher, die ſich äuſſern, wenn gewiſſe Claſſen der Einwohner, als Ackersleute und Handwerker, an einerley Orte durcheinander wohnen. Mithin ziehen ſich die franzöſiſchen Meyer in Dörfer zuſammen, und die Engliſchen bleiben auf ihren Feldern. Ich muſs aber noch anmerken, daſs in der Picardie und in Beauce

der

der Ackerbau längst in Aufnahme gewesen ist; und ich vermuthe, dass zu der Zeit, als die dortigen Felder zuerst urbar gemacht und angebauet wurden, die Wohnungen der Landleute ganz dichte daran haben liegen müssen.

Das Zusammenziehen der Einwohner an Einen Ort muste einen verwüsteten Zustand mancher Landgüter nach sich ziehen; und dieses ist (im Vorbeigehen zu sagen) eine der Ursachen, warum man den Franzosen vorwirft, ihr Land sey von Einwohnern entblöst, weil nämlich an verschiednen Plätzen auf dem Lande baufällige Häuser angetroffen werden, welches aber oft mehr einen verbesserten Zustand der Ländereyen, als ihren Verfall, anzeigen kann. Paris hat an Grösse beträchtlich zugenommen; und die natürliche Folge hievon ist gewesen, dass das Land rings umher von müssigen Essern befreyt worden ist. Macht dieses den Arbeitslohn auf dem Lande theuer, so leidet dadurch nur die Stadt; der Landmann muss gewis dabey gewinnen. Dies sey genug gesagt von zwo Arten der Bevölkerung in zwey der volkreichsten Länder Europens. Ich komme nun auf eine dritte Art, die in einem der schlechtesten Länder Statt findet.

Man sieht in einigen Ländern jeden Meyerhof mit kleinen Hütten umgeben, worin allerhand Leute wohnen, von denen man glaubt, dass ihre Dienste dem Pachter ersprieslich sind. Diese Leute sind eine Art Köthner, und werden in Schottland Cotters oder Cottagers genannt, weil sie in Hütten wohnen. Politisch betrachtet, sind sie als solche Einwohner anzusehen, die dem Ackerbau zugeeignet sind, wiewol nur in einem gewissen Verstande, nämlich was das Einsammeln der Früchte betrifft: zur Bestellung der Felder aber werden sie nicht gebraucht. Ich führe dieses Exempel darum an, und werde mich ein wenig dabey verweilen, weil selbiges, nach meiner Meinung, die Gestalt, welche Europa vor 400 Jahren hatte, ungefähr abbildet.

Der Schottische Pachter muss Leute an der Hand haben, die ihm seine auf einer weitläuftigen Strecke Landes kärglich hervorgekommenen Früchte einsammeln helfen. Ich will setzen, er habe sechs Köthner. Aber diese Köthner müssen Weiber haben, und diese Weiber werden Kinder bekommen; diese Familien müssen ernährt seyn, ehe der Pachter dem Gutsherrn den Pachtzins abtragen kann. Nie kommt es dem Köthner in Sinn, dass seine Kinder mit ihrer Arbeit Geld verdienen könnten; nie hält der Pachter für möglich, seinen Pachtzins bezahlen zu können, wenn er seine Köthner nicht zu Hülfe

nähme

nähme, die sein Vieh hüten und sein Erndtekorn einsammeln müssen; und der Gutsherr kann diesen Landesbrauch nicht abschaffen, wofern er sein Land nicht wüste liegen lassen will. Alle Kinder des Köthners stehen zu des Pachters Disposition; er kann, ohne die geringsten Kosten, soviele Schafheerden, als ihm beliebt, auf verschiedne Plätze, die eine halbe englische Meile weit, ja noch weiter, voneinander liegen, treiben lassen, um da auf Triften zu weiden, wohin sie nimmermehr kommen würden, wenn ihm nicht diese Kinder zu statten kämen. Bey dieser Einrichtung des Pachtwesens können diejenigen Gutsherren, welche eine grosse Strecke Länderey haben, die sie, selbst zu bestellen, nicht vermögend sind, ihr ganzes Landeigentum in etliche wenige Meyereyen eintheilen, und diese verpachten; und zu gleicher Zeit werden alle freiwillig wachsende Früchte der Erde eingesammelt und verzehrt. Vergleicht man den Ertrag dieser Ländereyen mit ihrem Umfange, so erscheint er sehr gering: vergleicht man ihn aber mit der Anzahl der Personen, die der Pachter zu ernähren hat, so wird man finden, dass ein Landgut in Nordschottland vielleicht zehnmal so viel Menschen ernährt, als ein andres von gleichem Werthe in einer guten und fruchtbaren Provinz. Also hat es mit gewissen Landgütern eben die Bewandtnis, wie mit gewissen Clöstern des Bettelordens: Je mehr Esser, desto besser ist die Küche bestellt.

Ich will nun den Fall setzen, es werde, durch eine Wirkung unsrer neuern Staatskunst, eine sinnreiche oder patriotische Dame auf den Einfall gebracht, auf ihrem Landgute einen oder ein paar Weber anzustellen. Die Köthner fangen an, zu spinnen; es wird eine ziemliche Zeit verfliessen, ehe sie von ihrem Gespinnste dem Weber ein eben so taugliches Garn liefern, als andre, deren eigentliches Gewerbe das Spinnen ist; folglich wird es mit dem Aufkommen dieser Manufactur sehr langweilig zugehen: wird aber die Unternehmung nur mit Geduld immer fortgetrieben, so werden die Hindernisse endlich überwunden. Diejenigen, welche, für hartes Brod, Schafe oder Kühe hüteten, werden sich auf eine einträglichere Beschäfftigung legen; der Pachter wird mehrere Schwierigkeiten finden, Leute zur Arbeit zu bekommen; er wird lamentiren, vielleicht gar austreten; der Gutsherr wird den Pachtzins auf ein Jahr verlieren; niemand wird ein so weitläuftiges Pachtwesen übernehmen wollen, es muss also dasselbe vertheilt werden; alsdann erfodert jedes Pachtstück einen sorgfältigern Anbau, und dann wird ein Zehntheil des

Guts mehr Korn tragen, als man vorher vielleicht aus dem ganzen Gute erndtete. Dieſes Korn kaufen die Nachbarn des Pachters von ihrem Spinnlohn; die Eltern theilen mit den Kindern; dieſe haben ihr Brod, und ſpinnen ebenfalls. Wenn nun dies alles geſchehen iſt, worin beſteht die groſſe Veränderung? Wie! vormahls ernährte die Erde alle Einwohner ſo zu ſagen mit ihren freiwilligen Producten; und nun mehrere Arbeit angewandt wird, ihre Oberfläche umzukehren, ſo bezahlt ſie ſolche Arbeit mit Korn, welches dem ſtarken Manne für ſeine ſaure Mühe zugehört; Weiber und Kinder haben keinen *unmittelbaren* Anſpruch auf das Korn zu machen, weil ſie nichts zu deſſelben Anbau beigetragen haben, wie ſie vormals thaten, als ſie das Vieh hüteten und fütterten. Allein, itzt ſpinnen ſie, und verdienen alſo Geld, um das zu kaufen, was ſie hervorzuſchaffen zu ſchwach ſind; folglich haben ſie auch ihr Brod: aber da ſie als Köthner unbrauchbar ſind, ſo ziehen ſie ſich von ihrem Geburtsorte weg, und ſammeln ſich in Dörfer. Wenn dieſe Veränderung zu Stande gekommen iſt, ſo ſcheinen die Ländereyen weniger bewohnt zu ſeyn; da trifft man öfters verfallene Hütten, auch wol ſolche Dörfer an; und da ſind viele Leute ſogleich mit dem Schluſſe fertig, das Land ſey von Einwohnern entblöſst: aber ſo verhält ſichs im Grunde keineswegs, wenn man alle Umſtände zuſammen nimmt.

Es iſt demnach die Denkungsart der Vornehmſten eines Landes, was die Beſchäfftigung der niedern Claſſen beſtimmet; und die Beſchäfftigung dieſer letztern beſtimmt ihre Nützlichkeit für den Staat, und ihre Brauchbarkeit zur Volksvermehrung. Je nützlicher ſie ſind, deſto mehr erwerben ſie, zufolge der Erklärung des geſellſchaftlichen Contracts. Je mehr ſie erwerben, deſto Mehrere können ſie ernähren; folglich werden ſie auch deſto mehr heiraten, und ihren Kindern abgeben können. Dieſes vermehrt eine nützliche Bevölkerung, und muntert zum Ackerbau auf. Nun vergleiche man die vorige Situation mit der gegenwärtigen, in Anſehung der Anzahl und des bequemen und glücklichen Lebens der Einwohner!

Iſt es nicht klar, daſs die Erde ohne Cultur nicht ſoviel Nahrung für den Menſchen hervorbringen kann, als wenn ſie ſorgfältig angebaut wird? Und wenn nicht hiernächſt die Induſtrie den Dürftigen dasjenige in die Hände ſpielt, wofür ſie den Vermögendern die überflüſſigen Nahrungsmittel abkaufen können, ſo wird kein Menſch die erſten beträchtlichen Unkoſten anwenden wollen,

len, seine Felder durch Umreissen des Erdbodens ergiebiger zu machen. Wenn also eine ziemliche Anzahl Menschen von einem Ackerbau, der wenig einträgt, abgeht, und sich zu einer andern Handthierung begiebt, so wird der Landmann gewissermaßen gezwungen, sich seine Arbeit desto angelegener seyn zu lassen; und durch schwere emsige Arbeit auf einem kleinen Stücke Landes erhält er eben soviel Früchte, als mit träger Arbeit auf einem noch so grossen Stücke.

Ich habe gesagt, dass ich mir vorstelle, der Zustand des Ackerbaus auf den Schottischen Pachthöfen gebe uns eine ziemlich richtige Abbildung von der allgemeinen Gestalt Europens vor 400 Jahren, wo nicht in allen, doch in den meisten Provinzen eines jeden Landes. Verschiedene Gründe bewegen mich, dieses zu glauben. Erstlich, wo keine Industrie ist, da kann nichts, als unmittelbar die Erde selbst, ihre Kinder ernähren; es kann höchstens nur eine sehr geringe Veräusserung ihrer Früchte Statt finden. Zweitens, ich finde eine wundersame Aehnlichkeit zwischen der Lebensart in einigen Provinzen verschiedner Länder mit der vorhin beschriebnen Lebensart in Schottland. Pfeifer, blaue Mützen, und Habergrütze, sind in Schwaben, Auvergne, Limosin und Catalonien eben so gemein, wie in Lochaber; eine Menge müssige, arme, unnütze Leute, eine erstaunliche Brut Kinder, die, der Himmel weis, wie, gefüttert werden, bis in ihr vierzehntes Jahr lediglich nichts thun, alsdann das Vieh hüten, und in die Schule laufen; eine andre Beschäfftigung hält man für sie nicht möglich. Fragt ihr, warum sie zu keiner Arbeit angehalten werden? so bekommt ihr zur Antwort: Es ist keine Handlung im Lande. Sie sprechen von der Handlung nicht anderst, als ob selbige ein herumziehender Mann wäre, der sich in einigen Ländern niederläßt, um die Einwohner zu ernähren. Wahr ists, diese armen Leute können nichts dafür, dass sie so herumschlingeln: aber *die* können dafür, deren Beruf es ist, eine Beschäfftigung für sie auszufinden.

Eine dritte Ursache leite ich aus der Beschaffenheit der alten Lehensgüter (Tènures) her; denn da finde ich, dass Ländereyen, die itzt ansehnliche Quantitäten Korn hervorbringen, gegen eine elende Lehenserkenntlichkeit zugestanden sind, wogegen man zu gleicher Zeit andre, die nahe bey Städten und Abteyen liegen, mit beträchtlichen Abgaben beschwert findet. Dies schreibe ich dem schlechten Ackerbau jener Zeiten zu; und daraus schliesse

ich, dafs damals auch die Bevölkerung ſchlecht geweſen ſey. In ſelbigen Tagen der Unruhe und Verwirrung war die Confiſcirung der Güter etwas ſehr Gewöhnliches; groſse Herren wurden, bey verſchiedenen Revolutionen, mit weitläuftigen Ländereyen belehnt, und da ſie dieſe, wie uns die Geſchichte lehret, oft ganz verlaſſen fanden, (weil die vorigen Vaſſallen entweder zu Grunde gerichtet, oder vom Gute weggetrieben waren, um den neuen Platz zu machen) ſo theilten ſie dieſe Güter in kleineren Stücken aus, gegen eine Erkenntlichkeit, die, wenn man die perſönlichen Dienſte ausnimmt, faſt für nichts zu rechnen war. Solche ſchnelle und gewaltſame Revolutionen müſſen ein Land arm an Volke machen; und nur durch eine etliche Jahrhundert fortdaurende Ruhe, Sicherheit, Ordnung und Indüſtrie, kann es wieder volkreich werden.

Auſſer dieſen natürlichen Urſachen der Bevölkerung und Entvölkerung (wobey es, wie ich ſchon bemerkt habe, nur auf eine gewiſſe Wendung ankommt, die man der Denkungsart des Volks giebt) ſind noch andre, die durch plötzliche und gewaltſame Revolutionen mit unwiderſtehlicher Macht wirken. Der König von Preuſſen zum Exempel nahm ſich vor, ein Land auf einmal zu bevölkern, indem er ſich die Emigration der Salzburger zu Nutzen machte. America iſt, an einigen Landſtrichen auf der Küſte, und auf einigen Inſeln, ſehr ſchlecht bevölkert, und es koſtet Europen und Aſien Millionen Menſchen, die ſie nach America abgeben müſſen; ſolche Methoden können nimmermehr ſo gelingen, wie der Anſchlag gefaſst war. Auf der andern Seite wurde Spanien, durch die Vertreibung ſeiner den Chriſten gehäſſigen Einwohner, von Volke entblöſst. Dieſe Urſachen bringen augenſcheinliche Wirkungen hervor, die keiner ſonderlichen Erklärung bedürfen, obgleich ihre entferntere Folgen bemerkenswürdig ſeyn können. Ich werde an einem andern Orte Gelegenheit finden, die Bevölkerungsmethode, die wir in America beobachten, zu unterſuchen. Für itzt werde ich noch ein paar Anmerkungen über den Volkmangel in Spanien machen, und mein Capitel damit ſchlieſſen.

Dieſes Land ſoll ehedem unter der Regierung der Mohriſchen Könige überaus volkreich geweſen ſeyn. Ich habe mir von dieſes Volks Staatskunſt, Wirthſchaft und Gebräuchen keine hinlängliche Kenntnis erworben; dafs ich urtheilen könnte, wie jedes dieſer Stücke vortheilhaft für die Bevölkerung

möge

möge gewesen seyn. Was jedoch die Sage davon zu bekräftigen scheint, sind ihre ungemein grosse Kornhäuser, die noch ganz vorhanden sind, ob gleich selbige nie gebraucht werden. Sie machten Wasserleitungen durch die Königreiche Valencia, Murcia und Granada. Sie sammelten sich in Städte, von deren Umfang wir noch Spuren antreffen. Ungeachtet das Land, das sie nun besitzen, trockner ist, als Spanien, so versorgt es doch Europa mit ansehnlichen Kornlieferungen. Der Pallast des mohrischen Königs zu Granada zeuget von einem Geschmacke am Luxus. Die Moschee zu Cordua verräth eine sehr ansehnliche Hauptstadt. Alles dieses giebt Anzeigen von einer grosen Volkzahl; doch hilft es uns zu weiter nichts, als zu Muthmasungen. Aus der Anzahl Mohren, welche, wie wir in der Geschichte lesen, aus Spanien vertrieben worden ist, liessen sich freilich sichrere Schlüsse ziehen, wenn man sich nur auf die Treue der Geschichtschreiber verlassen dürfte, so oft es auf die Bestimmung einer Volkzahl ankommt.

Hier haben wir also ein Beispiel von einem Lande, das auf eine sehr ausserordentliche Weise von Einwohnern entblöst worden ist. Ich halte indessen dafür, dass der Mangel an Einwohnern, worüber man in diesem Lande, noch lange nach der Austreibung der Mohren, klagte, nicht sowol von den Wirkungen des erlittenen Volksverlustes herkam, als vielmehr von dem Contrast zwischen der Denkungsart der in den mohrischen Provinzen Spaniens zurückgebliebenen Christen, und ihrer katholischen Befreyer; denn die Christen, die unter den Mohren wohnten, waren in ihren Sitten und Gebräuchen wirkliche Mohren, obgleich nicht in Ansehung der Religion. Hätten sie die Denkungsart der castilianischen Einwohner angenommen, oder wären ihrer eigenen Denkungsart gemäs regiert worden, die Anzahl der Einwohner würde bald wieder auf den vorigen Fus angewachsen seyn. Da aber der christliche Landesherr seine Unterthanen in Murcia, Andalusia und Granada, nach den damaligen Grundsätzen der christlichen Staatskunst regierte, war es wol Wunder, dass in einer solchen Zeit der Unwissenheit, des Vorurtheils, und des Aberglaubens, dieses Land, eines der schönsten in der Welt, sich nur langsam erholte? Indessen erholte es sich doch, und zwar eher, als man insgemein glaubt; denn sobald alle die ebenen und bewässerten Ländereyen sich in einem verbesserten Anbau befanden, so vermehrte sich auch wiederum die Volkzahl; wahrscheinlicher Weise würden es die Mohren in diesen südlichen Provinzen mit ihrem Ackerbau niemals weiter gebracht haben. Auch

Auch hieraus ſchlieſſe ich, daſs keine Zerſtörung der Einwohner durch Vertreibung, Gefangenſchaft, Krieg, Peſt oder Hunger, der Bevölkerung auf eine ſo anhaltende Art hinderlich ſind, als die Abſicht, auf einmal diejenige Denkungsart eines Volks umzukehren, welche zur Vermehrung und Erhaltung ſeiner Anzahl nöthig iſt. Wo dieſe Denkungsart ungekränkt bleibt, und die Menſchen weislich regiert werden, da wird ihre Anzahl, hätte ſie ſich auch noch ſo ſehr vermindert, geſchwind wieder auf den vorigen Fus anwachſen; und ſolang ſie noch immer zunimmt, wird der Staat munterer und blühender ſeyn, als ſelbſt alsdann, wenn ſie die vorige Höhe erreicht hat; denn ſobald ein Staat aufhört, an Glückſeligkeit zuzunehmen, ſo fängt er, dünkt mich, ſchon an, an Stärke und Kräften herunterzukommen.

XVII. Capitel.

Auf welche Art, und in welchem Verhältniſſe, verſpürt ein Volk Ueberfluſs oder Mangel?

Ich habe dieſe Frage ſchon in einem der vorigen Capitel abgehandelt, aber in ſofern, als der Menſch ſeine Nahrung aus der Hand der Natur bekommt. Itzt komme ich näher zum Zwecke, und werde mich genau an die neuern Zeiten halten, indem ich die Umſtände und Erfolge betrachte, die wir durch tägliche Erfahrung ſehen und empfinden.

Ich habe öfters geſagt, die Anzahl der Menſchen ſey den Producten der Erde angemeſſen. Und nun ſage ich, daſs in den mehreſten Ländern Europens die Lebensmittel, welche das Land hervorbringt, *beinahe* von deſſelben Einwohnern verzehrt werden; und *beinahe* ſollte ich glauben, daſs der Theil Früchte, der aus dem Lande verführt wird, gegen die inländiſche Conſumtion ſehr gering zu rechnen ſey. Ich behaupte dieſes keineswegs als einen allgemeinen Satz: ich ſage nur, es treffe *mehrentheils* ſo ein; meine Abſicht bey dieſem Capitel aber iſt, uns in Stand zu ſetzen, daſs wir beurtheilen können, wie weit ſich dieſe Einſchränkungen erſtrecken. Ich gebe z. E. zu, daſs Holland, deſſen Boden ſeine Einwohner nicht nährt, ſeine Lebensmittel aus einem Lande ziehen müſſe, das ordentlicherweiſe einen Ueberfluſs daran hat: man bemerke aber auch, daſs Polen, Deutſchland, Flandern und England, nebſt vielen andern Ländern, ihre Beiträge thun, die Holländer und verſchiedene groſſe Handels-

delsſtädte, die nur ein kleines Territorium haben, mit Lebensmitteln zu verſehen. Dieſemnach muſs das Quotum, daſs jedes dieſer Länder liefert, gegen die reſpective Quantität Lebensmittel, die daſelbſt wachſen, in ſehr geringem Verhältnis ſtehen. Doch dies ſind generelle Schlüſſe, die ſich auf ungewiſſe Vorausſetzungen gründen, mithin die Sache nicht völlig ins Licht ſetzen können. Ich will mich alſo bemühen, mein Raiſonnement auf Facta zu appliciren, und ſodann die Folgen unterſuchen.

Es giebt, meines Wiſſens, wenige Länder in Europa, wo mehr Korn wächſt, als in England; daher will ich, ſo lang ich bey dieſer Materie bleibe, immer dieſes Königreich zum Augenmerk haben. Wie oft hört man nicht daſelbſt ſagen, eine reichliche Erndte liefere mehr, als man in drey Jahren nöthig habe! Ein angeſehener Schriftſteller * hat ſogar behauptet, ein geſegnetes Jahr bringe, auf fünf Jahre lang, Korn genug für die Einwohner. Wofern dies ein Irrtum iſt, ſo kann er, in mancherley Rückſicht, ſehr ſchädlich ſeyn. Ich meines Orts bin vielmehr geneigt, zu glauben, daſs England noch in keinem Jahre einen ſo groſſen Kornvorrath hervorgebracht habe, daſs ſeine Einwohner funfzehn Monate davon leben können, ich meyne *mit der Fülle, worin ſie in den Jahren des Ueberfluſſes zu leben gewohnt ſind.* Wenn ſichs nun wirklich ſo verhält, wie hoch werden wir wol das Surplus in ordinairen guten Jahren rechnen dürfen? Mich dünkt, das ſey für ein ſehr gutes Jahr zu halten, das den Einwohnern, funfzehn Monate hindurch, einen *vollen* Lebensunterhalt gewähret; Erndten, die noch viel reichlicher ausfielen, halte ich für was ſehr Seltenes. Hier folgen meine Gründe, warum ich von der Meynung des oben erwähnten Schriftſtellers ſo weit abgehe. Irre ich, ſo wird michs ungemein vergnügen, wenn man mich zu rechte weiſet; dies muſs ja keinem ſchwer fallen, der von den hiezu gehörigen Factis beſſer belehret iſt, als ich michs rühmen kann.

Ich nehme für ausgemacht an, daſs die ganze jährliche Kornerndte Englands, die Ausfuhr des Korns ausgenommen, im Lande verzehrt wird; denn ich kann nicht annehmen, daſs eine beträchtliche Quantität davon verloren gehe; daſs ſie vielleicht misbraucht, zum unrechten Endzweck angewandt, vertrunken, ſtatt gegeſſen werde, leugne ich nicht: aber dies ſind Fragen, die mich itzt nichts

* Siehe Advantages and Diſadvantages of France and Great-Britain, unter dem Titel: Grain.

nichts angehen. Das Korn mag alſo in Brod, oder in Bier, oder in Branntewein, oder vom Vieh verzehrt werden: genug! es wird verzehrt; und von einem Jahre, da die gröſste Korn-Conſumtion im Lande geſchieht, ſage ich, daſs da *die Fülle* herrſche, *worin die Einwohner in den Jahren des Ueberfluſſes zu leben gewohnt ſind.* Nun finde ich im oben angeführten Werke ein Verzeichnis des innerhalb fünf Jahren, von 1746 bis 1750, ausgeführten Korns, welches, alle Sorten zuſammengenommen, 5 Millionen, 289747 Quarters (oder 480895 $\frac{2}{11}$ Hamburger Laſt) beträgt. Dieſer Vorrath aber iſt, nach Sir William Petty's Berechnung, deren ich weiter oben erwähnt habe, nicht für ein Jahr hinlänglich. Die Gratificationen auf die Kornausfuhr, (Bounties), fährt obiger Verfaſſer fort, haben in einem Jahre 500. 000 Pfund Sterling betragen. Er benennet das Jahr nicht: doch will ich ihm die Summe nicht abdiſputiren; ich will glauben, daſs ſie richtig ſey; noch mehr, wir wollen vorausſetzen, daſs die ganze Ausfuhr in Producten von Einer Erndte beſtanden habe. Aber ich finde doch, daſs ſich die angegebene Summe nicht mit der Gratification für 3 Millionen Quarters zuſammenreimt, welche, nach Sir William Petty, die Proviſion auf ein halbes Jahr ausmacht. Ich rechne ſo: Die Gratification für ausgeführten Weizen beträgt aufs Quarter 5 Schilling, vom Roggen 3 Sch. 6 Pence, von der Gerſte 2 Sch. 6 Pence; dieſes ſind die Korngattungen, die gewöhnlich ausgeführt werden. Addirt man dieſe dreyerley Prämien zuſammen, und theilt ſie mit 3, ſo kommt die Gratification im Durchſchnitt auf 3 Sch. 8 Pence; und auf dieſen Fus zahlt die Zollcaſſe 500, 000 Pf. St. Prämie für 2 Millionen, 727, 242 Quarters Korn. Welche unermeſsliche Quantität muſs da ausgeführt werden! und doch iſt ſie nur ein ſehr unbeträchtlicher Theil einer Erndte, die, wie man glaubt, England ganzer fünf Jahre hindurch zu ernähren hinreichend iſt. Man könnte zwar ſagen, der groſse Kornüberfluſs eines geſegneten Jahrs werde beträchtlich verringert, wenn im vorhergehenden Jahr die Erndte ſchlecht ausgefallen, oder im folgenden Jahre ein Miswachs ſey. Im erſtern Falle fängt die Conſumtion des neuen Vorraths deſto eher an; im zweiten Falle muſs derſelbe die unentbehrliche Conſumtion des magern Jahres gutmachen. Ich gebe zu, daſs dies ſeine Richtigkeit habe: indeſſen da es nichts Ungewöhnliches iſt, eine Reihe von lauter guten Jahren auf einander folgen zu ſehen, ſo muſs ein Verzeichnis, welches den Zuſtand der Ausfuhr in *ſolchen* Zeiten darſtellt, der beſte, ja der

einzige

einzige Weg seyn, den reellen Belauf des Ueberflusses beurtheilen zu können.

Hingegen bin ich nicht minder geneigt, zu glauben, es sey noch nie ein so mageres Jahr gewesen, daß Englands Ländereyen nicht noch weit mehr Lebensmittel hervorgebracht hätten, als ein sechsmonatlicher Unterhalt erfodert; ich meine aber einen solchen Unterhalt, *womit die Leute in magern Jahren vorlieb zu nehmen pflegen.* Fielen sechs Monate ganz leer aus, so zweifle ich, ob ganz Europa im Stand seyn würde, durch Verschaffung einer hinlänglichen Quantität Lebensmittel die äusserste Hungersnoth abzuwenden.

Da ich keinen Zutrit in die Regiſtraturen habe, so behelfe ich mich mit minder avthentischen Documenten. Ich finde also in den Londoner Zeitungen, daß vom 9ten April bis zum 13ten August 1757, während welcher Zeit in England ein grosser Kornmangel war, im Londoner Haven nicht mehr als 71728 Quarters Weizen angegeben worden, wovon 15529 Quarters damals noch nicht angekommen waren; so daß die ganze Quantität, die zur Abhelfung des Mangels daselbst eingeführt war, 56199 Quarters betrug. Dieses ist noch nicht Vorrath genug auf einen einzigen Monat, wenn ich die Anzahl der Einwohner dieser Stadt auf 800000 Seelen rechne. Wem es freystehit, sich in den Regiſtraturen, die den Kornhandel betreffen, umzusehen, der könnte diese Frage in einem Augenblick entscheiden.

Noch einen andern Grund, der mich bewegt, das zu glauben, was meine obigen Schlüsse zu beweisen scheinen, finde ich in den gegenwärtigen Umständen Deutschlands, wo bey den itzt versammelten Armeen (1757) eine algemeine Klage über Mangel an Lebensmitteln ist. Wenn wir die Anzahl Menschen bey einer Armee erwägen, last sie auch 100000 Mann stark, und ihren Tross noch einmal so gros seyn, und 40000 Reuter haben, und aus lauter Fremden bestehen, (denn für die andern rechne ich nichts Ausserordentliches): wie gering, wie unbeträchtlich ist nicht diese Anzahl gegen die Menge Einwohner eines so grossen Landes, als Deutschland ist! Last uns aber noch weiter bemerken, daß die Zufuhr aller Arten Lebensmittel den Rhein, die Mosel und viele andre Flüsse herunter kommt, wo sich selbige aus allerley auswärtigen Provinzen ansammeln, z. E. aus Ungarn die Ochsen, aus Polen das Korn, u. s. w. und alles dies sind die Producten eines Jahrs, das man zu jeder andern Zeit ein vortreffliches, ein köstliches Jahr würde genannt haben. Muß

man nicht, wenn man dieſe auswärtigen Zufuhren bedenkt, erſtaunen, daſs man gleichwol in den Ländern, wo der Krieg geführt wird, über Mangel an Lebensmitteln, und ſonſt überall über Theurung und hohe Preiſe klagen hört! Aus dergleichen Umſtänden muſs ich ſchlieſſen, daſs die Leute in ihren Berechnungen des Ueberfluſſes und Mangels insgemein ſehr ſtark irren, wenn ſie ſagen, ihr Land bringe auf einmal ſoviel Producten, als die Einwohner kaum in drey Jahren verzehren könnten. Es kann in der That ſeyn, daſs ich hier fehlerhaft ſchlieſſe: indeſſen, jemehr ich der Sache nachgedacht habe, jemehr finde ich mich in meiner Meinung beſtärkt, ſelbſt durch die ſehr gewöhnlichen Exempel des plötzlichen Steigens der Marktpreiſe, um geringſchätziger Monopolien willen, und ihres plötzlichen Fallens, ſobald die Zufuhr der Lebensmittel nur ein klein wenig ſtärker geworden iſt. Ich könnte viele Beiſpiele von ſolchen Abwechslungen anführen, wenn es nöthig wäre, das zu beweiſen, was jeder ſelbſt bemerken kann.

Zum Beſchluſſe dieſes Capitels will ich eine Schwierigkeit auflöſen, die den Leſern natürlicherweiſe bey dieſer Materie aufſteigen wird.

Wenn es wahr iſt, daſs die Erndte des allerfruchtbarſten Jahrs beinahe von den Einwohnern verzehrt wird, wovon leben ſie denn in den Jahren des Miswachſes? denn niemand kann leugnen, daſs nicht alle Erndten einander gleich ſind? Ich antworte hierauf, erſtlich: Eben dieſes, daſs die Erndten überhaupt ſo ſehr voneinander unterſchieden ſeyn ſollten, halte ich gleichfalls für ein ſehr groſses gemeines Vorurtheil, denn ein gutes Jahr für Einen Boden iſt ein ſchlechtes Jahr für einen andern Boden. Doch, ich will hierüber nicht allzuweitläuftig ſeyn, weil ich keinen ganz zulänglichen Beweis für meine Meinung habe. Was mich aber hauptſächlich bewogen hat, ſie anzunehmen, iſt dieſes, weil es durchaus nicht wahr iſt, daſs einerley Anzahl Volks immer einerley Quantität Lebensmittel verzehrt. In den Jahren des Ueberfluſſes thut ſich ein jeder was zu gute; der geringſte Handwerksmann hat ſo viel Brod, daſs er ſeinen Kindern davon abgeben kann; man geht mit Eſſen und Trinken nicht ſo ſparſam um; man mäſtet und futtert eine gröſſere Anzahl Thiere; alle Arten zahmen Viehs werden gut genährt; die Leute beſuchen fleiſſiger die Wein- und Bierſchenken, weil alles wohlfeil iſt. Fällt ein mageres Jahr ein, da geht es ſchon hungriger her, und wenn die geringen Leute mit ihren Kindern theilen ſollen, ſo fallen die Portionen ſehr ſchmal aus;

die

die Consumtion wird viel wirthschaftlicher eingerichtet, man hält weniger Vieh und Geflügel auf dem Hofe, und man kann es diesen Thieren ansehen, daß ihnen ihr Futter spitziger zugemessen ist, und der arme Mann kann sich nicht je zuweilen einen Krug edles Ale zähmen. Zu allen diesen Umständen füge man noch hinzu, daß England sehr beträchtliche Weiden und Wieswachs hat, und wenn zuweilen das viele Regenwetter ein schlechtes Kornjahr macht, so giebt es gemeiniglich eben deswegen eine desto bessere Heuerndte; es läßt sich aber der ganze Ertrag einer Erndte niemals recht schätzen, wenn man nicht jeden Umstand mit in Rechnung bringt.

Aus dem bisherigen Raisonnement muß ich den allgemeinen Schluß ziehen, daß das beste Kornland in der Welt, wofern daselbst die Sclaverey nicht eingeführt ist, nicht so viel Früchte trägt, daß davon ein Drittel Menschen mehr, als seine eigene Einwohner ausmachen, ihren vollen Unterhalt, wie in den Jahren des Ueberflusses, bekommen könnten; denn wenn dieses wäre, so würde alle menschliche Politik nicht vermögend seyn, ihre Vermehrung zu hindern, bis selbige beinahe auf die mittlere Proportion der Producten, welche die Erde in ordinairen Jahren liefert, gestiegen wäre; denn mehr kann nicht aus dem Lande geführt werden, als was dieses Maas überschreitet, und von einer ungewöhnlich grossen Fruchtbarkeit herrührt. Wären sehr fruchtbare Jahre gemeiner, so würde das menschliche Geschlecht zahlreicher seyn; und wären die Mißjahre häufiger, so würde die Zahl der Menschen kleiner seyn. Also steht diese Anzahl, nach meiner geringen Meinung, allemal in Beziehung mit dem Nahrungsvorrath, und nimmt so lange beständig zu, bis sie diesem beinahe die Wage hält.

XVIII. Capitel.

Was sind die Ursachen und Folgen davon, wenn ein Land voll bevölkert ist?

In den Titeln meiner Capitel suche ich den Lesern nur eine rohe Idee von dem abzuhandelnden Gegenstand mitzutheilen, ohne mich zu bekümmern, daß sie ganz correct sey. Wahr ists, es existirt nirgend ein Land, daß wirklich bis zur Fülle bevölkert wäre, wenn man mit diesem Ausdrucke nur auf die Anzahl der Einwohner zielt, ohne Rücksicht auf das Verhältnis, worin sie

mit den Producten ihres Landes stehen, die sie consumiren. In einem der vorigen Capitel habe ich einen Unterschied zwischen der physischen und moralischen Unmöglichkeit, die Volkzahl höher zu treiben, vestgesetzt. Was die physische Unmöglichkeit betrifft, so wird der Fall schwerlich jemals Statt finden, weil, wenn der Boden eines Landes nicht ergiebig genug ist, den Einwohnern mehrere Lebensmittel zu verschaffen, es nicht an Mitteln fehlt, solche aus andern Ländern herkommen zu lassen, welche Quellen, wofern sie nicht unerschöpflich sind, wenigstens sich ungemein weit verbreiten. Ein voll bevölkertes Land also, das ist, ein solches, wo eine physische Unmöglichkeit vorhanden wäre, seine Volkzahl noch weiter zu vergrössern, ist ein Unding, eine ganz unnütze Supposition. Meine Absicht ist hier nur, den Zustand eines Volks zu betrachten, das seinen Vortheil dabey findet, seine Lebensmittel aus fremden Ländern zu ziehen. Dieses kann sich schon lange vorher zutragen, ehe das Land selbst völlig angebaut ist, und geschieht auch gemeiniglich vorher. Es entscheidet aber dieser Umstand nichts in Ansehung der innerlichen Fruchtbarkeit des Erdbodens, sondern er beweiset nur so viel, dass die Industrie der freyen Arbeiter geschwindere Progressen gemacht hat, die Anzahl der Esser zu vermehren, als der Fleis des Landmanns, Lebensmittel zu verschaffen. Man lasse mich, um diese Idee besser aufzuklären, folgende Frage aufwerfen.

Ist die Vermehrung der Menschen die wirkende Ursache des Ackerbaus? oder, ist der Ackerbau die wirkende Ursache der Vermehrung der Menschen?

Ich antworte: Die Vermehrung der Menschen ist eine Wirkung des Ackerbaus; ob ich gleich zugebe, dass, wenn die Societät noch in ihrer Kindheit ist, die freiwilligen Früchte der Erde, wozu einer so viel Recht hat als der andre, die wirkende Ursache einer Vermehrung sind, welche, wie ich bereits gesagt habe, bis zur völligen Proportion mit diesen Früchten steigen kann. Dies muss noch besser erklärt werden.

Ich habe schon vorhin die Früchte des Ackerbaus von den freiwilligen Producten der Erde unterschieden. Auch muss ich erinnern, dass, so oft ich bey einer Materie, welche in die neuere Staatswirthschaft einschlägt, mich des Worts *Ackerbau* bediene, ich den Ackerbau auf den Fus eines Handlungsgewerbs betrachte, wodurch ein Surplus verschafft wird, nicht aber als das directe Mittel des Unterhalts, wo alles von dem Landmann selbst verzehrt wird; wie

schon

schon weiter oben ausführlich gezeigt worden ist. Ich habe gesagt, dass nichts als das durch den Ackerbau erhaltene Surplus den Fond zur Vermehrung der Einwohner ausmache. Nun muss eine Nachfrage nach diesem Surplus vorhanden seyn. Jeder, der hungrig ist, wird darnach fragen: aber nicht jedem wird willfahret werden; mithin wird seine Nachfrage umsonst seyn. Wer sich darum anmeldet, muss ein Vergütungsmittel dafür zu geben haben; nur ein solches Aequivalent ist die Triebfeder der ganzen Maschine; ohne dasselbe wird der Landmann kein Surplus liefern, und folglich bis zur Classe derer, die nur um ihr tägliches Brod arbeiten, herunterfinken. Die Armen, deren Ehe fruchtbar ist, thun vergebliche Nachfrage; und wenn sie das Vergütungsmittel nicht vergrössern können, so theilen sie ihr bischen Nahrung mit den neuen Ankömmlingen, und haben keinen Muth zum Ackerbau. Durch das viele Theilen verfällt die ganze Familie in klägliche Umstände, und stirbt endlich ganz aus. Weil also die *wirksame* Nachfrage, wie ich sie nennen mag, dasjenige ist, was den Landmann zum Fleisse reizt, damit er ein Aequivalent bekomme; und weil diese Nachfrage stärker wird, je stärker sich diejenigen vermehren, die ein Aequivalent geben können: deswegen sage ich, dass die Vermehrung der Menschen die Ursache, und der Ackerbau die Wirkung sey. Auf der andern Seite aber halte ich dafür, dass man die freiwilligen Früchte der Erde, wie in dem supponirten Falle, als die Ursache einer gewissen eingeschränkten Volksvermehrung ansehen könne, weil in diesem Falle kein Aequivalent verlangt wird. Die Erde bringt ihre Früchte hervor, sie mögen dann verzehrt werden, oder nicht; die Menschen leben davon umsonst, und ohne Arbeit; und die Früchte sind schon eher vorhanden, als diejenigen, die sie verzehren sollen. Die sie am ersten geniessen, ziehen aus dieser Nahrung ihre Kräfte, und aus diesen Kräften ihre Vermehrung. Die Kinder, die sie hervorbringen, leben in Freiheit an ihrem Geburtsorte, und vermehren sich so lange, bis alle Producten verzehrt sind; alsdann stockt, wie ich schon gesagt habe, die Vermehrung: aber *man führe nur den Ackerbau ein*, so fährt sie von neuem fort. Folglich ist, werden meine Leser sagen, der Ackerbau eben sowol die Ursache dieser neuen Vermehrung, als die freiwilligen Erdfrüchte die Ursache der ersten Vermehrung gewesen sind? Dieser Schluss ist sehr natürlich, und scheinet dem, was wir erweisen wollten, gerade zu widersprechen: doch, der Knote kann leicht aufgelöst werden. Wir haben

gesehen; wie die Existenz des Ackerbaus vom Fleisse des Menschen abhängen muss, das ist, lediglich davon, *dass der Ackerbau eingeführt werde.* Da nun dieser Fleis vornemlich durch den Bewegungsgrund, unsern Kindern Brod zu schaffen, befördert wird: so hat man die Erzeugung der Kinder als die erste, oder wenigstens als die handgreiflichste politische Ursache, warum sich die Menschen zur Arbeit bequemen, anzusehen, und folglich muss man sich dieselbe eher als den Ackerbau gedenken. Hingegen da auf der andern Seite die freiwilligen Erdproducten in geringer Quantität ausfallen, und von Menschen ganz unabhängig sind: so scheint es, dass die Natur sie ungefähr eben so verschaffe, wie man einem jungen Menschen eine kleine Geldsumme in die Hand gibt, um ihn dadurch zum Fleisse aufzumuntern, dass er damit sein Glück mache; die kleine Summe bringt ihn nur auf die Bahn zum Glücke, aber durch Fleis muss er es erreichen. Aus dieser Erläuterung erhellet, dass, wenn die Nachfrage nach Lebensmitteln geschwinder und leichter auswärts her, als von dem Landesboden befriedigt werden kann, die Volkmenge, die ihr Daseyn nicht dem *inländischen Ackerbau*, sondern der *Indüstrie* zu danken hat, durch den Vorrath ausländischer Lebensmittel erhalten werde; und dieser Haufen Leute wird hinwiederum eine Ermunterung zum Ackerbau im Lande selbst veranlassen, indem beym Landmann ein Verlangen aufsteiget, dasjenige Aequivalent für Lebensmittel in seine Hände zu bekommen, das seine Landsleute itzt den Fremden zuwenden.

Solche Nationen, deren Staatsmänner nicht die Geschicklichkeit besitzen, den Landmann dahin zu vermögen, dass er das Aequivalent zu bekommen trachte, welches seine Mitbürger durch ihre Indüstrie sich verschaffen können; oder mit andern Worten, Nationen, deren Staatsmänner zwischen ihren Unterthanen keine wechselseitigen Bedürfnisse und Abhänglichkeiten veranstalten können, müssen sich in einer moralischen Unmöglichkeit befinden, an Volkzahl zuzunehmen. Um solche Staaten bekümmern wir uns in diesem Capitel eben so wenig, als um diejenigen, bey denen eine physische Unfähigkeit, sich stärker zu vermehren, vorausgesetzt wird. Unsre Absicht ist nur, die natürlichen Folgen zu untersuchen, welche aus einer nach fremden Ländern sich verbreitenden Nachfrage nach Lebensmitteln entstehen. Eine solche Nachfrage halte ich für die Mutter der inländischen Indüstrie sowol, als der auswärtigen Handlung, welche zween Gegenstände ich im zweiten Buche abhandeln werde.

Ein

Ein Land kann (in dem Verstande, wie ich das Wort *voll* annehme) auf mancherley verschiedene Weise vollbevölkert seyn. Es kann zu einer Zeit mit 6 Millionen Einwohnern voll angefüllt seyn, und es kann zu einer andern Zeit 6 oder wol gar 9 Millionen Menschen mit Bequemlichkeit ernähren, ohne dass darum sein Boden besser angebaut wird. Hingegen kann auch ein Land ohne Beschwernis 20 Millionen ernähren, und, nach verbessertem Ackerbau, mit 15 Millionen Menschen zu stark angepfropft seyn. Ich muss diese zween Sätze *noch* besser erläutern.

Je mässiger ein Volk lebt, und je mehr es sich von den reichlichen Feldfrüchten nährt: desto stärker kann es an der Zahl zunehmen.

Gewöhnte sich das Englische Volk, mehr Brod und Mehlspeisen zu geniessen, und dagegen nicht so viel Fleisch zu essen, es würde sich gewiss stärker vermehren, und manch schönes Grasland in Ackerfeld verkehrt werden. Gewöhnten sich die Franzosen ab, so viel Brod, die Holländer so viel Fische, die Fläminger so viel Gartengewächse, und die Deutschen so viel Sauerkraut zu essen, und hielten sich, wie der Engländer, nur ans Ochsen- Schwein- und Hammelfleisch, die Anzahl ihrer Einwohner würde bald abnehmen, wenn sie auch gleich die Verbesserung des Ackerbaus aufs höchste trieben. Doch, dies sind nur beiläufige Betrachtungen, denen der Leser, wenn er will, weiter nachdenken mag. Hier kommt es nur darauf an, dass wir ausmachen, was es für Folgen habe, wenn ein Land so stark bevölkert ist, (an der Ursache davon ist hier nichts gelegen,) dass der Boden desselben, in seinem gegenwärtigen Zustande der Fruchtbarkeit, die hinlängliche Quantität solcher Lebensmittel, welche die Einwohner am liebsten geniessen, zu tragen verweigert. Diese Folgen sind verschieden, je nachdem die Denkungsart bey einem Volke anderst ist, als bey einem andern Volke.

Ist das Volk von Natur träg und unempfindlich, und wird, in Ansehung der Staatswirthschaft, nur nach dem eingeführten Schlendrian und den alten Vorurtheilen regiert, die keiner Neuerung, wäre sie auch wegen Veränderung der Umstände noch so nöthig, Platz verstatten: so wird die Wirkung diese seyn, dass die Bevölkerung auf einmal stille steht; denn sie kann nicht zunehmen, wenn nicht auf einer Seite die Lebensmittel zunehmen, und auf der andern Seite die Industrie sich vergrössert, um jene in Circulation zu bringen.

Eins

Eins muſs dem andern die Hand bieten; welchem von beiden der Rang gebühre, iſt nur eine ſpeculativiſche Unterſuchung für die Curioſität.

Wenn hingegen der Geiſt der Indüſtrie ein Land auf einen gewiſſen Grad der Bevölkerung gebracht hat, ſo läſst ſich dieſer Geiſt nicht durch den Mangel der Lebensmittel niederſchlagen; dieſe werden aus fremden Ländern herbeygebracht werden; und indem dieſe neue Nachfrage daſelbſt den zur eigenen Subſiſtenz der dortigen Einwohner gewöhnlich hervorgebrachten Vorrath vermindert, ſo wird ſie die Arbeitſamen anreizen, ihre Felder in verbeſſerten Zuſtand zu ſetzen, damit ſie ohne ihren eigenen Nachtheil dem neuen Geſuch Genüge leiſten können. Solchemnach hat die Handlung einen erſichtlichen Einfluſs auf die Verbeſſerung des Erdbodens überhaupt, indem ſie die Einwohner eines Lands arbeitſamer macht, damit ſie die Bedürfniſſe eines andern Lands, ohne ſich ſelbſt weh zu thun, befriedigen können. Laſst uns einen Schritt weiter gehen.

Das vollbevölkerte Land kann zur Vergütung ſolcher aus der Fremde gezogenen Lebensmittel nichts anders anbieten, als das Surplus von der Indüſtrie der freyen Arbeiter; denn von dem Surplus des Landmanns ſetzen wir voraus, daſs ſolches von der Societät überhaupt verzehrt werde, wenn wir einige Gattungen der Producten ausnehmen, welche, da ſie in andern Ländern höher geſchätzt ſind, als da, wo ſie wachſen, durch ihre Ausfuhr beträchtlichere Summen ins Land ziehen, als für die aus fremden Ländern hergebrachten Lebensmittel aus dem Lande gehen, z. E. wenn rohe Seide, köſtliche Weine u. d. g. gegen Korn und andre Früchte umgeſetzt werden.

Demnach muſs das Surplus von der Indüſtrie den vornehmſten Theil der Ausfuhr ausmachen; und wenn um die vollbevölkerte Nation herum lauter ſolche Länder liegen, die einen Ueberfluſs von Korn und andern Lebensmitteln hervorbringen, und wo die Einwohner einen Geſchmack zum Luxus verrathen, und die Manufacturen und Künſte ihrer erfindſamen Nachbarn nachzuahmen begierig ſind: ſo wird gewiſs eine Handlung mit ſolchen Nationen die Anzahl der Einwohner der andern Nation beträchtlich vermehren, wenn gleich ſelbige, im Vergleich mit ihren eigenen Landesproducten, bereits complet wäre; es wird aber die neu hinzugekommene Anzahl Einwohner nur die Claſſe der Handwerker, und nicht die Claſſe der Ackerleute, vermehren. Dieſe

Bewand-

Bewandtnis hat es mit Holland und mit vielen grosen freyen Handelsstädten, die nur einen kleinen Bezirk Landes haben.

Im Gegentheil, wenn die vollbevölkerte Nation solche Völker zu Nachbarn hat, die von einerley Denkungsart mit ihr sind, so wird es mit der Zufuhr der Lebensmittel daher zuweilen etwas schwerer halten, weil die Nachbarn zuerst auf die Stillung ihren eigenen Bedürfnisse bedacht seyn werden. Man wird sich also den benöthigten Vorrath aus weiter entfernten Ländern verschaffen müssen; und so bald die zu solchem Behuf erforderliche Kosten sich höher belaufen, als das Verdienst der Handwerker, die durch ihren Fleis das Aequivalent zu erwerben suchen, so wird die Ausfuhr ihrer verfertigten Arbeit nicht mehr Statt finden, und die Anzahl der Einwohner wird abnehmen, bis gerade nur noch so viel vorhanden seyn werden, als das Land mit seinen eigenen Producten nähren kann.

Ich sage nicht, dass deswegen die Handlung ganz aufhören werde; keineswegs. Die Handlung kann immer ihren Fortgang haben, ja sie kann noch ansehnlicher seyn, als vorher: indessen wird diese Handlung nie eine grössere Volkzahl zuwege bringen, weil das Land nicht mehrere Menschen nähren kann. Sie kann darum doch unzählliche und grose Vortheile schaffen; sie kann den Reichtum des Staats beträchtlich vermehren, und dadurch wird er Macht und Stärke erlangen. Eine Handlungsnation kann in ihrem Lande in sichrem Frieden leben, und ihre Feinde mit Krieg und Verheerung überziehen, ohne sich hiezu ihrer eigenen Unterthanen zu bedienen. Also kann die Handlung ein Land, ohne seine Einwohner zu vermehren, überaus mächtig machen, indem sie Leute, die sie vorher nicht unterhalten hat, bewaffnet, und zu ihren Diensten gebraucht.

XIX. Capitel.

Ist die Einführung der Maschinen in den Manufacturen dem Staate nachtheilig, oder der Bevölkerung hinderlich?

Ich finde, dass man in den neuern Zeiten diese Frage aufgeworfen hat. Die Alten bezeigten eine grose Verehrung für die Erfinder der Säge, der Drechselbank, des Bohrers, der Töpferscheibe: aber unter den Neuern sind einige, die es nicht für zuträglich halten, dass die mechanischen Künste zu

ſo groſser Vollkommenheit gebracht werden (ſiehe les Interets de la France mal-entendus, p. 272. 313). Dem gröſsen Monteſquieu ſind die vielen Waſſermühlen anſtöſſig; doch finde ich nicht, daſs er ſich über die Einführung des Pflugs beſchwert hat.

Wenn man ſich einander nur beſſer verſtünde, ſo wäre es nicht möglich, daſs verſtändige Leute über dergleichen Dinge mit einander ſtritten. Aber die Schriftſteller haben die üble Gewohnheit, daſs ſie die Umſtände, die ſie in Rückſicht nehmen oder vorausſetzen, nur für ſich im Sinne behalten, und ſie ſelten deutlich ausdrücken: darüber werden die augenſcheinlichſten Wahrheiten dem Widerſpruch unterworfen.

Es iſt beinahe unmöglich, in der politiſchen Wirthſchaft eines Staats die geringſte Neuerung, wäre ſie auch noch ſo klug ausgedacht, und noch ſo vortheilhaft, einzuführen, ohne daſs dabey einige Schwierigkeiten vorfielen. Ein Zimmer kann nicht mit dem Beſen gereinigt werden, ohne etwas Staub zu erregen; man kann nicht auf der Gaſſe gehen, ohne die Schuhe unrein zu machen: und ſo kann auch eine Maſchine, welche die Arbeit des Menſchen verkürzet, nicht *auf einmal* bey einer weitläuftigen Manufactur eingeführt werden, ohne daſs viele Leute müſſig ſtehen müſſen.

So oft ich eine in die Staatswirthſchaft einſchlagende Materie abhandle, ſo ſetze ich allemal voraus, daſs ein ſolcher Staatsmann am Ruder der Regierung ſey, welcher jeden Theil derſelben ſo ſyſtematiſch zu lenken weis, daſs er keine ſchnelle Veränderung der Sitten oder ſolche Neuerungen einführe, die, vermöge ihrer natürlichen und unmittelbaren Wirkungen oder Folgen, dem gemeinen Weſen zum Nachtheil gereichen können. Wenn ein Haus in einer Stadt baufällig wird, ſo wird es niedergeriſſen; dies nenne ich ein ſyſtematiſches Niederreiſſen, denn wenn man es ſo lang ſtehen lieſſe, bis es von ſelbſt übern Haufen fiele, ſo könnte mancher Schaden davon entſtehen. Eben ſo, wenn in den Manufacturen eines arbeitſamen Volks eine Menge Maſchinen auf einmal eingeführt werden, (zufolge derjenigen Freiheit, die allen und jeden Arten der Verbeſſerung geſtattet werden muſs, ſoll anderſt der Staat an Wohlfahrt höher ſteigen) ſo iſt die Pflicht des Staatsmanns, ſeine Vorſorge in Anſehung der Folgen dahin zu verwenden, daſs er gegen die aus einer plötzlichen Veränderung entſpringende Unbequemlichkeiten ein Hülfsmittel verſchaffe. Es iſt ferner ſeine Pflicht, ſelbſt über die Art und Weiſe, wie die

Freiheit

Freiheit ausgeübt, und die Verbesserung in Gang gebracht wird, ein wachsames Auge zu haben, nicht um selbige abzuschrecken oder zu hemmen, sondern nur um eine solche Einrichtung zu treffen, dass das Interesse der verschiednen Classen, für die er besonders zu sorgen verbunden ist, nicht beeinträchtiget werde.

Die Einführung der Maschinen kann, deucht mir, auf keine andre Weise zum Müssiggang Anlass geben, und mithin Schaden bringen, ausser wenn sie plötzlich geschieht. Ich habe schon oft angemerkt, dass alle schnelle Veränderungen, so nützlich sie auch an sich selbst seyn mögen, mit Unbequemlichkeiten verknüpft seyn müssen. Ein glücklicher, rühmlicher, dauerhafter Friede nach einem langen, gefährlichen und kostbaren Krieg, nöthigt eine Menge Menschen, müssig herumzuschlendern, und bringt sie um ihr Brod. Man kann sodann den Frieden als eine Maschine zur Vertheidigung eines Landes ansehen, die aber den politischen Verlust nach sich zieht, dass sie eine ganze Armee in Unthätigkeit setzt: und gleichwol wird sich niemand getrauen, die Fortsetzung des Kriegs blos deswegen zu verlangen, damit die Soldaten, Marketenter und Lieferanten desto bessere Zeit haben. Indessen muss ich bey dieser Gelegenheit anmerken, dass es ein handgreiflicher Staatsfehler ist, wenn der Staatsmann versäumt, ein schickliches Mittel (es koste solches im Anfang was es wolle) ausfündig zu machen, wodurch er denen Brod verschaffe, die mit Gefahr ihres Lebens so viele Beschwerlichkeiten zum Dienste des Landes ausgestanden haben. Diese Unkosten müssten noch auf Rechnung des Kriegs gesetzt werden, und ein Staat sollte beherzigen, dass, da vorhin seine Sicherheit erfodert hatte, eine Anzahl Menschen wegzunehmen, die sich (wir wollen den Fall setzen) bereits auf dem Wege zu einem daurhaften Etablissement befanden, wobey sie von niemand abhängig gewesen wären, er nunmehr vermöge des Societätscontracts, der alles aneinander knüpft, verbunden sey, ihnen eine Beschäfftigung zu verschaffen. Ich will diese Materie noch durch ein andres Beispiel aufzuklären suchen.

Ich finde nöthig, quer durch einen Fluss einen Damm zu ziehen, um eine Brücke, Mühle, Schleuse, oder dergleichen, anzulegen. Zu diesem Ende muss ich das Wasser abhalten, das ist, den Fluss stemmen. Wäre das nun ein gültiger Einwurf gegen meine Verbesserung, wenn jemand sagte, das Wasser werde die herumliegenden Felder überschwemmen? Man wird mir

ja nicht zutrauen, dafs ich so unverständig seyn, und vergessen werde, vorher einen Canal zum Ablauf des Wassers graben zu lassen? Maschinen stemmen den Fluss: aber der Staat muss die Vorsicht haben, den neuen Canal zu machen, da das Publicum den Vortheil von der Schleuse geniesst. Ich glaube, dafs das, was ich hier gesagt habe, die rechte Antwort auf alle mögliche Einwürfe gegen die Einführung der Maschinen an die Hand geben werde; ihre Vortheile sind so handgreiflich, dafs weitere Erweise überflüssig wären. Doch ist ein einziger Fall, wo sie, meines Bedünkens, misbilligt werden könnten; dieser Fall ist zwar nur erdichtet: ich führe ihn aber blos darum an, weil er den hieher gehörigen Grundsatz desto besser ins Licht setzt.

Wenn man sich ein Land vorstellte, das bis auf den höchsten Grad, den die Fruchtbarkeit seines Bodens zulässt, bevölkert, und von aller Communication mit andern Nationen völlig abgeschnitten wäre; wo die Einwohner aufs emsigste beschäfftigt wären, sich einander die wechselseitigen Bedürfnisse zu verschaffen; wo man eine ordentliche, verhältnismäfsige und einförmige Circulation des Gelds durch alle Adern des Staatskörpers wahrnähme; wo niemals eine plötzliche und aufserordentliche Nachfrage nach irgend einem besondern Zweige der Indüstrie entstünde; wo kein Gewerbe mit überflüssigen Arbeitern besetzt wäre; und wo ein stärkerer Geldumlauf, eine vermehrte Indüstrie, eine gröfsere Consumtion, nicht möglich wären: bey solchen Umständen, sage ich, würde ich die Einführung der Maschinen eben so wenig anrathen, als ich einem völlig gesunden Menschen anrathen würde, Arzneyen zu gebrauchen. Hier misbillige ich die Maschinen nur darum, weil sie eine Neuerung in einem Staate wären, der in den erwähnten Zweigen seiner Staatswirthschaft bereits ganz vollkommen ist; wo aber eine Vollkommenheit ist, da findet keine Verbesserung Statt. Ferner misbillige ich, in der besagten Situation, die Maschinen darum, weil viele Leute dadurch genöthiget wären, müssig zu seyn; denn sie würden sich in einer physischen Unmöglichkeit befinden, ihr Brod auf eine andre Weise zu erwerben, als sie bisher gethan haben.

Da indessen heutiges Tags alle europäische Länder von einem solchen Grade der Vollkommenheit unendlich weit entfernt sind: so mufs ich die Einführung der Maschinen und jedes künstliche Mittel, die Producten zu vermehren, für höchstnützlich halten. Wünscht man nicht um der nämlichen

Endzwecke willen, dass die Bevölkerung zunehmen möchte? Leistet aber eine Maschine nicht eben das, was mehrere Einwohner leisten würden?

Gleichwie der Ackerbau, wenn er als eine Handlung getrieben wird, das Land von müssigen Essern reinigt, und sie zu einer neuen Industrie antreibt, woraus der ganze Staat Vortheil ziehen kann: also schafft eine bey Manufacturen eingeführte Maschine diejenigen Leute weg, die alsdann *bey diesem Zweige* überflüssig geworden sind, aber bey einem andern Zweige gar bald wieder ihre Beschäfftigung finden können.

Findet man demnach die Maschinen für nachtheilig, so müsste es nur darum seyn, weil sie den Staat mit einer neuen Anzahl Leute, die zur Arbeit erzogen sind, beschenken.

Wenn nun diese hernach kein Brod haben, so muss die Schuld nur an der Nachlässigkeit des Staatsmanns liegen; denn ein aus der Arbeit gesetzter fleissiger Mann kann immer wieder auf eine nützliche Art, und zum Vortheil dessen, der ihm was zu thun gibt, beschäfftigt werden. Was könnte eine Naturalisirungsacte weiter thun, als dass sie fleissige Leute, die aus Noth müssig sind, und zu arbeiten verlangen, in Arbeit setzt? Daher betrachte ich die Maschinen als ein kräftiges Mittel, die Anzahl der Fleissigen zu vermehren, ohne auf den Unterhalt dieser hinzugekommenen Anzahl besondre Kosten zu wenden; und es ist offenbar, dass auf solche Weise eine natürliche und nützliche Bevölkerung keineswegs gehemmt wird.

Ich habe gezeigt, wie die Bevölkerung, nach Proportion der Lebensmittel, und nach Proportion der Industrie, zunehmen müsse. Nun isst und trinkt aber eine Maschine nichts; folglich vermindert sich der Vorrath der Lebensmittel nicht, und die Industrie in jedem wohlregierten Staate hat (wenigstens in unsern Zeiten) durchaus nicht zu befürchten, dass sie mit allzuvielen Leuten besetzt werde; lasst alle Nationen eure Verbesserungen nachahmen, sie werden doch immer eure Schüler seyn. Und wenn hingegen ihr, in Ansehung der Einführung der Maschinen, die Schüler andrer Nationen seyd, so müsst ihr, in diesem Falle, eins von diesen beyden thun: *Entweder* nehmt die Erfindung mit allen ihren Unbequemlichkeiten an, *oder* führt die auswärtigen Erfindungen niemals in eurem Lande ein.

Bey Speculationen dieser Art darf man, deucht mir, nicht den Schluss machen, dass die Erfahrung nothwendig dasjenige beweisen *müsse*, was wir durch vernünftige Gründe herausgebracht zu haben glauben. Die

Die Folgen von Neuerungen in der politiſchen Wirthſchaft können, wegen der unendlichen Mannigfaltigkeit der dabey vorkommenden Umſtände, unendlich verſchieden ſeyn; daher kann die aufgeklärteſte Vernunft nicht a priori beſtimmen, was bey ſolchen Gelegenheiten unumgänglich die Folgen ſeyn müſſen. Man muſs den Verſuch machen, und den Umſtänden ihren Lauf laſſen, die Schwierigkeiten auf alle mögliche Arten abzuwenden, oder ins Feine zu bringen ſuchen; und wenn ſie in allzugroſser Anzahl vorhanden, oder auch zu mächtig ſind, als daſs ſie gehoben werden könnten, ſo muſs man ſeine theoretiſchen Entwürfe, wären ſie auch noch ſo ſchön ausgedacht, ſo lang beyſeite ſetzen, bis man erſt die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung derſelben gemacht hat.

Ueberhaupt zeigt die tägliche Erfahrung den Nutzen der eingeführten Maſchinen in dem vor Augen liegenden verbeſſerten Zuſtand der Künſte und Manufacturen. So empfindlich immerhin die Unbequemlichkeiten ſeyn mögen, die ſich bey ihrer erſten Einführung äuſſern; und ſo wenig ſich auch der Staatsmann bekümmern mag, denen, die gezwungen ſind, müſſig zu gehen, wieder aufzuhelfen: ſo währen doch dieſe Unbequemlichkeiten nur eine Weile; der Vortheil von dieſer Veränderung hingegen iſt dauerhaft; und die Vernunft, die Erfahrung, und die neuere Staatskunſt, machen es zur Nothwendigkeit, daſs man jeden Weg einſchlage, der die Arbeit verkürzen, und Koſten erſparen kann, damit die mannigfaltigen Bedürfniſſe, die ſich die vielwünſchenden Menſchen erdenken, befriedigt werden können.

XX. Capitel.

Vermiſchte Anmerkungen über den Ackerbau und die Bevölkerung.

Wir haben bisher den Ackerbau nur, inſofern er Korn verſchafft, betrachtet, die Nahrung der Menſchen nach der Quantität der Conſumtion dieſes Products geſchätzt, und von allen, die den Ackerbau treiben, vorausgeſetzt, daſs ſie auf dem Lande wohnen. Da meine Materie keinen unmittelbaren Zuſammenhang mit der Wiſſenſchaft des Ackerbaus hat, ſo habe ich viele ihrer Natur nach zuſammengeſetzte Dinge als einfach vorgeſtellt,

ſtellt, um ſelbige dem Hauptgegenſtand meiner Unterſuchung deſto beſſer anzupaſſen, und meine Aufmerkſamkeit nicht in einerley Zeit durch zweyerley Ideen zu zerſtreuen. Nunmehr aber gehe ich auf einige Artikel meines Sujets, die ich bisher zu ſeicht abgehandelt zu haben glaube, wieder zurück, und will verſchiedne vermiſchte Fragen, wozu unſre bisherige Sätze natürlicherweiſe Anlaſs geben können, nach der Reihe durchgehen.

Erſte Frage.

Faſt alle Schriftſteller, die von der Bevölkerung, und vom Ackerbau, als dem unentbehrlichen Gefehrten derſelben, geſchrieben haben, empfehlen die gleiche Vertheilung der Ländereyen als eine Sache, die ſowol die Bevölkerung als den Ackerbau befördern müſſe. Es wird nicht undienlich ſeyn, dieſer Frage, nach Anleitung deſſen, was wir in den vorhergehenden Capiteln ausgemacht haben, ein wenig nachzudenken, nicht ſowol in der Abſicht, die Meinung andrer zu beſtreiten, als vielmehr unſre angenommenen Sätze zu unterſuchen und anzuwenden.

Ich habe ſchon bey verſchiednen Gelegenheiten von dem groſsen Unterſchied zwiſchen der Staats-Wirthſchaft der alten und der neuern Zeiten, Erwähnung gethan, und zwar unter andern deswegen, weil ich gefunden, daſs einige neuere Schriftſteller, die aber vielleicht unſre veränderten Gebräuche, und die Wirkung, welche daher in unſerm ganzen Wirthſchaftsweſen hat erfolgen müſſen, nicht genug erwogen haben, in dieſem Stücke der an ſich ganz vernünftigen Meinung der Alten beipflichten. Dieſe prieſen ſehr ſtark eine gleiche Vertheilung der Ländereyen an, und hielten ſie für die ſicherſte Schutzwehr der Freiheit, und für das beſte Mittel, nicht nur eine Gleichheit unter den Bürgern zu erhalten, ſondern auch ihre Anzahl zu vermehren.

Zu ſelbiger Zeit machten die Bürger, in Betracht ihrer Anzahl, noch nicht die eine Hälfte des Staats aus; und die Vortheile des Geldumſatzes waren faſt ganz unbekannt, denn dieſe äuſſern ſich erſt durch die Handlung und eine ausgebreitete Indüſtrie. Damals konnte man, auſſer dem Ertrag der Ländereyen, auf keine ſoliden Einkünfte rechnen; und daſs dieſe Ländereyen auf gleiche Art unter die Bürger vertheilt wurden, war ihrer Vermehrung zuträglich, und brachte unter ihnen ſelbſt eine Gleichheit zuwege. Hingegen in unſern Zeiten beſteht der Reichthum nicht blos in liegenden Gründen; ja, wir finden zuweilen Beſitzer der anſehnlichſten Ländereyen nicht eben in den beſten Umſtänden; ſie ſtecken in Schulden, und müſſen Leute,

die

die nicht einen Morgen Acker haben, aber ihre Gläubiger ſind, um Nachſicht bitten. Wir mögen alſo unſre Ländereyen vertheilen, wie wir wollen, wir werden nimmermehr dadurch eine Gleichheit bewirken. Dies iſt ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen uns und den Alten, in Anſehung des Ackerbaus. Wir kommen nunmehr auf den andern Unterſchied, in Anſehung der Bevölkerung.

Die gleiche Vertheilung der Ländereyen trägt ohnezweifel zur Verſtärkung der Anzahl einer Claſſe Einwohner, nämlich der Gutsherren, ungemein viel bey. In den alten Zeiten, war man, wie ich ſchon angeführt habe, hauptſächlich dahin bedacht, die Anzahl der Bürger, das iſt, der höhern Claſſen des Staats, zu vermehren; und die gleiche Vertheilung des Landeigenthums äuſſerte dieſe Wirkung ſo ſtark, daſs die griechiſchen Staaten das Wegwerfen der Kinder erlauben muſsten; und Ariſtoteles, wie der Herr de Monteſquieu anmerkt, hielt dieſes für eine unumgänglich nöthige Sache. Die Vermehrung der niedrigſten Claſſen, das iſt, der Sclaven, kam beim Publico nie in Betrachtung, ſondern blieb eine Privatſache; und wir finden, daſs darüber geſtritten wurde, ob es überhaupt der Mühe werth ſey, oder nicht, Race von ihnen zu bekommen. In unſern Zeiten hingegen iſt dies eine Hauptſache, daſs man die niedern Claſſen durch ihre eigene Vermehrung im Stande erhalte; und zu dieſem Zwecke ſcheint mir eine ungleiche Vertheilung der Güter am vortheilhafteſten, weil das Vermögen des Reichen natürlicherweiſe in die Hände der fleiſſigen Armen geräth, da hingegen ein ſehr mittelmäſſig Begüterter mit ſeinen Einkünften weiter nichts ausrichtet, als daſs er ſeine Kinder ernährt, die gemeiniglich und natürlicherweiſe eine unnütze Laſt für den Staat werden. Man laſſe mich ein Exempel geben. Können wir nicht aus der täglichen Erfahrung ſehen, daſs einem heutigen Staate dadurch kein Nachtheil zuwächſt, wenn verſchiedne kleine Güter in eins gezogen, und adeliche Familien, die mit keinen ſonderlichen Glücksgütern verſehen ſind, kleiner werden? Dieſe Claſſe Einwohner wird noch allemal ſtark genug ſeyn, wenn man ihrer benöthigt iſt. Wenn ein reicher Herr die Ländereyen der benachbarten Adelichen, oder geringerer Proprietairs, an ſich kauft, ſo laufen alle Klagen, die man hört, da hinaus, daſs die niedern Claſſen übel daran ſeyn, weil ſie ihre Herren und Beſchützer verloren haben: aber daſs der Staat, durch die Erlöſchung der Familie des vorigen Proprietairs, einen Verluſt gelitten hätte, darüber

wird

wird man nie klagen hören. Hieraus erhellet zur Gnüge, dafs in den neuern Zeiten die Abficht nur auf die Vermehrung der niedern Claffen gerichtet ift, folglich wäre es ungereimt, in diefem Stücke den Grundfatz der Alten anzunehmen, da unfre ökonomifche Verfaffung der ihrigen ganz entgegen gefetzt ift.

Genug hievon, in wie fern der Unterfchied unfrer Gebräuche einen Einfluls auf die Vertheilung unfrer Ländereyen haben müffe. Itzt will ich eine Frage unterfuchen, die zur Wiffenfchaft des Landbaus gehört, wiewol nicht in Rückficht auf die Verbefferung des Bodens, (denn hievon werde ich füglicher an einem andern Orte reden,) fondern infofern diefe Wiffenfchaft ein Mittel ift, den Boden, vorausgefetzt, dafs er fchon verbeffert fey, auf die befte Art zu nutzen. *Zweite Frage.*

Ich habe bisher in diefem Werke die durch den Anbau der Erde hervorgebrachten Producte allemal von denen unterfchieden, die durch die Naturkraft gleichfam freiwillig wachfen. Diefe find ein unmittelbares Gefchenk Gottes, jene aber eine Belohnung der Arbeit feiner Gefchöpfe. Jedermann weis, dafs die Arbeit der Menfchen nicht ihrer Anzahl, fondern ihrem Fleifse, die Proportion hält. Folglich find die Producte des Landbaus nicht blos nach der Quantität der Früchte, fondern auch nach der zu ihrer Hervorbringung angewandten Arbeit, zu fchätzen. Diefe Dinge vorausgefetzt, erhebt fich nun die Frage, die wir unterfuchen wollen, nämlich: Welche Gattung des Landbaus ift in unfern Zeiten für eine Societät die nützlichfte? ift es diejenige, welche an und für fich felbft, vermöge ihrer Natur (abfolute), oder ift es die, welche in Betracht der darauf verwendeten Arbeit (relative), die gröfste Quantität Früchte hervorbringt?

Wenn wir diefe Frage blos generell auflöfen wollen, fo dürfen wir nur unfre bisherigen Grundfätze darauf appliciren: aber *fo*, *wie* ich die Frage vorgelegt habe, läfst fich nicht gerade zu darauf antworten. Man kann alfo zwar unbeftimmterweife fagen, diejenige Gattung des Landbaus fey die befte, die ein folches Surplus hervorbringt, das dem Fleifse des Landmanns, und der Nachfrage aller derer im Lande, die eine andre Befchäfftigung als den Feldbau treiben, am beften angemeffen ift: Da aber diefe Auflöfung mich nicht auf den Gegenftand bringen würde, den ich hier zum Augenmerk faffe, fo habe ich die Frage in zween Wechfelfätze gezogen, um den Lefer aufmerkfam auf die anitzt zu unterfuchenden Principia zu machen, welche die

Einführung der einen oder der andern Gattung des Ackerbaus betreffen und beſtimmen.

Ich finde, beym Nachdenken über dieſe Frage, keine gröſſere Schwierigkeit, als dieſe, die Wirkungen des Ackerbaus von den Wirkungen der freiwilligen Ergiebigkeit des Erdbodens zu unterſcheiden. Graswachs und Viehweiden z. E., verhältnisweiſe (relative) betrachtet, ſind, wie wir bereits aus Vernunft und Erfahrung bemerkt haben, weit einträglicher, als Kornfelder (Siehe oben im VIII. Cap. p. 48.), ob ich gleich beinahe glaube, daſs, an und für ſich ſelbſt (abſolute) betrachtet, die Sache ſich ganz anderſt verhalte, das iſt, daſs ein Morgen des beſten Kornlands mehr Nahrung für den Menſchen hervorbringe, als ein eben ſo groſses Stück des beſten Wiesgrunds. Hier aber ſehen wir nur auf die Proportion des Raums und des Ertrags, nicht auf die Gröſse der Arbeit; denn wenn der Ertrag beider Morgen Landes nach ſeinem Verhältniſſe, ſowol zu der zu ihrem Anbau nöthigen *Arbeit*, als auch zu ihrem Umfang, betrachtet wird, ſo iſt der Ertrag der Wieſen viel gröſser; dies ſchreibe ich aber nur der freiwilligen Wirkung der Natur zu, und nicht der vorzüglichern Nützlichkeit dieſer Gattung des Ackerbaus.

Da es alſo nicht möglich iſt, bey dieſer Verbeſſerungsart die Wirkungen der Natur und die Wirkungen der Kunſt und des Fleiſses genau zu unterſcheiden, ſo wollen wir unſre Speculation blos auf diejenigen Wirkungen einſchränken, welche das Pflügen, die Ausſaat, und die Wartung der jährlichen Gewächſe zum Gegenſtand haben. Zu bequemerer Leitung unſrer Ideen will ich ein Exempel geben, und einen willkührlich angenommenen Fall beurtheilen.

Wir wollen uns eine Inſel vorſtellen, die einen kleinen Bezirk und einen fruchtbaren Boden hat, der nach der Art der beſten Ländereyen in England, und nach der gemeinen Methode, hinlänglich verbeſſert und angebaut iſt.

In dieſem Fall dürfen wir, zufolge deſſen, was im 8ten Capitel geſagt worden iſt, ſchlieſſen, daſs die Anzahl Leute, die mit dem Ackerbau zu thun haben, ungefähr beinahe die Hälfte der ganzen Societät ausmachen werde. Wir wollen die ſämmtlichen Einwohner der Inſel auf 1000 Menſchen rechnen, nämlich 500 Ackersleute, und eben ſo viele, die zur Claſſe der freyen Arbeiter gehören. Die 500 Ackersleute müſſen alsdann für 1000 Mäuler Nahrung verſchaffen, und die 500 freyen Arbeiter müſſen alle übrigen Bedürfniſſe für 1000 Perſonen liefern. Wenn wir alles dieſes vorausſetzen, und dabey zugeben,

ben, dafs diese zwo Classen einerley Grad des Fleifses besitzen, so werden wir sehen, dafs die Anschaffung der Lebensmittel, und die Besorgung aller übrigen Bedürfnisse, solche Beschäfftigungen sind, die einander völlig die Wage halten. Hieraus will ich, bevor wir weiter gehen, gelegentlich einige Folgen ziehen.

Die Erfahrung lehrt, dafs, in allen Ländern, unter den Personen, die hier mit zu der Classe der sogenannten freyen Arbeiter gezählt werden, sehr viele anzutreffen sind, die in Essen und Trinken einen weit geringern Aufwand machen, als in andern Dingen; folglich müssen wir schliessen, dafs, gleichwie einige Leute weit mehr in andern Stücken, als in Essen und Trinken, verzehren, also hinwiederum andre mehr auf ihr Maul wenden, als auf andre Dinge. Dafs dem also sey, wird, glaube ich, die Erfahrung beweisen. Man lasse mich diesen Gedanken noch ein wenig weiter verfolgen.

Je nachdem eine grössere Anzahl Einwohner, als die eine Hälfte des Volks, zum Ackerbau angehalten wird, so müssen, nach diesem Maafse, alle Werke der Industrie von ihrer vorigen Proportion, worin sie zu der Consumtion der Lebensmittel stunden, herunter sinken; und folglich mufs die Lebensart simpler werden. Nun habe ich gezeigt, dafs das, was wir, im Gegensatze der Nahrung, Bedürfnisse nennen, blos durch die freyen Arbeiter verschafft werden kann, und dafs diese hinwiederum blos von dem überschüssigen Vorrathe (Surplus) des Landmanns ihre Lebensmittel bekommen können; folglich, je weniger Bedürfnisse, und je weniger freye Arbeiter sind, desto geringer ist das Surplus, welches gemeiniglich einen, in Rücksicht auf die Anzahl der Landleute, minder einträglichen Ackerbau zu erkennen gibt. Wäre demnach eine ganze Societät mit dem Ackerbau beschäfftigt, und triebe ihn um ihres eigenen unmittelbaren Unterhalts willen, so würde sie kein Surplus, und folglich auch keine freyen Arbeiter haben; folglich würden bey ihr keine Werke verfertigt werden, die sich auf irgend eine andre Bedürfnis, als blos auf Lebensmittel beziehen. Man wird vielleicht sagen, ein solcher Fall sey nicht möglich. Ich sage selbst, er sey nicht möglich, wenn der Ackerbau als eine Handlung getrieben wird: wo man ihn aber nur als ein Subsistenzmittel treibt, da ist der Fall gar wohl möglich; und wenn wir uns vorstellen, dafs die Societät gar nicht arbeite, und dafs das menschliche Geschlecht noch in seiner Kindheit, das ist, im Paradiese sey, wo es von den frei-

freiwilligen Früchten der Erde lebt, und ganz nacket geht, so wird man meinen supponirten Fall nicht nur nicht unwahrscheinlich, sondern im strengsten Verstande richtig befinden. Mit dem Vieh verhält sichs just eben so; jedes Stück Vieh, und jeder Bauer, der nur für seinen eigenen Unterhalt arbeitet, befinden sich in gleicher Situation. Beide leben von den freiwilligen Früchten der Erde, und haben keinen Ueberschuss; und da sie kein andres Bedürfnis haben, so sind sie auch von allen andern Sorgen frey. Ich komme wieder auf unsre Insel.

Die 500 Ackersleute schaffen Nahrung für 1000 Einwohner; und wir haben vorausgesetzt, dass die Felder nach Art eines guten englischen Meyerhofs angebaut seyn. Einer aus der Societät thut den Vorschlag, man solle die Anzahl der Einwohner dadurch vermehren, dass man eine mühsamere Gattung des Ackerbaus einführe, welche, an und für sich selbst (absolute) betrachtet, einträglicher seyn kann, ob sie es gleich, in Beziehung auf die Umstände (relative), nicht ist.

Die erste Frage, die der Staatsmann diesem Verbesserer natürlicherweise vorlegen könnte, würde diese seyn: Aus was für einer Absicht dringt ihr auf eine grössere Vermehrung unsrer Einwohner? Etwa, dass wir uns gegen unsre Feinde wehren können? oder damit wir die Fremden mit allerley Bedürfnissen versorgen, und uns dadurch bereichern? oder um unsre eignen *Bedürfnisse* desto überflüssiger zu befriedigen? oder uns mit einem desto grössern Ueberflusse von *Lebensmitteln* zu versehen? Eine andre vernünftige Absicht, warum man in irgend einem Lande eine vergrösserte Anzahl Volks wünschen sollte, kann ich nicht ersinnen. Man antworte immerhin, dass alle diese Endzwecke dadurch erreicht werden können: aber lasst uns itzt untersuchen, inwiefern eine solche in Ansehung des Ackerbaus vorzunehmende Reformation die Wirkung haben werde, die Einwohner zu vermehren? inwiefern dieser Zuwachs die Erreichung der vorgesetzten Zwecke befördern werde? und inwiefern ein solcher Plan bey einem fleissigen Volke ausgeführt werden könne?

Wenn die Einwohner nicht hinlänglich Lebensmittel haben — denn nichts als der Mangel derselben kann ihre Vermehrung hindern — so muss es von einer dieser beiden Ursachen herkommen. Entweder, *erstlich*, weil diejenigen, die kein Aequivalent für die Nahrung ihrer Kinder schaffen können,

Kinder

Kinder zeugen; oder, *zweitens*, weil die Indüſtrie geſchwindere Progreſſen als der Ackerbau macht, und alſo zwiſchen denen, die von der Indüſtrie leben, eine allzuſtarke Concurrenz um das vorhandene Surplus der Lebensmittel entſteht, welches die Wirkung hat, daſs die Preiſe derſelben ſteigen, und die Portionen zu klein ausfallen, als daſs ſie getheilt werden könnten; dadurch werden die niedrigern Claſſen der freyen Arbeiter vom Ehſtand und von der wahren Vermehrung abgeſchreckt.

Im erſtern Falle hilft es nichts, den Ertrag des Ackerbaues dadurch zu vermehren, daſs man ihn noch koſtbarer macht; denn diejenigen, die kein Aequivalent zu geben haben, wenn die Lebensmittel wolfeil ſind, werden bey zunehmender Theurung derſelben in noch weit gröſſerer Noth ſeyn. Im zweiten Falle hilft es eben ſo wenig, den Ueberſchuſs des Landmanns zu verringern, weil aus dem angenommenen Fall zu erſehen iſt, daſs auf Seiten der freyen Arbeiter die Wagſchale bereits zu ſtark überſchlägt, das iſt, daſs das Surplus des Landmanns bereits unzulänglich geworden iſt, ſie völlig zu nähren.

Man kann gegen dieſes Uebel zwey Mittel vorſchlagen, wovon das eine die Bevölkerung befördert, das andre den Volkmangel nach ſich zieht; und da der vorgeſetzte Zweck auf eine Gleichſtellung der Ackersleute und der freyen Arbeiter, in Rückſicht auf ihre Anzahl, gerichtet ſeyn muſs, ſo will ich beide Mittel erklären, und zeigen, *inwiefern* es, nach vernünftigen Gründen, wahrſcheinlich ſey, daſs auf eine oder andre Art der Zweck erreicht werden könne.

Das Mittel, das auf eine gröſsere Bevölkerung abzielt, iſt eben das, welches hier vorgeſchlagen worden iſt; und wäre es möglich, ein neues Syſtem des Ackerbaus einzuführen, wodurch die Erde an ſich ſelbſt einen reichlichern Ueberfluſs gewährte, obgleich ihr Ertrag beziehungsweiſe geringer ausfiele, ſo würden die Einwohner des Staats, da ſolchergeſtalt ihre Nahrung beſſer, wenn gleich koſtbarer, ſeyn würde, an der Anzahl unfehlbar zunehmen. Man laſſe mich alſo dieſes erſte Mittel näher betrachten, ehe ich etwas vom zweiten ſage; und um deſto deutlicher zu ſeyn, will ich unſer Exempel wieder vornehmen, und ſowol die Folgen, als auch die Möglichkeit der Ausführung eines ſolchen Plans, unterſuchen.

Ich will ſetzen, daſs, wenn man ſich, ſtatt des Pflugs und der Egge, der Spade und Harke bediente, die Ländereyen unſrer Inſel in Stand geſetzt werden könnten, in noch reichlicherm Maaſse Früchte zu bringen: ſo wäre dies eine

Methode, die den Ackerbau koſtbarer machen, und eine gröſſere Anzahl Ackersleute erfodern würde.

Nun haben, unſrer Suppoſition zufolge, 500 Landleute die geſammte Anzahl der Einwohner, das iſt, 10000 Perſonen, mit Lebensmitteln, obgleich nicht allzureichlich, verſorgt. Wenn alſo 100 freye Arbeiter ſich entſchlieſſen, Ackersleute zu werden, ſo ſteht der Zweck zu erreichen; es werden mehr Lebensmittel hervorkommen; die Leute werden nicht ſo knapp leben dürfen, ſie werden ſich vermehren, das iſt, ihre Anzahl wird über 1000 anwachſen. Was ſollen wir nun von dieſem Zuwachſe urtheilen? und was werden die Folgen dieſer Veränderung ſeyn?

Die Societät wird nunmehr aus 600 Ackerleuten und 400 freyen Arbeitern beſtehn. Die 600 werden unfehlbar mehr Lebensmittel verſchaffen, als vorher; da aber der Ertrag von ihrer Arbeit, nach unſrer Vorausſetzung, beziehungsweiſe (relative) minder beträchtlich iſt, als zuvor, ſo wird es ihnen nicht möglich ſeyn, ein ihrer eigenen Conſumtion völlig gemäſses Surplus zu verſchaffen; folglich werden die freyen Arbeiter nimmermehr in Stand kommen, an Anzahl der ihrigen gleich zu werden, das iſt, die Societät wird nie bis auf 1200 Perſonen anwachſen. Wir haben aber vorausgeſetzt, daſs zur Verſchaffung der übrigen Bedürfniſſe der Societät die Indüſtrie der einen Hälfte Einwohner, das iſt, aller der 500 freyen Arbeiter, erfodert werde; da nun die Anzahl der letztern bereits kleiner geworden iſt, und, wie geſagt, nie bis zur Anzahl der Ackersleute ſteigen kann: ſo muſs entweder das Volk ſich freiwillig an eine ſimplere Lebensart gewöhnen, oder es muſs die Nachfrage nach Werken der Indüſtrie ſehr beträchtlich zunehmen. Laſſet uns in beiden Fällen die Folgen betrachten. Im erſten Falle ſieht man leicht, daſs wenn die Einwohner von ſelbſt genöthigt ſind, ihre Lebensart ſimpler einzurichten, weil, um alles das zu verſchaffen, was vorhin verbraucht wurde, nicht Hände genug vorhanden ſind, drey von den vier Gegenſtänden, worauf die vorgeſchlagene Reformation abzweckte, unmöglich erlangt werden können, nämlich: die Einwohner können ſich nicht gegen ihre auswärtigen Feinde vertheidigen, ſie können keine Bedürfniſſe für die Fremden liefern, ſie können auch nicht einmal ihre eignen *Bedürfniſſe* überflüſſiger, als vorher, befriedigen. Was den vierten Gegenſtand betrifft, nämlich, einen deſto gröſsern eigenen Ueberfluſs an *Lebensmitteln* zu haben, ſo kann derſelbe gar

nicht

nicht mehr Statt finden, ſobald der Zweck erreicht worden, das iſt, ſobald die Anzahl der Einwohner bis zur Proportion des hinzugekommenen Nahrungsvorraths angewachſen iſt. Folglich wenn die Einwohner eine einfachere Lebensart einſchlagen, und dieſen neuen Fus der Landwirthſchaft beibehalten, ſo wird kein einziger von den vorgeſetzten Zwecken erreicht.

Setzen wir aber, daſs die Einwohner keine Luſt haben, ihre Lebensart einzuſchränken, ſondern daſs die Reichen unter ihnen durchaus fortfahren wollen, ſich alles, was ihren vorhin gewohnten Luxum nähren kann, anzuſchaffen: ſo muſs die Nachfrage nach Werken der Indüſtrie ungemein ſtark werden; und folglich muſs diejenige Gattung der Arbeit, welche, da man der Indüſtrie 100 Menſchen wegnahm, und ſolche zur Claſſe der Ackersleute zog, in einige Abnahme gerieth, eine neue Aufmunterung bekommen. Geſchwind werden dann dieſe Uebergänger von ihrer Spade wieder weglaufen, und zwar um ſo mehr, weil ſie bey dieſer Beſchäfftigung weit weniger gewinnen können, als bey der alten Methode des Ackerbaus mit Pflug und Egge.

Dies ſey genug geſagt von den Folgen, welche entſtehen würden, wenn der in Vorſchlag gebrachte Plan practicable befunden wäre, das iſt, wenn man vorausſetzte, daſs es möglich wäre, eine Anzahl Perſonen, die bereits bey der Indüſtrie ihre Beſchäfftigung haben, dahin zu vermögen, daſs ſie in die Claſſe der Ackersleute übertreten, mithin das wechſelſeitige Verhältnis zwiſchen denen, welche die Lebensmittel verſchaffen, und denen, die ſelbige mit ihrer Indüſtrie erkaufen, *auf einmal* zu ändern. Wir haben im Anfang dieſen erſten Schritt ſchon für bekannt angenommen; und nun werde ich zeigen, was ſich im Fortgang für Hinderniſſe hervorthun werden.

Ich habe geſagt, die Menge der Bedürfniſſe und ihre mannichfaltige Verwicklung ſey eigentlich dasjenige, was zum Ackerbau aufmuntert, und es ſey alſo nicht der Ackerbau an ſich ſelbſt, oder der Ueberfluſs der Nahrungsmittel, was den Menſchen Luſt zur mühſamen Arbeit einflöſse. Wenn nun dieſer Satz richtig iſt, ſo iſt die Vorausſetzung, nach der wir bisher raiſonnirt haben, ungereimt; und ich merke ſchon, daſs Vernunft und Erfahrung bis zum Ueberfluſs beweiſen werden, daſs dem alſo ſey.

Die natürliche und nothwendige Wirkung der Indüſtrie bey Gewerben und Manufacturen iſt dieſe, daſs ſie der gröſſern Aufnahme des relative betrachteten Landweſens beförderlich iſt, welches, indem es ein gröſſeres Surplus

plus verſchafft, insgemein die Anzahl der freyen Arbeiter, in Vergleich mit der Anzahl der Ackersleute, gröſſer macht. So wenig ein Fluſs jemals zu ſeiner Quelle zurückflieſst, ſo wenig wird ein Volk ſich an eine Art des Ackerbaus, welche noch mühſamer iſt als die ſchon eingeführte, freiwillig gewöhnen, vorausgeſetzt, daſs die Ländereyen bereits in gutem Stande ſeyn, auf einer Seite der Geiſt der Indüſtrie überhand nehme, und auf der andern Seite der Landmann nur auf die Verbeſſerung ſeines jährlichen Einkommens bedacht ſey. Kann wol ein Landmann das Surplus, das er aus einem *koſtbaren* Ackerbau erhält, eben ſo leicht abſetzen, als ein andrer, der ſein Feld auf eine in Anſehung der Umſtände (relative) einträglichere Art beſtellt hat?

Wenn die Ländereyen in verbeſſertem Stande ſind, ſo iſt die einfachere Einrichtung des Ackerbaus ein nothwendiger Gefehrte der Indüſtrie, weil die Verringerung der Koſten das einzige Mittel iſt, ſich auf dem Markte einen vorzüglichern Abſatz zu erwerben.

Dritte Frage. Ob die Indüſtrie der Bevölkerung geſchadet habe, weil ſie den relativen Ertrag des Ackerbaus vergröſſert, und den abſoluten Ertrag deſſelben verringert? oder ob ſie der Bevölkerung zuträglich geweſen ſey, weil ſie überhaupt zur Wiſſenſchaft aufmuntert, und ſelbige unter andern auch auf die Verbeſſerung des Erdbodens praktiſch anwendet? iſt eine Sache, die ich andern, welche von den dazu gehörigen Factis beſſer als ich belehrt ſind, zur Entſcheidung überlaſſe. Meines Theils glaube ich, daſs man von dem einen und dem andern tauſend Exempel finden könne. Ich weis Kornfelder, wo vormals Dörfer ſtunden, deren Einwohner ſich blos von dem Ertrag eines abſoluten Ackerbaus nährten, das iſt, von einem Stückchen Gartenlands, und von der Milch einer Kuh; hier iſt gewiſs eine Entvölkerung: Aber nicht weit von dem Platze, wo dieſe Dörfer ſtunden, ſehe ich Kornfelder, wo ſonſt nichts als Haide anzutreffen war; dies zeigt Bevölkerung an. Meine Abſicht geht nicht weiter, als dahin, wie ich die Grundſätze, die ich auszuſpüren bemühet bin, aus Factis erklären möge; generelle Schlüſſe daraus zu ziehen, will ich, wie geſagt, andern überlaſſen.

Man hat in den Rechten eine Maxime, die ſich faſt auf alle andre Dinge dieſer Welt ausdehnen läſst: unumquodque eodem modo ſolvitur, quo colligatum eſt. Die Indüſtrie gibt dieſer Art des abſoluten Ackerbaus ihre Entſtehung: die Indüſtrie hebt ihn wieder auf. Eine Kriegsmacht erhub Rom

zu

zu seiner Grösse: eine Kriegsmacht zernichtete diese Grösse. Ein Geist der Freiheit kann die edelste Anlage machen: ein Geist der Freiheit kann sie wieder übern Haufen werfen. Die dänischen Staaten schränkten die königliche Macht ein, und setzten eine freye Regierung: eben dieselben Staaten beliebten, dass die königliche Macht ohne Schranken seyn soll, und führten die souverainste Monarchie in der Christenheit ein. Doch diese Betrachtungen gehören nicht für unsern Zweck; ne sutor ultra crepidam. Ich lenke wieder um.

Wenn die Industrie einmal in Gang gebracht worden ist, so gibt sie dem Ackerbau, in sofern selbiger als eine Handlung getrieben wird, viel Aufmunterung; und durch die Reize eines gemächlichern Lebens, das ein reichlicheres Surplus den Landleuten verschafft, gereicht sie derjenigen Gattung des Ackerbaus, wornach dieser blos ein Subsistenzmittel vorstellt, zum Nachtheil. Die Felder werden durchgehends mehr bearbeitet, aber nicht so vollkommen. In einigen Ländern wird das Pflügen eingeführt; und der Landmann dazu aufgemuntert; dies ist ein mühsamer Ackerbau. So lang die Industrie im Zunehmen ist, und so lang ein Volk sich mit einer Nahrung begnügen kann, die hauptsächlich nur in Brod besteht, so lange wird es dieses System des Ackerbaus beybehalten, und seine Volkzahl ziemlich hoch treiben. Wenn aber sein Reichtum grösser wird, und die Besitzer desselben anfangen, nach dem Besitze einer grössern Quantität und Mannichfaltigkeit der Werke der Industrie zu streben, als vorher, gleichwol aber keine grössere Quantität Lebensmittel, als vorher, verzehren; alsdann, glaube ich, kann die Volkzahl abnehmen, vermöge der Gründe, die wir itzt erwägen wollen.

Ich komme nun wieder auf die Rathsversammlung unsrer Insulaner zurück, wo die aufs Tapet gebrachte Proposition diese ist: *Man muss auf Mittel und Wege denken, dass die Einwohner mehr Ueberfluss an Lebensmitteln bekommen.*

Hier tritt ein Machiavellist auf (denn solcher Leute gibt es einige in jedem Lande), und schlägt vor, statt dass man, durch Einführung eines mühsamern Ackerbaus, die Einwohner vermehre, solle man, mittelst Verwandlung einer Quantität Kornfelder in Grasland, die Anzahl der Einwohner vermindern. Ist nicht, sagt er, der einzige Zweck des Ackerbaus dieser, dass der Staat ernährt werde? Nun wird, durch unsre mühsame Methode des Pflügens und Säens, die eine Hälfte des ganzen Ertrags von denen verzehrt, die

ihm durch ihre Arbeit aus der Erde verschaffen. Besteht hingegen der gröste Theil unsrer Insel in Grasland, so brauchen wir nur halb so viel Landleute. Ey lieber! versetzt ein Bürger, was denkt Ihr denn mit den Leuten, die Ihr zu Müssiggängern machen wollt, anzufangen? — Sie mögen sich selbst auf irgend ein Gewerbe legen. — Aber wir haben auf der Insel schon Künstler und Handwerker genug, ja nur zu viele? — Wenn, sagt unser Machiavell, den überflüssigen Landleuten der Weg benommen ist, ihr Brod zu erwerben, so lasse man sie gehn, wohin sie wollen; wir brauchen sie nicht, und überhaupt keinen, der nur lebt, um sich selbst zu füttern. — Aber, erwiedert der Bürger, so verringert Ihr ja die Anzahl eures Volks, und schwächet folglich eure Macht? und wenn Euch hernach eure Feinde überfallen, so werdet Ihr, um Euch wehren zu können, alle die Leute zurückwünschen, die Ihr itzt in eurer Sicherheit so geringschätzet. — Hierauf antwortet jener: Ihr verlasst Euch auf einen Rohrstab. Wenn uns diese Leute nöthig sind, um uns bey gegenwärtiger Zeit Lebensmittel zu liefern, wie würden wir denn auskommen können, wenn wir sie zu Soldaten brauchen? Wir können viele Dinge entbehren, aber nicht die Arbeit unsrer Landleute. Wir mögen unsre liegenden Gründe zu Ackerfeld, oder zu Grasland angelegt haben, so können wir aus der Classe der Landleute, wofern sie im rechten Verhältnis zu der erforderlichen Arbeit steht, keinen einzigen Mann wegnehmen. Von denen Ländern, wo die Fürsten, zur Ergänzung ihrer Armeen, Bauren ausheben lassen, dürfen wir sicher schliessen, dass daselbst allzuviel Landvolk seyn müsse, und dass die Indüstrie noch nicht vermögend gewesen sey, die Dörfer von allen überflüssigen Essern zu befreyen: aber mit uns hat es eine ganz andre Bewandtnis, da der Ackerbau just der Anzahl der Landleute angemessen ist. Wenn ich eine Verbesserung vorschlage, so geschieht es nur, um das Surplus zu vergrössern, als wovon der ganze Staat, den Landmann ausgenommen, genähret wird. Wenn nun, nach meiner Reformation, das Surplus reichlicher ausfällt, als itzt, so ist mein Plan vortrefflich, sollten auch 250 von unsern Bauern deswegen genöthigt seyn, Hungers zu sterben.

Ich stelle mir zwar kaum vor, dass jemand es über sein Herz bringen könne, im Ernste aus einem so unmenschlichen Tone zu sprechen, und ich sehe sogar die hier in Vorschlag gebrachte Revolution, wofern sie auf einmal ins Werk gesetzt werden soll, für einen unmöglichen Fall an: indessen müssen

doch in jedem Lande, wo wir die Kornfelder nach und nach in Weideplätze verwandelt sehen, eben dieselben Wirkungen erfolgen; nur geht die Veränderung stufenweise vor sich, die Industrie ist nirgend allzustark mit Leuten besetzt, und die Lebensmittel können aus andern Ländern hergeholt werden, wo sich die mühsamere Gattung des Ackerbaus mit Vortheil treiben läßt.

Die gemeine Erfahrung macht dieses wahr. Z. E. ich habe Kornland gepachtet, und halte, zu dessen Bestellung allein, zehn Pferde und vier Knechte. Am Ende des Jahrs finde ich mein Surplus 40 Pf. St. werth. Wenn ich nun, mittelst Verwandlung meiner Aecker in Grasland, drey Knechte und acht Pferde abschaffen, und hiedurch am Ende des Jahrs mein Surplus auf 50 Pf. St. bringen kann, warum sollte ich es nicht thun? Folge ich aber nicht hierin der Lehre des Machiavellisten? Nein; denn hier fällt nichts so Verhaßtes dabey vor, weil ich die drey abgeschafften Knechte nicht Hungers sterben sehe, und es, je nachdem die Staaten eingerichtet sind, keine Folge ist, daß sie verhungern müssen. Sie legen sich auf die Industrie, und die abgängigen Lebensmittel, die das Land selbst nicht liefern kann, werden aus fremden Ländern herbeigeschafft. Was ich hier behaupte, ist wirklich in der Erfahrung gegründet; ich will, zum Beispiel, nur Holland anführen, wo über jeden Zweig eines mühsamen Feldbaus gespottet wird, es wäre denn, daß es auf solche Producten ankäme, die man nicht aus andern Ländern erhalten kann. Ich habe den groben Machiavellisten blos deswegen redend eingeführt, um einige Maximen, besonders aber diese, daß man die Armeen aus dem Landvolke recrutiren soll, in ein helles Licht zu setzen. Ich meines Orts halte für ausgemacht, und zugleich für nöthig, weiter erwogen zu werden, daß Leute, die für den Lebensunterhalt der Societät arbeiten müssen, nicht die tauglichsten sind, in erheblichen Fällen den Staat zu vertheidigen. Die Fürsten haben die Richtigkeit dieses Satzes eingesehen, und daher, nach Maasgabe des Zuwachses der Industrie in ihren Ländern, regulirte Armeen nöthig befunden, die sie in Friedenszeiten unterhalten, um sie in Kriegszeiten bey der Hand zu haben. Eine aus wahrhaftig fleissigen Leuten zusammengesetzte Landmilitz ist tauglicher zum Speculiren, als zu Kriegsthaten. Was würde eine Landmilitz in Holland ausrichten? aber wie vortrefflich hielt sie sich ehmals in Schottland, in Polen, in Catalonien! und was für herrliche Dienste thut sie noch itzt bey den Armeen des Hauses Oesterreich! Ich kann

mich jedoch in meiner Meinung irren; denn der Kriegsgeist und der Geist der Industrie können bey gewissen besondern Nationen gar wohl beisammenstehen; vielleicht wird die Zeit diese Sache aufklären. Genug von einer Landmilitz! Nun auch ein Wort vom Recrutiren regulairen Truppen.

Je mehr diese aus dem Lande selbst recrutirt werden, desto kleiner wird die Zahl der Ausreisser seyn. Z. E. die anitzt (im Jahre 1758) versammlete russische Armee weis fast von keinem Desertiren; eben so verhält sichs mit denjenigen Truppen des Hauses Oestetreich, die aus gewissen Provinzen genommen sind, wo fast keine Industrie ist, wie auch mit der französischen Landmilitz, die ich als regulaire Truppen betrachte. Hingegen diejenigen Kriegsheere, die in Ländern, wo die Industrie Wurzel geschlagen hat, errichtet worden sind, bestehen grösstentheils aus liederlichen Gesellen, aus dem Abschaum volkreicher Städte, aus Söhnen des Lasters und Müssiggangs, aus verlaufenen Leuten, oder die nirgend zu Hause gehören. Diese haben sich wirklich zu Soldaten verhandelt, und treiben Commerz mit ihrer Person; wie viele tausend solche Menschen gibt es nicht anitzt! sie kommen in allen Jahrszeiten zu Markte; der Meistbietende hat sie weg; es kommt darauf an, wie lang sie bey ihm aushalten. Einige Fürsten bleiben dabey, ihre eigenen Deserteurs niemals zurück zu nehmen: aber diejenigen sind bey ihnen willkommen, die eben so treulos gegen andre Mächte gewesen sind. Andre begnügen sich, diejenigen zur Strafe zu ziehen, denen ihr Versuch, zu desertiren, mislungen ist: hingegen nehmen sie diejenigen ungestraft wieder in ihre Dienste auf, die, nachdem sie die Desertion glücklich vollführet, sich freiwillig wieder einstellen. Alles ist itzt Commerz geworden, alles scheint nach den Handlungsprincipiis eingerichtet zu seyn. Ich komme wieder auf unsern Ackerbau.

Sollten die Erläuterungen, die ich, bey Gelegenheit der dritten Frage, über einige Sätze mitgetheilt habe, nicht auch über die schon auf die Seite gesetzte erste Frage dieses Capitels, wo von der gleichen und ungleichen Vertheilung des Ländereyeigentums die Rede war, ein besondres Licht verbreiten können?

Wenn einmal die Ländereyen gut angebaut und verbessert sind, so ist nichts daran gelegen, wem das Eigentum derselben zugehöre; denn durch das Eigentum solcher Ländereyen kann ich nichts anders als das Surplus verstehn,

wie

wie ich schon anderswo zur Gnüge erinnert habe. Es mag also das Eigentum der sämmtlichen Ländereyen eines Königreichs, nachdem solche in völlig guten Stand gesetzt worden sind, dem Staate, oder gewissen einzeln Personen, so klein auch deren Anzahl sey, zugehören, so ist da die Frage nicht von einer Verbesserung, und es findet, nach dem heutigen Staatssystem, weder in Ansehung des Ackerbaus, noch der Bevölkerung, ein Unterschied Statt. So lang das Ganze durch eine Classe von Menschen, die ich Bauren nenne, fleissig gebaut und an Früchten ergiebig gemacht wird: so lange wird der Endzweck völlig erreicht; und jeder von ihnen muss zu seinem Antheil eine grössere oder kleinere Portion Landes bekommen, je nachdem die Gattung des Ackerbaus beschaffen ist, den viele verschiedene Umstände des Geschmacks und der Lebensart eingeführt haben.

Wenn wir uns aber ein noch nicht angebautes Land vorstellen, dergleichen es viele gibt, da verhält sichs ganz anderst, und da sind kleine Grundstücke nöthig, sowol in Absicht auf die Vermehrung der Einwohner, als auch der Verbesserung des Erdbodens. In einem solchen Lande können der mühsamste Ackerbau, und der einträglichste Ackerbau, mit gleichen Schritten nebeneinander getrieben werden, weil, wo es auf eine Verbesserung des Bodens ankommt, öfters, statt eines Ueberschusses nach bezahltem Arbeitslohn, beträchtliche Unkösten vorfallen.

Ein Ackerbau, der die Ländereyen noch einträglicher machen soll, kann nur von solchen Leuten, die Reichtum und Ueberfluss haben, weiter getrieben werden, und zwar mit der Absicht auf einen künftigen, nicht auf einen gegenwärtigen Vortheil. Hievon werde ich an einem andern Orte Mehreres sagen; denn diese Art des Ackerbaus halte ich für eine besondre Operation, die aus ganz andern Grundsätzen herzuleiten ist, und nicht mit unserm dermaligen Süjet verwechselt werden muss. Doch, ich habe mich unvermerkt fast zu weit gewagt; es ist Zeit, dass ich umkehre.

Ich habe oben gesagt, so wenig ein Fluss in seine Quelle zurückfliesse, so wenig werde ein fleissiges Volk ein mühsameres System des Ackerbaus, als das bereits eingeführte ist, freiwillig annehmen, so lang auf einer Seite der Geist der Industrie herrscht, und auf der andern Seite der Landmann nur auf Gewinn bedacht ist. Zufolge dieses Satzes habe ich den Vorschlag, die Einwohner der Insel, mittelst Einführung eines mühsamern Ackerbaus, zu ver-

mehren, für ungereimt ausgegeben, und dies ist er auch in der That. Aber itzt will ich eines Umstands gedenken, der auf die Denkungsart des dortigen Volks einen Einfluss hat: und sogleich wird der Vorschlag annehmlich, und leicht ins Werk zu setzen seyn.

Man lasse verschiedne reiche Gutsherren einen Geschmack an der Landwissenschaft gewinnen; man lasse einen Tull, einen du Hamel, den Ackerbau zu einem Gegenstand des Luxus, zu einem belustigenden Zeitvertreib machen; man lasse die Leute so gierig auf diese Wissenschaft werden, wie ehemals auf die Mississipi- und Südseeschätze; man spiegle den Reichen vor, dass sie für geringe Kosten, die sie im Anfang auf die Verbesserung ihrer Landgüter anwenden, unermessliche Einkünfte heben werden: so wird man gar bald wahrnehmen, wie selbst die allermühsamste Gattung des Landbaus frisch von statten geht, und die daraus erzielten Producte auf den Markt gebracht, und, trotz aller Concurrenz, verkauft werden. Ein Pfund Garn, von der gnädigen Frau Herzogin eigenhändig gesponnen, gilt auf dem Markte so viel, und nicht mehr, als ein Pfund eben dergleichen Garns von dem Gespinnste einer armen Dirne, die des Tags keine vier Schilling verzehrt. Betrachtet man aber beiderley Garn in Ansehung des Aufwands der Personen, die es verfertigt haben, so wird man finden, dass ein einziger Faden von der Herzogin mehr gekostet hat, als das ganze Pfund der Dirne. Indessen vermehrt der Herzogin Pfund die Quantität des Garns: und eben so vermehret Mylords Meyerhof die Masse der Nahrung für die ganze Societät. Auch dadurch gewinnt die Nation, dass Mylords Ausschweifung eine solche Richtung bekommen hat, welche die dauerhafte gute Wirkung hervorbringen kann, einen Theil des Lands zu verbessern, obgleich die daran zu verwendende Kosten den Werth desselben weit übersteigen. Ich muss itzt wieder auf ein andres Stück unsrer Materie kommen, welches ich bisher noch nicht gründlich gnug abgehandelt zu haben glaube.

In einem der vorigen Capitel habe ich gezeigt, wie die Industrie die natürliche Wirkung habe, die freyen Arbeiter eines Staats in die kleinen und grossen Städte zu sammeln, und diejenigen, die sich mit dem Ackerbau beschäfftigen, auf ihren Meyerhöfen und in Dörfern zu lassen. Diese Eintheilung war mir behülflich, gewisse Grundsätze zu erklären: in Ansehung andrer Umstände aber, auf welche ich damals keine Rücksicht zu nehmen Ursach hatte,

hatte, ist sie viel zu generell. Ich muss also noch einige Anmerkungen weiter hinzusetzen.

Das weitläuftige Feldgeschäffte des Pflügens und Säens kommt eigentlich den Landleuten zu, und ist, bey jeder Nation, die von den Früchten ihres Bodens lebt, die Grundlage der Bevölkerung. Grosse Städte sind gemeiniglich mit Küchengärten und herrlichen Grasfeldern umgeben; diese sind die eigentlichen Gegenstände des Feldbaus für diejenigen, die in den Vorstädten der grossen Städte, oder auch innerhalb den Mauren kleiner Städte, wohnen. Die Gärten bringen allerley nahrhafte Gewächse hervor, die, wenn sie aus einem entlegenen Orte hergeholt werden müssen, das schöne frische Ansehen, welches das Aug ergetzt, verlieren, und dann weder so wohlschmeckend, noch so gesund sind. Diese Gärten können dem Menschen immerfort, dem Vieh aber sehr wenig zu schaffen machen; daher werden sie am schicklichsten in der Nachbarschaft grosser und kleiner Städte angelegt. Die Grasfelder werden gemeiniglich entweder von Kühen abgegrasset, wogegen man Milch, Rahm, Butter, &c. bekommt, welche Dinge sich keinen weiten Weg frisch verführen lassen; oder man überlässt sie dem Mastviehe so lange zur ordentlichen Weide, bis es auf den Markt getrieben wird; oder das Gras wird für das Stadtvieh abgeschnitten; oder es kann auch mit Nutzen zu Heu gemacht werden, weil das Fuhrlohn für das schwerere Gras, zumal wenn die Wiesen weit abgelegen sind, bisweilen zu kostbar fällt. Also finden wir den Feldbau gemeiniglich folgendermassen vertheilt. Im Mittelpuncte steht die Stadt; rings umher sind Küchengärten; weiter hinaus, um diese herum, schöne fette Auen und Wiesen; noch weiter hinaus fängt dasjenige an, was ich den *mühsamen* Feldbau genannt habe, gepflügtes und besaamtes Ackerfeld; hernach sieht man Viehtriften und Weideplätze, und zuletzt grosse und theils gebirgichte Strecken, die theils gar nicht, theils schlecht angebaut sind, und Waldungen vorstellen. Diese Eintheilung scheint die Natur gemacht zu haben, und so habe ich sie fast überall angetroffen, ausgenommen da, wo besondre Umstände die Ordnung umkehren.

Zum Exempel, auf dem magern Boden, nahe bey Paris, fast an den Thoren dieser Stadt, sieht man Felder, die lauter Roggen tragen; ziemlich weit davon kommen erst die schönsten Küchen- und Obstgärten, wo sogar Kirschen und Pfirsige vortrefflich gerathen. Ich habe auch andre Städte gefunden, worunter

unter ich itzt nur Padua, wo ich mich gegenwärtig aufhalte, nennen will, wo man in der ganzen Nachbarſchaft keinen Küchengarten, ſondern dicht an einander lauter reiche Kornfelder anreffen wird, wovon zwey Drittel mit Weizen, und das dritte mit türkiſchem Korn, beſetzt ſind. Man kann die Urſache leicht errathen. Padua iſt, gegen die Anzahl ſeiner Einwohner verglichen, eine ſehr weitläuftige Stadt; die Gärten ſind alle innerhalb der Stadtmauren, und werden, durch den reichlichen Dünger vom Miſte der Stadt, in einer beſtändigen Fruchtbarkeit erhalten. Das Heu wird viel weiter hergeholt, weil die Koſten, es auf dem Waſſer zu tranſportiren, geringer ſind, als den Dünger aus der Stadt auf ein entlegenes Feld zu führen. Die Meyerwohnungen ſind hier nicht gröſſer, als Hütten, oder vielmehr, ſie ſind wirklich Hütten, die der Pachtbauer ſelber aufrichtet, weil ſein Stückchen Land, nach Proportion des Ertrags, überhaupt klein iſt; daher kommt es, daſs hier der Bauer den Werth der vollen Hälfte ſeiner Erndte an den Gutsherrn bezahlt, und von der übrigen Hälfte beſtellt er die Ausſaat, kauft Dünger, ſchafft ſich das nöthige Vieh und Werkzeuge an, und baut ſich, wenn ſein Haus den Einfall droht, eine neue Hütte.

Als ich dieſe fruchtbare Ebenen zum erſtenmal betrachtete, ſo bedaurte ich anfänglich, daſs ein groſser Theil eines ſolchen ſchätzbaren Bodens ſo verſchwenderiſch zu einer Menge ſehr breiter Heerſtraſsen, die nach allen Seiten ausgehen, angelegt worden ſey; viele davon, dachte ich, hätten können erſparet, und der Boden, mittelſt einer ökonomiſchern Einrichtung, beſſer genutzt werden. Aber bey weiterem Nachdenken merkte ich, daſs der Verluſt nicht beträchtlich ſey; denn da die Fruchtbarkeit des Bodens hauptſächlich von dem darauf gebreiteten Dünger herrührt, ſo iſt der durch die Heerſtraſsen verurſachte Nachtheil nicht höher zu rechnen, als der Werth des Bodens, wenn er ungebaut bliebe. Eine ganz andre Bewandtnis würde es haben, wenn man itzt die Heerſtraſsen verändern, und ganz neue durch die Kornfelder ziehen wollte; alsdann würde der Verluſt beträchtlich ſeyn, jedoch nur eine Zeitlang währen, und lediglich gewiſſe Privatperſonen treffen; denn der nemliche Dünger, der itzt dieſe Felder in ihrer Fruchtbarkeit erhält, würde geſchwind, anſtatt derſelben, andre Felder fruchtbar machen, und in wenigen Jahren wird alles wieder auf dem vorigen Fuſse ſeyn.

Dieſe

Dieſe letztern Betrachtungen bringen mich natürlicherweiſe auf die Unterſuchung einer Frage, die bereits von einem liebenswürdigen franzöſiſchen Schriftſteller, dem Verfaſſer des Ami de l'homme, abgehandelt worden iſt. Ich will ſie, ehe ich dies erſte Buch beſchlieſſe, mitnehmen; ſie ſcheint mir ohnedem hier an der rechten Stelle zu ſeyn. Sie lautet alſo:

Vierte Frage.

Sollte wol eine unnöthige Conſumtion der Erdproducten (es ſey nun in Eſſen und Trinken, oder Kleidern, oder andern Bedürfniſſen), und eine üppige Verwendung ſchöner fruchtbarer Felder zu Gärten, Alleen, groſſen Straſſen, und andern nicht ſehr einträglichen Bequemlichkeiten, in einem ſolchen Königreiche, wie gegenwärtig Frankreich iſt, *der Bevölkerung nachtheilig* ſeyn, weil durch dergleichen Anſtalten das Land verhindert wird, den vorigen Ueberfluſs der Lebensmittel und andrer Nothwendigkeiten hervorzubringen?

Ich antworte: Wenn Frankreich völlig angebaut und vollbevölkert wäre, ſo würde die Einführung einer überflüſſigen Conſumtion ein Misbrauch ſeyn, und die Anzahl der Einwohner vermindern: da aber juſt das Gegentheil Statt findet, ſo iſt eine überflüſſige Conſumtion dieſem Königreiche vortheilhaft. Ich will itzt meine Urſachen anführen, warum ich der Meinung des erwähnten Verfaſſers nicht beypflichten kann.

So wie die Frage eingerichtet iſt, ſieht man, daſs der Endzweck dahin geht, dem Lande einen gröſsern Ueberfluſs an Nahrungsmitteln und andern Bedürfniſſen des Lebens zu verſichern; denn der Misbrauch kommt hier nur beziehungsweiſe in Anſchlag, inſofern nämlich derſelbe die beſondre Wirkung hat, die gehörige Quantität des Unterhalts, die der König, zur Nahrung und zum Nutzen ſeines Volks, gern immer vorräthig ſähe, zu verringern. Ich werde mich daher vornemlich auf dieſen Gegenſtand einſchränken; und wenn ich zeige, daſs die Anwendung der Oberfläche der Erde zu jenen entbehrlichen Zwecken, und die verſchwenderiſche Conſumtion der Erdfrüchte, der Verbeſſerung der Ländereyen Frankreichs, *nach ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung*, im Grunde nicht nachtheilig, ſondern vielmehr beförderlich ſey, ſo werde ich dafür halten dürfen, daſs ich der vorgelegten Frage Genüge geleiſtet habe; denn wenn der ſogenannte Misbrauch zum Vortheil des Ackerbaus gereicht, ſo kann er unmöglich der Bevölkerung nachtheilig ſeyn. Doch leugne ich nicht, daſs die auswärtige Handlung darunter leiden könne, wenn

auf Seiten der Regierung nicht die gehörige Vorsicht beobachtet wird: allein, dies ist eine Sache, die uns itzt nichts angeht. Ehe ich mich aber in die nähere Untersuchung unsrer Frage einlasse, muss ich meinen Lesern sagen, dass ich der Meinung bin, dass man jedem Oekonomiesystem, welches nothwendig die Verderbung der Sitten eines Volks nach sich zieht, alle mögliche Hindernisse in Weg legen müsse, wenn es auch gleich weder der Bevölkerung, noch dem reichlichen Auskommen, besonders schädlich wäre.

Nun können wir aber, bey der Frage, die wir vor uns haben, leicht einsehen, dass der Misbrauch, den wir in den oben erwähnten Anstalten einer ausserordentlichen Consumtion finden, seine Beziehung lediglich auf den Charakter der Consumirenden hat, keinesweges aber von den Wirkungen der Consumtion herzurühren scheint. Es ist kein Zweifel, dass die Laster der Menschen die Ursache seyn können, warum sie eine überflüssige Consumtion machen: aber die Consumtion, die sie machen, kann nicht wol die Ursache ihrer Laster seyn. Es ist möglich, dass diejenigen Personen in Frankreich, welche die köstlichste Tafel, die reichsten Kleider, die glänzendste Equipage, die grösste Anzahl entbehrlicher Pferde und Bedienten, die prächtigsten Paläste, die weitläuftigsten und schönsten Lustgärten haben, gerade die allertugendhaftesten sind. Die grösste Ausschweifung im Luxus, die man sich (in dem Verstande, wie wir dieses Wort einmal angenommen haben) nur immer gedenken kan, lässt sich, so lang sie auf keinen andern Gegenstand, als auf die Consumtion der Werke der Arbeit und Industrie der Menschen gerichtet ist, ebensowol mit der Tugend, als mit dem Laster zusammenreimen. Nachdem ich dieses voraus erinnert habe, wende ich mich nun zur Hauptsache.

Frankreich ist, was die Verbesserung seiner Ländereyen betrifft, gegenwärtig noch in seiner Kindheit, ungeachtet es schon seit einem Jahrhundert die Landwissenschaft bis zur Bewunderung der Welt getrieben hat. Ich brauche den Beweis von dem, was ich hier behaupte, nicht weit herzuholen. Grosse Strecken Felder liegen daselbst noch immer unangebaut, und Millionen Einwohner sind müssig. Wenn aber alles angebaut seyn wird, wenn alle Einwohner ihre Beschäfftigung finden werden, dann wird Frankreich, was die moralische Möglichkeit der Verbesserung seines Bodens betrifft, in einem Zustand der Vollkommenheit seyn. Die Leute sind frey, man weis von keiner Sclaverey, und jeder hat nur für seine Nahrung und für die Erziehung seiner Kin-

der

der zu sorgen. Die Häven des Königreichs stehen der Zufuhr der Lebensmittel offen, und diese Nation stellt, eben so gut als irgend eine andre, ein Individuum in der grosen Societät der Welt vor, das ist, sie kann, in Vergleichung mit andern Völkern, an Macht, Reichthum und Wohlfart zunehmen, nach Maasgabe der Indüstrie der Einwohner. Bey solcher Bewandtnis können alle bisher von uns durchgegangenen Grundsätze der Staatswirthschaft frey und ungehindert in diesem Königreiche wirken.

Frankreich ist auf den dermaligen Gipfel seines Luxus, in Ansehung der Consumtion, stuffenweise gestiegen. So wie es an Reichthum zunahm, wuchs auch seine Begierde, Gebrauch davon zu machen. So wie nun die mancherley Gesuche sich vervielfältigten, so wurden auch mehr Hände in Arbeit gesetzt, sie zu verschaffen; denn kein Artikel des Aufwands kann vergröseert werden, wenn nicht auch die Arbeit derer, die ihn liefern sollen, sich verstärkt. Wenn die nämliche Anzahl Einwohner in der Stadt Paris von einem nothwendigen Artikel viermal soviel, als vorher, verzehren, so wird man hoffentlich zugeben, dass viermal soviel an dergleichen Bedürfnissen geliefert werden muss, und folglich dass, um solche liefern zu können, weit mehrere Leute beschäfftigt werden müssen.

Was muntert zum Ackerbau anderst auf, als eine starke Nachfrage nach seinen Producten? Was muntert zur Bevölkerung anderst auf, als eine starke Nachfrage nach Menschen, das ist, nach ihrer Arbeit? Würde wol jemand über die Ausschweifung der Pariser klagen, wenn sie ihren Ueberfluss, anstatt ihn üppig zu verzehren, nach Dover herüber schickten, und dagegen Englisches Gold in ihr Land zögen? Was ist für ein Unterschied zwischen der verschwenderischen Consumtion einer Sache, und ihrem Verkaufe? Dieser bringt Geld ins Land, jene nicht: aber in beiden Fällen steht es um die Armen und solche Leute, die eine eingezogene Lebensart führen, in Absicht auf ihre Versorgung mit Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten, weder besser, noch schlechter.

Ja! wendet hier jemand ein, ohne die erstaunlich grose Consumtion würde Alles wolfeiler seyn. — Ich gebe dies gern zu. Aber wird wol jemand behaupten können, dass die Erniedrigung der Preise der Erdproducten ein Ermunterungsmittel zum Ackerbau sey, zumal in einem Lande, wo der Boden nicht verbessert ist, oder nicht verbessert werden kann, unter andern weil

die Verbesserung wahrscheinlicherweise bey weitem nicht soviel eintragen würde, als sie gekostet hätte? Demnach sind hohe Preise, als die Wirkung einer grosen Consumtion, der Aufnahme des Ackerbaus unfehlbar beförderlich. Wenn ich meine reichen Kornfelder in Gärten und in bunte mit Sand belegte Spatzierwege verwandle, so wird die Concurrenz, worin ich und mein Nachbar, der arbeitsame Baur, bisher wegen des Ertrags unsrer Felder gestanden, aufhören. Wer wird denn also durch meine Ueppigkeit verlieren? fürwahr nicht der Landmann. Wollte man sagen, die Nation überhaupt werde verlieren, weil ich ihr auf solche Art Lebensmittel raube, so antworte ich: Dies könnte wahr seyn, wenn eine solche Verwüstung der Kornfelder plötzlich geschähe, und sich zugleich so weit verbreitete, dass die ganze Societät darunter Schaden litte, und wenn die Seehäven und die übrigen Zugänge des Königreichs verschlossen wären. Da aber dieses der Fall nicht ist, so geht die Nation, sobald sich der geringste Mangel äussert, mit ihrem Geld zu Markte, und verliert keinen von ihren Einwohnern.

Einwurf. Wenn aber der Lebensunterhalt theurer gemacht wird, so leiden die Handwerker Hunger und Noth, weil es ihnen an Beschäfftigung fehlt?

Antwort. Nicht diejenigen leiden Noth, die für die einheimische Consumtion arbeiten, sondern nur diejenigen, die für solche Fremde arbeiten, welche wolfeiler leben; solcher Handwerksleute aber kenne ich nicht viele. Wir werden an einem andern Orte hinlänglich erwägen, was dieser Classe nützlich und schädlich seyn könne. Für itzt will ich nur anmerken, dass, wenn in einem Lande, wo die Industrie blüht, und eine vortheilhafte Einrichtung der Landwirthschaft eingeführt ist, Kornfelder ruinirt werden, solches keine andre Wirkung als diese habe, dass das Korn auf eine Weile nach Proportion theurer wird; folglich giebt dieses eine Aufmunterung zum Ackerbau, und in etlichen Jahren, während welcher Zeit die Verbesserung der Ländereyen noch weiter getrieben worden ist, findet man den ganzen Verlust ersetzt. Solchergestalt werden die Lebensmittel häufiger und wolfeiler; alsdann wird sich die Anzahl der Einwohner vergrössern, bis sich wiederum einiger Mangel an Lebensmitteln äussert. Durch dergleichen Abwechselungen steigen die Verbesserung des Landwesens und die Bevölkerung zu ihrer bestimmten Höhe. Solang die erstere noch immer zunimmt, so müssen wir schliessen, dass auch

die

die Nachfrage nach Lebensmitteln zunimmt; und ich müſste mich gewaltig irren, wenn dies nicht ein klarer Beweis von einer vergröſserten Volkzahl wäre.

Es iſt leicht zu erachten, daſs eine vermehrte Nachfrage nach Werken der Indüſtrie zuweilen blos von dem vermehrten Reichtum herrühren kann, weil alsdann die Conſumtion ſolcher Werke keine Schranken hat: aber mit den Lebensnothwendigkeiten verhält ſichs ganz anderſt. Der leckerſte Schmauſer in Paris wird nicht mehr Erdproducten in ſeinen Magen ſtecken, als ein andrer; er mag kläubeln und auswählen, aber er wird allemal finden, daſs, was ihm nicht anſteht, noch immer gut genug für andrer Leute Appetit ſey; ich habe noch in keinem Lande, wo ich geweſen bin, Victualien wegwerfen ſehen. Nicht eben in den koſtbarſten Küchen trifft man die meiſte Vergeudung der Erdfrüchte an; nur mit dieſen aber ſättigt ſich das Volk, nicht mit Ortolanen, Trüffeln und Auſtern aus Marenne.

Einwurf. Zuweilen werden durch die ſchönſten Felder Straſsen gezogen, die überflüſſig breit ſind; dieſe Felder nimmt man armen und fleiſsigen Leuten weg, ohne ſie dafür ſchadlos zu halten.

Antwort. Daſs man die Leute nicht ſchadlos hält, iſt freilich unrecht: aber der Verluſt dieſer Felder iſt kein Verluſt *für den Staat*, ausgenommen in ſolchen Ländern, wo urbare Felder ſeltener ſind, wie in gebirgichten Provinzen; da ſollte man billig die Straſsen nicht zu breit anlegen, weil der Verluſt ſich nicht wieder gut machen läſst. In ſolchen Ländern, wie ich hier beſchreibe, und ich will nur Tirol zum Exempel anführen, habe ich alle Einwohner auf eine oder andre Art mit derjenigen Gattung des Ackerbaus beſchäfftigt gefunden, die blos als ein Subſiſtenzmittel getrieben wird. Das wenige urbare Land iſt daſelbſt in ſehr kleine Stücke vertheilt; das Volk mehrt ſich überaus ſtark, und viele laufen aus dem Lande weg. Die zurückbleiben, beſchäfftigen ſich mehrentheils damit, daſs ſie Bau- und Brennholz fällen, welches ſie mit dem Strom hinunterfahren, und dagegen Korn einnehmen, das von Süden und Norden kommt. Dies iſt der beſte Plan von Indüſtrie, den ſie, ohne Beihülfe des Landesherrn, befolgen können. Die Landſtraſsen ſind hier unvergleichlich, grunddauerhaft, und mit ſorgfältiger Erſparung alles überflüſſigen Raums angelegt. Ich komme wieder auf Frankreich zurück.

Einwurf. Es werden in Paris eine Menge unnöthiger Pferde gehalten, und was dieſe an Futter koſten, damit könnten ſich weit mehrere Einwohner nähren.

Antwort. Wahr ists: aber derjenige, der diese Pferde füttern läst, weil *er glaubt*, dass er sie nicht entbehren könne, würde nicht eine gleiche Anzahl Einwohner füttern, weil er *gewiss weis*, dass er sie entbehren kann; und wollte er, aus Gefälligkeit für das Publicum, sein Vieh abschaffen, so verlöre der Pachter, der ihm Heu und Haber liefert, einen Kunden, und kein Mensch gewönne dabey. Der Landmann verschafft diese Producten, weil sie gesucht werden; verstärkt sich die Anzahl solcher Einwohner, die sie suchen, und die bezahlen können, so wird ihrem Gesuch gleichfalls Genüge geschehen, so lang noch das geringste zum Ackerbau taugliche Feld in Frankreich leer steht.

Einwurf. Wenn die Consumtion des Feuerholzes gröser wird, so leidet die Bevölkerung, weil alsdann mehr Land zu Waldungen angelegt werden muss.

Antwort. Dass dies keine Folge sey, beweise ich aus der Erfahrung und Vernunft. Aus der Erfahrung, weil wirklich die Wälder nicht erweitert werden, und weil es scheint, dass nichts als die Hand der Natur, in einem schlecht bewohnten Lande, Wälder formiren könne. In Frankreich werden der Wälder immer weniger; und wäre es nicht um die Gerichtsbarkeit der Table de marbre zu thun, es würden ihrer noch weniger seyn. Ich gebe zu, dass itzt die Holzconsumtion ungleich stärker ist, als ehmals, wie auch, dass der Preis des Holzes allenthalben sehr gestiegen ist. Diese zween Umstände scheinen vielmehr anzuzeigen, dass die Waldungen zu vermindern sind, als dass sie erweitert werden sollten. Allein, die stärkere Consumtion und der höhere Preis kommen von andern Ursachen her, wie ich itzt zeigen werde, um über diese weitläuftige Materie einige neue Grundsätze auszumachen. 1) Die zunehmende Consumtion kommt von dem zunehmenden Reichtum her. 2) Das Steigen des Preises kommt von dem höhern Arbeitslohn her, nicht von dem Mangel an Wäldern, noch von der starken Nachfrage nach Feurung. Der erstere Satz wird vermuthlich keinem Zweifel unterworfen seyn, indem hier über eine der überflüssigen Consumtionen geklagt wird, die man auf Rechnung des ausschweifenden Luxus setzt. Was den zweiten Satz betrifft, so erfodert die wahre Ursache der zunehmenden Holztheurung etwas mehr Ueberlegung; um nun diese gehörig anzustellen, muss ich erst die politische Unmöglichkeit zeigen, dass Waldungen über die *urbaren* Felder Frankreichs, in seiner gegenwärtigen Situation, gezogen werden können.

Der

Der beſte Beweis, den ich zur Unterſtützung meiner Meinung aufführen kann, iſt dieſer. Man vergleiche den unbeträchtlichen Werth eines Morgens ſtehenden Holzes in denen dem Könige heimgefallenen Waldungen, wo zuweilen tauſend Morgen auf einmal verkauft werden, gegen den Werth eines Morgens mittelmäſsigen Kornfelds; und dann frage ich, ob der gegenwärtige Werth der Forſten ſo beträchtlich ſey, daſs ein Proprietair dadurch bewogen werden ſollte, ein ſolches Feld mit Holzſamen zu beſäen, da er vielleicht unter 40 Jahren nicht hoffen darf, Holz daſelbſt zu fällen? Hiezu kommt noch, daſs jeder, der in Frankreich einen wilden Baum pflanzt, unter die oberwähnte Gerichtsbarkeit der Table de marbre verfällt, ohne deren Bewilligung er nicht die Freiheit hat, den Baum abzuhauen, und darüber zu diſponiren Gröſstentheils um dieſer Urſache willen ſieht man in Frankreich ſo wenig Bäume um die Dörfer herum; und ich weis kein Exempel, daſs man daſelbſt, in Abſicht auf einen Vortheil, Kornfelder mit wilder Baumſaat beſäet hätte. Ich leugne nicht, daſs wohlbeſtellte Forſten ſich manchmal über Felder verbreiten können, die die Mühe des Anbaus nicht verlohnen; allein, dies kann dem Ackerbau nicht im geringſten nachtheilig ſeyn; nur in ſofern aber behaupte ich, daſs es gegenwärtig nicht das Anſehen habe, daſs die Waldungen in Frankreich zu ſehr überhand nehmen werden.

Um nun auf das Steigen des Feuerholzpreiſes zu kommen, ſo ſage ich, daſs dieſer erhöhte Preis nicht ſowol dem aufgeſchlagenen Preiſe des in den franzöſiſchen Wäldern wachſenden Zimmerholzes, als dem höhern Arbeitslohn, hauptſächlich aber der theuren Fracht, zuzuſchreiben ſey. Dieſes kann man nicht allein von Frankreich, ſondern beinahe von ganz Europa ſagen, aus Urſachen, die ich ſogleich anführen werde. Aber um erſtlich aus der Erfahrung zu ſprechen, ſo kann man leicht ſehen, daſs das Steigen des Preiſes von der erwähnten Urſache herkomme, wenn man den niedrigen Preis eines Morgens ſtehender Waldung mit dem hohen Werthe des zu Markte gebrachten Zimmerholzes vergleicht; beym erſtern wird nur der reine Werth des Holzes, ſo wie es im Walde ſteht, gerechnet: bey letzterem aber iſt der Werth der Arbeit mit gerechnet.

Was hiernächſt den Preis der Arbeit oder den Arbeitslohn betrifft, ſo iſt derſelbe bey allen gewerbſamen Nationen höher geſtiegen, und dies aus einer ſehr begreiflichen Urſache, die ſich aus unſern bisherigen Grundſätzen leicht herleiten läſst.

Solang

Solang die Ländereyen mit einer Menge überflüssiger Esser beschwert waren, während daſs in jeder Provinz eine Menge Einwohner den Ackerbau nur als ein Subsistenzmittel trieb, so fanden sich jene immer bereit, in ihren müssigen Tagen und Stunden, gegen eine sehr geringe Erkenntlichkeit von Seiten derer, die ihnen eine Arbeit auftrugen, zu arbeiten. Blos auf dieser Beschäfftigung beruhte ihr Lebensunterhalt, und mit einem Schilling in der Tasche konnten sie sich dies und jenes kaufen, das ihnen sonst entbehrlich gewesen wäre. Aber seitdem die neuere Staatskunst eine groſse Anzahl Einwohner aus den Dörfern in Städte gezogen hat, so müssen die Wenigen zum Dienste des Publici Zurückgebliebenen anitzt für ihren Unterhalt arbeiten, und der, der ihnen Arbeit gibt, muſs sie ernähren, muſs sie kleiden, und mit allen ihren übrigen Bedürfnissen versorgen. Kein Wunder also, daſs die Arbeit theurer ist; hier hat man eine handgreifliche Ursache des höheren Lohns.

Der Preis aller unentbehrlichen Dinge ist ohne Zweifel zum Theil aus eben dieser Ursache gestiegen, und dieser Umstand verdient gewiſs mit in Betracht gezogen zu werden: aber der Preis der Manufacturwaaren (Work), besonders auf dem Lande, ist weit über die Proportion des Preises der Lebensmittel hinaus gestiegen, und wird noch mehr steigen, jemehr das Landvolk von überflüssigen Essern befreyt seyn wird.

Ungeachtet dessen, was ich behauptet habe, gebe ich gern zu, daſs die groſse Holzconsumtion zu Feurung, noch mehr aber für die Schmiedöfen, den innerlichen Werth der Waldungen beträchtlich erhöhet hat: aber die Folge davon hat, wie ich gezeigt habe, nicht in einer gröſsern Ausbreitung der Wälder bestanden, sondern in einem gewissen Einkommen, den das ganze Königreich aus den Forsten zu genieſsen hat, da sie vorher in manchen Provinzen gar nichts eintrugen. Denn sobald sie ausgehauen waren, trieb man das Vieh hinein, welches von Jahr zu Jahr die zarten Schöſslinge abfretzte, so daſs der Forst verwilderte, und weder ansehnliche Stämme, noch taugliches Gras zur Viehweide trug. Diese Einrichtung gründete sich auf das herrschende Principium des Privatnutzens. Es verlohnte sich nicht der Mühe, die dicken Stämme mit der Wurzel auszureiſsen; und wenn die Bäume gros geworden waren, so ersetzte ihr Verkauf nicht den Verlust, den man ihretwegen auf einige Jahre in Ansehung der Weide litt. Die löblichsten Verordnungen können die Wirkung

lung dieſes Principii nicht hemmen, und ein Staatsmann, der ſichs unterfangen wollte, würde für einen Tirannen angeſehen werden; er würde den Landmann in Noth bringen, und dem Staat keinen Dienſt leiſten.

Aus allem dieſem muſs ich folgenden Schluſs ziehen. Solang die Conſumtion der Erdproducten und der Werke der Indüſtrie den Fleis der Menſchen ermuntert, auch auf den Fall einer auſſerordentlichen Nachfrage im Vorrath zu arbeiten (wofern ſich nicht die auswärtige Handlung mit einmiſcht); und ſolang noch genug unverbeſſerte Felder übrig bleiben, welche die *rohen Materien* liefern können: ſolange kann der Umſtand, daſs Producten der Erde oder der Indüſtrie unrecht angewandt oder unnöthigerweiſe verderbt und verwüſtet werden, kein politiſches Uebel ſeyn. Wer einen verkehrten Gebrauch von dieſen Dingen macht, oder ſie verſchwendet, wird geſtraft, indem er ſein Geld einbüſst; und der fleiſsige Arbeiter wird belohnt, indem jenes Geld in ſeine Hände kommt. Ich habe geſagt, es ſey eben ſo wenig ein nothwendiger Zuſammenhang zwiſchen Laſter und überflüſſigem Wolleben, als zwiſchen Tugend, und Indüſtrie und Häuslichkeit. Doch, ſolche Fragen gehören nicht zu meiner Materie. Indeſſen möchte ich den Moraliſten anrathen, vorher die Umſtände reiflich zu überlegen, ehe ſie das in ihrem Lande eingeführte Syſtem der Staats-Wirthſchaft durch ihre Verbeſſerungsplane umkehren wollen.

XXI. Capitel.

Wiederholung des weſentlichen Inhalts des erſten Buchs.

Einleitung.

Ich mache gleich anfangs einen Unterſchied zwiſchen *Regierung* und *Staats-Wirthſchaft*; durch erſtere verſtehe ich die Macht, zu befehlen, durch letztere die Geſchicklichkeit zum Ausführen. Alſo, der Regent kann Zwangsmittel gebrauchen, der Staatsmann aber muſs nur lenken, und freye und unabhängige Menſchen, durch klare Bewegungsgründe ihres Privatnutzens, mit guter Manier dahin vermögen, daſs ſie gewiſſen Entwürfen, deren letzter Endzweck ihre eigene Wohlfahrt iſt, willig beipflichten.

Der Gegenſtand ſeiner Bemühungen muſs ſeyn, nicht nur für die gegenwärtigen, ſondern auch für diejenigen Mitglieder der Geſellſchaft, die noch geboren werden ſollen, Lebensmittel, andre Nothwendigkeiten, und

Beschäfftigung zu verschaffen. Dieses geschieht, wenn ein jeder nur insofern angehalten wird, zum Dienste andrer etwas beizutragen, als er aus den wechselseitigen Diensten einen Vortheil für sich selbst zu gewarten hat. Um dieses thulich zu machen, muss die Denkungsart eines Volks wohl ausstudirt werden; die einem jeden anzuweisende besondre Beschäfftigungen müssen zuförderst seiner Neigung angemessen seyn; und wenn einmal die Leute einen Geschmack an der Arbeit bekommen haben, so muss man stuffenweise auf diese ihre Neigungen fortarbeiten, damit sie sich auf lauter solche Sachen appliciren, durch welche der vorgesetzte Zweck am füglichsten erhalten werden kann.

I. Capitel. Der am Ruder dieser Operation sitzt, heisst der Staatsmann. Ich setze voraus, dass derselbe beständig wachsam sey, viel Amtsfleis, viel Geschicklichkeit, ein grundehrliches Herz habe, die Gesellschaft, die er regiert, zärtlich liebe, allen Classen der Einwohner mit genauster Unparteilichkeit aufzuhelfen suche, und keine Individualvortheile begünstige, sobald solche nicht mit der allgemeinen Wohlfahrt bestehen können.

Legte ich hier einen Ausführungsplan vor, so gesteh ich, diese Vorausetzung würde sehr ungereimt seyn. Da aber meine Absicht nicht weiter geht, als Grundsätze zu erforschen, so kann ich jene Qualitäten eben so gut vorausetzen, als in der Geometrie einen Punct, einen Cirkel, eine grade Linie, oder etwas, das weder Anfang noch Ende hat.

II. Capitel. Um mein Sujet in derjenigen Ordnung abhandeln zu können, welche mir, in Rücksicht auf die im letzteren Jahrhundert vorgefallenen Revolutionen, die natürlichste deucht, habe ich die Eintheilung meines Plans folgendermaßen eingerichtet. Bevölkerung und Ackerbau sind die Grundlage des Ganzen. Nachdem in Europa das lehensförmige Regierungsystem aufgehoben, und dagegen die bürgerliche und häusliche Freiheit eingeführt worden, so kamen Handlung und Indüstrie in Aufnahme; diese zeugten Reichtum und Credit; diese, Schulden und Taxen; und alles dies zusammengenommen brachte ein ganz neues System der Staats-Wirthschaft auf, dessen Grundsätze herzuleiten und zu untersuchen mein Zweck ist.

Bevölkerung und Ackerbau müssen, wie gesagt, in allen Zeitaltern der Welt die Grundlage des Ganzen seyn; und da sie in ihren Verbindungen und Verhältnissen so sehr durcheinander gemischt sind, dass man sie unmöglich

mit

mit Deutlichkeit und Ordnung trennen kann: so war es natürlich, im ersten Buche diese Stücke zusammen vorzunehmen.

Ich habe gezeigt, die erste Grundursache der Vermehrung der Menschen sey die Zeugung; die zweite, die Lebensmittel. Jene gibt Daseyn und Leben, diese erhalten es. *III. Capitel.*

Da die Erde ihre freiwilligen Früchte in bestimmter Quantität hervorbringt, so kann sich nur eine bestimmte Anzahl Menschen davon nähren. Die Arbeit aber ist ein Mittel, die Naturproducten zu vermehren; und je mehr diese vermehrt werden, desto mehr kann die Anzahl der Menschen zunehmen. Aus diesen Sätzen schliesse ich:

Dass die Anzahl der Menschen jederzeit dem Ertrage des Erdbodens proportionirt gewesen seyn müsse; und dieser Ertrag muss beständig mit der Fruchtbarkeit des Bodens und mit der Arbeit der Einwohner im zusammengesetzten Verhältnis stehen. Folglich lässt sich zwischen der Anzahl derer, die von seinem Ertrag ernährt werden können, keine bestimmte allgemeine Proportion, die durch die ganze Welt Statt finde, angeben. *IV. Capitel.*

Bey dieser Gelegenheit komme ich auf die Untersuchung der Bewegungsgründe, die einen Theil eines freyen Volks antreiben können, darum zu arbeiten, damit sie andern Menschen Lebensmittel verschaffen. Ich zeige, dass dieses von den mancherley Bedürfnissen herrühre, denen das menschliche Geschlecht ausgesetzt ist.

Hier führe ich einen Staatsmann ein, der zur Modellirung der Denkungsart einer Societät ein unentbehrliches Instrument ist. Dieser erfindet und begünstiget wechselseitige Gegenstände der Bedürfnis, worunter keiner seyn muss, der nicht etwas Anzügliches hätte. Dieses lockt jedermann zu einer besondern Beschäftigung, und muss allerdings für die vorige Einfalt der Sitten nachtheilig seyn. Ich zeige, wie nothwendig es sey, darauf zu sehen, dass kein Theil der Industrie durch sein Uebergewicht den andern Theilen derselben zum Nachtheil gereiche, und die Lust, sich selbigen zu widmen, weder durch Ueberfluss noch Mangel niedergeschlagen werde. Ich habe auch gezeigt, wie das Vertheilen der Lebensmittel zwischen Eltern und Kindern das Mittel sey, Mangel ins Land zu bringen, welches Uebel durch nichts anders als durch Vermehrung der Arbeit gehoben werden kann. *V. Capitel.*

Wenn eine Societät diesen Plan einer wechselseitigen Industrie nicht befolgen mag, so wird die Anzahl ihrer Mitglieder aufhören zuzunehmen; denn die Fleissigen werden die Müssigen nicht ernähren wollen. Dies nenne ich den Zustand einer moralischen Unmöglichkeit, an Anzahl zu wachsen; und ich unterscheide diese Unmöglichkeit von der physischen, welche nur in dem Falle statt finden kann, wenn die Natur selbst, nicht der Mensch, sich weigert, Lebensmittel hervorzubringen. Deswegen applicire ich auf jede besondere Societät das, was ich vorher auf das ganze menschliche Geschlecht zu denen Ursache gefunden hatte; nämlich:

Die Anzahl der Einwohner in jedem Lande muss der Quantität der daselbst wachsenden Lebensmittel, und dem Maasse der Industrie der untern Classen, proportionirt seyn. Ist die Quantität der hervorgebrachten Lebensmittel grösser, als das Maas der Industrie, so wird der Ueberschuss von Lebensmitteln in fremde Länder abgehen; überschreitet aber die Summe der Industrie die Quantität der Lebensmittel, so muss der Mangel an diesen letztern durch Zufuhr aus fremden Ländern ersetzt werden.

Wechselseitige Bedürfnisse treiben zur Arbeit an. Folglich müssen die, deren Arbeit nicht auf die Cultur des Erdbodens gerichtet ist, von einem Surplus des Landmanns leben. In diesem Betracht theilt sich die Societät in zwo Classen; die eine ist die Classe der Landleute (Farmers); die andre, die Classe der freyen Arbeiter (free hands.)

Gleichwie die Verschaffung der wechselseitigen Bedürfnisse dasjenige war, was die Societät in Wirklichkeit setzte, und sie natürlicherweise in die zwo erst-erwähnten Classen eintheilte: also wird die Vermehrung der Bedürfnisse auch eine grössere Anzahl freyer Arbeiter erfodern, durch deren Nachfrage nach Lebensmitteln der Ackerbau sich erweitern wird.

VI. Capitel. Hier erkläre ich, dass ich durch den *Luxus* nichts weiter verstehe, als die Consumtion überflüssiger Sachen, oder die Anschaffung solcher Bedürfnisse, die zum menschlichen Leben nicht wesentlich-nothwendig sind; und ich sage, dass der Geschmack an überflüssigen Dingen den Gebrauch des Gelds einführen werde. Dieses Geld betrachte ich bey den Menschen als den allgemeinen Gegenstand ihrer Bedürfnis, das ist, ihres Wunsches; und ich zeige, wie die Gierde nach Geld zur allgemeinen Leidenschaft, und eben hiedurch zum Mittel werde, die Industrie der freyen Arbeiter zu vergrössern; folglich, ihre Anzahl

zahl zu vermehren, folglich auch, um ihres Unterhalts willen, den Ackerbau zu befördern.

Die ganze hier beschriebene Operation beruht auf einem Umstand, den ich voraussetze, nämlich, dass das Volck Lust zur Arbeit, und die Reichen Lust zu überflüssigen Sachen haben. Wenn aber diese, Liebhaber und Bewunderer der Simplicität, und jene träg und ohne alle Ambition sind, so erfolgen die erwähnten Wirkungen nicht; und so finden wir wirklich, dass nicht eben in den schönsten, sondern in den gewerbsamsten Ländern der Welt die meisten Einwohner angetroffen werden.

Man sage daher nie, dass in einem freyen Lande zu viel Handwerker sind: denn dies ist eben so, als sagte man, es gebe zu wenig Müssiggänger, zu wenig Bettler, und zu viel Bauren.

Hier mache ich eine Ausschweifung, um auf einen Einwurf zu antwor- *VII. Capitel.*
ten, der aus diesen Sätzen entspringen könnte.

Einwurf. Wie lässt sich die simple Lebensart der Alten mit einer grossen Vermehrung ihrer Volkzahl zusammenreimen?

Antwort. In alten Zeiten waren die Menschen gezwungen, den Erdboden zu bearbeiten, weil sie die Sclaven anderer Menschen waren. In den neuern Zeiten muss der Staatsmann künstlicher zu Werke gehen, er kann nicht aus seinen Unterthanen Sclaven machen: sondern er muss sie dahin bringen, dass sie Sclaven ihrer eigenen Leidenschaften und Begierden werden. Dieses ist das einzige Mittel, sie zur Bearbeitung des Bodens zu bewegen; und wenn dieses geschieht, (es gilt gleichviel, *wie* es geschehe,) so wird die Anzahl der Menschen stärker anwachsen.

Nachdem ich dieser Frage Genüge gethan, zeige ich eine Methode, wie *VIII. Capitel.*
das Verhältnis der Anzahl des Landvolks zur Anzahl der freyen Arbeiter eines Landes, geschätzt werden könne. Ich thue solches lediglich zur Erläuterung des angeführten Grundsatzes, dass das Surplus des Landmanns alle Uebrigen ernähren müsse.

Ich zeige, dass dieses Surplus nichts anders sey, als der Werth der Einkünfte von den Ländereyen; und daraus schliesse ich,

1) Dass das Steigen der Ländereyeinkünfte als ein Beweis der vermehrten Industrie, und einer grössern Anzahl der freyen Arbeiter anzusehen sey. Da aber jene Einkünfte steigen können, und gleichwol die Anzahl der Einwohner die vorige bleiben kann, so schliesse ich, 2) es

2) es müsse alsdann dieser veränderte Umstand anzeigen, dass das platte Land von überflüssigen Essern befreyt, und diese genöthigt worden, ihren Geburtsort zu verlassen, um sich in Städte und Dörfer zu ziehen, wo sie die Anzahl der freyen Arbeiter auf eine nützliche Art vermehren und sich der Industrie widmen.

3) Jemehr ein Land Ackerfeld hat, desto stärker ist es bewohnt, und desto weniger freye Arbeiter werden daselbst gefunden. Hingegen jemehr ein Land Grasfeld hat, desto weniger ist es bewohnt, und desto stärker ist daselbst die Anzahl der freyen Arbeiter.

IX. Capitel.

Hierauf komme ich auf die Grundsätze, welche die Wohnplätze der Menschen bestimmen.

Die Landleute müssen auf dem Grundstücke, das sie bearbeiten, oder doch ganz nahe dabey, wohnen, das ist, auf ihren Meyerhöfen, oder in ihren Dörfern.

Die freyen Arbeiter theile ich in zwo Classen. Die erste machen die Proprietairs des Surplus der Lebensmittel, das ist, die Gutsherren, aus, wie auch diejenigen, die mit einem bereits erworbenen Einkommen, das ist, mit Gelde, jenes Surplus kaufen können. Die zwote Classe besteht aus solchen, die dieses Surplus durch ihre tägliche Arbeit erkaufen müssen.

Die von der ersten Classe können wohnen, wo sie wollen: die von der zweiten, müssen wohnen, wo sie können.

Wenn Viele von der ersten Classe einerley Wohnungsort erwählen, so muss ihnen eine beträchtliche Menge aus der zweiten Classe nachfolgen, um jene mit Consumtibilien zu versorgen. Dadurch entstehen kleine und grosse Städte.

Macht der Staatsmann eine solche Stadt zum Sitze der ganzen Verwaltung der öffentlichen Geschäffte, so wird sie zur Hauptstadt.

Wenn Handwerker sich in Zünften zusammenthun, so hängen sie nicht von denen, die ihre verarbeitete Sachen consumiren, sondern von Kaufleuten ab. In Ansehung der Lage ihrer Wohnung kommt es auf Umstände an, die sich auf ihre Beschäfftigung, und auf den Vorrath und Transport ihrer verarbeiteten Sachen beziehen. Hiedurch werden aus Weilern (hamlets) Dörfer, und aus Dörfern Städte. Die Anlegung der Seehäven ist der vergrösserten auswärtigen Handlung zuzuschreiben.

Da

Da die Verſammlung ſolcher Haufen Einwohner in einerley Wohnplätze eine neuere Revolution in der europäiſchen Staatswirthſchaft iſt, ſo ſuche ich einen kurzen hiſtoriſchen Abriſs davon zu geben, und unterſuche die daraus entſtandene Folgen, ſowol in Abſicht auf den Staat, was den groſsen Wachstum der Städte betrifft, als auch in Anſehung der Gutsherren, denen ſoviele Vaſallen und Unterwürfige gleichſam ausgeriſſen ſind. Unter ſolchen Folgen bemerke ich hauptſächlich auch dieſe, daſs die Staatsmänner ſeitdem weit mehr zu thun finden, das iſt, daſs die Staatswirthſchaft viel verwickelter geworden iſt. X. Capitel.

Ehmals waren die Einwohner hin und her zerſtreut; und da ſie, ſo zu ſagen, die Brüſte ihrer Muttererde ſogen, ſo war ihr Unterhalt ganz leicht. Nun aber die Induſtrie die Einwohner zuſammengezogen hat, ſo muſs die Induſtrie ſie unterhalten. Wo dieſe fehlt, da ſieht es aus, wie bey einer Armee, der die Lebensmittel abgeſchnitten ſind. Dieſem muſs der Feldherr, jenem der Staatsmann, zuvorkommen. XI. Capitel.

Um der Induſtrie aufzuhelfen, darf man weiter nichts thun, als daſs man diejenigen, die davon leben müſſen, in Beſchäfftigung ſetze, und ihre Anzahl in der rechten Proportion zum Abſatz ihrer Arbeit erhalte. Die erſte Sorge muſs alſo ſeyn, Arbeit für die dermaligen Einwohner auszufinden; die zweite, ihre Vermehrung zu befördern, wenn die Nachfrage nach ihrer Arbeit zunimmt.

Die ſchlimmen Folgen, die aus den Misbräuchen der bereits vorhandenen Einwohner entſtehen, können durch eine verſtärkte Anzahl Einwohner niemals gehoben, wol aber vermehrt werden.

Um ein Volk gehörig beſchäfftigen zu können, muſs man ziemlich genau wiſſen, was für eine Anzahl Einwohner bey jedem Gewerbe nöthig ſey, wenn die bey ſelbigem vorfallende Nachfrage befriedigt werden ſoll; ferner muſs man die, welche von ihrer Induſtrie leben, in gehörige Claſſen eintheilen; und, ſoweit es möglich iſt, dahin ſehen, daſs jede Claſſe, mittelſt eigener Fortpflanzung, ihre Anzahl aufrecht erhalte.

Wenn eine oder andere Gattung der Induſtrie nicht einträglich genug iſt, dieſen Endzweck zu verſchaffen, ſo muſs ein ſchickliches Mittel ergriffen werden. Wenn Einige, Alters oder Schwachheit halber, untüchtig ſind, ihr tägliches Brod zu erwerben, ſo müſſen ſie verſorgt werden. Nicht minder XII. Capitel.

ſind

sind die Findelkinder sorgfältig zu verpflegen, und in die niedrigsten Classen des Volks zurück zu versetzen, als welche jederzeit die zahlreichsten sind, und am schwersten durch ihre eigene Fortpflanzung aufrecht erhalten werden können. Ohne besondre Beihülfe werden die Ehen in einer Classe, die durch ihre Industrie nichts weiter als eine persönliche physische Nothdurft gewinnen kann, nicht gut fortkommen. Hier geht unsre Wirthschaft sehr weit von der Alten ihrer ab. Bey diesen wurden die Ehen auf allerley Art begünstigt: aber nur bey freyen Leuten; und diese machten noch nicht die eine Hälfte des Volks aus. Die Sclaven, welche unsre niedern Classen vorstellen, wurden aus andern Ländern recrutirt, wie gegenwärtig in America.

Wenn also, nach der neuern Oekonomie, die niedrigsten Gattungen der Arbeit wolfeil gehalten werden müssen, um die Manufacturen empor zu bringen, so muss der Staat die Kosten der Kinder über sich nehmen; denn es ist nun einmal so: Entweder die Unverehlichten verdienen eben so viel, als die Verehlichten verdienen sollten, und werden hernach liederlich; Oder, die Verehlichten verdienen nicht mehr, als die Unverehlichten verdienen können, und gerathen dadurch in elende Umstände. Eine ungleiche Concurrenz zwischen Leuten von der nämlichen Classe führt allemal eins von diesen Uebeln mit sich; und von diesen rührt hauptsächlich der Verfall und die Noth so grosser Haufen Menschen in allen neuern Staaten her, wie nicht weniger die beständigen Klagen über den erhöhten Arbeitslohn.

Jedes Individuum fühlt einen Trieb zur Fortpflanzung. Ein Volk kann eben so wenig bestehen, ohne sich fortzupflanzen, als ein Baum, ohne zu wachsen. Mehr aber kann nicht leben, als ernährt werden kann; und da es mit jeder Vermehrung des Nahrungsvorraths zuletzt stocken muss, so vermehrt sich die Volkanzahl nicht mehr, sobald dieser Umstand vorfällt; das ist, die Anzahl derer, welche sterben, wird nach Proportion jährlich grösser. Dieses schreckt unmerklich von der Fortpflanzung ab, weil wir vernünftige Geschöpfe sind. Dem ungeachtet finden sich immer welche, die zwar ihre gute Vernunft haben, aber darum doch für die künftige Zeiten nicht vorsichtig genug sind; sie heiraten, und zeugen Kinder. Dies nenne ich aber eine falsche, fehlerhafte Fortpflanzung. Deswegen unterscheide ich die Fortpflanzung in zweierley Gattung, nämlich die *Vermehrung*, welche bey denen ihren Fortgang hat, die das, was sie zeugen, ernähren können, und die bloße

Zeugung,

Zeugung, welche bey denen Statt findet, die ihre Setzlinge nicht ernähren können.

Dieſes Letztere bringt ein politiſches Gebrechen hervor, welches die Sterblichkeit, auf Koſten vieles Elends, heilet; gleichwie im Walde unbeſchnittene wilde Bäume von ſelbſt in die Höhe ſchieſſen, und auf Koſten einer Menge Bäume rund umher, welche alle abſterben, ſtark und anſehnlich werden. Wie dieſem Uebel könne abgeholfen werden, ohne gewiſſermaſsen die Ehen einzuſchränken, und wie ſich eine ſolche Einrichtung treffen laſſe, ohne die Denkungsart der Zeiten zu verletzen, dazu weis ich kein Mittel auszufinden, und muſs es alſo eines jeden eigener Mutmaſsung anheim ſtellen.

Obgleich gegen die Wirkungen einer falſchen Zeugung kein vollſtändiges Hülfsmittel zu erlangen iſt: ſo kann man doch, mit Hülfe richtiger Geburts- und Sterbeliſten für alle Volksclaſſen, auf manche gute Anſchläge verfallen, die Wenigen, die den Gefahren ihrer Kindheit entgangen ſind, zu verwahren, daſs ſie nicht in die unglückliche Claſſe, die ſie hervorgebracht hat, zurückfallen. Aus ſolchen Liſten wird ſowol der Grad der Sterblichkeit und die Natur der Krankheiten, als auch der Unterſchied zwiſchen der Fortpflanzung der Wohlhabenden und der Armſeligen, klar erſichtlich ſeyn; und wenn es die Pflicht eines Staatsmanns iſt, all ſein Volk geſchäfftig zu erhalten, ſo ſollte er gewiſs die möglichſt-genauſte Wiſſenſchaft von der Anzahl, woraus jede Claſſe beſteht, und von ihrer Fortpflanzung, zu erlangen ſuchen, um zu verhüten, daſs keine Claſſe ſtärker oder ſchwächer werde, als der Proportion der Nachfrage nach den Werken ihrer reſpectiven Indüſtrie gemäs iſt. *XIII. Capitel.*

Bevölkerung und Ackerbau ſtehn in einer ſo genauen Verbindung zuſammen, daſs ich ſogar die Misbräuche, denen ſie auf verſchiedne Weiſe unterworfen ſind, einander völlig gleich befinde. Ich habe angemerkt, wie natürlich ſichs zutragen müſſe, daſs, wenn Allzuviele aus einer Societät ſich fortpflanzen, ein Theil verhungern müſſe; und wenn Allzuviele ſich auf den Ackerbau legen, ſo muſs ebenfalls ein Theil verhungern. Hier iſt die Urſache: *XIV. Capitel.*

Jemehr ein Volk ein Land verbeſſert, eine deſto kleinere Portion muſs einem jeden für ſeinen Antheil zufallen; und wenn dieſe Portionen ſo klein werden, daſs ſie weiter nicht einbringen, als was zur Ernährung derer, die das Feld bauen, unentbehrlich iſt, alsdann iſt der Ackerbau bis auf den äuſſerſten Grad mit Leuten beſetzt.

Ich theile daher den Ackerbau in zween Zweige; der eine ist nützlich, der andre steckt voll Misbräuche. Jener ist ein Commerz, das ist, ein Mittel, nicht nur denen, die das Feld bauen, Unterhalt, sondern auch ein Surplus für die freyen Arbeiter des Staats, gegen ein Aequivalent, das sie entweder an Waaren, oder an Gelde liefern, zu verschaffen. Der andre Zweig des Ackerbaus ist kein Commerz, indem er keine Veräusserung mit sich führt, sondern er ist lediglich ein Subsistenzmittel. Wenn demnach in einem Lande, wo der Ackerbau als eine Handlung getrieben wird, und wo viele freye Arbeiter sind, die Landleute sich bis zur Proportion des ganzen Ertrags der Ländereyen vermehren dürften, würden nicht alle freye Arbeiter gezwungen seyn, zu verhungern? Wozu würde es helfen, soviele Landleute zu haben? denn es ist ein augenscheinlicher Verlust dabey. Ein jeder würde sich um weiter nichts bekümmern, als wie er sich selbst ernähre; die Bedürfnisse würden verschwinden; die Lebensart würde freilich auf die äusserste Simplicität getrieben, aber auch das Band der Gesellschaft, die wechselseitige Abhängigkeit, aufgelöset werden. Ich nenne deswegen diesen Zweig des Ackerbaus schädlich, weil solche Wirkungen daraus erfolgen. Ich führe von diesem Misbrauche des Ackerbaus verschiedne Beispiele in verschiednen Ländern an, und bemerke bey dieser Gelegenheit, dass die christliche Tugend der Mildthätigkeit, nach Maasgabe ihres Umfangs, der Vermehrung der Menschen eben so sehr beförderlich ist, als Sclaverey, oder Indüstrie; denn was Nahrung gibt, gibt Menschen. Ich sage aber nicht, dass die Mildthätigkeit der Indüstrie beförderlich sey.

XV. Capitel. Hiernächst applicire ich diese allgemeinen Grundsätze auf eine besondre Vorstellung, die vom Zustande der Bevölkerung der brittischen Inseln gegeben worden ist; woraus ich schliesse, dass die Bevölkerung daselbst weder durch den Verlust an Menschen, welchen Krieg und Handlung verursachen, noch durch die Ausfuhr ihrer Subsistenzmittel gehemmet werde, sondern durch die politische Verfassung dieses Landes, welche gegenwärtig dasselbe in die moralische Unfähigkeit stürzt, an Volkzahl stärker zu werden.

XVI. Capitel. Die Einführung der Handlung und Indüstrie machen natürlicherweise die unrechte Anwendung des Ackerbaus wieder gut, indem sie das platte Land von überflüssigen Essern reinigen, und eben hiedurch den Ackerbau zu dem machen, was er seyn soll, nämlich zu einem Handlungsgewerbe, wobey es

auf

auf die Verſchaffung eines Surplus angeſehen iſt, welches gegen die Arbeit aller Künſtler und Handwerker zum Verkaufe kommt. Dieſes allein iſts, was das Band der allgemeinen Abhängigkeit zwiſchen freyen Leuten, die von ihrem Fleiſse leben müſſen, beveſtigen muſs, indem es den einen Theil zu arbeitſamen Landleuten, und den andern zu erfindſamen Manufacturiſten und Handwerkern macht. Durch die Schwankung der Wagſchale zwiſchen dieſen zwo Claſſen geſchieht es, daſs die Volksvermehrung und der Ackerbau aufs höchſte ſteigen. Wenn die Induſtrie allzu geſchwinde Progreſſen macht, ſo vermehren ſich die freyen Arbeiter über den beſtimmten Fus, das iſt, ihre Wagſchale ſinkt; dieſes ſteigert den Preis der Lebensmittel, und gibt dem Ackerbau eine neue Ermunterung; wenn dann dieſer hinwiederum in der Wagſchale ſinkt, ſo werden die Lebensmittel wieder wohlfeil, und ſind im Ueberfluſs zu bekommen; alsdann vermehrt ſich die Volkzahl aufs neue. Dieſe Betrachtungen geben mir Anlaſs, die Wirkungen fetter und magerer Jahre in den neuern Zeiten, wo man von Hungersnoth faſt gar nichts mehr weis, zu betrachten, und ich ziehe daraus den Schluſs:

Daſs, wenn die guten Jahre gemeiner wären, das menſchliche Geſchlecht zahlreicher ſeyn würde; hätten wir aber mehr magere Jahre, ſo würde die Anzahl der Menſchen abnehmen. *XVII. Capitel.* Indem ich dieſe Anmerkung auf den Zuſtand der Kornausfuhr aus England anwende, ſo bin ich geneigt, zu ſchlieſſen, daſs dieſes Königreich, welches vielleicht das fruchtbarſte in Europa iſt, noch nie in einem Jahre ſoviel Korn und andre Lebensmittel hervorgebracht habe, daſs ſeine ſämmtlichen Einwohner achtzehn Monate ihre volle Subſiſtenz davon haben könnten; daſs es aber auch in den Jahren der gröſsten Unfruchtbarkeit niemals Weniger hervorgebracht habe, als eine knappe Proviſion auf zehn Monate.

Wenn ein Land voll bevölkert iſt, und ſeine Einwohner fortfahren, induſtriös zu ſeyn, ſo werden die Lebensmittel aus andern Ländern herkommen. *XVIII. Capitel.* Wenn ein Laib Brod zu haben iſt, ſo wird der Reiche es eſſen, wenn er gleich eine Meile weit davon wohnt; und der Arme mag hungern, wenn gleich das Brod zunächſt bey ſeiner Thüre gebacken wird. Es iſt die Nachfrage der Reichen, die ſich um ſoviel vermehren, als ſie Luſt haben, was ſelbſt bey fremden Nationen zum Ackerbau aufmuntert; daher ſchlieſſe ich, daſs dieſe Vermehrung die Urſache, und daſs der Fortgang des Ackerbaus nur die Wirkung davon ſey.

Wenn ein Land einmal voll bevölkert ist, so kann es an Volkzahl abnehmen, und darum doch stark genug bevölkert bleiben. Dieses muss von einer Veränderung in der Lebensart herkommen, z. E. wenn ein träges unempfindliches Volk die Consumtion der reichlicher zu habenden Erdproducten aufgibt, und sich um lauter Delicatessen bewirbt. Auf der andern Seite bringen die Gewerbsamen einen vermehrten Vorrath von aussen her, und indem sie die Fremden mit den Producten ihrer Arbeit versorgen, so bringen sie es in der Industrie immer weiter, und vermehren ihre Anzahl. So gehts in Holland; und auf diesen Fus geht es fort, bis einheimische Misbräuche den Arbeitspreis erhöhen; und die auswärtige Erfahrung, diese allgemeine Lehrerin, lehret die Fremden, sich ihre eigenen Vortheile zu Nutze zu machen.

Wenn die Nahrung (food) aufhört zuzunehmen, so steigt die Anzahl der Einwohner nicht höher; Handlung und Gewerbe aber können darum doch ihren Fortgang haben, und den Reichtum vermehren; dieser wird fremde Truppen in Sold nehmen; und so kann eine Societät, welche Handlung und Gewerbe treibt, blos mit ihrem Gelde Schlachten liefern, und Siege erfechten, ohne jemals Pulver gerochen zu haben.

XIX. Capitel. Wenn die Anzahl der Einwohner aufhört zuzunehmen, so werden bey vielen Manufacturen Maschinen eingeführt werden; diese ersetzen den Leutemangel, und da sie kein Brod essen, so wird durch sie die Consumtion der Lebensmittel nicht grösser. Die Fremden, voller Verwunderung über die neue Maschine, welche die Preise verringert, und ihre eigene Industrie im Laufe hemmt, werden die Erfindung nachmachen; da sie aber nur Schüler sind, und etwas ungeschickt zu Werke gehen, so wird die vermeinte Besserung viele von ihren Arbeitern zum Müssiggehen nöthigen. Die Maschinen werden verschrien werden, und die Kaufleute werden ins Fäustchen lachen; denn die wissen wohl, dass nichts leichter ist, als arbeitsamen Leuten, die müssig stehn müssen, wiederum Arbeit in die Hände zu geben. Kurz, wer Einsicht und Genie besitzt, wird sich allemal höher als andre schwingen, und wenn ihm ein Mittel fehl schlägt, so weis er ein andres zu erfinden.

XX. Capitel. Die Einsicht aber, die ich hier meyne, wird nicht auf der Studierstube erworben; denn dort kann man lernen, eine gleiche Vertheilung der Ländereyen habe die Bevölkerung in den alten Zeiten so ungemein befördert, dass unsre gegenwärtige geringere Volkzahl dem entgegengesetzten Gebrauche zu-

zu-

zuschreiben sey. Aber wer sich ein wenig weiter in der Welt umsieht, und Millionen Menschen antrifft, die nicht einen Augenblick Zeit haben, die geringste Feldarbeit zu verrichten, weil sie unabläßig mit demjenigen Zweige der Industrie, welcher einmal in ihren Händen ist, beschäfftigt sind, der wird sogleich den Schluß machen, daß sich die Umstände geändert haben, und daß, je weniger Leute nöthig sind, für die ganze Societät Lebensmittel zu schaffen, destomehr Leute übrig bleiben müssen, die, nach ihrem Belieben, beschäfftigt werden können, allerley andre Sachen zu verfertigen, welche sowol ihnen selbst, als den Fremden, das Leben angenehmer und bequemer machen. Die Fremden liefern dagegen in die Hände ihrer fleissigen und erfindsamen Diener das Wahrzeichen der Superiorität und Herrschaft, ich meyne Geld. Welcher von diesen beiden treibt wol die beste Beschäfftigung? derjenige, welcher arbeitet, um sich selbst zu nähren? oder der, welcher arbeitet, um mit Essen und Trinken, und Kleidern und andern Bedürfnissen versorgt zu werden, und der lediglich das, was ihm überflüssig ist, denen zukommen läßt, über die er in kurzem unfehlbar gebieten wird? So weit läßt sichs bringen, wenn die vortheilhaftere Methode des Ackerbaus eingeführt, und die schlechtere nicht mehr geachtet wird. Und wenn die Fremden so gutherzig sind, und ihren Nachbarn die Freiheit, sie zu kleiden und zu schmücken, einräumen, so fodert von diesen die Billigkeit, ja ihr eigener Vortheil, daß sie jenen vergönnen, sich auf diejenigen Zweige der harten und beschwerlichen Arbeit zu legen, die am wenigsten einträglich, aber zur Subsistenz der Fremden am nöthigsten sind.

Wenn man mit Augen der Menschlichkeit betrachtet, wie sauer sichs der Bauer werden lassen muß, und mit welcher Gleichgültigkeit sein reicher Landsmann verprasset, so möchte sich das Herz darüber empören. Aber bittet einmal den reichen Mann, er solle bedenken, wie, um seiner Verschwendung willen, der arme Bauer im Schweisse seines Angesichts arbeiten müsse; und ich will setzen, der Reiche, von Mitleiden gerührt, fange nun eine eingezognere Lebensart an. Ganz böse wird dann der Bauer auf euch, Herr Reformator, zufallen, und in seiner platten Sprache euch zu verstehn geben, daß ihr es durchaus nicht als ein Freund mit ihm meinet. Haltet ihr mich denn, wird er sagen, für des reichen Manns Sclaven? oder meint ihr, daß ich um seines Befehls willen, oder aus der geringsten Achtung für ihn, so

pferdemäſſig arbeite? Weit gefehlt! ich thue es nur um ſeines Gelds willen; und ſeitdem er auf euer Zureden ſo wirthſchaftlich geworden iſt, da ſitz ich mit Frau und Kindern, und muſs hungern. Und da iſt mein Nachbar, dem gehts eben ſo ſchlecht; der muſs nun all ſein Heu und Haber auf dem Boden behalten, ſeitdem der reiche Mann, auf euren klugen Rath, auch ſeine überflüſſigen Pferde abgeſchafft hat. Meint ihr denn, er werde ſeinen Haber wegſchenken, und die Armut damit füttern? Er iſt ſchon ſelbſt arm genug! und da ſitzen alle die Tagelöhner, die ihm gearbeitet haben, die ſind eben ſo toll auf euch, als ich. — Halts Maul, ſagt der Verbeſſerer, ihr Schlingel von Tagelöhnern! ihr taugt alle nichts. Vor hundert Jahren konnte man eurer ſo viel bekommen, als man wollte, und für die Hälfte eures itzigen Lohns. — Schafft uns unſre Ländereyen wieder, ruft einer aus dem Haufen, auf den Fus, wie wir ſie vordem hatten, und laſst uns erſt alle unſre gute Nahrung haben, ehe wir euch einen Heller abgeben: ſo werdet ihr uns ſo wohlfeil bekommen können, als noch nie. Aber nachdem ihr die eine Hälfte von uns in die Städte getrieben, und durch die Koſten ihres Unterhalts die Einkünfte von euren Ländereyen vergröſsert habt, ſo meint ihr wol, wir ſollen doppelt ſoviel arbeiten, und euch für den ehmaligen Lohn dienen? Nein! mein Herr; und ich hätte euch mehr Verſtand zugetraut, als daſs ihr uns dergleichen zumuthen wolltet.

Hier haben meine Leſer den Abriſs des erſten Buchs. Ich hielt einen kurzen Auszug ſehr dienlich, um, ehe wir weiter gehn, die Hauptideen in gehöriger Ordnung dem Gedächtnis wieder zu erneuren.

Ende des erſten Buchs.

UNTER-

UNTERSUCHUNG
DER
GRUNDSÄTZE
DER
STAATS-WIRTHSCHAFT.
ZWEITES BUCH.

Unterſuchung der Grundſätze der Staats-Wirthſchaft.

ZWEITES BUCH.

Von der Handlung und Indüſtrie.

Einleitung.

Eh ich dieſe Materie vornehme, muſs ich ein und andres, das zur deſto beſſern Connexion dient, erinnern, um die Ideen meiner Leſer ebendenſelben natürlichen Weg hindurchzuleiten, durch welchen mich die Kette meiner eigenen Gedanken und die Eintheilung meines Plans geführet haben.

Meine Hauptabſicht iſt bisher geweſen, den Weg zu einer Unterſuchung der Grundſätze der *neuern* Staatswirthſchaft dadurch vorzubereiten, daſs ich diejenigen Grundſätze unterſuchte, die, *in allen Zeitaltern* der Welt, ihre ordentliche Wirkungen mehr oder weniger bewieſen haben.

Indem ich dieſes that, ſo muſste ich unumgänglich Manches, das erſt in der Folge hätte vorkommen müſſen, ſchon ins erſte Buch mit einflechten; und dieſer Umſtand verwickelt mich, vermöge des Plans, den ich mir vorgeſetzt habe, zuweilen in Wiederholungen.

Ich nehme mir vor, Grundſätze zu erforſchen, die ſich alle auf einander beziehen und von einander abhängen. Dieſe kann ich unmöglich auf eine deutliche Art abhandeln, wenn ich ſie nicht auf die Gegenſtände, worauf ſie

einen Einfluſs haben, applicire. Da aber dieſe nämlichen Grundſätze ihren Einfluſs auf verſchiedene Zweige meines Sujets verbreiten, ſo werden diejenigen Leſer, welche dieſe Sätze nie aus den Augen verlieren, in den verſchiednen Anwendungen derſelben keinen ſonderlichen Unterſchied finden.

Bey allen Ausarbeitungen dieſer Art wird vornemlich zweyerley erfodert. Erſtlich, daſs abſtracte Ideen klar, ſimpel und ohne Zuſammenſetzung, dargeſtellt werden; dieſe Arbeit gleichet dem Schmieden der einzelnen Glieder einer Kette. Zweitens, daſs man dieſe Ideen in die gehörige Ordnung bringe, das iſt, nach ihren allernächſten Beziehungen. Wenn man einem guten Kopfe eine ſolche Abhandlung vorlegt, ſo vollendet das Gedächtnis das ganze Werk, indem es die Glieder der Kette aneinander hängt; und man darf nur ein einziges Wort davon faſſen, ſo folgen die andern alle von ſelbſt nach.

Nun können zwar Leute, die des Abſtrahirens gewohnt ſind, die Verhältniſſe zwiſchen den verſchiednen Grundſätzen, die ich abhandle, leicht merken, aber weit nicht ſo richtig treffen, als wenn ſelbige auf verſchiedene Exempel angewandt worden ſind.

Das Principium des Eigennutzes iſt der Hauptſchlüſſel bey dieſer Unterſuchung, und kann gewiſſermaſsen als die Richtſchnur meines Sujets angeſehen werden, welche ſich durch das ganze Werk hindurch erſtrecket. Es iſt die vornehmſte Triebfeder, die einzige bewegende Urſache, die ſich ein Staatsmann zu Nutze machen muſs, wenn er ein freyes Volk dahin bringen will, dem Plane, wornach er daſſelbe zu regieren gedenkt, beizutreten.

Man wolle mich aber nicht ſo verſtehen, als meinte ich, der Staatsmann müſſe ſich durch den Eigennutz leiten laſſen: keineswegs. Der Eigennutz, in ſo fern er ihn angehet, iſt die allgemeine Denkungsart, und kann nur, in Anſehung derer, die darnach regiert werden ſollen, *Eigennutz* genannt werden.

Dieſes Principium bewegt die Menſchen, auf tauſenderley verſchiedne Art zu handeln, und jede Handlung zieht gewiſſe nothwendige Folgen nach ſich. Es muſs daher beſtändig dieſe Frage erwogen werden: Welche Handlungen werden, unter dieſen oder jenen Umſtänden, für die Menſchen am vortheilhafteſten ſeyn?

Um das ganze Feld der Staatswirthſchaft überſehen zu können, habe ich mir vorgeſetzt, die Grundſätze derſelben in ihrer Beziehung auf Umſtände durchzugehen; da dieſe aber unzählig ſind, ſo habe ich ſie nach gewiſſen

Prä-

Prädicamenten, das ist, nach etwas generellern Combinationen, die eine Frucht der neuern Staatskunst sind, vorgenommen. Der Ordnung halber, habe ich sie sämmtlich als an einer Kette von Folgen aneinanderhängend vorgestellt. Man sehe des ersten Buchs zweytes Capitel.

Ich hielt dieses für die beste Methode, meinen Plan zu erweitern; und daraus läßt sich natürlich schliessen, daß sie auch dem Gedächtnis meiner Leser am besten zu statten kommen werde.

Ich werde mein Möglichstes thun, den Wiederholungen, wozu mich diese Einrichtung nöthiget, durch Hülfe so verschiedener Umstände eine veränderte Gestalt zu geben. Wer ein ganzes Königreich durchreisen will, wird dann und wann durch eine Stadt passiren müssen, die er schon vorher gesehen hat. Ich werde es also machen, wie ein Reisender, der bey solchen Gelegenheiten seinen Aufenthalt ganz kurz macht, wofern ihm nicht eine neue Sehenswürdigkeit aufstößt, die seine Aufmerksamkeit an sich zieht.

Ich habe gesagt, der Eigennutz sey das Grundprincipium meines Sujets; und ich habe mich so erklärt, daß ich bey niemand in den Verdacht gerathen werde, als hielte ich den Eigennutz für die allgemeine Triebfeder der menschlichen Handlungen. Ich muß diese Materie folgendergestalt ins Licht setzen.

Der beste Weg, den ein Staatsmann einschlagen kann, eine Societät zu regieren, und einen jeden zu einer zweckmäßigen Einrichtung seiner Aufführung zu vermögen, ist dieser, daß er ein solches System der Staatsverwaltung bilde, welches sich am allerbesten mit den Vortheilen eines jeden Individui verträgt, und daß er sich nicht schmeichle, sein Volk werde sich jemals durch irgend einen andern Grund, als den Privatnutzen, bewegen lassen, überhaupt, und besonders in Sachen, die blos das Publicum betreffen, sich thätig und wirksam zu beweisen. Weiter will ich meinen Satz nicht treiben. Was den Werth oder Unwerth der Handlungen überhaupt betrifft, so denke ich, es sey eben so ungereimt, zu sagen, keine Handlung sey wahrhaftig-tugendhaft, als zu behaupten, keine sey wahrhaftig-lasterhaft.

Vielleicht hat man erwartet, daß ich, in einem politischen Werke, wie dieses ist, den Patriotismus ebenfalls zu einem Principio der Handlungen machen sollte: und gleichwol wird man finden, daß alles, was ich in Ansehung dieses Principii verlange, auf eine Zurückhaltung von demselben angesehen ist. Eben dies wird man mir nicht sogleich auf mein Wort glauben. Sollte, statt

des Privatnutzens, die Vaterlandsliebe die Triebfeder der Handlungen der Mitglieder eines wohlregierten Staats werden, so sorge ich, es werde alles dadurch verdorben. Ich will mich deutlicher erklären.

Nach meiner Weise, diese Materie zu behandeln, ist bey denen, die regiert werden, der Patriotismus so überflüssig, als er beym Staatsmann allmächtig seyn muss; wenigstens wofern er bey ihnen nicht ganz und gar überflüssig ist, so hat es doch eben die Bewandtnis damit, wie mit Wunderwerken in einer bereits herrschenden Religion. Beyde sind im Anfang etwas Unvergleichliches: aber würden sie in der Folge allzugemein, das ganze System würde dadurch wankend werden. Geschähen alle Tage Wunderwerke, so wären die Naturgesetze keine Gesetze mehr; und wenn ein jeder nur fürs Publicum arbeitete, und sich selbst darüber versäumte, so würde der Staatsmann ganz irre werden; und die Voraussetzung ist überhaupt lächerlich.

Ich kann also nicht anderst glauben, als dass, bey Handlungen, die das Publicum angehen, ein jeder auf seinen eigenen Nutzen sieht, und, politisch davon zu urtheilen, *muss* er darauf sehen. Die Combination aller verschiedenen Privatintereſſen ist es eben, was die Wohlfahrt des Publici zuwegebringt; und hievon kann nur der Staatsmann urtheilen. Ihr müsst euer Vaterland lieben. Warum? weil es das eurige ist. Aber ihr müsst euren eigenen Vortheil dem Vortheil eures Landes nicht vorziehen. Ich gestehe, dies ist vollkommen recht und billig: allein, es wird doch nur soviel damit gemeint, dass ihr euch enthalten sollt, etwas zum Nachtheil eures Vaterlands zu unternehmen, gesetzt auch, dass ihr auf solche Art euren Privatnutzen befördern könntet; das ist, ihr müsst euch alles ungesetzmäßigen Gewinnsts enthalten. Graf Julian, z. E. der, wie erzählt wird, aus einer Privatrache die Mohren nach Spanien zog, und sein Vaterland verheerte, übertrat diese Maxime. Ein Spion bey der Armee, oder im Cabinet, der die Landesgeheimnisse verräth, und einer, der das ihm Anvertraute verkauft, befinden sich in gleichem Fall; und wieviele Exempel, dass der Staat betrogen wird, fallen nicht täglich vor! Es wäre abgeschmackt, in dergleichen Stücken die Menschen überhaupt für redlich zu halten. Deswegen müssen die Gesetzgeber gute Gesetze machen, und die Uebertretungen derselben müssen geschwind, streng und unfehlbar, geahndet werden. Dieses gehört zum Strafamte der Regierung, und wird, da es über die Grenzen meiner Materie hinausgeht, als bekannt vorausgesetzt.

Triebe

Triebe man das Principium des Patriotiſmus noch weiter, und würde ein Volk ganz intereſſirt, ſo könnte es unmöglich regiert werden. Da würde faſt ein jeder das Intereſſe ſeines Vaterlands aus einem andern Geſichtspuncte betrachten, und Viele würden, indem ſie den Nutzen deſſelben zu befördern ſich bemühen, gemeinſchaftlich an ſeinem Verderben arbeiten. Wenn ein reicher Kaufmann anfienge, ſeine Waaren ohne Profit zu verkaufen, was würde aus der Handlung werden? Wenn ein andrer einer Anzahl Handwerksleute die auſſerordentlichen Koſten, die ſie in einem ſchlechten Jahre aufwenden müſſen, vergütete, um ſie in Stand zu ſetzen, ihr Handwerk fortzutreiben, ohne den Arbeitslohn zu erhöhen, wie würde es um die andern ſtehn, die ſich jener Vortheile nicht zu erfreuen haben? Wenn ein Mann, der groſſe Ländereyen eigentümlich beſitzt, in einem theuren Jahre ſeine Einkünfte an Korn zu einem niedrigen Preiſe losſchlagen wollte, wie würde es um die armen Pächter ausſehen? Und wenn Privatperſonen alle Bettler ernähren wollten, wo würde die Indüſtrie bleiben? Solche patriotiſche Operationen müſſen dem Publico überlaſſen werden; alles, was man diſsfalls von Individuis fodern kann, beſteht darin, daſs ſie dergleichen öffentliche Anſtalten nicht hintertreiben.

So verhält ſich die Sache ordentlicherweiſe, und in keinem andern Lichte betrachte ich ſie hier.

Bey ſchlecht-verwalteten Regierungen bewundre ich ſo ſehr, als irgend jemand, jede patriotiſche Handlung, jede uneigennützige Geſinnung, und niemand kann mit einer gröſſeren Hochachtung, als ich, für alle diejenigen eingenommen ſeyn, die ſich durch dergleichen Thaten merkwürdig gemacht haben.

Jeweniger aufmerkſam eine Regierung in Beobachtung ihrer Pflicht iſt, deſto nöthiger iſt es, daſs jedes Individuum mit dem patriotiſchen Geiſte belebet werde, der alsdann ſogar da ermattet iſt, wo er ſich mit der gröſsten Munterkeit äuſſern ſollte. Hingegen jemehr ſich der Patriotiſmus bey Verwaltung der öffentlichen Geſchäffte thätig erweiſet, deſtoweniger bedarf der Staat des Beiſtands einzelner Perſonen.

Gleichwie ich nun von meinem Staatsmanne vorausſetze, daſs er, auch in den allerkleinſten Dingen, ſeiner Schuldigkeit nachlebe: ſo nehme ich auch an, daſs jeder von ſeinen Unterthanen den Trieben ſeines Privatnutzens folge.

Alles, was ich verlange, iſt ein ſtrenger Gehorſam gegen die Geſetze. Hieran iſt auch einem jeden ſelbſt gelegen; denn der Uebertreter muſs ohne allen Zweifel geſtraft werden. Eines ſtärkern Patriotiſmus bedarf keine Regierung, die in ihrer Einrichtung vollkommen iſt.

I. Capitel.

Von der wechſelſeitigen Verbindung zwiſchen Handlung und Indüſtrie.

Nunmehr werde ich von Handlung und Indüſtrie ſprechen, zwey verſchiednen Dingen, die aber eben ſo ſehr durcheinander laufen, als Ackerbau und Bevölkerung im erſten Buche. Dieſen in ihren wechſelſeitigen Operationen ähnlich, bietet eins dem andern immer die Hand; und indem die Wagſchale zwiſchen ihnen immer ſchwebend bleibt, ſo werden ſie beide bis auf den höchſten Grad ihrer Verbeſſerung und Vollkommenheit getrieben.

Die Handlung iſt eine Operation, mittelſt welcher der Reichtum, oder die verarbeiteten Sachen, entweder einzelner Perſonen, oder ganzer Societäten, durch eine Claſſe von Menſchen, die man Kaufleute nennt, umgetauſcht werden können, und zwar gegen ein Æquivalent, wofür man alles, was man braucht, bekommen kann, ohne daſs dadurch die Indüſtrie im geringſten unterbrochen, noch die Conſumtion gehemmet wird.

Indüſtrie heiſst, wenn ein freyer Mann ſeine künſtliche Arbeit dazu anwendet, daſs er ſich, vermittelſt der Handlung, ein ſolches Æquivalent verſchaffe, wodurch ſich alle Bedürfniſſe befriedigen laſſen.

Ich muſs aber bemerken, daſs dieſe Definitionen blos in Abſicht auf meine Materie, und wenn ſie gegen einander gehalten werden, richtig ſind. Denn es kann eine *Handlung* ohne *Indüſtrie* geben, weil die Menſchen zum Theil ſolche Sachen, welche die Natur hervorgebracht hat, unter ſich umtauſchen können. Ferner, es kann, auch ohne *Handlung*, *Indüſtrie* getrieben werden, weil es ſehr ſinnreiche und künſtliche Menſchen, die aber nur für ihre eigene Conſumtion arbeiten, geben kann; wo aber kein Umſatz iſt, da kann keine *Handlung* ſeyn. Endlich iſt auch ein Unterſchied zwiſchen *Indüſtrie* und *harter Arbeit* (labour); die *Indüſtrie*, wie ich dieſes Wort nehme, muſs frey-

freywillig ſeyn: die *harte Arbeit* (labour) aber kann gezwungen geſchehen. Beide können einerley Wirkung hervorbringen: aber ihre politiſche Folgen ſind ſehr von einander unterſchieden.

Demnach kann man nur von freyen Leuten ſagen, daſs ſie *Induſtrie* treiben: *harte Arbeit* (labour) kann durch Sclaven verrichtet werden.

Wir müſſen dieſen letztern Unterſchied noch etwas genauer erwägen, damit wir ſehen, ob er richtig ſey, und die daraus entſtehenden Folgen wahrnehmen können.

Ich habe geſagt, daſs ohne den Beiſtand einer von dieſen drey Grundurſachen der Vermehrung, nämlich Sclaverey, Induſtrie, oder Mildthätigkeit, es unmöglich ſey, daſs das menſchliche Geſchlecht in einer gröſsern Anzahl Menſchen, als die von den freiwilligen Früchten der Erde genährt werden kann, auf eine ihnen nützliche Art beſtehen könne. Sclaverey und Induſtrie vertragen ſich vollkommen mit der eigennützigen Natur des Menſchen, und laſſen ſich alſo überhaupt in jeder Societät einführen: die Mildthätigkeit hingegen iſt gleichſam eine verfeinerte Menſchlichkeit; daher beſorge ich, ſie müſſe immer durch Bitten gewonnen werden.

Nun halte ich dafür, daſs Sclaverey und Induſtrie auf gleiche Weiſe mit einer ſtarken Vermehrung beſtehen können, ob ſie gleich neben einander nicht beſtehen können, wofern nicht, in Anſehung der Sclaverey, groſse Einſchränkungen Statt finden. Es hält ungemein ſchwer, in einem Lande, wo die Sclaverey eingeführt iſt, die Induſtrie einzuführen, wegen der ungleichen Concurrenz (competition) zwiſchen Waaren, die von Sclaven, und Waaren, die von freyen Leuten gearbeitet worden ſind, wenn beiderley Waaren auf gleiche Weiſe zu Markte gebracht werden dürfen. Hier iſt die Urſache:

Die Sclaven haben alle ihre beſondern Herren, die für *ſie* beſſer ſorgen können, als kein Staatsmann für die fleiſsigen freyen Arbeiter ſorgen kann, eben weil ihre Freyheit ſeiner Vorſorge manches Hindernis in Weg legt. Alles was ein Sclave nöthig hat, wird ihm von ſeinem Herrn angeſchafft, der ihn in den Schranken der Mäſsigkeit erhalten kann. Der Herr kann den Abgang ſeiner Sclaven entweder aus der Fremde recrutiren, oder ſich ihrer Kinder annehmen, je nachdem es ihm gut deucht. Schlagen letztere nicht zu ſeinem Vortheil ein, ſo ſterben die Kinder entweder weg, weil niemand für ſie ſorgt, oder es werden, wegen der unordentlichen Vermiſchungen, nur wenige Kinder

der geboren, oder die beiderley Geſchlechter werden nie zuſammen gelaſſen, und mithin an ihrer Fortpflanzung gehindert. Man betrachte einen Haufen Sclaven, die bey Manufacturen gebraucht werden: man wird finden, daſs ſie alle ihre Beſchäfftigung haben, daſs ſie alle verſorgt ſind; und wenn der Herr ihre verfertigte Arbeit auf den Markt bringt, ſo kann er ſie für einen wolfeilern Preis geben, als die nämliche Arbeit koſten würde, wenn ſie von freyen Leuten verfertigt wäre, deren jeder für ſeinen Unterhalt ſorgen muſs, und vielleicht noch überdies Haus, Weib und Kinder hat, die er alle unterhalten muſs, und alles dieſes von dem Ertrage einer Induſtrie, die nicht mehr, ja nicht einmal ſoviel einbringt, als der Fleis eines Sclaven, der immer über ſeiner Arbeit bleiben kann. Woher kommt es anderſt, daſs weitläuftige Unternehmungen in Manufacturſachen der Privatindüſtrie ſo nachtheilig ſind, als weil man ſich, bey jenen Einrichtungen, der Simplicität des Sclavenhaltens ziemlich nähert? Könnte wol aus den Zuckerinſeln der geringſte Vortheil gezogen werden, wenn der Bau des Zuckerrohrs durch lauter Leute, die um Lohn arbeiten, beſtellt würde? Scheute man nicht die Koſten, Sclavenkinder gros zu ziehen, würde man wol Sclaven aus Africa nach America über führen? Gewiſs nicht. Gleichwol bin ich beinahe der Meinung, daſs gute Anſtalten zur Erziehung der Sclavenkinder gröſſern Vortheil bringen würden, als die beſtändige Einbringung neuer Sclaven: aber dieſe Unterſuchung gehört itzt nicht hieher. Ich habe hier nur bemerken wollen, was es für Folgen habe, wenn Arbeit von Sclaven, und Arbeit von freyen Leuten, auf dem Markte miteinander in *Concurrenz* kommen; und aus dieſer Concurrenz ſchlieſse ich, daſs es, wofern nicht ſehr kluge Verfügungen gemacht werden, der Induſtrie unmöglich ſey, allen den Schaden zu verwinden, dem ſie, in einem Staate, wo die Sclaverey bereits eingeführt iſt, unumgänglich ausgeſetzt ſeyn wird.

Die Verfügungen, die ich empfohlen habe, müſſen der Concurrenz zwiſchen fleiſsigen freyen Arbeitern, und den Herren der Sclaven, dadurch vorbeugen, daſs ſie auf beyden Seiten an gewiſſe Gegenſtände eigends angewieſen werden. Z. E. die Sclaverey müſse nur auf dem platten Lande gelten, das iſt, die Sclaven müſsten, von freyen Leuten abgeſondert, zum Feldbau angehalten, und von aller andern Arbeit ausgeſchloſſen werden. Bey einer ſolchen Verfügung kann die Induſtrie *vielleicht* Fortgang gewinnen. Bey den

Alten

Alten waren die Umstände ganz anderst; da glückte es der Indüstrie nicht, wie heut zu Tage; daher war zu selbigen Zeiten die Lebensart so simpel.

Es hält nicht sonderlich schwer, in einem Staate, wo Freyheit herrscht, die Sclaverey einzuführen; weil eine solche Veränderung durch Macht und Gewaltthätigkeit, denen alles weichen muss, durchgesetzt werden kann; und aus den oben erwähnten Gründen muss ich schliessen, dass die Folgen einer solchen Revolution, wo nicht zur Vertilgung der Indüstrie, doch wenigstens (wofern nicht die äusserste Vorsicht gebraucht wird,) zur gewaltigen Hemmung ihrer Progressen gereichen würde. Gienge man aber recht vorsichtig dabey zu Werke, und würde die Sclaverey auf Dienste, die nur eine Zeitlang dauren, und bedinglich sind, eingeschränkt, und unter dienliche Verordnungen gebracht: so würde sie das allervortreflichste Mittel seyn, die niedrigern Classen eines Volks in einen blühenden Glückszustand zu setzen, wie auch derjenigen falschen Zeugung vorzubeugen, von welcher das grosse Elend, dem diese Classen gegenwärtig unterworfen sind, hauptsächlich herrührt. Indessen da jede Modification der Sclaverey der Denkungsart der neuern Zeiten ganz zuwiderläuft, so will ich dergleichen Speculationen nicht weiter treiben. Das Wenige, was ich davon gesagt, habe ich beiläufig anzumerken für nöthig erachtet, um einiger Grundsätze willen, die ich nachgehends auf unsre eigene Oekonomie zu appliciren Gelegenheit haben werde; denn wo sich nur irgend ein erheblicher Vortheil findet, den die Sclaverey mit sich führet, da ist es die Pflicht eines heutigen Staatsmanns, ein bequemes Mittel zu ersinnen, wie er davon profitiren möge, ohne den Geist der europäischen Freiheit zu verwunden. Er kann dieses auf tausenderley Art ins Werk setzen, durch Hülfe güter Gesetze, von denen er sich Rechnung machen kann, dass sie den niedrigern Classen alle solche Unternehmungen, wodurch sie sich in Noth und Elend stürzen können, verleiden, hingegen ihnen zu gleicher Zeit eine leichte Bahn zur Glückseligkeit und einem bequemen Leben eröffnen werden.

Hier folgt eine Erklärung der Grundsätze, die mich bewogen haben, in einem der vorigen Capitel zu sagen, dass der Mangel einer sclavischen Form der Feudalregierung, und die daher erweiterte bürgerliche und häusliche Freiheit, die Quelle gewesen sey, aus der das ganze System der neuern Staatsverfassung geflossen ist.

Unter der Lehensform waren die höhern Claſſen vielleicht nicht freyer, als itzt: aber die niedern Claſſen waren entweder Sclaven, oder doch auf die allerknechtiſchſte Art abhängig; denn beides iſt in Anſehung der Folge, daſs nämlich die Privatindüſtrie dadurch unterbrochen wird, völlig einerley.

Ich getraue mir nicht, zur noch beſſern Beſtärkung dieſer Lehre, zu behaupten, daſs die Einführung der Sclaverey in unſern americaniſchen Colonien in der Abſicht geſchehen ſey, den Ackerbau zu befördern, und die Manufacturen in der neuen Welt niemals zu Kräften kommen zu laſſen; denn ich habe keine ſonderliche Kenntnis von den Geſinnungen der Staatsmänner zu ſelbigen Zeiten. Indeſſen wenn es wahr iſt, daſs die Sclaverey die Wirkung hat, den Ackerbau und andre mühſame Operationen, die, ihrer Natur nach, ſimpel ſind, zu befördern, zugleich aber Erfindung und Genie niederzuſchlagen; und wenn das Land, welches die Colonien beſetzt hat (the mother-country), der Producten des Ackerbaus benöthigt iſt, um denjenigen Landeskindern, die ſich der Indüſtrie befleiſſigen, Nahrung und Arbeit zu verſchaffen: alsdann muſs ich ſchlieſſen, daſs die Sclaverey, wo nicht durch die Politik, doch durch einen ſonderbaren Glücksfall, eingeführt worden ſey, um einen ſolchen Zweck zu erreichen. Wenn daher eine Colonie, wo die Sclaverey nicht ſehr gewöhnlich iſt, anfängt, in Anſehung der Indüſtrie die Nebenbulerin des Landes, das ihr ſeine Kinder überlaſſen hat, zu werden: ſo wird das beſte Mittel, den Anſchlag zu vereiteln, dieſes ſeyn, die Einführung der Sclaven in ſolchen Colonien ohne alle Einſchränkung zu begünſtigen, und ſie ihrer natürlichen Wirkung zu überlaſſen.

Nachdem ich erklärt habe, was ich durch Handlung und Indüſtrie verſtehe, will ich itzt ihre unmittelbaren Verbindungen gegeneinander unterſuchen, um die Materie dieſes Buchs mit denen im vorigen Buche hergeleiteten Grundſätzen genau zu verbinden.

Als ich von den Wechſelbedürfniſſen einer Geſellſchaft handelte, und zeigte, wie die Befriedigung derſelben, die theils durch ſimple und harte, theils durch künſtliche Arbeit (labour and ingenuity) geſchieht, natürlicherweiſe auf einer Seite die Bevölkerung, und auf der andern den Ackerbau befördere: ſo haben wir, um deſto einfachere Ideen von der Sache zu erlangen, angenommen, daſs die verſchafften Bedürfniſſe unmittelbar aus der Hand des Arbeiters in die Hand deſſen, der ſie zu ſeiner Conſumtion braucht, übergehe,

sehe, und daß beide zu Einer Societät gehören. Itzt aber wird die Sache durch die zwischen verschiedenen Nationen errichtete Handlung verwickelter. Diese Handlung ist ein Mittel, die Producten der Industrie durch die Zwischenkunft eines dritten Principii zu sammeln und zu vertheilen. Die Handlung empfängt die Waaren aus tausend Händen, und vertheilt sie wieder in tausend Hände.

Wollte man fragen, ob die Handlung der Industrie, oder die Industrie der Handlung ihren Ursprung zu verdanken habe, so wäre es eben so, als früge man, ob die Bewegung des Herzens dem Blute, oder die Bewegung des Blutes dem Herzen zuzuschreiben sey. Beiderley Bewegungen, dünkt mich, entspringen auf eine so unmerkliche Art, daß es nicht möglich ist, zu bestimmen, wo jede eigentlich ihren Anfang nimmt. Sobald aber der Cörper vollkommen ausgebildet ist, zweifle ich nicht, daß das Herz der Grund der Circulation sey. Man lasse mich dieses auf die gegenwärtige Frage anwenden.

Ein Mensch muß erst existiren, eh er fühlt, daß er etwas bedarf. Er muß bedürfen, das ist, wünschen, eh er sich um eine Sache bewirbt; und er muß sich darum bewerben, eh er sie empfängt. So hängt die Kette natürlicherweise zusammen; und wir haben daraus im ersten Buche den Schluß gemacht, daß die Bevölkerung die Ursache, und den Ackerbau die Wirkung sey.

Aus einem ähnlichen Grunde könnte man sagen: Da die Bedürfnisse die Industrie ermuntern, und als eine Ursache derselben angesehen werden; und da ohne Handlung kein Umsatz der Producten der Industrie geschehen kann: so muß die Handlung eine Wirkung der Industrie seyn. Ich habe nichts dagegen: nur muß ich bemerken, daß dieser Umsatz meine Idee von der Handlung nicht recht ins Licht setzt, ob ich gleich zugebe, daß er die Wurzel ist, woraus die Handlung entsteht; er ist der Samen, aber nicht die Pflanze; und die Handlung, nach unsrer Definition, führt eine andre Idee mit sich. Die Arbeiter müssen ungestört fortarbeiten können, ohne in eigener Person den Umsatz zu bewerkstelligen, und dem Abnehmer der Waaren muß die Mühe erspart werden, die Verfertiger derselben selbst aufzusuchen. Der Gegenstand der Handlung ist also nichts weiter als ein neues Bedürfnis, zu dessen Befriedigung eine besondre Gattung Leute erfodert wird; und die Handlung

kann die Industrie mächtig befördern, indem sie den Absatz ihrer Producten erleichtert.

So lange die Bedürfnisse einfach und in geringer Anzahl sind, so hat der Arbeiter Zeit genug, alle Producten seines Fleisses wieder an Mann zu bringen. Vervielfältigen sich aber die Bedürfnisse, so wird die Arbeit schwerer, und die Zeit kostbarer; deswegen ist die Handlung eingeführt worden. Diejenigen, die einen Artikel bedürfen, schicken gleichsam den Kaufmann zum Handwerksmanne, und lassen sich nach seiner verfertigten Arbeit erkundigen; sie gehn nicht selber zum letztern. Der Handwerksmann verkauft den gesuchten Artikel an diesen Mittelsmann, und bekümmert sich nicht um den, der diesen Artikel zu seiner Consumtion braucht. Ich will die Handlung, wie sie in ihrer Kindheit beschaffen ist, durch ein gemeines Exempel vorstellen, um zu zeigen, wie sie wächst, und wie darauf immer weiter raffinirt wird.

Ich gehe des Morgens aus dem Stadtthor, und es begegnen mir fünfhundert Leute, Manns- und Frauenspersonen; ein jedes trägt einen Korb mit Küchenkräutern, Eyern, Hühnern, Obst u. d. g. und will damit zu Markte. Da denke ich sogleich: Die guten Leute müssen zu Hause wol nicht viel zu thun finden, weil sie um eines so geringen Profits willen auf den Markt kommen. Etliche Jahre hernach sehe ich lauter Pferde, Karren und Wagen, welche die nämlichen Artikel nach der Stadt führen. Alsdann muss ich diesen Schluss machen: Entweder die Leute, die mir vor einigen Jahren begegneten, wohnen nicht mehr auf dem Lande, sondern sind anderswohin gezogen, weil sie dort nichts mehr nutzen, seitdem die Mode aufgekommen, die ganze Last, die sie in 500 Körben getragen, auf ein paar Karren zu laden: oder, sie müssen auf eine Beschäftigung verfallen seyn, die ihnen mehr einbringe, als wenn sie mit Eyern und grüner Waare zu Markte traben. In beiden Fällen wird dasjenige eingeführt seyn, was ich *Handlung* nenne; nämlich, die Eyer, die Hühner, die Früchte &c. sind aus zwanzigerley Händen zusammengesammelt worden, um in der Stadt diese Artikel in noch weit mehrere Hände zu bringen. Die Folge davon ist, dass auf solche Art viel Arbeit und Mühe erspart wird; das ist, durch den Karren gewinnen zwanzig Menschen Zeit, zu arbeiten, wenn sie nur Lust dazu haben; und vermehren sich die Bedürfnisse, so werden diese Leute bereit seyn, sie zu befriedigen.

Wir können alſo nicht ſagen, die Handlung werde die Indüſtrie erzwingen, oder die Indüſtrie werde die Handlung erzwingen: hingegen dürfen wir ſagen, die Handlung werde die Indüſtrie geſchwind befördern, und die Indüſtrie werde die Handlung im Gang erhalten. Indeſſen beruht beides auf einem dritten Umſtand, nämlich, daſs diejenigen einen Geſchmack an überflüſſigen Dingen haben, die ein Aequivalent dafür geben können. Dieſer Geſchmack wird die Nachfrage (Demand) verurſachen, und dieſe wird hinwiederum die Triebfeder der ganzen Operation werden.

II. Capitel.

Von der Nachfrage.

Es iſt dieſes keine neue Materie: ſondern eine Sache, die wir ſchon im erſten Buche ſehr umſtändlich abgehandelt haben, bekommt hier, wegen eines andern Verhältniſſes der Umſtände, einen andern Namen. *Dort* ſuchten wir dieſe Ideen ſo einfach zu erhalten, als möglich war: *hier* nehmen ſie eine verwickeltere Geſtalt an, und erſcheinen gleichſam in einem neuen Kleide.

Wir ſagten damals, die Bedürfniſſe des menſchlichen Geſchlechts beförderten ſeine Vermehrung, indem ſie die Nachfrage nach Lebensmitteln verſtärken, damit auch die freyen Arbeiter Brod haben, die, da ſie jene Bedürfniſſe liefern, dadurch in Stand kommen, dem Landmanne für das Korn, das ſie bedürfen, und das dieſer gebauet hat, ein Vergütungsmittel anzubieten. Da dieſe Art des Tauſchs ein Bild der Handlung in ihrer Kindheit iſt, ſo darf man ſich nicht wundern, daſs die Handlung in ihrem Wachstum noch immer eine Aehnlichkeit davon behält.

Was wir im erſten Buche, wenn vom Tauſchen die Rede war, *Bedürfniſſe* (Wants) nannten, das werden wir itzt, da von der Handlung die Rede iſt, mit dem Worte *Nachfrage* (Demand) ausdrücken. Hieraus iſt abzunehmen, daſs die Operationen der nämlichen Grundurſache unter verſchiedenen Benennungen beſtändig einerley bleiben werden, ſo verſchieden auch die Umſtände und Combinationen ſeyn mögen, auf welche dieſes Wort applicirt wird.

Wir mögen daſſelbe auf das Tauſchen oder auf die Handlung deuten, ſo zeigt es allemal etwas Wechſelſeitiges an. Wenn ich vom Schuſter ein paar Schuhe haben will, ſo verlangt er von mir entweder Geld, oder ſonſt etwas, das er gebrauchen kann. Um alſo der Zweideutigkeit eines Worts vorzubeugen, das, wegen Armuth der Sprache, in verſchiednen Bedeutungen genommen wird, je nachdem die dabey vorkommenden Umſtände verſchieden ſind, ſo will ich mich bemühen, daſſelbe kürzlich zu analyſiren.

1. Das Wort *Nachfrage* bezieht ſich allemal auf Waaren. Eine Nachfrage nach Geld, ausgenommen in Wechſelbriefen, heiſst niemals eine Nachfrage. Wenn diejenigen, welche Waaren vorräthig liegen haben, ſelbige in Geld zu verwandeln wünſchen, ſo ſagt man von ihnen, ſie bieten dieſelben zum Verkauf aus; und wenn ſie, um einen Käufer zu finden, den Preis herunterlaſſen, ſo ſagen wir, die Nachfrage nach Gütern ſteht *niedrig*, ſtatt, zu ſagen, die Nachfrage nach Geld ſteht *hoch*.

2. Geſetzt, es käme ein mit Gütern beladenes Schiff im Haven an, in der Abſicht, andre Güter dagegen einzukaufen, ſo verdoppelt ſich nur die Operation. Das Schiff bietet ſeine Güter zum Verkauf aus, und die Nachfrage im Haven heiſst *hoch* oder *niedrig*, nach Maasgabe der Höhe des angebotenen Preiſes, nicht aber nach Maasgabe der geſuchten Quantität, noch der Anzahl derer, die deswegen Nachfrage thun. Wenn alles verkauft iſt, ſo wird alsdann das Schiff der Nachfrager; und wenn ſeine Nachfrage nach Proportion höher iſt, als die vorige, ſo ſagen wir überhaupt, das Geſuch oder die Nachfrage iſt für die Waaren des Havens; das iſt, der Haven bietet an, und das Schiff verlangt. Dies nenne ich die wechſelſeitige Nachfrage.

3. Die Nachfrage iſt entweder einfach, oder zuſammengeſetzt. Einfach, wenn nur Einer nach der Waare frägt: zuſammengeſetzt, wenn ihrer Mehrere ſind, die nach derſelben Waare fragen. Dies bezieht ſich aber nicht ſowol auf Perſonen, als auf das Intereſſe. Wenn zwanzig Leute aus einerley beſtimmtem Intereſſe nach einerley Waare fragen, ſo macht dies alles zuſammen nur eine *einfache* Nachfrage aus: alsdann erſt wird ſie *zuſammengeſetzt* oder *hoch* (high), wenn verſchiedene Intereſſen eine Concurrenz (Competition) hervorbringen. Man kann alſo ſagen, daſs, wenn keine Concurrenz zwiſchen Käufern iſt, die Nachfrage nur einfach ſey, es mag übrigens die geſuchte Quantität Waaren, oder auch die Anzahl der Käufer ſo gros oder ſo

gering

gering seyn, als sie wolle. Wenn demnach in dem Tauschcontracte die Nachfrage auf einer Seite einfach, und auf der andern zusammengesetzt ist; so führt diejenige, die zusammengesetzt ist, beständig den Namen der Nachfrage, die andre aber nicht.

4. Die Nachfrage ist entweder gros oder klein; gros, wenn die verlangte *Quantität* gros ist; klein, wenn die verlangte *Quantität* klein ist.

5. Die Nachfrage steht entweder hoch oder niedrig; hoch, wenn die Concurrenz zwischen den *Käufern* gros ist; niedrig, wenn die Concurrenz zwischen den *Verkäufern* gros ist. Aus diesen Definitionen ist zu schliessen, dass die Folge einer *grossen* Nachfrage ein grosser Verkauf ist; und die Folge einer *hohen* Nachfrage (high demand) ist ein starker Preis. Die Folge einer *geringen* Nachfrage ist ein geringer Verkauf; und die Folge einer *niedrigen* Nachfrage ein geringer Preis.

6. Die Natur der Nachfrage ist, die Indüstrie aufzumuntern; und wenn die Nachfrage regelmässig geschieht, so ist die Wirkung davon diese, dass die Versorgung mit den verlangten Waaren gröstentheils der Nachfrage proportionirlich befunden wird; und dann ist die Nachfrage gemeiniglich nur einfach. Es müssen erst andre Umstände dazu kommen, ehe sie zusammengesetzt wird; z. E. wenn sie irregulair, das ist, unerwartet ist, oder wenn die gewöhnliche Versorgung mit den verlangten Sachen stocket. Die Folge hievon ist, dass die für die Nachfrage gemachte Provision, da selbige die rechte Proportion verfehlt hat, eine Concurrenz zwischen den Käufern verursacht, und die couranten, das ist, die ordinairen Preise erhöhet. Daher kommt es, dass man öfters sagen hört: die Nachfrage steigert die Preise. Die Preise sind hoch oder niedrig, nachdem die Nachfrage ist. Diese Ausdrücke sind richtig, weil die Armuth der Sprache uns nöthiget, dabey auf Umstände Acht zu geben, die verborgen liegen, und erst durch Schlussfolgen herausgebracht werden müssen.

Die Nachfrage heisst *hoch* oder *niedrig*, beziehungsweise auf die gemeine Schätzung derselben, oder auf die Concurrenz der Käufer, die für die Nachfrage gemachte Provision zu erhalten. Wenn sich aber das Wort Nachfrage auf die verlangte Quantität bezieht, so muss sie, wie gesagt, entweder *gros*, oder *klein* seyn.

7. Die

7. Die Nachfrage hat nicht allemal die nämliche Wirkung in Steigerung der Preise. Wir müssen daher sorgfältig auf den Unterschied Acht geben zwischen einer Nachfrage nach Dingen, die zu den vornehmsten Lebensnothwendigkeiten gehören, und nach Dingen, woran soviel nicht gelegen ist; wie auch zwischen einer Nachfrage, welche von den unmittelbaren Verzehrern geschieht, und einer Nachfrage, die von Kaufleuten geschieht, welche kaufen, um wieder zu verkaufen. In beiden Fällen wird die Concurrenz verschiedene Wirkungen haben. Dinge von äusserster Nothwendigkeit müssen angeschafft werden, der Preis mag noch so hoch anlaufen. Die Verzehrer, die nicht zu gewinnen, sondern nur ihre Begierden zu stillen suchen, werden in eine stärkere Concurrenz miteinander gerathen, als Kaufleute, die nicht nach der Waare passionirt sind, und in Ansehung des Botes, das sie darauf legen, sich nur nach den Aussichten des davon zu hebenden Profits zu richten pflegen. Daher kommt die grosse Verschiedenheit des Kornpreises in verschiednen Jahren; daher kommt der einförmige Fus der Waarenpreise auf Messen, wie die zu Frankfurt am Mayn und zu Beaucaire sind; daher kommt auch der Vortheil, den die Verzehrer finden, indem sie sich zu eben der Zeit, da die Kaufleute einkaufen, mit dem benöthigten Vorrath versorgen; und endlich kommt daher das plötzliche Steigen und Fallen im Preise des Zugviehes auf den Landmärkten, wo ein jeder sich selbst das Benöthigte anschafft.

Das bisher Gesagte mag für den Anfang genug seyn. In der Maasse, als wir fortfahren, wird dieses Principium durch seine Anwendung weit besser aufgeklärt werden, als durch alle die abstracten Distinctionen, die ich davon zu geben fähig bin.

III. Capitel.

Von den ersten Grundsätzen des Tauschs, und wie dieser zur Handelschaft erwächst?

Zuerst mus ich auf die Quelle der Handlung zurückgehen, um sie in ihre ersten Grundsätze aufzulösen.

Unter allen Arten der Handlung ist keine einfacher, als die, welche vermittelst Umtauschung solcher Artikel, die zum Unterhalt nöthig sind, getrieben wird. Wenn wir vorausetzen, dass die Erde dem, der sie zuerst in Besitz

ſitz nimmt, zum Gebrauche freyſteht, ſo wird derjenige, der ſie anbaut, forderſamſt ſeine eigene Nahrung daraus ziehen, und den Ueberfluſs wird er zu vertauſchen ſuchen, und ihn gerne einem jeden überlaſſen, der ihm ſeine übrigen Bedürfniſſe dagegen befriedigen will. Natürlicherweiſe ſetzt dieſes (wie ich bereits geſagt habe) eine überflüſſige Quantität von Lebensmitteln, die durch ſchwere Arbeit hervorgebracht worden, voraus, es ſetzt aber auch freye Arbeiter voraus. Denn weſſen Gewerbe der Ackerbau iſt, der kann ſich mit andern Nothwendigkeiten nicht eben ſo gut, als mit Lebensmitteln verſorgen; und weſſen Gewerbe iſt, die Landleute mit ſolchen nothwendigen Bedürfniſſen zu verſorgen, und dafür ihren überflüſſigen Vorrath Lebensmittel einzutauſchen, dem kann man nicht die Beſchäfftigung aufgeben, daſs er dieſe Lebensmittel ſelbſt hervorbringe. Je mehr ſich die nothwendigen Bedürfniſſe der Menſchen vermehren, cæteris paribus, deſto mehr freye Arbeiter (free hands) werden erfordert, ſelbige anzuſchaffen; und je mehr freye Arbeiter erfodert werden, ein deſto gröſserer Ueberſchuſs von Lebensmitteln muſs durch vermehrte Feldarbeit hervorgebracht werden, um ihrer Nachfrage Genüge zu thun.

Dieſe Art der Handlung iſt noch am mindeſten verwickelt, und kann, nach der Verſchiedenheit der Länder, und der Grade der zu ſtillenden Bedürfniſſe, einen gröſsern oder geringern Umfang bekommen. In einem Lande, wo kein Geld, noch etwas anders, das die Stelle deſſelben erſetzt, vorhanden iſt, ſtelle ich mir vor, daſs die Bedürfniſſe der Menſchen nur auf ſehr wenige Gegenſtände gerichtet ſeyn werden, nämlich den Unbequemlichkeiten des Hungers, des Durſts, der Kälte, der Hitze, und überhaupt Gefahr von ſich abzuwenden. Ein freyer Mann, der durch ſeine Indüſtrie ſich alles, was eine einfache Lebensart angenehm macht, anſchaffen kann, wird ſich zu Ruhe ſetzen, ſein Erworbenes genieſſen, und nicht mehr arbeiten; und überhaupt wird ſich der Trieb zur Arbeit nicht mehr in verſtärktem Maaſse zeigen, ſo bald die Nachfrage, in Anſehung der erſterwähnten Zwecke, befriedigt iſt. Die Urſache hievon iſt leicht einzuſehen. Wenn die freyen Arbeiter durch ihren Fleis ſo viel erworben haben, daſs ſie ihre Bedürfniſſe befriedigen können, ſo iſt ihrer Ambition Genüge geſchehen: und ſobald der Landmann das zur Stillung ſeiner Bedürfniſſe und Erleichterung ſeines Lebens nöthige Surplus erarbeitet hat, ſo arbeitet er nicht mehr. Hier iſt alſo eine natürliche

Stockung der Indüſtrie, folglich auch des Tauſchens. Wir haben dieſes im erſten Buche *die moraliſche Unmöglichkeit, die Volkzahl zu vermehren*, genannt.

Nunmehr müſſen wir auch unterſuchen, wie das Tauſchen zur eigentlich ſo genannten Handlung erwächſt, nach unſrer gegebenen Definition; wie die Handlung unter den Menſchen ausgebreitet werde; wie Manufacturen in Gang kommen, wo Sachen, die nicht ſowohl zum Nutzen, als zum Zierrat dienen, verfertigt werden; und wie ſich die Menſchen zur mühſeligen Arbeit bequemen, um Dinge zu erlangen, die ihnen nicht unumgänglich-nöthig ſind.

Bey einer freyen Societät ſchreibe ich dieſes hauptſächlich der Einführung des Geldes zu, und einem Geſchmacke ſeiner Beſitzer an überflüſſigen Sachen.

In den alten Zeiten fehlte es nicht an Geld: allein, da der Geſchmack an überflüſſigen Dingen der Quantität des Gelds noch nicht die Wage hielt, ſo lieſs man letzteres im Kaſten ruhen. Dies war der Fall in Europa vor vierhundert Jahren. Ein neuer Geſchmack an überflüſſigen Dingen hat vielleicht mehr Geld aus unſern eigenen Schätzen, als aus den Gold- und Silbergruben der neuen Welt, in Umlauf gebracht. Die ſchlechte Meinung, die wir von dem Reichtum unſrer Voreltern hegen, gründet ſich auf die neuere Manier, den Reichtum nach der Quantität des circulirenden Geldes zu ſchätzen, woraus wir den irrigen Schluſs ziehen, der gröſste Theil des baaren Gelds, das itzt in unſern Händen iſt, habe aus America kommen müſſen.

Die Einführung der Handlung iſt demnach weit minder für eine Folge der Menge gemünzten Geldes anzuſehn, als dem Geſchmacke an überflüſſigen Dingen zuzuſchreiben; und wenn wir ſehen, wie in unſern Tagen die Indüſtrie alle ihre Werke auf einen ſo hohen Grad der Verfeinerung treibt, ſo dürfen wir glauben, daſs ſolches lediglich um der Handlung willen geſchehe. Ich will dieſes durch eine Vergleichung der verſchiedenen Operationen des Tauſchs, Verkaufs und Handlung, zu erläutern ſuchen.

Wenn wechſelſeitige Bedürfniſſe durch Tauſch herbeygeſchafft werden, ſo iſt hiezu gar kein Geld nöthig. Hier iſt alſo die Combination überaus einfach.

Vervielfältigen ſich die Bedürfniſſe, ſo verknüpfen ſich mit dem Tauſchen, aus leicht begreiflichen Urſachen, mehrere Schwierigkeiten; um dieſer willen iſt das Geld eingeführt. Dieſes iſt der gemeine Preis aller Dinge; es

iſt

iſt ein ſchickliches Vergütungsmittel in den Händen der Bedürfenden, wodurch der Zweck, das Benöthigte für die, welche durch Induſtrie die Wünſche jener befriedigen, herbeyzuſchaffen, erreicht wird. Dieſe Operation des Kaufens und Verkaufens iſt ſchon ein wenig verwickelter, als die erſtere: gleichwol haben wir hier noch keine Idee von der Handlung, weil wir die Kaufleute noch nicht haben auftreten laſſen, die durch ihre Emſigkeit dieſelbe in Gang bringen.

Nun ſoll dieſe dritte Perſon auch mit ins Spiel kommen, ſo wird die ganze Operation deutlich werden. Hier ſtellt der Verzehrer die Bedürfniſſe, der Fabricant und Handwerksmann die Induſtrie, und der Kaufmann das Geld vor. Ich ſage, *der Kaufmann ſtellt hier das Geld vor*, indem er an deſſen Stelle Credit ſubſtituirt; und gleichwie das Geld war erfunden worden, um das Tauſchen zu erleichtern, ſo iſt der Kaufmann, mit ſeinem Credit, als ein neues Raffinement, den Gebrauch des Geldes betreffend, anzuſehen. Hiedurch wird das Geld wirkſamer, die Geſchäffte des Kaufens und Verkaufens zu verrichten. Dieſe Operation iſt Handelſchaft; ſie überhebt Käufer und Verkäufer aller Beſchwerlichkeit des Transports, und erſpart beiden Theilen die Mühe, Bedürfniſſe gegen Bedürfniſſe, oder Bedürfniſſe gegen Geld auszumeſſen, und eins dem andern anzupaſſen; der Kaufmann ſtellt wechſelsweiſe den Verzehrer, den Fabricanten, und das Geld vor. Dem Verzehrer kommt er vor, wie die Geſammtſchaft der Fabricanten; den Fabricanten, wie die ganze Geſellſchaft der Verzehrer; und bey beiden Claſſen vertritt ſein Credit die Stelle des Gelds. Wir wollen uns fürerſt an dieſer Erläuterung begnügen. Ich muſs mich nun wieder zu dem ſimpeln Geldverkehr wenden, das zwiſchen den zwo contrahirenden Parteyen, dem Käufer und dem Verkäufer, vorgeht, um zu zeigen, wie ſich die Menſchen zu mühſeliger Arbeit bequemen, damit ſie ſich überflüſſige Dinge anſchaffen können.

Sobald in einem Lande der Gebrauch des Gelds eingeführt iſt, ſo wird, wie ich ſchon oben geſagt habe, das Geld ein allgemeiner Gegenſtand des Bedürfniſſes für alle Einwohner. Daraus folgt, daſs die freyen Arbeiter des Staats, die zuvor ihre Arbeit einſtellten, weil alle ihre Bedürfniſſe beſorgt waren, nunmehr, da ihnen dieſer neue Gegenſtand der Ambition vor Augen ſchwebt, ſich, durch Raffiniren auf ihre Arbeit, Mühe geben, auch die kleinern Unbequemlichkeiten, die aus der Simplicität der Lebensart entſpringen, aus dem Wege zu räumen. Leute, zum Exempel, die vorher nur

Eine Art von Kleidung für alle Jahrszeiten gekannt haben, werden willig eine kleine Summe Geldes weggeben, um ſich mit verſchiedenen Sorten des Anzugs zu verſehen, die ſich auf Winter und Sommer insbeſondre paſſen, und zu deren Erfindung die Begierde des ſinnreichen Fabricanten, Geld zu erwerben, mag Gelegenheit gegeben haben.

Ich werde hier nicht die ſtuffenmäſsigen Progreſſen der Indüſtrie, um Manufacturen zur Vollkommenheit zu bringen, durchgehen, noch durch fernere Anmerkungen über die Vortheile, welche der Indüſtrie aus der Einführung der bürgerlichen und häuslichen Freiheit zuwachſen, meine Materie unterbrechen. Ich will nur berühren, daſs die feinern Verbeſſerungen der Manufacturen nicht ſowol davon herzurühren ſcheinen, daſs die Reichen einen Geſchmack am Luxus finden, und alſo, damit ſie ihrer Gemächlichkeit pflegen können, die Armen gleichſam nöthigen, indüſtriös zu werden, ſondern daſs die Urſache weit allgemeiner in der Indüſtrie und Erfindſamkeit der Fabricanten anzutreffen ſey, als welche durch fleiſsiges Nachdenken täglich Mittel erfinden, ſolche Unbequemlichkeiten zu mildern oder zu heben, die man ſelten als Unbequemlichkeiten gewahr wird, bis erſt der Weg, ſich ihrer zu entſchlagen, ausgefunden iſt.

Wer ſelber eine Erfahrung hierüber anſtellen will, der gehe nur in den nächſten Kramladen. Nirgend wird er ſo geſchwind, als dort, ſeine Bedürfniſſe entdecken. Alles, was er ſieht, deucht ihm entweder nothwendig, oder wenigſtens überaus anſtändig, und er fängt an, ſich zu wundern (inſonderheit wenn er reich iſt), daſs er ſo lange Zeit ohne eine Sache hat leben können, die allein der ſinnreiche Handwerksmann darum erfunden hat, damit ſie durch ihre Neuigkeit die Begierde des Reichen rege machen ſollte; denn dieſer wird, nachdem er ſie gekauft hat, vielleicht nicht mehr daran denken, noch den Gebrauch davon machen, wozu ſie ihm anfänglich ſo unentbehrlich ſchien.

Hier haben wir alſo eine Urſache, warum die Menſchen, wenn ſie gleich kein Mangel drückt, dennoch arbeiten. Sie werden begierig, die Werkzeuge des Luxus ſelbſt zu beſitzen, nachdem ihr Geiz oder ihre Ehrſucht ſie angeſpornt hat, ſelbige zum Gebrauche andrer zu erfinden.

Was ich hier geſagt habe, ſtellt die Handlung in ihrer Kindheit vor, oder vielmehr die Materialien, womit dieſe groſse Fabrik erbauet iſt.

Wir

Wir haben eine Idee von der bis zur Ueppigkeit getriebenen Vermehrung der menſchlichen Bedürfniſſe gegeben, welche, durch die Beſchäfftigung aller zu dieſem Zwecke ausdrücklich beſtimmten freyen Arbeiter, im Ueberfluſs herbeygeſchafft werden. Wenn wir aber vorausſetzen, daſs der Handwerksmann ſelbſt über ſeine verfertigte Arbeit diſponire, und mit ſelbiger vom Landmanne Brodkorn, vom Tuchmacher Tuch kaufe, und überhaupt die Befriedigung jeder Bedürfnis aus den Händen der Perſon, die ſich unmittelbar mit der Lieferung derſelben beſchäfftigt, zu erlangen ſuche: ſo wird dieſes, nach unſrer Definition, keine Idee von der Handelſchaft mit ſich führen.

Handelſchaft und Commerz verkürzen dieſen langweiligen Proceſs. Der Entwurf dazu iſt von Kaufleuten, in Abſicht auf Gewinn, erfunden und in Gang gebracht, und hernach, wegen ſeines allgemeinen Nutzens, der ſich auf jedes Individuum, reich oder arm, auf jede Societät, gros oder klein, erſtreckt, von den Menſchen begünſtiget und weiter ausgebreitet worden.

Anſtatt daſs der Nadler ſeine Nadeln an funfzig verſchiedene Perſonen, von denen er andre Sachen nöthig hat, vertauſcht, verkauft er ſie alle an den Kaufmann für Geld, oder auf Credit; und, nachdem es die Gelegenheit mit ſich bringt, kauft er alle ſeine Bedürfniſſe, entweder aus der erſten Hand, von denen, welche ſie verſchaffen, oder von andern Kaufleuten, welche mit den Fabricanten eben ſo zurecht gekommen ſind, wie ſein Kaufmann mit ihm.

Ein andrer Vortheil der Handlung iſt der, daſs ſinnreiche und fleiſsige Leute in Einer Gegend des Landes ſich in einer andern, obgleich entfernten, Gegend Kunden erwerben können. Sie können ſich in den zu ihrem beſondern Betriebe bequemſten Plätzen niederlaſſen, und einander wechſelsweiſe aushelfen, ohne die entlegenen Gegenden des Landes durch Arbeitsmangel in Verlegenheit zu ſetzen. Sie können auch ungeſtört fortarbeiten, und brauchen nicht erſt lange herumzulaufen, um Kunden zu ſuchen.

Die Handlung bringt viele vortreffliche Vortheile. Sie gibt den Fabricanten zu erkennen, ob der Zweig ihrer Induſtrie zu ſchwach oder zu ſtark mit Arbeitern beſetzt ſey. Im erſtern Falle wird mehr bey ihnen beſtellt werden, als ſie liefern können: im andern Falle wird es mit dem Verkaufe langſam zugehn.

Verſtändige Profeſſioniſten werden allemal leicht entdecken, ob dieſe Erſcheinungen zufällig ſeyn, oder ob ſie aus den wirklichen Handlungs-

lungsgrundſätzen herflieſſen, die hier der Gegenſtand unſrer Unterſuchung ſind.

Eine Folge der Handlung ſind auch die Poſten und der Briefwechſel, vermittelſt deren die Kaufleute ordentlich Nachricht erhalten, was für Veränderungen jeder Zweig der Indüſtrie, in Anſehung ihres Wachstums oder Abnehmens, in jedem Theile des Landes erfahren habe. Nach dieſer Kenntnis reguliren ſich die Preiſe, die ſie anbieten; und da ihrer viel ſind, ſo hält einer den andern im Zaum, aus Gründen der Concurrenz, die wir hernach unterſuchen werden.

Aus den Courantpreiſen bekommt der Fabricant eben das zu wiſſen, was er durch eigene Correſpondenz erfahren würde; der Staatsmann merkt vollkommen, wo es an Händen fehlt; und junge Leute, die der Indüſtrie gewidmet ſind, folgen gewiſſermaſſen dem Rufe des Publici, und fallen von ſelbſt darauf, den Abgang bey dieſem oder jenem Zweige erſetzen zu helfen.

Zwo ſtattliche Hülfsquellen für Kaufleute, ſonderlich wenn die Handlung noch in ihrer Kindheit iſt, ſind die öffentlichen Märkte, welche ein Sammelplatz der Waaren der kleinen Krämer ſind; und groſſe Unternehmungen, die von Particuliers in Manufacturſachen geſchehen. Durch dieſe Mittel erfahren die Kaufleute die Quantität der verfertigten Sachen; und aus dem Verkauf derſelben können zugleich die Manufacturiſten abnehmen, wie ſtark die Nachfrage darnach ſey. Wenn dieſe zwey Dinge einmal recht bekannt ſind, ſo läſt ſich der Waarenpreis leicht beſtimmen, wie wir nun bald ſehen werden.

Oeffentliche Verkäufe ſind dienlich, die kleinen Inconvenienzen, die aus den Handlungsoperationen entſprieſſen, zu verbeſſern. Eine beträchtliche Anzahl Profeſſioniſten, die alle in einer Stadt beiſammen wohnen, und gänzlich ihrer Indüſtrie ergeben ſind, erfahren auf ſolche Weiſe den Marktpreis eben ſo gut, als ob jeder von ihnen ſelbſt mit ſeinen Waaren zu Markte gezogen wäre; und wenn der Kaufmann ankommt, der ihnen geſchwind ihre verfertigten Sachen abnimmt, ſo wiſſen ſie die Beſchaffenheit der Nachfrage eben ſo gut als er. Dieſer Mann kauft und verkauft ins Groſs; das iſt, bey ganzen Parteyen, und von ihm kaufen die Krämer, welche die Waaren unter alle Verzehrer im ganzen Lande vertheilen. Dieſe Krämer kaufen von dem Groſſirer in jedem Fache ſo viel von jeder Gattung Waaren ein, als ſie in ihrem Flecken, Stadt oder Provinz, wieder abzuſetzen gedenken. Auf

Auf dieſe Art wird allen Unbequemlichkeiten vorgebeugt, mittelſt daſs den Kunden des Krämers die Waaren etwas höher zu ſtehen kommen; denn *ſie* ſind es, welche, aus Urſachen, die ich hernach anführen werde, die ganzen Unkoſten gut machen müſſen. Nunmehr liegt gar nichts daran, daſs der Fabricant in einem abgelegenen Winkel wohnt, oder etwa eigenſinnig im Verkauf ſeiner Arbeit iſt: genug, im Kramladen iſt alles zu haben, und das Publicum kauft zu gangbaren Preiſen.

IV. Capitel.

Wie die Waarenpreiſe durch die Handlung beſtimmt werden.

Am Waarenpreiſe betrachte ich zwey Dinge als wirklich exiſtirend und ganz von einander unterſchieden, nämlich den reellen Werth der Waare, und den Profit auf ihrem Abſatz. Meine Abſicht im gegenwärtigen Capitel iſt, dieſen Unterſchied veſtzuſetzen, und zu zeigen, wie die Handlungsgeſchäffte auf verſchiedne Weiſe einen Einfluſs auf den Richtfus dieſer beiden Dinge haben, das iſt, wie die Handlung die Wirkung habe, zwo Sachen, die ſonſt ganz ſchwankend und ungewiſs bleiben würden, beſtimmt und gewiſs zu machen.

I. Vor allen Dingen muſs man von jeder Manufacturwaare, die zum Verkaufe kommt, wiſſen, wieviel davon ein Menſch in einem Tage, in einer Woche, in einem Monate verfertigen könne, je nachdem die Natur der Arbeit mehr oder weniger Zeit erfodert, ſie zur Vollkommenheit zu bringen. Bey Machung ſolcher Ueberſchläge iſt nur darauf zu ſehen, wieviel, im Durchſchnitt gerechnet, überhaupt ein Handwerksmann im Lande, ohne eben der beſte, noch der ſchlechteſte in ſeiner Profeſſion zu ſeyn, arbeiten könne; und dabey muſs nicht in Betrachtung kommen, ob die Lage ſeines Wohnungsorts für ſein Gewerbe vortheilhaft ſey, oder nicht.

Hieraus iſt die Urſache herzuleiten, warum einige Leute durch ihre Indüſtrie reich werden, und andre nicht; warum einige Manufacturen an einem Orte blühen, am andern nicht.

II. Das Zweite, was man wiſſen muſs, iſt der Werth von des Handwerks-

werksmanns Unterhalte und nothwendigen Ausgaben, ſowol zu ſeinen perſönlichen Bedürfniſſen, als auch zur Anſchaffung der zu ſeiner Profeſſion gehörigen Inſtrumenten, welches alles abermals im Durchſchnitte zu rechnen iſt; ausgenommen wenn die Natur der Arbeit erfodert, daſs der Arbeiter an dem Orte, wo die Conſumtion ſeiner verfertigten Waare geſchieht, ſelbſt gegenwärtig ſey. Denn obgleich einige Gewerbe, und faſt alle Manufacturen, in entlegenen Orten getrieben werden können, und eben deswegen eine allgemeine Regulirung ihrer Preiſe Statt finden kann: ſo gibt es dagegen andre, die, vermöge ihrer Natur, die Gegenwart des Arbeiters an dem Orte des Aufwands erfordern; und in dieſem Falle müſſen die Preiſe nach den Umſtänden, die ſich auf jeden beſondern Platz beziehen, eingerichtet werden.

III. Endlich muſs man auch den Werth der Materialien wiſſen, das iſt, der rohen Materie, die der Fabricant oder Handwerksmann verarbeitet; und wenn der Gegenſtand ſeiner Indüſtrie die Handarbeit eines andern iſt, ſo muſs, in Anſehung dieſes Letztern, eine Unterſuchung der beiden vorigen Stücke vorgenommen werden; auf dieſe Art laſſen ſich die allerverwickeltſten Combinationen, die bey gewiſſen Manufacturen vorkommen, bis zur gröſsten Simplicität auflöſen. Ich habe dieſe Analyſis weitläuftiger angeſtellt, als eigentlich hier nöthig geweſen wäre, damit ich nachher die Mittel, die Preiſe der Manufacturwaaren zu verringern, deſto einleuchtender machen könnte.

Sobald obige drey Stücke bekannt ſind, ſo iſt der Preis der Manufacturwaaren beſtimmt: Er kann nicht geringer ſeyn, als der Belauf dieſer drey Dinge zuſammengenommen, das iſt, als der reelle Werth; was über dieſen Preis iſt, macht den Profit des Profeſſioniſten aus. Dieſer Profit wird allemal mit der Nachfrage Proportion halten, und daher, nach Maasgabe der Umſtände, hin und her ſchwanken.

Hieraus erhellet, daſs eine groſse Nachfrage nöthig iſt, wenn Manufacturen in einen blühenden Zuſtand kommen ſollen.

Durch die ſich weit verbreitenden Geſchäffte der Kaufleute, und ihre beſtändige Application auf das Studium der Balanz zwiſchen fertiger Arbeit und Nachfrage, werden ihnen alle obigen Umſtände bekannt, und gelangen auch zur Wiſſenſchaft des fleiſsigen Handarbeiters, der ſeinen Unterhalt und Ausgaben nach einem gewiſſen Profit regulirt. Ich nenne es einen *gewiſſen* Profit,

Profit, weil bey solchen Umständen der Handwerksmann seine Waare selten überbietet; und indem er dieses unterläßt, so darf er sicher auf den Verkauf derselben rechnen; wie man aus der täglichen Erfahrung sehen kann.

Gebt einem Handwerksmanne, in einem Lande, wo wenig Handlung und Industrie ist, Arbeit auf, die Forderung seines Lohns wird allemal eurer mehr oder weniger dringenden Nothdurft, oder eurem Vermögen, zu zahlen, selten aber seiner Bemühung angemessen seyn. Gebt einem andern Handwerksmanne, in einem Lande, wo Handlung ist, Arbeit auf: der wird euch nicht zu viel abfodern, wofern ihr nicht etwa ein Fremder seyd, welcher noch nicht Bescheid weis. Aber laßt euch durch eben diesen Handwerksmann etwas verfertigen, das im Lande nicht gewöhnlich ist, und folglich nicht gesucht wird, folglich auch keinen bestimmten Preis hat, so wird er sich, bey Foderung seines Lohns, nach eben den Umständen richten, deren oben, beim ersten Falle, erwähnt ist.

Wir können demnach aus dem Bisherigen schliessen, daß in einem Lande, wo die Handlung eingeführt ist, die Manufacturen empor kommen müssen, wegen des geschwinden Absatzes, wegen des regulirten Preises der verfertigten Sachen, und wegen des gewissen Profits für den fleissigen Handwerksmann. Wir kommen nun auf die Folgen einer solchen Verfassung.

V. Capitel.

Wie sich einem arbeitsamen Volke die auswärtige Handlung eröffnet, und was dieselbe für Folgen in Ansehung derjenigen Kaufleute hat, die den Grund dazu gelegt haben.

Die erste Folge von der im vorigen Capitel beschriebenen Situation ist die leichte Verschaffung der Bedürfnisse für den richtig-proportionirten Werth derselben.

Die nächste Folge ist diese, daß sich die auswärtige Handlung nach ihren zwo Gattungen eröffnet, nämlich die Passiv- und Activhandlung. Wenn Fremde, und Leute, die in entlegenen Ländern wohnen, merken, daß es schwer sey, die Befriedigung ihrer Bedürfnisse aus dem Fond der einheimischen Industrie zu erhalten, und daß sie hingegen aus unserm Lande leicht

damit versorgt werden können, so nehmen sie sogleich ihre Zuflucht zu uns; dieses heißt Passivhandlung. Die Activhandlung ist, wenn Kaufleute, nachdem sie in ihrem Lande diesen Plan mit gutem Erfolge ausgeführt haben, anfangen, die von ihren Landsleuten verfertigten Sachen nach andern Ländern zu transportiren, die solche zum Verarbeiten taugliche Artikel des Aufwands, nach denen in ihrem Lande die meiste Nachfrage ist, und welche folglich am geschwindesten Abgang finden, und den grösten Profit gewähren, entweder wirklich hervorbringen, oder doch hervorbringen können.

Hier öffnet sich also die auswärtige Handlung, unter ihren zwo Benennungen, die active und die passive. Da aber unsre gegenwärtige Absicht nur auf die Folgen, welche diese Revolution in Ansehung der Kaufleute hat, gerichtet ist, so werden wir uns um diese Eintheilung nicht weiter bekümmern; sie wird sich an einem andern Orte natürlicherweise von selbst wiederum darbieten.

Was sind denn also die Folgen von diesem neuen Commerz für unsre Kaufleute, die ihre Heimat verlassen haben, um in fremden Ländern einen Gewinn zu suchen?

Die erste Folge ist, daß sie sich, wenn sie in dem neuen Lande ankommen, in Ansehung der Einwohner in eben der Situation befinden, wie die Handwerksleute in einem Lande, wo keine Handlung ist, in Ansehung derer, die eine Arbeit bey ihnen bestellt haben, das ist, sie proportioniren die Preise ihrer verfertigten Sachen nach der Begierde, welche die Einwohner dafür bezeigen, oder auch nach dem Zahlungsvermögen derselben, nimmermehr aber nach dem reellen Werthe dieser Sachen.

Alsdann muß in der ersten Zeit der Profit, den diese Handlung gewähret, sehr beträchtlich seyn; und die Nachfrage, die aus einem solchen Lande geschieht, wird, nach Maasgabe der Denkungsart des Volks, *hoch* oder *niedrig* stehn, *groß* oder *gering* seyn, nicht aber nach Maasgabe seiner wahren Bedürfnisse; denn diese müssen in allen Ländern, wie schon gesagt, zuerst durch die Einwohner selbst verschafft werden, bevor sie aufhören zu arbeiten.

Wenn die Einwohner dieses nicht-handelnden Landes (so wollen wir es anitzt nennen) überflüssig mit solchen Sachen versehen sind, aus denen die Kaufleute Vortheil ziehen können, so werden sie ihnen selbige im Anfang gerne abgeben, und dafür von ihnen andre Sachen, die zum Luxus, oder

zur

zur Bequemlichkeit dienen, in Empfang nehmen: allein, der grosse Profit der Kaufleute wird die Nachfrage nach den Producten ihrer neuen Correspondenten unmerklich vermehren; dieses wird die Wirkung haben, dass selbst unter den letzteren eine Concurrenz entsteht, und dass daher diese die Nachfrage auf ihre Seite ziehen. Dieser nachtheilige Umstand ist von dem Kaufhandel unzertrennlich; selbst solche Nationen, die sonst am wenigsten verschlagen sind, werden die Wirkungen desselben gar bald gewahr, und bekommen sogar Unterweisung, wie sie sich diese Entdeckung, trotz der Verschlagenheit der erfahrensten Handlungsverständigen, zu Nutzen machen können.

Die Kaufleute werden demnach ungemein hitzig auf allerley Mittel und Erfindungen verfallen, diesem Volke einen Geschmack an Verfeinerungen und artigen Sachen einzuflössen. Eine Menge Galanterien, die aus lauter Werkzeugen des Luxus und Ueberflusses bestehn, und woran das Volk wahrscheinlicherweise Wohlgefallen finden wird, werden dem Fürsten und seinen vornehmsten Ministern zum Present gegeben werden. Die künstlichen Arbeiter im Lande werden den Auftrag bekommen, den Geschmack der Fremden auszustudiren, und die Begierden derselben durch alle ersinnliche Mittel zu fesseln. Je passionirter sie Geschenke wünschen, mit desto grösserer Verschwendung werden die Kaufleute ihnen selbige gewähren und vermannichfaltigen. Hier ist ein Thier, das auf der Mastung steht; je mehr es frisst, desto eher taugt es zum Schlachten. Wenn der Geschmack dieser Herren an überflüssigen Dingen völlig ausgebildet ist; wenn das Vergnügen an ihrer vorigen Simplicität verfälscht, vergiftet, ausgelöscht ist: dann haben sicherlich die Kaufleute sie schon am Stricke, und jeweiter sie sich daran führen lassen, desto weniger ists ihnen möglich, loszukommen. Alsdann werden die Geschenke, nachdem sie ihren Dienst verrichtet, wegbleiben; und sollten sie ja in der Folge fortgesetzt werden, so wird es vermuthlich nur in der Absicht geschehen, damit man die Concurrenz gegen andre Nationen, welche Lust bezeigen, an dem Profit Theil zu nehmen, aushalten könne.

Wenn hingegen diese nicht-handelnde Nation keinen Ueberfluss an Waaren hat, die den Kaufleuten anständig sind, so werden sich diese wenig um die Handlung mit ihr, wäre sie auch noch so bequem, bekümmern. Setzen wir aber den Fall, dass dieses Land von einem arbeitsamen Volke bewohnt werde, das, nachdem es sich von den Kaufleuten einen zärtlichern

ſchmack einflöſſen laſſen, fleiſsig den Ackerbau treibt, um Lebensmittel aus der Erde hervorzuſchaffen: ſo wird es die Kaufleute erſuchen, ihre Manufacturwaaren gegen Lebensmittel umzuſetzen; und dieſer Handel wird ohnezweifel die Wirkung haben, die Volkanzahl der handelnden Nation zu vermehren. Wenn aber weder Lebensmittel geliefert werden können, noch ein andrer Zweig von Producten zur Unterhaltung der Correſpondenz ausfündig gemacht werden kann, ſo wird ſich die Luſt zum Beſitze galanter und zierlicher Sachen bald wieder verlieren, und die Handlung wird in ſelbigen Gegend ſtocken.

Wäre es den Europäern nicht um die Peltereyen zu thun geweſen, wovon in Canada und in den Ländern an der Hudſonsbay ein Ueberfluſs iſt; nie würden ſie auf den Einfall gerathen ſeyn, die dortigen Nationen mit Werkzeugen des Luxus zu verſorgen; und hätten die Einwohner dieſer Gegenden an dieſen entbehrlichen Sachen, welche ihnen die Europäer zugeführt, keinen Geſchmack gefunden, ſie würden nicht ſo unermüdet und geſchickt im Jagen geworden ſeyn. Ueberdies iſt es nicht wahrſcheinlich, daſs jemals dieſe Americaner nach Europa würden gekommen ſeyn, um von unſern Manufacturwaaren zu holen. Alſo ſind nur unſre Kaufleute die Urſache, daſs dieſe Nationen einen Geſchmack an feinen und künſtlichen Sachen gewonnen haben; und, aller Wahrſcheinlichkeit nach, wird dieſer Geſchmack die Proportion der Producten ihres Landes nicht ſobald überſchreiten. Aus dieſem Anfange des auswärtigen Handels können wir leicht ſeiner Erweiterung nachſpüren.

Einer der erſten Schritte dazu iſt die Errichtung der Correſpondenz mit auswärtigen Ländern. Dieſe iſt mehr oder weniger nöthig, je nachdem das Land, wo ſie angelegt iſt, mehr oder weniger civiliſirt oder der Handlung kundig iſt. Dieſe Correſpondenzen erſetzen den Mangel der Poſten, und bezeichnen den Kaufleuten das Verhältnis zwiſchen den Producten des Landes und dem Waarengeſuche der Einwohner. Hiedurch erlangt die nicht-handelnde Nation nach und nach einen Begriff vom Commerz, und unvermerkt fängt ſie an, auf ihre eigene Producten einen beſtimmten Werth zu ſetzen, den ſelbige vorher vielleicht nie gehabt haben.

Wir wollen nun auch dieſe Erweiterung der Handlung bey den Wilden in ihrem Fortgang betrachten, damit wir ſehen, wie daraus die Wirkung erfolge,

folge, welche die Nachfrage auf die Seite der Kaufleute zieht, und eine Concurrenz zwiſchen ihnen nach den Producten des neuen Landes verurſacht.

Die Erfahrung zeigt, daſs unter den Producten eines neuentdeckten Landes ſich immer ein oder andrer den Kaufleuten anſtändiger Artikel findet, worauf ſie groſsen Vortheil in der Handlung machen können; und wir ſehen, daſs, je länger eine ſolche Handlung beſteht, und je mehr Geſchmack die Einwohner an europäiſchen Waaren gewinnen, deſtomehr ſteigen ihre eigene Producten in ihrem Werthe, und deſto weniger Profit iſt bey der Handlung mit ihnen zu machen, ſelbſt in Fällen, wo die Handlung durch ganze Compagnien betrieben wird; welches wenigſtens aus der Urſache eine weiſe Einrichtung iſt, weil auf dieſe Art keine Concurrenz zwiſchen unſern Kaufleuten Statt finden kann.

Ich werde am gehörigen Orte zeigen, daſs kein beſſeres Mittel ſey, die Preiſe, zum Beſten der Nation, niedrig zu erhalten, als dieſe Einrichtung: indeſſen kann ſie, in Rückſicht auf Privatperſonen, die von dieſen Monopoliſten kaufen müſſen, die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen.

Wenn keine privilegirte Compagnien ſind, ſondern die Handlung frey und offen iſt, ſo werden unſre Kaufleute, durch ihre Gierigkeit, von der neuen Handlung zu profitiren, die Geheimniſſe derſelben verrathen, ſie werden beim Einkauf des auswärtigen Products einander im Wege ſtehn; und dieſer Umſtand ſteigert die Preiſe, und begünſtiget das Commerz der allerunwiſſendſten Wilden.

Einige ſchreiben dieſes einer ganz andern Urſache zu. Sie ſagen, nicht dieſe Concurrenz ſey es, was die Preiſe ſteigere, weil ja auch unter den Wilden eine Concurrenz ſey, wer von ihnen die Waare bekommen ſolle; dieſe Concurrenz ſey hinlänglich, der andern die Wage zu halten; und in der Maaſse, als die Quantität Waaren, welche die Wilden gegen ihre Landesproducten verlangen, gröſser werde, müſste für jeden Theil jener Waaren eine geringere Quantität von dieſen Producten gegeben werden.

Hierauf antworte ich, daſs ich nicht einſehen kann, wie ſich dieſer Scheingrund mit den Handlungsgrundſätzen, ſo ſinnreich er auch immer ausgedacht ſeyn mag, zuſammenreimen laſſe.

Wenn der Kaufmann ſeine Waaren weggiebt, ſo ſieht er beſtändig auf ſeinen eigenen Profit; daſs etwa die Wilden für zuträglich befinden mögen,

ihm nicht mehr soviel für seine Waaren anzubieten, als sie anfänglich thaten, darum bekümmert er sich sehr wenig; und in der That, wäre ein solcher Bestimmungsgrund der Proportion durchgängig bey der Handlung eingeführt, so würden die Waarenpreise jederzeit vom Willkühr der Käufer abhängen.

Der hier angeführte Einwurf ist ganz klar, er muss aber auf eine sehr verschiedene Art aufgelöset werden. Hier sind zwo Auflösungen:

1. Ich habe gesagt, die Preise werden gesteigert, je nachdem die Nachfrage *hoch* steht, nicht je nachdem sie *groß* ist. Nun ist im Einwurfe gesagt worden, dass in der Maasse, als die Nachfrage *groß* sey, jeder Theil der Waare eine geringere Portion des Aequivalents gelten müsse; welches ich aber für falsch halte; und hieraus erhellet die Nothwendigkeit, zwischen der *hohen* und der *großen* Nachfrage einen Unterschied zu machen, als welches bey der Handlung zwey ganz verschiedne Dinge sind, die nicht ineinander verwirret werden müssen.

2. Bey jeder Handlung geht eine Vertauschung vor, und jede Vertauschung setzt beiläufig eine wechselseitige Nachfrage voraus. Es muss daher genau untersucht werden, auf welcher Seite sich die Concurrenz zwischen denen, welche nach Waaren oder Producten fragen, befinde, das ist, auf welcher Seite sie (nach dem im zweiten Capitel, Seite 190. 191. gemachten Unterschied) am *stärksten* ist.

Wenn die Einwohner des Landes in Concurrenz wegen Manufacturwaaren mit einander stehen, so werden diese ohne allen Zweifel im Preise steigen, es mag nun die Quantität der Producten, die sie dagegen anzubieten haben, gros oder klein seyn: aber so bald diese Preise das Vermögen oder die Kauflust gewisser Personen übersteigen, so wird die Nachfrage nach solchen Waaren stocken, und eben deswegen mit ihrem Aequivalent keine Handlung getrieben werden können. Dieses wird die Handelsleute in Verlegenheit setzen, und folglich wird, da ihre Gewinnste für sehr beträchtlich gehalten werden, entweder eine Concurrenz unter ihnen entstehen, vermittelst welcher, wofern ihr Interesse getheilt ist, die übriggebliebenen Waaren vollends abgesetzt werden; oder wofern es ganze Handlungscompagnien sind, so können sie für zuträglich erachten, die Preise freiwillig herunter zu setzen, um solche dem Vermögen oder der Kauflust derer anzumessen, die noch einigen Vorrath von den Sachen, die sie gerne dagegen einhandeln möchten, besitzen.

Ich stelle mir vor, dass das Fallen der Preise eine Wirkung von der Concurrenz zwischen den Verkäufern sey, nicht aber von einer eingebildeten Proportion einer Quantität zu einer andern Quantität auf dem Markte herrühre. Doch hievon ein Mehreres an einem andern Orte.

Sobald die Waarenpreise so tief, als möglich, bey der neuen Nation heruntergesetzt sind, und gleichwol der Ueberschuss der Landes-Producten dieses Volks nicht hinreicht, eine seinen Bedürfnissen angemessene Quantität Waaren einzukaufen, so muss sich dieses Volk selbst zur Arbeit bequemen; denn Arbeit ist die nothwendige Folge von Bedürfnissen, sie mögen wahr oder eingebildet seyn; und durch Arbeit werden sie befriedigt.

Wenn es so weit gekommen ist, so finden wir alsobald zwo handelnde Nationen, statt einer. Dass die Bilanz dieser Handlung jederzeit auf Seiten der Fleissigsten und Sparsamsten sey, werde ich an einem andern Orte ausführlich erklären.

Lasset uns nunmehr die Folgen, welche diese durch die Handlung hervorgebrachte neue Revolution, in Absicht auf die nichthandelnde Nation hat, umständlicher untersuchen, um daraus die Wirkungen einer auswärtigen Passivhandlung einsehen zu lernen. Ich werde mich keine Mühe verdriessen lassen, in der Fortsetzung dieses Discourses bey jeder Gelegenheit die Hauptgründe der Handlung, *Nachfrage* und *Concurrenz*, zu erläutern, gesetzt auch, dass ich um deswillen einigen meiner Leser langweilig vorkäme.

VI. Capitel.

Folgen, welche die Einführung einer passiven auswärtigen Handlung bey einem Volke hat, das in Einfalt der Sitten und in Müssigkeit lebt.

Wir stellen uns itzt vor, dass ein Haufen Kaufleute, die alle einerley Interesse haben, mit einem Vorrath von Waaren, die sämmtlich nur zur Galanterie und Gemächlichkeit dienen, im Haven eines Landes angekommen wären, wo eine grosse Einfalt der Sitten herrscht, und das von der Natur mit grossen Vortheilen zur Handlung reichlich versehen, und von einer Nation bevölkert ist, welche leicht zu entbehrlichen Sachen Lust bekommen könnte.

Das

Das Erſte, was die Kaufleute thun, iſt, daſs ſie ihre Güter und Waaren auslegen, und die Vortheile von allerley Dingen zeigen, die entweder angenehm, oder dem menſchlichen Geſchlechte überhaupt nützlich ſind, als Wein, Branntewein, Ackerinſtrumenten, Flinten, Fiſchnetzen, Kleidungsſtücke, u. d. g. Die Vortheile davon fallen ſogleich ins Auge, und folglich werden ſolche Waaren begierig geſucht.

Die Eingebornen des Landes bringen dagegen Sachen zum Vorſchein, die ſie am höchſten ſchätzen, gemeiniglich etwas Ueberflüſſiges, oder das zur Zierath dient. Die Kaufleute, nachdem ſie alle Umſtände erwogen, beſtimmen den Gegenſtand ihrer Nachfrage, und geben für jene überflüſſige Sachen die möglich-kleinſte Quantität von ihren Waaren, um den Einwohnern einen hohen Begriff vom Werthe derſelben beizubringen. Da aber dieſe Sparſamkeit ihrem Intereſſe mehr Schaden als Vortheil bringen kann, ſo ſind ſie, aus vorhin angeführten Urſachen, deſto freigebiger mit Preſenten.

Wenn die Vertauſchung zu Stande gekommen, und die Kaufleute wieder abreiſen, ſo äuſſert ſich gemeiniglich eine wechſelſeitige Bekümmernis, und beide Theile befürchten, das Land möchte künftig nicht mehr ſo viel überflüſſige Sachen liefern können. Inzwiſchen verſprechen die Kaufleute, wieder zu kommen, und die Eingebornen geben die Verſicherung, künftig die Kaufleute noch beſſer zu verſorgen.

Welches ſind die erſten Folgen von dieſer Veränderung?

Es iſt klar, daſs, um ein Aequivalent für dieſes neue Bedürfnis zu verſchaffen, mehrere Hände, als zuvor, in Arbeit geſetzt werden müſſen. Eben ſo klar iſt auch, daſs dieſe Vermehrung der Indüſtrie die Volkanzahl nicht weſentlich vergröſſern wird. Wie! und wir haben im ganzen erſten Buche dieſes Werks allemal für ausgemacht angenommen, daſs die Indüſtrie die Volkanzahl vergröſſere? Ja; allein, *dort* wurde vorausgeſetzt, daſs die Producten der Indüſtrie im Lande verzehrt würden: *Hier* aber iſt es um die Ausfuhr derſelben zu thun. Indeſſen wenn wir finden können, daſs dieſe neue Handlung nur einigermaſsen eine ſtärkere einheimiſche Conſumtion nach ſich ziehe, ſo dünkt mich, ſie werde die Wirkung haben, die Volkanzahl zu vermehren. Ein Exempel wird dieſes deutlicher machen.

Ich will ſetzen, der Ueberfluſs dieſes Landes beſtünde in Häuten wilder Thiere, die nicht eſsbar ſind, und die von den Einwohnern dagegen geſuchte

Waare

Waare wäre Branntewein. Der Branntewein wird für Pelzwerk verkauft. Wer also Pelze hat, oder wer sich so viel Zeit abmüssigen kann, daſs er auf die Jagd darnach ausgeht, und wilde Thiere erlegt, der wird, nach Proportion, Branntewein bekommen: allein, ich kann keine Ursache finden, warum ich aus dieser sumpeln Operation schliessen sollte, daſs Ein Mann mehr im Lande nothwendig ernährt werden müsse, (denn ich habe wohlbedächtig vorausgesetzt, daſs das Fleisch der Thiere nicht zum Speisen tauge) oder daſs dieses neue Handlungsgewerbe die geringste natürliche Veranlassung zur gröſsern Aufnahme des Ackerbaus geben müsse.

Aber itzt will ich einen Umstand dazwischen werfen, der im Lande eine Vermehrung des Aufwands verursachen kann, und hernach die Folgen davon untersuchen.

Ein armer Kerl, der für Lebensmittel kein Aequivalent anzubieten hat, und der vor Elend und Hunger sterben möchte, geht auf die Jagd, schieſst einen Wolf, und bringt die Haut davon zum Pachter. Ihr habt Brod im Ueberfluſs, sagt er zu ihm, aber euch fehlt Branntewein. Wollt ihr mir einen Laib Brod geben, so will ich euch diese Haut geben, die bey den Fremden so beliebt ist; diese werden euch gerne Branntewein dafür geben. Aber, sagt der Pachter, ich habe nicht mehr Brod, als eben für meinen eigenen Hausstand zureicht. Gut, versetzt der arme Hungrige, so will ich denn kommen, und auf eurem Felde graben, und hernach wollen wir wegen des Wenigen, das ich von euch verlange, miteinander abrechnen. Sie werden des Handels eins; der arme Kerl hat nun Brod, und kann wenigstens leben, vielleicht nimmt er sich gar ein Weib; und der Pachter hat einen Schluck Branntewein. Wäre es ihm nicht um den Branntewein, das ist, um dieses neue Bedürfnis, zu thun gewesen, welches durch die Indüstrie dieses armen Kerls erkauft worden ist, was würde wol sonst den Pachter haben bewegen können, von seinem Brode wegzugeben?

Ich schliesse hier das Sentiment der Mildthätigkeit aus. Diese allein ist, wie ich oft bemerkt habe, eine Grundursache der Vermehrung; und wenn wir sie hier aufnehmen wollten, so würde meine ganze Supposition wegfallen. Aber es ist auch auf der andern Seite eben so wahr, daſs der arme Kerl, wenn er sein Brod durch Betteln hätte verdienen können, vermuthlich nicht auf die Jagd würde gegangen seyn.

Hier sehen wir also, dass sogar der erste Anfang der Handlung, in den Ländern der rohsten Nationen, eine Vermehrung mit sich führt. So viel mag genug seyn, die erste Stuffe zu zeigen, und den Gegenstand unsrer dermaligen Untersuchung mit demjenigen zu verbinden, was, in Beziehung auf andre Umstände, bereits vorhin erörtert worden ist. Ich gehe weiter.

Sobald das sämmtliche Pelzwerk verhandelt, und ein Geschmack an überflüssigen Dingen eingeführt worden ist, so wird sowol den Kaufleuten, als den Eingebornen gleichviel daran gelegen seyn, dass die Industrie in diesem Lande befördert werde. Es werden allerley neue Gegenstände, woraus sich in der ersten Zeit ein grosser Profit hoffen lässt, entdeckt werden, welche der Fleis der Einwohner verarbeiten wird, wenn sie nur die gehörige Anweisung bekommen, wie sie die natürlichen Vortheile ihres Bodens und Clima nutzen können. Die Kaufleute werden sich daher bestreben, mancherley Zweige der Industrie unter den Wilden in Gang zu bringen: und diese werden sich gerne darauf appliciren, damit sie sich Brantewein, Gewehr, bunte Kleider u. d. g., anschaffen können. Man erlaube mir, hier eine kleine Ausschweifung zu machen.

Wenn wir voraussetzen, dass in diesem Lande die Sclaverey eingeführt sey, so wird man alle Sclaven in die äusserste Beschäfftigung setzen, Pelzwerk und andre Sachen, die den Kaufleuten anständig sind, zu verschaffen, damit die Herren der Sclaven dadurch in Stand gesetzt werden, sich allerley überflüssige Dinge anzuschaffen, die ihnen die Kaufleute zuführen. Wo die Freiheit eingeführt ist, da arbeitet, um sich mit dergleichen Dingen zu versorgen, jeder nach Belieben.

Im erstern Falle ist es der Kopf des Herrn, was die Arbeit der Sclaven regiert, und ihn zu Werken der Kunst disponiret. Im andern Falle arbeitet jeder Kopf, und jede Hand nimmt an Geschicklichkeit zu. Wo also vornemlich Hände nöthig sind, da sind Sclaven am vortheilhaftesten. Wo es aber vornemlich auf Köpfe ankommt, da äussert sich die vorzügliche Nutzbarkeit freyer Leute. Lasst einen Mann um einen bestimmten Taglohn arbeiten, er wird nach seiner gewohnten Art zu Werke gehen, und nie seine Methode zu verbessern suchen: bewilliget ihm aber für jedes Stück seiner Arbeit einen gewissen Preis, so wird er tausenderley Mittel finden, seine Industrie zu erweitern. Dieses macht gerade den Unterschied zwischen dem Sclaven und dem freyen

Manne

Manne aus; und hieraus beurtheile ich den Unterschied zwischen den Progressen der Industrie in den alten und neuern Zeiten. Warum anderst wurde den Sclaven ein Peculium gegeben, als um sie geschickter und fleissiger zu machen? Wäre kein Peculium gewesen, und wären keine Libertini, oder zur mühseligen Arbeit erzogene freye Männer gewesen, so würde es an allen Orten um die Industrie nicht viel besser ausgesehen haben, als in der Republik des Lykurgus, wo man von Beidem nichts wusste. Ich komme wieder zur Sache.

Wenn es einmal so weit gekommen ist, dass ein Volk, welches vorher einer simpeln Lebensart gewohnt war, industriös wird, so gewinnt Alles eine neue Gestalt. Ist nicht diese Operation in allen Stücken derjenigen gleich, die ich im 5ten Capitel des ersten Buchs beschrieben habe? *Dort* fand ich die gröste Schwierigkeit, zu zeigen, wie die wechselseitige Versorgung mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen, die Würkung haben könne, Bevölkerung und Ackerbau bey einem Volke zu befördern, welches, nach unsrer Voraussetzung, keine Idee von dem in Vorschlag gebrachten und auszuführenden System hätte. *Hier* aber erscheint der Plan ganz leicht und prakticabel. Es scheint zwischen Beiden kein andrer Unterschied zu seyn, als zwischen zwey Kindern, wovon das eine die Sprache blos aus der Grammatik, und das andre in dem Lande selbst, wo sie durchgängig gesprochen wird, durch Hören und Sprechen lernen soll. Im erstern Falle wird Mancher das Buch auf die Seite werfen, im andern Falle aber wird der Zweck allemal erreicht werden.

Ich habe gesagt, Alles bekomme nun eine neue Gestalt, das ist, statt Einer handelnden Nation finden wir itzt zwo, doch mit dem Unterschied, dass, da wir bisher vorausgesetzt haben, die Kaufleute hätten alle nur Ein Interesse, die zusammengesetzte Nachfrage, das ist, die Concurrenz zwischen den Käufern, auf Seiten der Eingebohrnen des Landes gewesen ist, und fernerhin bleiben muss. Dieses ist ihrem Interesse überaus nachtheilig: indessen, da es nicht für hinreichend geachtet wird, ihre Industrie zu unterbrechen, oder sie zu bewegen, dass sie weniger Manufacturwaaren anschaffen und verbrauchen: so werde ich hier die Folgen, welche das Principium der Nachfrage, bey einer solchen Situation, haben muss, etwas genauer untersuchen; denn ob ich gleich gestehe, dass die Nachfrage nie die Sitten wechseln kann, so kann sie doch verschiedene Modificationen leiden, und verschiedene Wirkungen hervorbringen, wie wir sogleich sehen werden.

Wir ſetzen voraus, daſs die Kaufleute alle nur Ein Intereſſe haben; folglich kann da keine Concurrenz zwiſchen ihnen entſtehen; folglich iſt es nicht möglich, ihrem Steigern der Preiſe Ziel und Maaſse zu ſetzen, ſo lang ihnen die Preiſe, die ſie verlangen, von den Käufern zugeſtanden werden. Sobald die Preiſe juſt ſo hoch geſteigert ſind, als die Einwohner, ihrem Vermögen und ihrer Kaufluſt gemäs, ertragen können, ſo haben die Kaufleute die Wahl unter drey Dingen, die völlig in ihrer Freiheit ſtehen; welchem darunter ſie den Vorzug einräumen wollen, kommt lediglich auf ſie und auf die Umſtände an, die ich itzt bezeichnen werde.

Erſtlich, ſie können es bey der *hohen* Nachfrage bewenden laſſen, das iſt, die Preiſe nicht herunter ſetzen. Dieſes wird zur Folge haben, daſs die Einwohner in der Meinung verharren, die ihnen zugeführte Waaren hätten einen beſonders groſsen innerlichen Werth; daher können alsdann die Kaufleute den möglich-gröſsten Profit aus einer ſolchen Handlung ziehen. Sie werden auch nicht ermangeln, ihre Waaren im vorigen hohen Preiſe zu halten, wenn ſie merken, daſs die Einwohner ihren Fleis verdoppeln, um ſich mit der Zeit in Stand zu ſetzen, anſehnliche Ladungen zu einem hohen Preiſe einzukaufen. In dieſem Falle verräth die Nation einen ſtarken Hang zur Ueppigkeit, indem nichts anders als der Mangel der Geſchicklichkeit ſie abhält, ſich die höchſten Preiſe gefallen zu laſſen. Doch muſs auch noch ein andrer Umſtand dazu kommen, wenn die Kaufleute auf den Entſchluſs gerathen ſollen, ihre Preiſe nicht herunter zu ſetzen. Der gröſste Theil von den Producten, die ſie gegen ihre Waaren eintauſchen, muſs nur in den Händen weniger Perſonen ſeyn. Und ſo wird ſichs befinden, wo die Sclaverey eingeführt iſt; denn da müſsen viele Arme, und wenig Reiche ſeyn, und gemeiniglich ſind die reichen Verzehrer diejenigen, die den Preis, den ſie bieten, vielmehr ihren Begierden, als dem Werthe der Sachen anmeſſen.

Das zweite Mittel, welches die Kaufleute ergreifen können, iſt, daſs ſie Anlaſs zu einer *groſsen* Nachfrage geben, das iſt, daſs ſie die Preiſe herunter ſetzen. Dieſes wird in den Gedanken der Einwohner den Werth der Waaren verringern, und, nach Proportion, den Profit kleiner machen, ob es gleich möglich iſt, daſs die Kaufleute im Grunde nur deſto mehr bey dieſer Reiſe gewinnen.

Sie

Sie werden sich dieses Mittels bedienen, a) wenn sie bey den Einwohnern keine sonderliche Neigung verspüren, grosse Quantitäten theurer Waaren zu consumiren, es mag ihnen nun am Vermögen, oder an Lust dazu fehlen; b) wenn der Handlungsprofit von einer starken Consumtion abhängt, wie solches der Fall bey wolfeilen und solchen Waaren ist, die vornemlich zum Gebrauch des gemeinen Manns eingerichtet sind. Solche Beweggründe werden sie natürlicherweise auf den Entschluss führen, eine *hohe* Nachfrage nicht zu achten, und ihr eine *starke* Nachfrage vorzuziehen; und dieses um so mehr, wenn eine Wahrscheinlichkeit da ist, dass die Consumtion von Waaren, die im Anfang einen niedrigen Preis haben, den Einwohnern einen Geschmack an Waaren von höherem Werthe einflössen, und also überhaupt die Ausbreitung des Geschmacks an überflüssigen Dingen befördern werde.

Das dritte Mittel ist am wenigsten politisch, aber vielleicht das gewöhnlichste. Es besteht darin, dass die Kaufleute von der Concurrenz zwischen den Käufern profitiren, und allerley Veranlassungen zum Steigen der Nachfrage geben. Fängt diese an zu stocken, so machen sie eine Art von Auction, indem sie erstlich die Preise bis auf das höchste Bot, das sie erhalten können, herunter setzen, und solche hernach stuffenweise, so wie die Nachfrage sich vermindert, noch weiter herabsinken lassen. Diesemnach können wir, zufolge der Definitionen, die wir von der Nachfrage gegeben haben, im eigentlichen Verstande sagen, dass die Nachfrage gemeiniglich nach dem Verhältnis, als die Preise sinken, gros werde. Vermöge dieser Operation werden die Kaufleute soviel als möglich profitiren, und ihre Waaren losschlagen, solang sie noch den geringsten Profit vor sich sehen.

Ich sage aber, dass dieser Plan, in einem neuentdeckten Lande, nicht politisch ist, weil er eine Gierigkeit und einen Mangel der Aufrichtigkeit an den Kaufleuten zu erkennen giebt, und überdies die Geheimnisse der Handlung an diejenigen verräth, vor denen man sie verborgen halten sollte.

Nunmehr wollen wir den Fall setzen, dass der grosse Profit, den unsre Kaufleute ziehen, von andern entdeckt werde, die in ebendemselben Haven ankommen, um Handlung für sich zu treiben, und sich in keine Verbindung einlassen, wodurch die natürlichen Wirkungen der Concurrenz verhindert werden könnten.

Nun stelle man sich vor, der Zustand der Nachfrage (sowohl der *hohen*, als der *grossen* Nachfrage) sey unter den Einwohnern noch immer der vorige geblieben, nach Maasgabe der Wirkungen der verschiedenen Grundsätze, wodurch sich unsre Kaufleute mochten haben bewegen lassen, den einen oder den andern von den beschriebenen Planen zu befolgen: so müssen wir doch noch glauben, dass unsre Kaufleute werden Sorge getragen haben, sich bey jedem Zweige ihrer dortigen Handlung beträchtliche Vortheile vorzubehalten.

Setzen wir voraus, dass die Einwohner des Landes, seit der letztern Reise der Kaufleute dahin, an Anzahl und Reichtum zugenommen, und unterdessen noch mehr Geschmack an überflüssigen Dingen bekommen haben, so wird sich die Nachfrage vielmehr im Steigen, als im Fallen befinden. Wann dann beyderley Kaufleute, in Concurrenz miteinander, ankommen, so werden beide ihre Waaren zum Verkauf ausbreiten; wenn sie aber beide auf einerley Preisen bestehn, so ist sehr zu vermuthen, dass die erstern Kaufleute den Vorzug erhalten werden, denn hier kennt man einander schon besser von beiden Seiten. Die also am letzten gekommen sind, haben keinen andern Weg vor sich, den Vortheil der ersteren zu contrebalanciren, als dass sie ihre Preise niedriger setzen.

Dieses ist eine neue Erscheinung. Hier ist das Fallen der Preise nicht willkührlich, wie vorher; man hat sich nicht des Nutzens halber dazu bequemt; es ist kein Mangel der Nachfrage daran Schuld, sondern der Einfluss eines neuen Handlungsprincipii, nämlich einer doppelten Concurrenz. Diese werde ich itzt mit aller möglichen Genauigkeit untersuchen.

VII. Capitel.

Von der doppelten Concurrenz (double Competition).

Wenn die Concurrenz (*Competition*) viel stärker auf einer Seite des Contracts, als auf der andern ist, so nenne ich sie *einfach*, und dann ist sie eben das, was ich vorhin die *zusammengesetzte Nachfrage* genannt habe. Dieses ist diejenige Art der Concurrenz, die in dem Ausdruck *hohe Nachfrage* (das ist, wenn man sagt, dass *die Nachfrage die Preise steigert*) begriffen ist.

Die *doppelte Concurrenz* ist, wenn die Concurrenz, in einem gewissen Grade, auf beiden Seiten des Contracts zugleich Platz ergreift, oder wechselsweise

weise von einer Seite zur andern schwankt. Dieses ists, was die Preise auf den adäquaten Werth der Waare einschränkt.

Ich bekenne frey, dass hier eine Armut unsrer Sprache mich in Verlegenheit setzt, wie ich meine Ideen richtig ausdrücken möge. Um dieser Ursache willen bringe ich so viele Exempel bey, um dem Leser gewisse Combinationen mitzutheilen, die er vielleicht sonst nicht auseinanderwirren könnte.

Die Hauptschwierigkeit ist, die Grundsätze der *Nachfrage* und der *Concurrenz* deutlich voneinander zu unterscheiden. Hier sind also die vornehmsten Unterscheidungszeichen zwischen beiden, in Rücksicht auf die Wirkungen, die sie, auf verschiedene Art, in dem kaufmännischen Contracte über Kauf und Verkauf (welches ich hier ganz kurz mit dem Worte *Contract* ausdrücke) hervorbringen.

Die *einfache Nachfrage* ist das, was die Quantität einer Waare zu Markte bringt. Viele fragen nach Waaren, und kaufen sie nicht: Viele bieten Waaren aus, und verkaufen sie nicht. Diese Nachfrage heisst *groß* oder *gering*; wir sagen von ihr, sie *nehme zu*, sie *mehre sich*, sie *laufe hoch auf* (swell), andrer synonymischen Redensarten zu geschweigen, die eine Vermehrung oder Verminderung der Quantität anzeigen. Bey dieser Art Nachfrage verlangen zwo Personen niemals ebendasselbe Ding, sondern nur einen Theil von einerley Ding, oder Dinge, die einander völlig gleich sind.

Die *zusammengesetzte Nachfrage* ist der Grund des Steigens der Preise; und nie kann sie Schuld am Fallen der Preise seyn, weil in diesem Falle mehr als Einer ebendasselbe Ding verlangt. Diese Nachfrage bezieht sich blos auf die Käufer, in Ansehung des Preises, den sie bieten. Sie heisst *hoch* oder *niedrig*, und wir sagen von ihr, sie *steige*, sie *falle*, sie *hebe sich*, sie *sinke*, und was dergleichen Ausdrücke mehr sind.

Die *einfache Concurrenz*, wenn sie sich zwischen Käufern äussert, ist eben das, was die *zusammengesetzte* oder die *hohe Nachfrage* ist; doch ist zwischen beiden insofern ein Unterschied, dass die einfache Concurrenz auch ebensowol unter Verkäufern Statt finden kann, die *zusammengesetzte Nachfrage* hingegen nicht. Erstere thut daher alsdann eine gegenseitige Wirkung; sie macht die Preise *sinken*, und ist einerley mit der *niedrigen Nachfrage*. Diese Concurrenz ist es, was die Balanz zwischen verfertigter Arbeit und Nachfrage übern Haufen wirft. Hievon ein Mehreres in der Folge.

Die

Die *doppelte Concurrenz* können wir fast bey jedem Handlungsgeschäfte wahrnehmen; sie ist dasjenige, was dem übermäßigen Steigen der Preise, und auch ihrem übermäßigen Fallen, vorbeugt. Solang die *doppelte Concurrenz* die Oberhand hat, solang ist die Balanz vollkommen, und Handlung und Industrie in blühendem Zustand.

Demnach ist der Hauptunterschied zwischen den Wörtern *Nachfrage* und *Concurrenz* dieser, daß die *Nachfrage* sich allemal auf die Käufer bezieht; und wenn der Preis nicht in Geld besteht, wie beim Tausch, so ist das Wort *Nachfrage* von derjenigen Seite zu verstehen, auf welcher sich die gröste Concurrenz hervorthut.

Wir sagen also in Rücksicht auf die *Preise*, die Nachfrage ist *hoch* oder *niedrig*. In Rücksicht auf die *Quantität der Waaren*, die Nachfrage ist *gros* oder *gering*. In Rücksicht auf die *Concurrenz*, heißt die Nachfrage allemal *gros* oder *gering*, *stark* oder *schwach*.

Ich habe gesagt, das Wort *Concurrenz* lasse sich, mit gleicher Richtigkeit, auf beiderley Parteyen im Contracte deuten. Eine *Concurrenz* zwischen Käufern ist ein schicklicher Ausdruck; und von einer *Concurrenz* zwischen Verkäufern kann man sich eben so leicht einen Begriff machen, wiewol nicht so ganz klar und deutlich; die Ursachen hievon werden aus folgendem Exempel zu ersehen seyn.

Ihr kommt auf einen Jahrmarkt, und findet daselbst eine grose Mannigfaltigkeit von jeder Art Waaren, die verschiedenen Kaufleuten zugehören. Diese, indem sie ihre Güter zum Verkauf ausbieten, machen eine stillschweigende Concurrenz. Jeder von ihnen wünscht, vorzüglich vor dem andern und zugleich mit dem besten Vortheil für sich selbst, seine Waaren abzusetzen.

Die Käufer fangen an, bey jeder Bude zu feilschen. Der erste Preis, den der Verkäufer verlangt, zeigt seine Lüsternheit nach Gewinn: das erste Bot, das darauf erfolgt, zeigt die Kargheit des Käufers an. Von dieser Operation an, sage ich, beginnt die Concurrenz ihre Wirkung auf beiden Seiten zu thun, und wird also doppelt. Nun müssen wir auch die Grundursachen herleiten, die auf diese Operation einen Einfluß haben.

Es ist unmöglich zu vermuthen, daß die verschiednen Kaufleute alle einerley Grad der Begierde, zu kaufen oder zu verkaufen, haben werden; denn ich supponire, daß der Grad der Begierde aufs genaueste ihrer Absicht,

zu gewinnen, angemessen seyn müsse. Da nun der Profit nothwendig durch verschiedene Umstände veranlasset und regulirt werden muss; so nöthiget derjenige Käufer, für den sich die günstigste Aussicht zeigt, wieder mit Profit zu verkaufen, den, der keine so günstige Aussicht hat, sich mit einem geringern Profit zu begnügen; und derjenige Verkäufer, der am wohlfeilsten eingekauft hat, nöthiget den, der die Waare theurer bezahlt hat, seine Gewinnbegierde zu mäsigen.

Aus diesen Ursachen muss zwischen Käufern und Verkäufern eine Concurrenz erfolgen. Diese Concurrenz ist das, was die schwankenden Preise in solche Grenzen einschränkt, dass beides Käufer und Verkäufer ihren billigen Profit haben können; denn, wie gesagt, in Handlungssachen müssen wir beständig voraussetzen, dass die ganze Operation des Kaufens und Verkaufens durch Kaufleute verrichtet werde. Wir dürfen nicht glauben, dass der Käufer die Waare zu einem eben so hohen Preis bezahlen wird, für den er sie wieder zu verkaufen gedenkt; noch wird sich der Verkäufer mit einem geringern Preise befriedigen lassen, als er selbst an die Fabrik oder an den Handwerksmann bezahlt hat. Diese Concurrenz wird ganz schicklich *doppelt* genannt, weil es so schwer zu bestimmen ist, auf welcher Seite sie sich befinde; sie kann dem nämlichen Kaufmanne in gewissen Stücken günstig, in andern zuwieder seyn; sie schwankt immer hin und her, und jeden Posttag kann sie die Wagschale mehr oder weniger niederziehen.

Bey allen Unterhandlungen zwischen Kaufleuten muss der aus dem Verkauf entspringende Profit genau vom Werthe der Waare unterschieden werden. Jener *kann* sich vermindern: dieser *muss* immer einerley bleiben. Der Profit aus dem Verkauf ist es ganz allein, auf den die Concurrenz einen Einfluss haben kann; und dieser Ursache wegen finden wir eine solche Einförmigkeit in den Preisen der Waaren, die von einer gewissen Güte sind.

Die Concurrenz zwischen Verkäufern fällt nicht so sehr ins Auge, wie die zwischen Käufern, weil derjenige, der seine Waaren feil bietet, bey der ersten Operation sich nur passiv zu verhalten scheint; dahingegen die Käufer, einer nach dem andern, sich selbst angeben. Sie fragen, was die Waare kosten soll? und wenn der eine mit seinem Bot abgewiesen wird, so bietet ein andrer entweder höher, oder gar nichts. Sobald aber ein andrer Verkäufer seine Rechnung dabey findet, dass er mit dem Preise, den der erste Verkäufer

ausgeschlagen hat, vorlieb nimmt, so tritt der erste in Concurrenz gegen ihn, wofern er in der Herablassung des ersten Preises nur noch einigermaßen einen Profit für sich absehen kann; und so ergreift die Concurrenz unter den Verkäufern Platz, bis ihr Handlungsprofit dem weitern Fallen der Preise Einhalt thut.

Ich habe gesagt, daß auf allen Märkten diese Concurrenz, bey mancherley Gelegenheiten, obgleich auf eine unmerkliche Art, veränderlich sey: allein, bey gewissen andern Gelegenheiten, ist ihr Schwanken überaus merklich. Zuweilen findet man sie am stärksten auf Seiten der Käufer, und so wie diese zunimmt, verringert sich die Concurrenz zwischen den Verkäufern. Hat die Concurrenz zwischen den Käufern die Preise bis auf einen gewissen Fus gesteigert, so hört sie endlich auf; alsdann begiebt sie sich auf die andre Seite, und ergreift Platz unter den Verkäufern, welche gierig sind, von dem höchsten Preise zu profitiren. Dieses macht, daß die Preise fallen, und so wie sie fallen, verringert sich die Concurrenz zwischen den Käufern. Diese warten auf die Periode des niedrigsten Preises. Endlich erscheint dieser Zeitpunct: aber alsdann kommt vielleicht ein neuer Umstand dazwischen, der, indem er der Balanz einen gewaltigen Stos giebt, ihre Hoffnungen täuschet. Wenn sichs daher zuträgt, daß nur Ein Interesse auf einer Seite der Contrahirenden ist, wie in dem Exempel, das ich im vorigen Capitel angeführt habe, wo wir voraussetzten, daß die Verkäufer miteinander in Compagnie stünden: so kann man daraus schliessen, daß das durch die Concurrenz der Käufer verursachte Steigen des Preises, und sogar die Periode seines Stillstands, vielleicht die Wirkung verfehlt haben mochte, eine Concurrenz auf der andern Seite hervorzubringen. Wenn also hernach die Preise niedriger werden, so muß ihr Fallen eine Frucht kluger Ueberlegung seyn, zufolge welcher man die Preise nach dem Vermögen derer eingerichtet hat, die, wegen der allzuhohen Preise, ihr Waarengesuch eingestellt hatten.

Es erhellet aus diesen Grundsätzen der Concurrenz, daß der Vorkauf der Marktwaaren ein Verbrechen sey, weil er die Concurrenz vermindert, welche zwischen verschiedenen Leuten, die einerley Waare zu verkaufen haben, Statt finden sollte. Der Vorkäufer kauft alles auf, in der Absicht, es mit noch gröserem Profit zu verkaufen, weil er durch dieses Mittel andre Competenten aus dem Wege geräumt hat, und mit einem einzelnen Interesse

auf

auf Einer Seite des Contracts erscheint, vor dem Angesicht vieler Competenten auf der andern Seite. Der Staat pflegt die Vorkäufer zu strafen, weil solche Leute Schuld daran sind, dass die Preise der Waaren nicht genau nach ihrem wahren Werthe proportionirt werden; sie bestehlen das Publicum, und bereichern sich: die Strafe hält sie zur Wiedererstattung an.

Es fallen hier zwo Fragen vor, die wir, zur mehrern Erläuterung unsrer Materie, auflösen müssen.

Ist es möglich, dass zwischen Käufern eine Concurrenz entstehen kann, wenn der angeschaffte Vorrath mehr als hinlänglich ist, die verlangte Quantität zu liefern? Ferner: kann wol eine Concurrenz zwischen den Verkäufern entstehn, wenn eine grössere Quantität Waaren verlangt worden ist, als der ganze eingekaufte Vorrath beträgt?

Ich denke in beiden Fällen Ja, weil in beiden Fällen, auf der einen Seite des Contracts, eine Concurrenz enthalten ist, und selbst die Natur dieser Concurrenz eine Möglichkeit in sich schliesst, dass sie auch auf der andern Seite erscheinen könne, wofern weder auf der einen, noch andern Seite, ein gemeinschaftliches Interesse ist. Ich muss diese Sache umständlicher auseinander setzen.

1. Die Erfahrung zeigt, dass die Proportion zwischen Nachfrage und Lieferung, so richtig sie auch immer in facto bestimmt werden kann, sich doch fast unmöglich ganz genau errathen lässt, und dass daher die Käufer die Preise, die sie bieten, nach nichts anderm reguliren können, als nach dem vermuthlichen Preise, wofür sie die Waare wieder abzusetzen gedenken. Und was die Verkäufer betrifft, so können sie die Preise, die sie fodern, nur nach dem, was ihnen die Waare auf dem Markt gekostet hat, abmessen. Ich habe bereits gezeigt, wie bey solchen Umständen das verschiedene Interesse der Particuliers einander berühre, und die Balanz schwankend mache.

2. Die Proportion zwischen Lieferung und Nachfrage ist bey Kaufleuten selten anderst als *relativ*; denn sie kaufen und verkaufen nicht aus Noth, sondern in der Absicht, zu gewinnen. Durch *relativ* verstehe ich, dass ihre Nachfrage *groß* oder *gering* sey, nach Maasgabe der Preise. Das Korn kann stark gesucht seyn, wenn das Quarter 35 Schilling gilt: und es kann ganz und gar keine Nachfrage darnach seyn, wenn es 40 Schilling gilt; ich sage, unter Kaufleuten.

Hier muſs ich die Anmerkung machen, wie höchſtnöthig es ſey, bey dergleichen Materien auch auf den allergeringſten Umſtand Acht zu geben. Der Umſtand, den ich hier vor Augen habe, iſt der Unterſchied, den ich in der Wirkung der Concurrenz finde, wenn ſelbige blos zwiſchen Kaufleuten, ſie mögen nun Käufer oder Verkäufer ſeyn, Statt findet, und wenn ſichs zuträgt, daſs die Abnehmer *(Conſumers)* ſich mit unter die kaufenden-Kaufleute *(Merchant-buyers)*, oder daſs die Fabricanten und Handwerksleute, als diejenigen, welche die Waaren liefern, ſich mit unter die verkaufenden-Kaufleute *(Merchant-ſellers)* einmiſchen. Ich werde dieſen Umſtand durch die Auflöſung einer andern Frage ins Licht ſetzen, und dann mein Capitel mit einigen Reflexionen über die doppelte Concurrenz überhaupt beſchlieſſen.

Sollte nicht der Fall möglich ſeyn, daſs die Concurrenz auf Einer Seite bleiben könnte, ohne daſs es ihr möglich wäre, auch auf der andern Seite Platz zu ergreifen, ob ſich gleich weder auf der einen noch andern Seite ein gemeinſchaftliches Intereſſe fände?

Ich antworte, dieſer Fall iſt bey Kaufleuten, die um Gewinnſs willen kaufen und verkaufen, ſchwerlich zu vermuthen: an und für ſich ſelbſt aber kann er gar wohl ſupponirt werden, doch nur unter folgenden Umſtänden: wenn die unmittelbaren Abnehmer (Conſumers) die Käufer ſind; wenn die Umſtände einer von den Parteyen ganz genau bekannt ſind; und wenn auf einer Seite die Concurrenz ſo ſtark iſt, daſs ſie unmöglich eher doppelt werden kann, ehe der ganze Vorrath verkauft, oder die Nachfrage befriediget iſt. Ich muſs hier meine Zuflucht wieder zu Exempeln nehmen.

Wenn im Haven eines Landes, wo der äuſſerſte Brodmangel iſt, Korn in geringer Quantität ankommt, ſo entſteht eine ſo groſſe Concurrenz zwiſchen den Verzehrern, welche die Käufer ſind, daſs ihre Nothdurft augenſcheinlich wird. Alles Korn wird überhaupt aufgekauft, ehe die Preiſe ſo hoch ſteigen können, daſs ſie nicht mehr ſteigen; denn nichts als der Geldmangel, das iſt, die Unmöglichkeit, den Kaufleuten die verlangten Preiſe zuzugeſtehen, kann das Steigen derſelben hemmen. Aber wenn man eben hier vorausſetzt, daſs natürlicherweiſe ein Stillſtand der Preiſe erfolgt, oder daſs ſelbige nach einiger Zeit, aus wohlüberlegten Beweggründen, noch weiter herunterkommen: alsdann iſt, um oben angeführter Urſachen willen, eine Möglichkeit vorhanden, daſs eine Concurrenz unter den Verkäufern entſtehe.

stehe. Wenn hingegen die Stockung des Preises nicht natürlich, sondern durch obrigkeitliche Anstalten, oder durch einen Trieb der Menschenliebe, oder dergleichen, veranlaßt worden ist: so wird keine Concurrenz da seyn, weil alsdann die Commerzprincipia suspendirt sind; auf der einen Seite sind die Verkäufer eingeschränkt, und diese schränken auf der andern Seite die Käufer ein. Oder vielmehr, es setzt die Obrigkeit, oder auch das Mitleiden, wirklich die Preise fest, und vertritt hierin die Stelle beider Käufer und Verkäufer.

Ein noch besseres Beispiel können wir in einer Concurrenz zwischen Verkäufern antreffen. Hier kann sie so stark seyn, daß eine Waare gewissermassen gar keinen Werth erlangt, wie solches nach einem ungewöhnlich-grossen und unerwarteten Fischfang an einem Orte, wo keine grosse Consumtion ist, geschieht, wenn die Fische nicht beyzeiten gehörig eingesalzen worden sind. Alsdann kann keine Concurrenz zwischen den Käufern seyn; denn dieser Fischmarkt kann nicht lange dauren, und die Käufer werden völlig Meister seyn, die Preise selber zu machen, da sie versichert sind, daß die Verkäufer entweder damit zufrieden seyn müssen, oder gar nichts für ihre Fische bekommen. Beim ersten Exempel hemmt gemeiniglich das Mitleid die schnelle Wirksamkeit des Principii der Concurrenz, beim zweiten aber wird sie durch eine Art von Redlichkeit gehemmt, die nicht zuläßt, für eine Waare gar nichts zu geben.

In der Maasse demnach, als das Steigen den Preise die Nachfrage stopfen, oder das Fallen der Preise die Nachfrage vergrössern kann, in eben der Maasse wird die Concurrenz verhüten, daß weder das Steigen, noch das Fallen, sich über einen gewissen Grad hinaus erstrecke. Und wofern sichs zutrüge, daß weder das Steigen der Preise die Nachfrage stopfen, noch ihre Heruntersetzung sie vermehren könnte, so hätte alsdann die doppelte Concurrenz keinen Effect, weil diese Umstände die so sehr von einander unterschiedenen Interessen der Käufer und Verkäufer, im kaufmännischen Contracte, mit einander vereinigen würden; wo aber auf Einer Seite kein separates Interesse ist, da kann keine Concurrenz Statt finden.

Nunmehr werden wir in Stand seyn, die verschiednen Grade der Concurrenz zu beurtheilen. Ein Buch, das keinen Schilling werth ist, ein Fisch, der wenige Pfunde wiegt, werden oft überaus theuer verkauft. Hier sind die Käufer keine Kaufleute. Wenn ein Gesandter eilig einen Hof verläßt, so

wird Manches von seinen Sachen weit unter der Hälfte des Werths verkauft; das macht, er ist kein Kaufmann, und seine Situation ist bekannt. Wenn sich auf öffentlichem Markte wenig Abnehmer (Consumers) einfinden, ihren benöthigten Vorrath einzukaufen; oder wenig Handwerksleute, die ihre für die gegenwärtige Erfordernis verfertigte Waaren absetzen: so profitiren von der Concurrenz derselben diejenigen Kaufleute, die, in Ansehung der ersteren oder der letzteren, auf der entgegengesetzten Seite des Contracts sind; und diejenigen Kaufleute, die sich auf einerley Seite mit jenen oder diesen befinden, geben nur Zuschauer ab, und warten in Geduld, bis jene ihr Geschäfft vollendet haben. Alsdann verändert sich die Lage der Sachen, und nun hat der Kaufmann mit dem Kaufmann zu thun; und nunmehr gebe ich zu, daß der Profit steigen und fallen kann, je nachdem sich die Quantität Waaren zur Nachfrage verhält, das ist, wenn der Vorrath geringer ist als die Nachfrage, so wird die Concurrenz zwischen denen, welche die Nachfrage thun, oder das Steigen des Preises, im zusammengesetzten Verhältnis zu dem unzureichenden Waarenvorrath, und zu der Aussicht, wiederum mit Profit zu verkaufen, stehen. Die Vergleichung dieser Umstände ist eigentlich dasjenige, wodurch die Concurrenz reguliret und in Schranken gehalten wird. Sie kann blos auf den aus dem geschlossenen Handel zu erzielenden Gewinn einen Einfluß haben; der innerliche Werth der Waare steht unbeweglich; nie wird etwas unter dem wahren Werthe verkauft, und nie wird etwas zu einem höhern Preise eingekauft, als man wieder daraus zu lösen gedenkt. Ich meyne, nach dem ordentlichen Lauf der Dinge. Hingegen sobald sich die Abnehmer *(Consumers)* und hochbedürftige Handwerksleute in diese Operation mischen, so geht alle Proportion verloren. Die Concurrenz zwischen ihnen ist für die Kaufleute zu stark, und die Wagschale schwenkt sich stosweise. Auf solchen Märkten finden sich selten Kaufleute ein; die vornehmsten Artikel daselbst sind die Früchte und Producten der Erde, und die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse: keine eigentlich sogenannte Manufacturwaaren. Oft verkauft ein armer Schlucker, um Brod zu kaufen, das er essen will, nicht aber um das Brod zu bezahlen, das er aß, als er noch an der Sache, die er itzt verkauft, arbeitete. Und oft mißt der Abnehmer (Consumer) den Werth dessen, was er kaufen will, nach der Schwere seines Beutels, und nach seiner Begierde, die Sache zu besitzen, ab.

Da diese Distinctionen nicht aus den Worten abzunehmen sind, durch welche wir sie, Noth halber, ausdrücken; und da wir uns dieselben gleichwol öfters gedenken müssen, wenn wir von Dingen reden, welche die Handlung und Industrie betreffen: so habe ich fürs Beste gehalten, meine eigene Ideen darüber aufzuklären, und selbige meinen Lesern nach der Ordnung vorzulegen, ehe ich mich weiter in meine Materie einlasse.

Aller Unterschied der Meinungen in Sachen von dieser Natur rührt, meines Erachtens, theils davon her, dass unsre Sprache nicht vollständig genug ist, unsre Ideen auszudrücken, theils dass wir zu unvorsichtig im Gebrauche solcher Wörter sind, die einerley Bedeutung zu haben scheinen, theils dass wir von Natur geneigt sind, Dinge, welche die gesunde Vernunft bey gewissen Gelegenheiten von einander getrennt wissen will, unter allgemeinen Regeln zu begreifen.

VIII. Capitel.

Was heissen Kosten, Profit und Verlust?

Wir sind mit unsern Wörtererklärungen noch nicht ganz fertig, und wollen daher in diesem Capitel die Bedeutungen der Wörter, *Kosten*, *Profit*, *Verlust*, untersuchen.

Wenn das Wort *Kosten* schlechtweg und ohne besondere Beziehung gesagt wird, so versteht man allezeit darunter, dass von Geld die Rede sey. Diese Art Kosten unterscheide ich in dreyerley Gattung, *Privatkosten*, *öffentliche Kosten*, und *Nationalkosten*.

1. *Privatkosten* heissen die Auslagen einer Privatperson, oder einer Privatgesellschaft, um entweder Consumtibilien, oder dauerhaftere Sachen, die zu ihrer Bequemlichkeit, oder Vergnügen, oder Vortheil dienen können, anzuschaffen. Also sagen wir von einem Mann, der ein grosses Einkommen verzehrt, er mache sich *grosse Kosten*. Wir sagen von einem Kaufmanne, er habe auf Magazine, auf Comtoirbediente, auf Lebensmittel &c. *grosse Kosten* verwendet: aber nie sagen wir von ihm, er habe durch Waareneinkauf sich in *Kosten* gesetzt. Eben so kann ein Handwerksmann auf Gebäude, Maschinen, Pferde und Wagen, *Kosten* verwenden, nie aber auf die Materie, die er verarbeitet. Wenn etwas gekauft wird, um wieder verkauft zu werden, so wird

die

die Summe des Einkaufs *Vorſchuſsgeld* (money *advanced*) genannt. Wird es aber gekauft, um nicht wieder verkauft zu werden, ſo kann das dafür bezahlte Geld den Namen *Koſten* führen.

2. *Oeffentliche Koſten* (public expence) nennt man die Anwendung des Geldbeitrags vieler einzelnen Perſonen zu den gewöhnlichen Dienſten des Staats. Dieſer Beitrag, oder die Einſammlung deſſelben, ſtellt die Wirkungen vieler Artikel der *Privatkoſten* vor; und die Ausgabe deſſelben, nach geſchehener Einſammlung, heiſst *öffentliche Koſten*.

3. *Nationalkoſten* heiſſen die Geldausgaben, die aus dem Lande gehen. Sie ſind es, die den Nationalreichtum verringern. Der Hauptunterſchied, worauf man hier Acht zu geben hat, iſt der zwiſchen *öffentlichen Koſten*, oder den Ausgaben, die aus dem öffentlichen Fond geſchehen, und den *Nationalkoſten*, welche in der Veräuſſerung des Reichtums der Nation zum Beſten der Fremden geſchehen. Auf dieſe Art iſts möglich, daſs die gröſsten *öffentlichen Koſten*, die man erſinnen kann, keine Nationalkoſten ſeyn können, weil das Geld auch im Lande bleiben kann. Hingegen können die geringſten *öffentlichen*, oder auch *Privatkoſten*, im Grunde Nationalkoſten ſeyn, weil das Geld auſſerhalb Landes gehen kann.

Profit und *Verluſt* können entweder *poſitiv*, oder *relativ*, oder *zuſammengeſetzt* ſeyn.

Mit dem *poſitiven Profit* iſt für niemand ein Verluſt verbunden. Er entſpringt aus einer Vermehrung der mühſamen Arbeit und Induſtrie, und wirkt eine Zunahme oder Vermehrung der gemeinen Wohlfahrt.

Mit dem *poſitiven Verluſt* iſt für niemand ein Profit verbunden. Er entſpringt aus dem Aufhören des vorigen, oder der davon herrührenden Wirkungen, und man kann ſagen, daſs er die gemeine Wohlfahrt ſchwäche.

Relativer Profit iſt das, wodurch jemand einen Verluſt leiden muſs. Er zeigt einen ſchwankenden Zuſtand der Balanz des Reichtums zwiſchen Käufer und Verkäufer an, kann aber nichts zur Vermehrung des gemeinen Fonds beitragen.

Relativer Verluſt hingegen iſt das, wodurch jemand einen Profit machen muſs. Er zeigt ebenfalls einen ſchwankenden Zuſtand der Balanz an, entwendet aber auch nichts dem gemeinen Fond.

Was *zuſammengeſetzter Profit* oder *Verluſt* ſey, iſt leicht zu begreifen. Man verſteht dadurch diejenige Art des Profits und Verluſts, die theils *relativ*, theils *poſitiv* iſt. Ich nenne ſie zuſammengeſetzt, weil beiderley Arten unzertrennlich bey einerley Handlungsgeſchäffte ſubſiſtiren können.

IX. Capitel.

Allgemeine Folgen, welche für eine handelnde Nation aus der Eröffnung einer activen auswärtigen Handlung entſpringen.

Wenn ich mir nicht vorſetzte, mich in dieſem Capitel auf ſehr generelle Sätze einzuſchränken, ſo könnte ich gewiſſermaſsen den ganzen Inbegriff der heutigen Staatswirthſchaft unter dieſen Titel bringen; denn ohne allen Zweifel beruhet das ganze Syſtem der neuern Politik auf der Grundlage einer auswärtigen Activhandlung.

Eine Nation, die ſich bey ihrem Commerz immer paſſiv verhält, hängt von der Diſcretion derer ab, die eine Activhandlung mit ihr treiben, und muſs ſich mit groſsen natürlichen Vortheilen, oder mit einem beſtändigen Zufluſſe des Golds und Silbers aus ihren Bergwerken, begünſtiget wiſſen, wenn ſie im Stande ſeyn will, eine Handlungscorreſpondenz, die der Vermehrung ihres Reichtums nicht offenbar zum Schaden gereichen ſoll, zu unterhalten.

Alles dieſes ſoll in dieſem Werke nach und nach beſſer ins Licht geſetzt werden. Gegenwärtig bekümmern wir uns nur um die Folgen einer ſolchen Handlung in Anſehung derer, die bey dieſer Operation die Hauptperſonen vorſtellen.

Ueberſchaue ich das weite Feld, das ſich hier vor meinen Augen öffnet, ſo ſetzt mich die allzugroſse Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden beinahe in Verwirrung. Auf der einen Seite ſehe ich einen wohlanſtändigen lieblichen Anfang der Induſtrie; einen ſanften Zufluſs des Reichtums, zur Belohnung ſinnreicher und fleiſſiger Arbeiter; Einwohner, die nicht nur an der Anzahl ſich vermehren, ſondern auch täglich einander nützlicher werden; einen Ackerbau, der ſich proportionsmäſſig ausbreitet; keine gewaltſame Revolutionen; keine unmäſſigen Gewinnſte; keinen groben Stolz bey den Reichen; kein allzugroſses Elend unter den Armen; ganze Haufen Menſchen

in voller Arbeit; überall kluge Wirthschaft im Aufwand; alle Werkzeuge des Luxus, welche die Hände der Fleissigen täglich hervorbringen, aber nicht, zur Pflegung der Wollust, im Lande bleiben, sondern, zum Dienste der Fremden, ausserhalb Landes verführt werden. Alles dieses nimmt so lange zu, bis es unvermerkt damit zum Stillstand kommt. Alsdann fangen jene Ströme des Reichtums, die sich durch die ganze Welt hurtig verbreiteten, und dann zu dieser handelnden Nation, wie das Blut zum Herzen, zurückflossen, um von dar, gleichsam durch neue Pulsschläge, nach aussen getrieben zu werden, in ihrem Laufe zu stocken an; der Abfluss geht also langsamer vor sich, als vorher; folglich stemmen sich diese Ströme im Lande selbst an. Ungeduldig über diesen Zwang, brechen sie los, und ergiessen sich in einer einheimischen Circulation. Hierauf sieht man gar bald die grossen Städte an Pracht der Gebäude zunehmen; allenthalben im Lande werden schöne Paläste, schattichte Alleen angelegt; allenthalben scheint Ueppigkeit zu herrschen; die Ungleichheit zwischen den Classen der Menschen fällt stärker als vorher ins Auge; und dieser Contrast macht, dass Dürftigkeit und Elend nunmehr in einer weit häslichern Gestalt erscheinen, als zuvor; selbst das unbeständige Glück macht seltsamere Sprünge. Der vor etlichen Tagen ein Bettler war, fährt heute in seiner eigenen Kutsche; und der ehemals in einer Staatswiege lag, stirbt itzt am Galgen oder im Lazaret. Solche Wirkungen hat eine starke einheimische Circulation!

Der Staatsmann sieht mit Erstaunen um sich her; er, der gewohnt war, sich, in aller Rücksicht, für den obersten und mächtigsten Mann in der Societät zu halten, merkt vielleicht, dass er durch den Glanz des Privatreichtums, den er, trotz allen seinem Bestreben, nicht erhaschen kann, verdunkelt werde. Dieses verwickelt ihn bey seiner Regierung in mehrere und grössere Schwierigkeiten; er muss nun Kunst und List ebensowol als Macht gebrauchen. Durch Nachgeben, sanftes Verfahren und Intriguen geräth er ein wenig in Schulden: und hiedurch wird der Grund zum öffentlichen Credit gelegt, der, indem er stuffenweise gröser wird, und in seinem Wachstum allerley neue Gestalten annimmt, endlich, so gering auch der Anfang gewesen, ein fürchterliches Ungeheuer wird, welches diejenigen, die ihm in seinem ersten Alter liebkoseten, mit Schrecken erfüllt. Auf dieses Monstrum, als auf ein siegprangendes Streitpferd, setzt sich der Staatsmann, und erscheint in diesem

Aufzuge

Aufzuge von neuem fürchterlich; der Kopf fängt ihm an zu ſchwelmeln; beinah erſtickt er im Staube, den er erregt hat; und in dem Augenblicke, da er herunterfallen ſoll, findet er, zu ſeinem gröſsten Erſtaunen, ein ſtarkes Creditweſen, ſein eigenes Geſchöpfe, welches, ſtatt ihn zu verſchlingen, wie er befürchtete, ihm zu Hülfe eilt, und ihn aufrecht erhält. Mittelſt dieſer Hülfe überwindet er allen Widerſtand, er legt Taxen an, vermehrt ſie, verpfändet ſeine liegende Gründe, und wird entweder bankerott, und kommt dann aufs neue aus ſeiner Aſche hervor: oder wofern er nicht ſo kühn iſt, ſo ſteht er eine Zeitlang zitternd und wankend am Rande des politiſchen Abgrunds. Aus einem oder andern dieſer gefährlichen Standörter entdeckt er endlich einen grenzenloſen Pfad, welcher, nach einer Menge von Krümmungen, immer wieder in den erſten Ausgang zurückläuft; und durch dieſen Labyrinth geht er immer in einem gleichmäſſigen Gange fort. Doch hievon ein Mehrers im vierten Buche.

Es iſt itzt hohe Zeit, dieſe hitzige Bilderſprache zu verlaſſen, und wieder mit kaltem Blute zu raiſonniren, um die nähern und allgemeinern Wirkungen und Revolutionen zu unterſuchen, welche die Eröffnung einer auswärtigen Handlung bey einer fleiſſigen Nation hervorbringt.

Die erſte und merklichſte Veränderung wird darin beſtehen, daſs eine ſtärkere Nachfrage nach geſchickten Handarbeitern entſteht, weil anitzt, wegen der an die Fremden zu liefernden Bedürfniſſe, die Anzahl der Abnehmer *(Conſumers)* beträchtlich zunehmen wird. Was hinwiederum hieraus erfolgen werde, muſs auf gewiſſe Umſtände ankommen.

Sollte dieſe Revolution, den Zuſtand der Nachfrage betreffend, gewaltig-ſchnell vor ſich gehen, ſo wird die Folge davon ſeyn, daſs die Nachfrage *hoch ſteigt:* ſollte ſich aber die Veränderung allmälig zutragen, ſo wird die Nachfrage *zunehmen.* Hoffentlich wird man dieſen Unterſchied leicht einſehen, und das, was ich daraus gefolgert habe, richtig befinden; denn wenn die Lieferung der verlangten Sachen nicht nach Proportion der Nachfrage zunimmt, ſo wird zwiſchen denen, die darnach fragen, eine Concurrenz entſtehn; welches die gewöhnliche Wirkung ſolcher plötzlichen Revolutionen iſt. Wenn hingegen ein allmäliges Zunehmen der Nachfrage allemal mit einer proportionirlichen Lieferung vergeſellſchaftet iſt, ſo wird der ganze Haufen fleiſſiger Arbeiter an Munterkeit und gutem Auskommen zunehmen,

ohne groſsen Vortheil oder groſsen Schaden zu empfinden; ja selbst ein Wechſel ihrer Glücksumſtände wird faſt unmerklich ſeyn.

Die unmittelbaren Wirkungen der gewaltigen und ſchnellen Revolution werden, bey dieſem Exempel, für einige ſchmeichelhaft, andern aber unangenehm ſeyn. Bey vielen Zweigen der Indüſtrie wird der Reichtum, wegen des Steigens der Preiſe, täglich zunehmen. Dies wird den Claſſen der fleiſſigen Arbeiter zur groſsen Ermunterung gereichen: aber die müſſigen Verzehrer im Lande werden klagen.

Ich habe mich nun lange genug bey den Wirkungen verweilet, die daraus für die untern Claſſen des Volks entſpringen, in Anſehung ihrer Verſorgung mit einem gewiſſen Subſiſtenzmittel. Itzt will ich unterſuchen, in wiefern der Staatsmann Anlaſs geben könne, daſs ſelbſt die höhern Claſſen die guten Wirkungen dieſer allgemeinen Veränderung empfinden, ob ſie ihnen gleich anfänglich auf eine Zeitlang zum Nachtheil gereichen kann.

Es wird den Landman, wie ich ſchon bemerkt habe, gröſsere Mühe koſten, Knechte zu bekommen, als welche, ſtatt den Boden zu bearbeiten, lieber ein Handwerk ergreifen werden. Im erſten Buche haben wir dieſen Umſtand aus dem Geſichtspuncte betrachtet, wie auf ſolche Weiſe das platte Land von überflüſſigen Eſſern befreyet werde: allein, jede Folge in der groſſen Kette der Staatswiſſenſchaft zieht andre Folgen nach ſich; und ſo wie dieſe auf einander folgen, ſo nehmen die Sachen verſchiedne Geſtalten an, die einen verſchiednen Einfluſs auf die Claſſen der Einwohner haben. Die Befreyung des platten Landes von überflüſſigen Eſſern iſt nur eine von den erſten Folgen. Hier kommt noch eine andre.

Wenn junge ſtarke Kerls einem mittelmäſſigen Ackerbau den Dienſt ihrer Hände entziehen, und aus ihrem Dorfe weglaufen, um in der Stadt Arbeit zu ſuchen, ſo wird zwar im Anfang der Pachter ohnezweifel in Verlegenheit geſetzt: aber in kurzer Zeit findet man bey einer handelnden Nation wiederum Alles im Gleichgewicht, weil *hier* ein jeder *fleiſſiger Arbeiter* ſein gutes Fortkommen haben muſs, trotz aller allgemeinen Verbindungen der Umſtände.

In dem Falle, den wir vor uns haben, muſs der relative Profit vom Ackerbau bald gröſser werden, als vorher, wegen der vermehrten Koſten, welche die ganze Claſſe der Landleute nunmehr anwenden muſs; folglich werden

werden dieſe neu hinzugekommene Ausgaben, ſtatt dem Gutsherrn, oder dem Pachter, zum Schaden zu gereichen, nach einer kleinen Zeit Beiden zum Vortheil ausſchlagen, weil jeder Artikel der Producten des Bodens, deren kein Menſch entbehren kann, nun einen gröſsern Werth bekommen muſs. Alſo wird in kurzer Zeit faſt Alles einander die Balanz halten, das iſt, die nämliche Proportion des Reichtums wird, wenn alles Uebrige gleich iſt, bey den Fleiſſigen die nämliche bleiben; ich ſage, bey den Fleiſſigen, denn die Müſſigen und die Nachläſſigen werden ſtark verlieren.

Ein Proprietair von Ländereyen, der auf die Urſachen der vermehrten Koſten, die ſein Pachter aufwenden muſs, nicht Acht gibt, kann leicht auf die alberne Entſchlieſsung verfallen, die Einkünfte von ſeinen Ländern ſich ſelber zu ſchmälern, ſtatt daſs er dem Pachter, bey ſchicklicher Gelegenheit, unter die Arme greifen ſollte, um hernach jene Einkünfte deſto mehr erhöhen zu können.

Diejenigen, die von beſtimmten Geldeinkünften leben, und ſich weder mit der Handlung, noch irgend einer Gattung der Indüſtrie beſchäfftigen, werden, wegen der erhöheten Preiſe, in ſchlechtere Umſtände gerathen.

Bey einer Handlungsnation muſs ein jeder mit ſeinem Talente wuchern, ſonſt bleibt er unfehlbar zurück, bey einer ſo allgemeinen Nacheiferung, wo der Fleiſſigſte, der Sinnreichſte und der Sparſamſte, allemal den Preis davon tragen wird.

Dieſe Betrachtung müſste für jedermann ein Sporn des Fleiſſes ſeyn. Bey einer Handlungsnation iſt ſelbſt der reichſte Mann nicht gegen Armuth (ich meyne, gegen proportionirliche Armuth) geſichert; denn wenn er gleich ſeine Einkünfte nicht verringert, ſo bringt er ſich doch, indem er ſolche nicht, wie andre thun, vermehrt, um ſeinen Rang in Anſehung des Reichtums, und gliſcht aus der erſten Claſſe, worin er ſtand, unvermerkt in eine niedrigere.

Eine von den Folgen einer neuhinzugekommenen Hülfshandlung *(beneficial trade)* iſt zwar eine Vermehrung der Nachfrage und eine Vergröſserung des Reichtums: aber wenn wir dabey keine verhältnismäſſige Vermehrung der Lieferung der Lebensmittel vorausſetzen, ſo wird jene Vermehrung der Nachfrager und des Reichtums nur einen eiteln Traum vorſtellen, der einen Augenblick währt; und wenn die goldnen Scenen verſchwunden ſind, ſo ſtellet ſich lauter Ungemach und Beſchwerlichkeit dagegen ein. Nun-

Nunmehr will ich auch zeigen, was dieſe Vermehrung des Reichtums, der aus den Ländern fremder Völker hergeholt wird, für natürliche Folgen habe, wenn der Staatsmann nicht die gehörige Vorſicht beobachtet, die Herbeyſchaffung und Lieferung, ſowol der Lebensmittel, als der Manufacturwaaren, in der Maaſse zu vermehren, in welcher die Anzahl der Eſſer, und die Nachfrage nach Werken der Indüſtrie, zunimmt.

Wo eine ſolche Verfaſſung iſt, da wird der Profit der Commerzirenden täglich höher ſteigen, und jeder Plan, ihn in die Grenzen der Mäſſigung einzuſchränken, wird als eine ſchädliche und unpatriotiſche Maasregel angeſehen werden. Es ſey! Aber laſſet uns die Folgen erwägen.

Ich habe geſagt, das Steigen der Nachfrage nach Waaren vermehre natürlicherweiſe den Werth der verfertigten Arbeit. Nun muſs ich hinzufügen, daſs, bey ſolchen Umſtänden, die Vermehrung des Reichtums, *in einem Lande, wo entweder der Boden gar keiner Verbeſſerung fähig iſt, oder wo man die Vorſicht aus der Acht gelaſſen hat, durch Zufuhr der Lebensmittel eine Vermehrung der Einwohner zu veranlaſſen*, lauter Noth und Elend zur Folge haben werde.

Auf der einen Seite wird jener Reichtum die Maſse der vorhin hervorgebrachten Lebensmittel wirklich vermindern, und auf der andern Seite die Anzahl unbrauchbarer Verzehrer gröſser machen. Der erſte von dieſen Umſtänden wird die Nachfrage nach Lebensmitteln erhöhen; und der zweite wird die Anzahl der nützlichen freyen Arbeiter vermindern, und folglich den Preis der Waaren ſteigern. Wie dies zugehe, wird aus nachſtehendem kurzen Abriſs erhellen.

Je reicher und üppiger ein Volk iſt, deſto delicater wird es in ſeiner Lebensart. War ſonſt trockenes Brod ſeine Koſt, ſo wird es ſich itzt ans Fleiſcheſſen gewöhnen: aſs es vorher ſchon Fleiſch, ſo wird es itzt Vogel, Wildpret und andere Leckerbiſſen eſſen. Der nämliche Boden, welcher hundert Menſchen mit Brod, und viele darunter auch mit thieriſchen Speiſen verſorgt, wird für eine gleiche Anzahl Leckermäuler nicht hinreichend ſeyn. Es muſs ſich alsdann ein Mangel an Lebensmitteln hervorthun; die Nachfrage darnach ſteigt; die Reichen richten immer das Meiſte auf dem Markte aus; ſie verzehren die Lebensmittel, und die Armen müſſen Hunger leiden. Hier öffnet ſich das weite Thor zu der kümmerlichen Nahrung, worüber man in

unſern

unsern Zeiten klaget, nämlich eine schädliche Concurrenz um Lebensmittel. Noch eins. Wenn ein Volk reich wird, so denkt es weniger auf die Wirthschaft; es wird eine Menge unnützer Bedienten gedungen, und dadurch die Consumtion mit einer todten Last belegt; und wenn die armen Landsleute ihre Arbeit, die sie für die Ueppigkeit der Reichen verfertigen, nicht eben so wolfeil liefern können, als andre Nationen, so lassen die Reichen entweder die Werkzeuge der auswärtigen Luxurie ins Land kommen, oder sie suchen dieselben ausserhalb Landes zu geniessen, und geben auf solche Art ihren Gewinn wieder zurück.

Ist es daher nicht offenbar, dass, wofern nicht, ehe es so weit kommt, auf eine oder andre Art für eine Vermehrung des Subsistenzfonds gesorgt wird, die Anzahl der Einwohner abnehmen müsse, obgleich der Reichtum täglich zunehmen kann, wenn ein neuhinzugekommener Artikel, welcher, zufolge der bisherigen auswärtigen Hülfsmittel, mag ins Land gebracht worden seyn, die Balanz hält?

Noch mehr. Ich behaupte, dass die Hülfshandlung nur eine Zeitlang dauren werde; denn das Steigen der Preise im Lande wird unfehlbar zur Folge haben, dass diejenigen Nationen, die sich zuerst von dort mit Waaren versorgt haben, wenn sie sehen, dass solche immer theurer werden, ihre eigene Manufacturen anlegen, oder auch diese Waaren aus andern Ländern verschreiben, wo sie selbige wolfeiler kaufen können. Eure neuen Nebenbuler werden also, durch die grossen Vortheile gelockt, die bisher eure Kaufleute gezogen haben, zu Markte kommen, die Lieferung thun, und willkommen seyn; und da in Ländern, wo wir die Zusammenkunft der sämmtlichen oberwähnten Umstände nicht vermuthen dürffen, alles wolfeiler seyn muss, so werden diese Nationen euch aus eurem Vortheil vertreiben, den Gewinn an sich ziehen, und reich werden.

Hier kommt aber eine neue Revolution. Die Handlung stockt! Wo will man nun mit allen den Leuten hin, die bisher für die Bedürfnisse der Auswärtigen gearbeitet haben?

Trügen sich die Veränderungen so plötzlich zu, als wir sie vorstellen müssen, so würde alles zu Grunde gehn. Allein, sie geschehen stuffenweise, und je geschwinder oder langsamer diese Stuffen erreicht werden, desto grösser oder geringer ist das aus der Veränderung entspringende Uebel.

Ich

Ich habe gesagt, die Concurrenz gebe Anlaſs zum Steigen der Preise. Hat die Concurrenz der Fremden sie gesteigert, so werden sich die industriösen Arbeiter in gröſserer oder geringerer Verlegenheit befinden, je nachdem sie den Markt geschwinder oder langsamer verlaſsen haben. War die Concurrenz zwischen den einheimischen Liebhabern (*Consumers*) getheilt, so werden die Folgen minder schlimm seyn; weil der Umstand, daſs die Fremden vom Markte abgezogen sind, einigermaſsen durch die verstärkte einheimische Consumtion, die auf das Fallen der Preise erfolgt, wieder gutgemacht wird. Sind endlich, dies ist der dritte Fall, die Einwohner so unbedachtsam gewesen, daſs sie nicht nur ihre Concurrenz gegen die Fremden ausgehalten, und ihnen dadurch die Luſt benommen, hinführo den Markt zu besuchen, sondern sogar die Concurrenz unter einander selbst fortgesetzt haben, so wird der ganze *Verluſt*, den diese Revolution zuwegebringt, die ganze Nation betreffen. Der Reichtum wird aufhören zuzunehmen: aber die unangenehmen Folgen werden, anstatt den Arbeitern empfindlich zu fallen, lediglich allein den Staat treffen; jene werden im Ueberfluſse fortleben, von der Grosmuth ihrer Landsleute viel Rühmens machen, und die Fremden, von denen sie sich doch bereichert hatten, als ein armes Volk, mit verächtlichen Augen ansehen.

Hier wird der einheimische Luxus ein kräftiges Mittel abgeben, dem Verderben der Fleiſsigen im Volke, welche, durch ihr eigenes gutes Fortkommen, ihr Land reich gemacht haben, vorzubeugen. Ihr Zustand wird keinen Abfall leiden; sie werden mit einem mühseligen Fleiſse zu arbeiten fortfahren; und wenn nun die Folgen davon einem Theile des Staats zum Nachtheil gereichen, so muſs man doch gestehn, daſs selbige für den Unterhalt Andrer wesentlich-nothwendig sind.

Daſs aber eine auswärtige Handlung, bey einer Nation, welche die rechten Grundsätze derselben versteht, nicht nothwendigerweise den Luxus mit sich führe, wird aus einem Contraste erhellen, den ich itzt, in dem Beispiel eines wegen seiner Handlung und Sparsamkeit berühmten neuern Staats, zeigen werde. Das Land, das ich meyne, ist Holland.

Ein Haufen fleiſsiger und wirthschaftlicher Leute zog sich in einem Lande zusammen, das von Natur vielen Unbequemlichkeiten unterworfen ist, zu deren Wegräumung eine Menge *arbeitender* Hände unumgänglich erfodert wurde. Ihre Lage auf dem vesten Lande, die Macht ihrer vorigen Herren,

und

und die Eifersucht ihrer Nachbarn, nöthigte sie, eine ansehnliche *Kriegsmacht* zu unterhalten. Solchergestalt kamen zur Anzahl der ordentlichen Einwohner und Classen von Leuten hinzu, die weder Werke der Industrie verfertigen, durch deren Ausfuhr der Staat sich hätte bereichern können, noch Ackerbau trieben, um für sich oder ihre Landsleute Brod zu schaffen.

Der Entwurf, ein gemeines Wesen zu errichten, zielte eigentlich dahin ab, viele fleißige Leute nach einerley Ort zusammen zu ziehen: indessen hat sich derselbe vielmehr darin nützlich bewiesen, daß er ihnen einen guten Unterhalt verschafft hat; denn da die republicanische Regimentsform daselbst manche Unterabtheilungen hat, so gibt sie einem jeden Mitgliede ein hinlängliches Recht, für seinen eigenen Unterhalt den gehörigen Vorrath anzuschaffen; und das Band, welches die sämmtlichen Mitglieder vereiniget, betrifft lauter Sachen von öffentlichem Belange. Wäre das Ganze durch einen Souverain oder durch ein Conseil regiert worden, so hätte dieser wichtige Endzweck nimmermehr erreicht werden können.

Ich stelle mir vor, daß es dem allergeschicktesten Minister, der jemals gelebt hat, unmöglich gewesen seyn würde, Lebensmittel genug, für ein so weitläuftiges Land, als Frankreich, oder auch England ist, zu verschaffen, wofern diese Länder so vollbevölkert wären, wie Holland; wenn wir auch so gar voraussetzen wollten, daß sie aus andern Ländern mit einer hinlänglichen Quantität Lebensmittel versorgt werden könnten. Die Unternehmung würde zu groß seyn, die Misbräuche würden sich häufen, und die Einwohner aus Mangel der Nahrung sterben und verderben. Aber in Holland ist es ganz anderst, jede kleine Stadt sorgt für ihre eigene Einwohner; und da soviele Personen sich mit dieser Sorgfalt befassen, und dabey profitiren, so hat sie erwünschte Wirkungen.

Wenn einmal in einem Lande die Maxime herrscht, daß die Lebensmittel nothwendig aus fremden Ländern herbeygeschafft werden müssen, um die einheimische Nothdurft zu befriedigen, so wird die Kornhandlung beträchtlich, und zugleich gewiß, regulär und dauerhaft. Dieses war der Fall in Holland; in der Maaße als die Einwohner noch indüstriöser wurden, erfolgte nothwendigerweise eine sehr ausserordentliche Vermehrung der Einwohner, und zugleich ein solcher Kornvorrath, daß die Holländer nicht nur für sich selbst keinen Mangel daran litten, sondern oft auch ihre Nachbarn damit ver-

verſorgen konnten. Wir haben viele Exempel, daſs England von dorther mit Korn verſorgt worden iſt, und zwar, worüber man ſich wundern ſollte, mit dem nämlichen Korn, welches Holland vorher aus dem fruchtbaren England geholt hatte.

Es iſt demnach ausgemacht, daſs das einzige Mittel, die Indüſtrie im Ganzen zu erhalten, dieſes iſt, daſs für eine ſolche Herbeyſchaffung der Lebensmittel geſorgt werde, die mit der deshalb geſchehenen Nachfrage beſtändig in Proportion ſtehet. Dies iſt eine Vorſorge, die zur Abwendung einer ſchädlichen Concurrenz unumgänglich nöthig iſt. Und dieſe Vorſicht bemerkt man inſonderheit bey den Holländern; ſo lang ſie ſich wirkſam weiſen kann, kann Holland nicht in Verfall gerathen; ſobald ſie ſich aber einmal auf den Märkten, wo ſie ihre Lebensmittel herholen müſſen, in Verlegenheit ſehen, ſo würde es bald mit ihnen aus ſeyn.

Blos durch gute Wirthſchaft und eine wolfeile und ſparſame Lebensart, erhält ſich die Schiffahrt dieſes fleiſsigen Volks. Beſtändige Beſchäfftigung und eine Anhäufung faſt unmerklicher Gewinne füllt ihre Käſten mit Schätzen an, unerachtet der groſsen Ausgaben, wozu ſie genöthigt ſind, da ſie ſich jährlich aus fremden Ländern verproviantiren müſſen. Durch den groſſen Profit, der in andern Ländern auf Werke der Indüſtrie gemacht wird, laſſen ſie ſich nicht blenden, da er kein Zeichen der Grosmuth, ſondern eine traurige Wirkung der kärglichen Subſiſtenz der Einwohner iſt. Selten befinden ſie ſich mit in der Liſte der Concurrenten in den auswärtigen Häven; wenn ſie über ihre Ladung diſponiren können, ſo warten ſie mit Vergnügen in ihren eigenen Schiffen, zehren inzwiſchen von ihrem eigenen Mundvorrath, und nehmen zuletzt dasjenige ein, was die Andern zurückgelaſſen haben. Man könnte zwar ſagen, daſs auſſer dem Artikel der Subſiſtenz ſich noch viele andere Umſtände zum Beſten der Holländer vereinigen. Ich will dieſes nicht abſtreiten, ſondern ich erinnere meine Leſer nur an das, was im erſten Buche geſagt worden iſt, nämlich daſs, wenn die Anzahl derer, die ſich mit dem Ackerbau, und derer, die ſich mit verſchiedenen Zweigen der Indüſtrie beſchäfftigen, gegen einander verglichen wird, eine der andern, in Ländern, wo ein ſehr groſser Luxus iſt, das Gleichgewicht halten werde. Hieraus ſchlieſſe ich, daſs der Artikel des Unterhalts, bey den niedrigen Claſſen, in Vergleich gegen alle übrige Artikel des Aufwands, überaus beträchtlich ſeyn müſſe; und daher muſs

eine

eine Verringerung der Preise des Lebensmittel, für Handwerksleute, welche dieselben kaufen müssen, überaus vortheilhaft seyn. Aus eben dieser Betrachtung lasset uns die Folge solcher Erhöhungen des Kornpreises, als bey uns gewöhnlich sind, beurtheilen; 30 oder 40 pC. scheint nichts zu seyn. Nun hat diese Erhöhung einen Einfluss auf wenigstens 2 Drittel der ganzen Summe der Ausgabe eines arbeitenden Mannes. Man lasse einen jeden, der in einem ziemlichen Ueberfluss lebt, die Anwendung davon auf sich selbst machen, und untersuchen, wie er wohl zurecht kommen würde, wenn zufällige Schäden, die ihm durch Regengüsse oder Windstürme verursacht worden, ihn nöthigten, seine Ausgaben um 30 pC. zu vermuhren, ohne dass es ihm möglich wäre, sie einzuschränken; denn in diesem Fall befinden sich unglücklicherweise alle übrige Classen.

Hieraus schliesse ich endlich weiter, dass die Erhaltung der Lebensmittel in einem wolfeilen Preise, und noch mehr, wenn man sie zu allen Zeiten in einerley Preise lässt, die Quelle des Reichthums der Holländer sey, und dass jede schädliche Concurrenz in diesem Stücke eine Unordnung erzeugen müsse, die den Fabricanten und Handwerksleuten in jedem Staat empfindlich fallen wird.

X. Capitel.

Von der Balanz zwischen dem Vorrath verfertigter Arbeit und der Nachfrage.

Es ist ganz unmöglich, sich durch die weitläuftige Materie der Staatswirthschaft methodisch durchzufinden, ohne dass man schon vorher Sachen berühren müsse, die eigentlich erst in der Folge abgehandelt werden sollten. Ich habe schon oft von der Balanz zwischen Arbeit und Nachfrage gesprochen, und gezeigt, wie nöthig es sey, dass ein Staatsmann auf diesen wichtigen Artikel Acht gebe.

Meine Leser verstehen also schon ziemlich, was ich überhaupt mit dieser Balanz meyne; es ist nur noch übrig, dass wir unsre Ideen davon bestimmter machen, und sie unsern bisherigen Grundsätzen, so genau als möglich, anpassen.

Die Materie von der Nachfrage und von der Concurrenz, haben wir vollständig durchgegangen. Wir haben bemerkt, wie verschiedene Umstände

auf dieſe Wörter einen Einfluſs haben, und verurſachen, daſs ſelbige ganz unterſchiedene Ideen darſtellen; und ich habe geſagt, daſs bey der doppelten Concurrenz die Balanz, von der itzt die Rede iſt, beſtehe, bey der einfachen Concurrenz aber übern Haufen geworfen werde.

Das Wort Nachfrage in dieſem Capitel wird in dem ſimpelſten Verſtande genommen; und wenn wir ſagen, die Balanz zwiſchen Arbeit und Nachfrage müſſe ſoviel als möglich im Gleichgewichte erhalten werden, ſo verſtehen wir dadurch, daſs die verſchaffte Quantität mit der verlangten Quantität, das iſt, mit den Bedürfniſſen, die Proportion halten ſoll. So lange die Balanz recht abgewogen bleibt, ſo befinden ſich die Preiſe in der richtigen Proportion zu den wirklichen Koſten, die bey der Verfertigung der Waaren aufgefallen ſind, nebſt einem kleinen Profit, für den Verfertiger ſowol, als für den Kaufmann.

Ich habe im vierten Capitel angemerkt, wie nöthig es ſey, die zwey Dinge, die jeden Preis conſtituiren, wohl von einander zu unterſcheiden, den Werth, und den Profit. Es mögen noch ſo viele Perſonen ſeyn, die ſich in den Profit theilen, der aus dem Verkauf eines Stücks Waare heraus kommen mag; ſo iſt bey dergleichen Unterſuchungen dennoch höchſtnöthig, ſich dieſen Profit als etwas vom wahren Werth der Waare ganz Unterſchiedenes vorzuſtellen; das allerbeſte Mittel aber, die rechte Proportion zwiſchen beiden zu entdecken, iſt eine ſorgfältige Wachſamkeit über die Balanz, von welcher hier die Rede iſt, wie ſogleich erhellen wird.

Der Werth und der Profit, welche in dem Preiſe einer Manufacturwaare, die von Einem Manne verfertigt worden iſt, mit einander verbunden ſind, können vermittelſt der Analyſis, die ich im vierten Capitel (Seite 199. 200.) mitgetheilt habe, leicht von einander unterſchieden werden. So lang auf einem Markte *juſt genug* von einer Art Waare, aber auch *nicht mehr*, *als ſo viel*, vorhanden iſt, ſo leben diejenigen, welche mit dieſer Waare zu thun haben, von ihrer Handlung, und machen ſich keinen unbilligen Profit, weil da keine heftige Concurrenz auf einer Seite allein, weder zwiſchen den Handwerksleuten, noch zwiſchen denen, die von ihnen kaufen, vorhanden iſt, und alſo die Balanz, unter dem Einfluſs einer doppelten Concurrenz, ſich ſachte hin und her bewegt. Dies iſt die Vorſtellung, die wir uns von einer vollkommenen Balanz zu machen haben.

Es wird aber dieſe Balanz auf viererley verſchiedene Weiſe umgeworfen.

Ent-

Entweder die Nachfrage verringert sich, und der Waarenvorrath bleibt eben derselbe;

Oder der Waarenvorrath verringert sich, und die Nachfrage bleibt:

Oder die Nachfrage nimmt zu, und der Waarenvorrath bleibt:

Oder der Waarenvorrath nimmt zu, und die Nachfrage bleibt.

Nun kann jede von diesen vier Combinationen eine Concurrenz auf Einer Seite des Contracts allein hervorbringen, oder auch nicht. Dieses bedarf einer Erklärung.

Wenn die Nachfrage sich vermindert, und es wird doch noch eben so viel Waare verfertiget als zuvor, (welches der erste Fall ist) so werden entweder diejenigen, welche die Arbeit liefern, gegen einander in Concurrenz gerathen; alsdann wird einer dem andern im Wege stehen, und die Preise werden tiefer fallen, als sie nach dem billigen Fus einer gleichen Balanz fallen dürfen: oder sie werden nicht gegeneinander in Concurrenz kommen, und da es alsdann bey den vorigen Preisen bleibt, so wird der ganzen Nachfrage Genüge geschehen, und was dann noch übrig ist, wird denen, die es verfertigt haben, auf dem Halse liegen bleiben. Dieser Umstand zeigt einen Verfall der Handlung an.

Lasst uns itzt den zweiten Fall betrachten, und annehmen, dass die Nachfrage stärker werde, und die verfertigte Arbeit auf dem vorigen Fus bleibe. Diese Umstände geben zu erkennen, dass auf keiner Seite eine Verminderung vorgehe, wie im vorigen Falle, sondern eine Vermehrung auf der einen Seite; und sie zeigen entweder einen überhandnehmenden einheimischen Luxus, oder eine verstärkte auswärtige Handlung an.

Hier fällt einerley Abwechselung der Umstände vor. Diejenigen, welche die Nachfrage thun, werden entweder in Concurrenz gegen einander kommen, und den Preis der verfertigten Arbeit erhöhen: oder sie werden nicht in Concurrenz kommen; indessen, da sie entschlossen sind, den gewöhnlichen Fus einer vollkommnen Balanz nicht zu überschreiten, so werden sie den Einkauf ihrer Bedürfnisse bis auf eine andre Zeit versparen, oder sich auf einem andern Markte damit versorgen; das ist, kaum wird die neue Nachfrage geschehen seyn, so hört sie schon wieder auf, wegen Mangels der Lieferung.

Wenn demnach die vollkommene Balanz zwischen Arbeit und Nachfrage durch die Macht einer einfachen Concurrenz, oder durch das Ueber-

gewicht einer von beiden Wagſchalen, überwältiget wird, ſo muſs eins von dieſen zwey Dingen geſchehen: entweder ein Theil der Nachfrage bleibt unbefriedigt, oder ein Theil der Waaren bleibt unverkauft.

Dieſes ſind die unmittelbaren Wirkungen einer aufgehobenen Balanz.

Laſst uns nun ſehen, worauf der Staatsmann in Anſehung ſolcher Wirkungen ſein Augenmerk zu richten habe, und was für Folgen entſtehen, wenn er ſich nicht darum bekümmert.

Itzt können wir uns mit einfachern Ideen behelfen, und uns, ſtatt der vorigen Combinationen, andrer Ausdrücke bedienen, die eben denſelben Sinn mit ſich führen.

Wir wollen alſo ſagen, das *Fallen* oder *Steigen* der einen oder der andern Wagſchale ſey entweder *poſitiv*, oder *relativ*. *Poſitiv*, wenn die Seite, von der wir reden, *über* oder *unter* dem gewöhnlichen Fus zu ſtehen kömmt. *Relativ*, wenn die Seite, von der wir reden, unverändert bleibt, und alſo die Zerſtörung des Gleichgewichts einer auf der andern Seite vorgegangenen Veränderung zuzuſchreiben iſt; als zum Exempel:

Anſtatt zu ſagen, die Nachfrage nimmt ab, und der Waarenvorrath bleibt ebenderſelbe, laſſet uns ſagen, die Nachfrage nimmt *poſitiv* ab, oder, der Waarenvorrath nimmt *relativ* zu, je nachdem uns die Materie Anlaſs giebt, vom einen oder vom andern zu reden. Dies vorausgeſetzt,

Wenn die Wagſchale, worauf der Waarenvorrath liegt, *poſitiv* überſchlägt, ſo ſollte unterſucht werden, ob die gelieferte Quantität, in aller Abſicht, wirklich über die Proportion des Aufwands hinaus ſich erſtreckt habe, (in welchem Falle der Staatsmann die Anzahl der Arbeiter bey ſelbigem Zweige verringern müſste, indem er einem Theile derſelben etwas anders zu ſchaffen gäbe,) oder ob die Schuld blos an den Handwerksleuten liege, die vielleicht ihre Arbeit zur unrechten Zeit zum Vorſchein gebracht haben; in welchem Falle man ihnen gehörige Nachricht davon geben, und ihnen werkthätig beiſtehen ſollte, damit die Kaufleute nicht von dem Mangel der Erfahrung der Handwerksleute profitiren können; wiewol dieſe letztere Vorſicht nur in einem ſolchen Lande nöthig iſt, wo die Indüſtrie erſt aufzukeimen anfängt.

Würde ein Staatsmann in dieſem Stücke nachläſſig ſeyn, und wollte er hier den Sachen ihren natürlichen Lauf laſſen, wie ſolchen die Umſtände beſtimmen würden: ſo könnte ſichs zutragen, daſs die Handwerksleute denjenigen

jenigen Theil ihrer verfertigten Waaren, der die Proportion der Nachfrage übersteigt, so lange an sich halten, bis die Noth sie zwingt, in Concurrenz gegen einander zu treten, und diese Waaren so hoch verkaufen, als sie können. Nun ist aber dieses eine schädliche Concurrenz, weil sie ganz auf Einer Seite allein ist; denn wir haben vorausgesetzt, dass durch das Ueberschlagen der Wagschale, worin die verfertigte Arbeit liegt, die vollkommene Balanz übern Haufen geworfen werde, als welche nimmermehr so berichtiget werden kann, dass dabey die Hoffnung, reicher zu werden, bestehen könnte, wofern nicht die Wagschale der Nachfrage schwerer, und eine doppelte Concurrenz wieder hergestellt wird. Trüge sich dieses zu, ehe die Handwerksleute um den Verkauf ihrer Waaren mit einander in Concurrenz gerathen, so würde die Balanz abermals gleich seyn, nachdem sie eine kurze Zeit hin und her *geschwankt* hätte, wodurch sie aber keineswegs *zerstört* worden ist. Hingegen wenn die Wagschale, auf welcher wir nur die verfertigten Waaren vorstellen, allzulange in der nämlichen Stellung bleibt, und eine starke, schädliche und dauerhafte Concurrenz verursacht, welche sich nur auf der einen Seite äussert, alsdann, sage ich, ist die Balanz *umgeworfen;* weil nunmehr der billige Profit zu klein wird, und die Handwerksleute wol gar genöthigt sind, so wohlfeil zu verkaufen, dass sie nicht einmal ihre erste Auslage wieder gut machen können. Die Wirkung hievon ist, dass sie in kümmerliche Umstände gerathen, und dass die Lust zur Indüstrie abnimmt. Diese Wirkung bleibt niemals aus.

Allein, man könnte fragen, ob nicht durch dieses Fallen der Preise die Nachfrage sich vergrössern werde? das ist, wird nicht dadurch ein völliger Absatz des ganzen Waarenvorraths erfolgen?

Ich antworte: das Fallen der Preise kann diese Wirkung haben, aber auch nicht haben, nachdem die Umstände sind; sie ist eine zufällige Folge der einfachen Concurrenz, und fliesst gar nicht aus der doppelten Concurrenz. Die Dürftigkeit der Handwerksleute aber ist eine gewisse und unvermeidliche Folge von der erstern. Wenn wir aber den Fall setzen, dass sich diese zufällige Folge wirklich zutrüge, wird sie nicht, wegen der Vergrösserung der Nachfrage, das Gleichgewicht herstellen? Ich antworte: Das Gleichgewicht kommt alsdann durch eine gewaltsame Erschütterung der Indüstrie in Richtigkeit, keinesweges aber durch die Wirkung irgend eines Principii, das zur Unterstützung

tzung und blühenden Aufnahme der Induſtrie gereichen könnte. Hier iſt das Kennzeichen einer vollkommenen Balanz: *Ein poſitiver mäſſiger Profit muſs einem mäſſigen poſitiven Profit die Waage halten; die Waagſchalen müſſen hin und her wanken, und es muſs ſich auf keiner Seite ein Verluſt finden.* In dem Exempel, das wir vor uns haben, ſteht die Waage zwar gleich; die verfertigte Arbeit und die Nachfrage ſind, was die Quantität betrifft, gleichmäſſig abgewogen; aber es iſt ein *relativer Profit*, welcher in der einen Waagſchale liegt, und dem *relativen Verluſt* in der andern Waagſchale entgegengeſetzt iſt. Ich wünſchte, daſs meine Leſer dieſes wohl verſtehen möchten, drum will ich es noch ferner erläutern.

Wir wollen itzt den Fall ſetzen, die Waagſchale, worin die *Nachfrage* liegt, habe das poſitive Uebergewicht. In dieſem Falle ſollte ſich der Staatsmann deſtomehr angelegen ſeyn laſſen, für eine proportionirliche Waarenlieferung zu ſorgen; weil hier die Gefahr im Anfang den Schein des Profits an ſich nehmen, und ihn betrügen kann.

Die Folgen dieſer Zerſtörung des Gleichgewichts ſind, entweder,

1) Daſs eine Concurrenz ganz allein zwiſchen denen, die die Nachfrage thun, entſtehen wird: und hiedurch wird der Profit ſteigen. Wenn nun, nach einem kurzen Wanken der zwo Wagſchalen, die Lieferung der Arbeit, durch die Sorgfalt des Staatsmanns, ſtärker wird, ſo wird keine nachtheilige Folge entſtehen. Die Concurrenz wird die Seiten wechſeln, und der Profit wird wiederum auf den richtigen Fuſs herab zu ſtehen kommen. Behält aber die Nachfrage das Uebergewicht, und bleibt folglich der Profit hoch, ſo wird die Folge ſeyn, daſs in kurzer Zeit nicht nur der unmittelbare Verkäufer der Waaren, ſondern auch ſogar ein jeder, der etwas zur Verfertigung derſelben beigetragen hat, ſeinen Antheil an dieſem neuen Profit wird haben wollen. Nun wäre zwar eben nicht viel daran gelegen, daſs jeder ſeinen Antheil bekäme, oder daſs der Profit ſolange ſtiege, als er durch die Nachfrage unterſtützt wird, und wirklich doch nur für unſicher angeſehen werden kann: aber das Unglück iſt, daſs dergleichen Profit, zufolge ſeiner weitläuftigen Repartition, und weil er eine lange Zeit hindurch üblich bleibt, endlich mit dem innerlichen Werth der Waaren unvermerkt in eins gezogen, oder gleichſam darein verwandelt wird. So weit kommt es, ſage ich, mit der Zeit, weil die gewöhnlichen auſſerordentlichen Gewinne eines jeden Arbeiters die Wollüſtigen unter ihnen verleiten, ihre Lebensart nach und nach zu ändern, und ſich einen gröſsern

Auf-

Aufwand anzugewöhnen; so wie eben diese Gewinne die Faulen unter ihnen veranlassen, müssig zu bleiben, bis sie ganz erschöpft sind. Wenn sichs demnach zuträgt, dass eine ziemliche Zeitlang grosse Gewinne gemacht worden sind, und dass sie die Wirkung gehabt haben, bey denen, die von ihrer Industrie leben, die Lust zu einer kostbarern Lebensart zu erwecken: so wird nicht das Aufhören der Nachfrage, noch auch der vergrösserte Waarenvorrath sie bewegen, ihre Gewinne fahren zu lassen. Nichts als die harte Nothwendigkeit wird diese Wirkung hervorbringen; und die Herunterſetzung ihres Profits, und die kümmerlichen Umstände der Handwerksleute, sind alsdann Erscheinungen, die zu gleicher Zeit wahrgenommen werden. Hieraus erhellet, dass ich einen wahren Satz behaupte, wenn ich gesagt habe, dass dieser Profit, durch lange Gewohnheit, endlich mit dem wahren Werthe der Waare consolidirt oder in eins gezogen werde. Hier hat man also die Folgen von einer vernachlässigten simpeln Concurrenz, welche den auf Werke der Industrie zu machenden Profit erhöhet, und das Gleichgewicht eine ziemliche Zeitlang aufhebt.

2) Itzt wollen wir untersuchen, was aus dem wirklichen Uebergewicht der Nachfrage für Folgen entstehn, wenn dadurch keine Concurrenz zwischen denen, welche die Waaren suchen, folglich auch keine Vergrösserung des auf Werke der Industrie zu machenden Profits veranlasset wird.

Dieser Fall kann sich nur alsdann zutragen, wenn die Waare keine Sache von grosser Nothwendigkeit, oder auch nicht sonderlich brauchbar ist; denn das Verlangen, sie anzuschaffen, ist nicht hinreichend, die Käufer dahin zu vermögen, dass sie höher darauf bieten; es wäre denn, dass dieser Unterschied daher rührte, dass man, ohne Mühe, die nämlichen Waaren auf andern Märkten eben so wolfeil, wie sonst, bekommen kann. Letzteres ist ein gefährlicher Umstand, der die ganze Aufmerksamkeit des Staatsmanns laut auffodert. Dieser muss auf alle mögliche Art, und insonderheit durch gute Anstalten zu einer schleunigen Verschaffung aller verlangten Waaren, zu verhüten suchen, dass die Nachfrage nicht von den Märkten seines Landes abtrünnig werde; vielleicht ist es gar der Mühe werth, dass er Prämien für die Manufacturisten ausſetze, damit diese im Stande seyn, noch unter dem bisher vestgesetzten Preise zu verkaufen. In dieser Situation befindet sich ein Volk, das auf dem Wege ist, Zweige seiner auswärtigen Handlung zu verlieren; wovon hiernächst ein Mehreres.

Es mag also die Folge des wirklichen Uebergewichts der Nachfrage beschaffen seyn, wie sie wolle, das ist, es mag dasselbe zur Erhöhung des Profits, oder zum Miscredit des Markts gereichen, so muss des Staatsmanns Sorge unmittelbar dahin gehen, zu machen, dass sich das Gleichgewicht von selbst wieder herstelle, ohne erst der Wagschale einen Stos zu geben; und dieses muss er sobald als möglich zuwege bringen, indem er eine grösere Waarenlieferung veranlasset. Denn wenn man das Uebergewicht solang auf Einer Seite bleiben lässt, so wird, aus ganz natürlichen Folgen, eine gezwungene Wiederherstellung des Gleichgewichts erscheinen, das ist, das Steigen des Preise, oder eine Waarenbestellung von auswärtigen Märkten, wird wirklich einen proportionirten Theil der Nachfrage abschneiden, und die Balanz in einem der Handlung und Industrie nachtheiligen Gleichgewichte lassen.

Im erstern Falle waren die Manufacturisten, wegen der unnatürlichen Wiederherstellung, genöthiget, Hunger und Noth zu leiden, da der relative Gewinn und Verlust einzelner Personen gegeneinander balancirte. Im andern Falle werden die Manufacturisten auf eine kurze Zeit bereichert, wegen eines Steigens des Profits, welcher gegen den Verlust relativ ist, den die Nation darum, dass sie nicht der ganzen Nachfrage Genüge gethan hat, leiden muss. Dieses kommt von der Concurrenz ihrer Kunden her. Aber sobald der Profit und der innerliche Werth der Waaren gleichsam in Eins geschmolzen sind *(consolidated)*, so wird der Profit aufhören Profit zu seyn, und man wird ihn hinfort nicht mehr für vortheilhaft ansehen, da er gewissermassen zur Existenz der Waaren nothwendig gewonden ist. Ich möchte diese gezwungene Wiederherstellungen des Gleichgewichts (die, wie gesagt, alsdann erfolgen, wenn Waaren unter ihrem Werthe verkauft werden, wenn ein Theil der Nachfrage abgeschnitten wird, oder das Waarengesuch sich nach andern Märkten hinwendet) mit dem Verfahren eines Eseltreibers vergleichen, der seinem Esel die Last auf beiden Seiten gleich macht, indem er die leichteste Seite mit einem Stein beschwert. Dieser Mensch verliert doch dabey nichts von seinem anvertrauten Gute: aber des Staatsmanns Verfahren ist weit ungereimter, denn dieser nimmt vorsetzlich einen Theil Waaren von der schweren Seite der Last weg, und wirft ihn auf die leichtere Seite.

Ich hoffe nunmehr den Unterschied der Wirkungen einer *einfachen* und einer *doppelten* Concurrenz, wie auch des *Wankens* der Balanz zwischen verfertiget

fertigter Arbeit und Nachfrage, und des *Ueberschlagens* einer von beiden Wagschalen, verständlich gemacht zu haben. Wenn die Balanz mässig hin- und herwanket, gleichsam bebet, und auf eine kurze Zeit bald die eine, bald die andere Wagschale höher oder niedriger steht, so haben Industrie und Handlung einen glücklichen Fortgang, und sind miteinander in Harmonie, weil beide Theile gewinnen. Die fleissigen Arbeiter werden, nach Proportion ihres Fleisses und Geschicklichkeit, belohnt; der innerliche Werth der Waaren verändert sich nicht, und trügt den Kaufmann nicht; der Profit schwanket auf beiden Seiten, nach Maasgabe der Nachfrage, gewinnt aber nicht so viel Zeit, sich dem reellen Werthe der Waaren einzuverleiben, und selbigen zu erhöhen; er verschwindet auch niemals ganz und gar, und mithin drückt den Arbeiter keine Noth.

Dieser glückliche Zustand kann ohne die Sorgfalt des Staatsmanns nicht bestehen; und wenn er diesen Theil seiner Pflicht versäumet, so ist die Folge, dass entweder der Geist der Industrie, dessen Emporschwingung, nach unsrer Voraussetzung, ihn viele Mühe gekostet hat, erlöschet, oder dass die Producten der Industrie so theuer werden, dass die nächsten Liebhaber sie nicht bezahlen können.

Ob ein Volk auf dem Wege sey, in eine dieser zwo Extremitäten zu verfallen, das lässt sich leicht wahrnehmen, wofern man auf das allmählige Ueberschlagen der einen oder andern Wagschale Acht gibt. Wenn das Ueberschlagen auf einer Seite sich sehr oft zuträgt, und die Balanz blos durch mehrmals aufeinanderfolgende gezwungene Wiederherstellungen des Gleichgewichts zurechtgebracht ist, und hernach die nämliche Wagschale aufs neue das Uebergewicht bekommt: alsdann ist die letzte Periode bald zu Ende. Wenn hingegen das Ueberschlagen ordentlich wechselt, so dass bald die Nachfrage, bald der verfertigte Waarenvorrath überwiegend ist, so ist die letzte Periode etwas weiter entfernt. Handlung und Industrie subsistiren fernerhin, sind aber immer in einem convulsivischen Zustand. Wenn aber die Balanz sich sachte hin und her bewegt, dann sehen wir, dass Waarenvorrath und Nachfrage, das ist, Handlung und Industrie, eben so, wie Ackerbau und Bevölkerung einander die Hand bieten, und ihre wechselseitige Vermehrung weiter treiben.

Um alſo einen handlungstreibenden Staat vor ſeinem Verfall zu bewahren, muſs die gröſste Sorge dahin gerichtet ſeyn, daſs man eine vollkommene Balanz zwiſchen den Verfertigern der Waaren, und der Nachfrage nach ihrer Arbeit, erhalte. Das heiſst, zufolge unſrer gegebenen Definitionen: Man muſs zu verhüten ſuchen, daſs jemals eine von den beiden Wagſchalen allzuhoch ſtehen bleibe; und dies läſst ſich allerdings verhüten, wenn Sorge getragen wird, zu allen Zeiten einen ſolchen Vorrath fertiger Waaren bey der Hand zu haben, daſs auch die möglich-ſtärkſte Nachfrage dadurch befriedigt werden könne. Oder, mit noch andern Worten, um meine Leſer an gewiſſe Ausdrücke zu gewöhnen: Man muſs zu einer *ſtarken* Nachfrage alle mögliche Ermunterungen geben, und einer *hohen* Nachfrage allerley Hinderniſſe in Weg legen. Auf dieſe Art wird die Concurrenz nie auf Einer Seite des Contracts zu ſtark befunden werden, und der Profit wird auf beiden Seiten zwar mäſsig, aber ſicher ſeyn.

Wenn hingegen weit mehrere Hände beſchäfftige ſind, als die Nachfrage erfordert, ſo wird der Handwerksmann ſeine verfertigte Arbeit ſo wolfeil weggeben müſſen, daſs er nicht davon leben kann: Oder, wenn der Arbeiter zu wenig ſind, ſo wird der Preis ihrer Arbeit ſteigen, und ihre Waaren werden auſſerhalb Landes keinen Abſatz finden.

Eben darum, weil es an einer richtigen Balanz gefehlt hat, iſt noch nie ein handlungtreibender Staat, nachdem er zu einer gewiſſen Höhe des Glücks gelangt war, von langer Dauer geweſen. Wir können in der Geſchichte den Urſprung, den Wachsthum, die Gröſse und den Verfall von Sydon, Tyrus, Alexandria und Venedig, (nähere Beiſpiele mag ich itzt nicht anführen) gar deutlich wahrnehmen. So lang ſich dieſe Staaten noch im Wachstum befanden, waren ſie ſehr mächtig, ſobald ſie aber einmal ihre Höhe erreicht hatten, ſo ſanken ſie unter der Laſt ihrer eigenen Gröſse. Die Urſache davon hab ich angezeigt.

So lang eine Nachfrage nach gewiſſen Handlungszweigen eines Landes iſt, ſo nimmt die Anzahl und die Wohlfahrt der Einwohner beſtändig zu. Dies erhellet aus dem, was ich ſo oft im erſten Buche wiederhohlt habe, und wird durch tauſend Exempel beſtätigt. Nie iſt ein Handlungszweig in einem Königreiche, in einer Provinz, in einer Stadt, in einem Dorfe, in Aufnahme geweſen, ohne daſs dieſes Königreich, dieſe Provinz, dieſe Stadt, dieſes Dorf,

an Anzahl der Einwohner zugenommen hätte: So lang nun diese stuffenmäßige Volkvermehrung mit der zunehmenden Nachfrage nach Arbeitern proportionirt bleibt, so erhält sich die Balanz zwischen Nachfrage und Arbeit in genauer Richtigkeit: indessen da alle Vermehrungen zuletzt ihr Ziel haben müssen, so müssen, wenn dieses Ziel erscheint, gewisse Inconvenienzen erfolgen, welche, nach Maasgabe der Nachläßigkeit des Staatsmanns, und der Heftigkeit oder Schnelligkeit der Revolution, härter oder gelinder sind.

XI. Capitel.

Wie mit der Zeit diese Balanz zerrüttet wird.

Itzt wollen wir untersuchen, was wol die Ursache seyn mag, daß bey einer handelnden und industriösen Nation die Zeit nothwendig die vollkommene Balanz zwischen Arbeit und Nachfrage zerstören müsse.

Eine allgemeine Ursache davon hab ich bereits angeführt, nämlich den natürlichen Stillstand, der zuletzt in Ansehung aller Arten der Vermehrung sich ereignet.

Dieses wollen wir nun auf Umstände appliciren, um zu entdecken, auf was für Art und Weise diese Stockung durch natürliche Ursachen bewirkt werde, indem selbige, entweder auf der einen Seite der Balanz eine vermehrte Verfertigung der Arbeit, oder auf der andern Seite eine Vermehrung der Nachfrage verhindern. Wissen wir einmal, wie es mit solchen Vermehrungen zum Stillstand kommt, so dürfen wir sicher schliessen, daß die Fortdauer dieser oder ähnlicher Ursachen in kurzem eine Verminderung hervorbringe, und eine Abnahme bewirken werde.

Wir haben gesehen, was die Indüstrie für Progressen mache, und wie sie mit einer Vermehrung des Auskommens, welche die vornehmste Lockung zur Arbeit ist, aus einer Hand in die andre gehe. Nun steht aber die Vermehrung der Lebensmittel in Verhältnis mit dem Boden; und so lang dieser mit erträglichen Kosten fruchtbar gemacht werden kann, wird der Ackerbau ohne allen Zweifel in jedem Lande, das fleissige Einwohner hat, gut von statten gehen. Sobald aber die fernere Betreibung des Ackerbaus vermehrte Kosten erfordert, deren Ersetzung sich aus dem natürlichen Ertrage desselben, nach den gesetzten Preisen der Lebensmittel, nicht hoffen läßt, so fängt der Acker-

bau an zu ſtocken; und auch mit der Vermehrung der Einwohner würde es zum Stillſtand kommen, wofern nicht die Folgen der Induſtrie, trotz aller kleinen Schwierigkeiten, dieſe Vermehrung vorwärts triebe. Die Fleiſſigen alſo werden fortfahren, ſich zu vermehren, und die Folge davon iſt, daſs die Lebensmittel nicht mehr in Ueberfluſs zu haben ſeyn werden, und daſs die Einwohner deswegen mit einander in Concurrenz gerathen.

Dieſes iſt keine zufällige, ſondern eine unfehlbare Folge, weil die Lebensmittel einer von den nothwendigſten Artikeln ſind, und hier nach unſerer Vorausſetzung, der Vorrath geringer iſt, als die Nachfrage. Dieſes vermehrt den Profit auf Seiten derer, welche Lebensmittel zum Verkauf vorräthig haben; und da die Balanz in Anſehung dieſes Artikels auf einige Zeit zerſtört bleiben muſs, wofern ſich nicht der Staatsmann dazwiſchen legt, ſo wird dieſer Profit ſich endlich dem Preiſe völlig einverleiben, und dadurch werden die Einwohner zu einer koſtbarern Verbeſſerungsart ihrer liegenden Gründe aufgemuntert werden. Ich werde hier die Unterſuchung der Folgen dieſer Revolution, in ſo fern ſelbige den Ackerbau betreffen, abbrechen, bis ich erſt die Wirkung gezeigt habe, welche das Steigen der Preiſe der Lebensmittel in Abſicht auf die Induſtrie, und auf die Nachfrage nach den Werken derſelben, hervorbringt.

Dieſe Vermehrung der Lebensmittel muſs nothwendig den Preis aller Induſtrie erhöhen; weil hier die Rede von einem fleiſſigen Volke iſt, welches ſeine Hände voll zu thun hat, und weil die Subſiſtenz einer von den drey Artikeln iſt, die, beſagtermaſsen, den innerlichen Werth der Werke der Induſtrie ausmachen.

Da demnach das Steigen des Preiſes der Werke der Induſtrie keine Vermehrung desjenigen Theils des Preiſes iſt, den wir Profit nennen, wie ſolches der Fall iſt, wenn eine ſteigende Nachfrage eine Concurrenz zwiſchen den Käufern verurſacht hat: ſo können jene geſtiegene Preiſe nicht wieder heruntergebracht werden, es ſey denn durch die Verſchaffung eines anſehnlichern Vorraths von Lebensmitteln. Würde ein Staatsmann ſich in Anſehung der wahren Urſache des Steigens jener Preiſe betriegen, und in der Abſicht, ihr Fallen zu befördern, zu einer Vermehrung der Quantität der Werke der Induſtrie ſeine Zuflucht nehmen, ſtatt daſs er für eine Vergröſſerung des Vorraths der Lebensmittel ſorgen ſollte, ſo würde er Gelegenheit zu einer

groſsen Unordnung geben; er würde zwiſchen Leuten, die für einen mäſſigen Profit arbeiten, die ſchädliche einfache Concurrenz, von der ich im vorigen Capitel geredet habe, einführen, wodurch ſie endlich alle Luſt zur Induſtrie verlieren würden.

Würde er aber auf der andern Seite ſo unbedachtſam ſeyn, und den Vorrath der Lebensmittel durch beträchtliche Zufuhr derſelben aus fremden Ländern vermehren, ſo würde er der koſtbarern Verbeſſerungsart des Ackerbaus bald ein Ende machen, und die ganze Unternehmung liefe auf nichts hinaus. Hier iſt alſo eine Schwierigkeit, aus der er ſich nicht anderſt, als durch eine rechte Anwendung des öffentlichen Schatzes, helfen kann.

Ein ſolches nothwendiges Steigen des Preiſes der Arbeit kann, nachdem die Umſtände ſind, auf die auswärtige Exportation einen Einfluſs haben, oder nicht. Im erſtern Falle muſs der Preis der Lebensmittel, ſo hoch er immer ſeyn mag, wenigſtens in Anſehung derer heruntergeſetzt werden, die für die auswärtige Nachfrage arbeiten. Im andern Falle aber muſs man den Sachen ihren Lauf laſſen: doch muſs man immer das Abhelfungsmittel bey der Hand haben, um, ſobald es rathſam iſt, Gebrauch davon machen zu können.

Es giebt auch eine nothwendige Erhöhung der Preiſe der Werke der Induſtrie, die von einer ſehr natürlichen Urſache herkömmt, nämlich von einem Zuwachſe der Bevölkerung, welcher die Verbeſſerung des Erdbodens koſtbarer machen kann; oder, welches eben ſo viel iſt, ſie iſt die Wirkung von der Erweiterung des Ackerbaus. Sehr wahrſcheinlicherweiſe kann dieſe Erhöhung der Preiſe die Vermehrung der Nachfrage nach allerley Art Waaren hemmen, folglich auch dem guten Fortgang der Induſtrie hinderlich ſeyn; ja ſie kann ſogar, wenn die nämlichen Urſachen ihre Wirkungen in einem ſtärkern Grade zu äuſſern fortfahren, einen Theil der vorigen Nachfrage abſchneiden, kann den Handelsplatz um ſeinen Credit bringen, der auswärtigen Conſumtion die Thür öffnen, und Armuth und Noth zur Folge haben, die das Land deſtomehr drücken werden, je nachläſſiger der Staatsmann geweſen iſt.

Itzt will ich ein Beiſpiel von noch einer andern ſehr natürlichen Erhöhung des innerlichen Werths der Werke der Induſtrie geben. Ich meyne eine ſolche Erhöhung, welche nicht dem Zuwachſe der Bevölkerung, ſondern dem guten Fortgang der Induſtrie ſelbſt, zuzuſchreiben iſt, folglich kein inner-

nerliches Staatsgebrechen anzeigt, ſondern vielmehr als eine nothwendige Folge der geſchehenen Heilung eines ſolchen Gebrechens betrachtet werden muſs. Dieſe Erhöhung muſs in jedem Lande weniger oder mehr gefühlt werden, in der Maaſse, als ſich die Indüſtrie weniger oder mehr daſelbſt verbreitet.

Ich habe geſagt, daſs die Einführung der Manufacturen natürlicherweiſe das Landvolk von überflüſsigen Eſſern befreye. Nun geht es aber damit ſehr langſam und ſtuffenweiſe zu. Eine Folge davon iſt, wie wir im XX Capitel des 1 Buchs geſehen haben, eine Erhöhung des Arbeitslohns beim Ackerbau, weil nunmehr diejenigen, welche den Ackerbau mit der Indüſtrie vertauſcht haben, im Anfang ihren ganzen Unterhalt auf Koſten derer, die ihnen etwas zu thun geben, erwerben müſſen.

Wenn demnach, beim erſten Anfang der Indüſtrie, ein und andrer Zweig derſelben ſich in einer beſondern Provinz, mittelſt der wolfeilen Arbeit derer, die vorher müſſige Eſſer auf dem Lande waren, emporſchwingt, welcher Fall ſich öfters zuträgt: ſo muſs dieſer Vortheil eher oder ſpäter ſich verringern, je nachdem ſeine Urſache eher oder ſpäter aufhört, das iſt, in der Proportion, als die Indüſtrie ſich verbreitet, und die überflüſsigen Eſſer das platte Land verlaſſen.

Auf dieſen Umſtand muſs ein Staatsmann ſehr genau Acht geben; denn vielleicht hatte man es einzig und allein dieſem Umſtand zu verdanken, daſs die Indüſtrie in ſelbiger Gegend in Aufnahme gekommen iſt. Wieviele Exempel könnte ich von verſchiedenen Provinzen anführen, wo ſich vermittelſt dieſer Beihülfe, die Manufacturen ſehr gut befunden haben, obgleich der Werth eines Tagelohns, z. E. für Spinnen, nicht die Hälfte der Koſten betrug, welche der Nahrungsunterhalt der arbeitenden Perſon täglich erfoderte. Dieſes iſt eine groſse Aufmunterung für Leinen- und Wollen-Manufacturen; und dieſem zufolge ſehen wir, daſs einige ſimple Manufacturen, die gleichſam noch in ihrer Kindheit ſind, den künſtlichſten Producten den Vorzug auf dem Markte ſtreitig machen, und der Spinnrocken ſucht dem Spinnrade den Rang abzugewinnen. Wenn aber dieſe Provinzen ihrer überflüſsigen Eſſer losgeworden ſind, ſo wird das Spinnen ein Handlungsgewerbe, und die Spinner und Spinnerinnen müſſen ſich davon ernähren. Iſt es nicht natürlich, daſs alsdann die Preiſe ſteigen müſſen? Und wenn der Staatsmann ſie nicht im Steigen erhält,

oder

oder wenn dieſe arme fleiſsige Leute keine Hülfe bekommen, wodurch ſie in Stand geſetzt werden, ſich eine noch gröſsere Fertigkeit zu erwerben, um dadurch das wieder einzubringen, was ſie in Anſehung des wolfeilen Preiſes ihrer Arbeit verlieren, wird nicht alsdann ihre Indüſtrie die Flügel fallen laſſen? und wird es nicht mit den armen Spinnern bald gar aus ſeyn? denn es iſt nicht zu erwarten, daſs ihr voriger Herr ſie, aus einem Triebe der Mildthätigkeit, wieder zurück auf ſeine Güter nehmen, und ſie daſelbſt verſorgen werde, nachdem er einmal ihre vorige Unbrauchbarkeit eingeſehen hat.

Eine dritte Urſache, warum der innerliche Werth der Güter nothwendig ſteigen muſs, rührt von den Taxen her. Ein Staatsmann muſs in der That ſehr nachläſſig ſeyn, wenn er auf die unmittelbaren Folgen ſeiner eigenen Operationen nicht aufmerkſam iſt. Ich will mich dermalen nicht bey dieſem Puncte verweilen, denn es würde ſolches eine unnöthige Anticipation ſeyn. Ich lenke vielmehr in denjenigen Theil meines Discurſes wieder ein, von dem ich unvermuthet abgekommen bin.

Ich habe angemerkt, wie die nämliche Urſache, welche den guten Fortgang der Indüſtrie hemmet, eine Aufmunterung zum Ackerbau gebe; wie das Steigen der Preiſe der Lebensmittel nothwendig auch die Preiſe der Werke der Indüſtrie, bey einem fleiſſigen und auf gehörige Art beſchäfftigten Volk, erhöhe; und wie das Steigen der letztern die Nachfrage nach denſelben abwendig mache, oder ſelbige auf die auswärtigen Märkte verweiſe.

Nun ſind zwar alle dieſe Folgen ganz richtig, und gleichwol ſcheinen ſie dem zu widerſprechen, was ich im XVI. Cap. des I. Buchs geſagt habe, wo ich die Vortheile einer verſchwenderiſchen Conſumtion der Erdproducten zeigte, und behauptete, daſs ſie dem Ackerbau zuträglich ſey, indem ſie den Preis der Lebensmittel erhöhe. Damals kam aber der Schaden nicht in Betrachtung, der auf der andern Seite für die Indüſtrie daraus erwächſt, welche zur gröſsern Conſumtion der Erdproducten behülflich iſt.

Von beiderley Folgen iſt die eine ſo richtig als die andre; und ſie widerſprechen ſich einander nur alsdann, wenn wir vorausſetzen, daſs kein Staatsmann am Ruder der Regierung iſt. Dieſe Widerſprüche ſtellen den abwechſelnden Ausſchlag der Balanz vor. Die Pflicht des Staatsmanns iſt, daſs er überall die doppelte Concurrenz zu erhalten ſuche, und nur ein allmähliges Hin- und Herneigen der zwo Wagſchalen erlaube.

Wenn durch die Progreſſen der Induſtrie die Anzahl der Einwohner zugenommen hat, und folglich die Lebensmittel ſparſamer zugemeſſen werden, ſo muſs er zu beurtheilen wiſſen, wie hoch er, ohne ſeinem Lande zu ſchaden, den Preis der Lebensmittel dürfe ſteigen laſſen. Findet er, daſs, um die Leute zum Anbau wüſtliegender Felder aufzumuntern, die Lebensmittel allzuhoch im Preiſe ſteigen müſſen, und daſs dieſer höhere Preis ſobald nicht wieder herunter zu bringen ſey, daſs der innerliche Werth der Waaren ſich auf dem bisherigen Fus erhalten könnte: ſo muſs er alsdann aus ſeinem Schatze dem Ackerbau zu Hülfe kommen, damit den Leuten nicht die Luſt zur Ausfuhr der Lebensmittel benommen werde. Dieſes wird die Wirkung haben, daſs ein den Erforderniſſen richtig-proportionirter gröſserer Vorrath von Lebensmitteln verſchafft wird, ohne daſs ihre Preiſe allzuhoch ſteigen. Und wenn dieſe Operation langſam von ſtatten geht, die Nachfrage nach einem gröſsern Vorrath Lebensmittel aber dringend iſt, ſo muſs er ſie, während ſolcher Zwiſchenzeit, aus fremden Ländern in ſein Land führen laſſen. Dieſe Zufuhr kann er wieder aufheben, ſobald es ihm beliebt, das iſt, ſobald er ihrer nicht mehr bedarf.

Kommt die Zufuhr aus einem Lande her, das unter eben derſelben Oberherrſchaft ſteht, ſo muſs der Staatsmann gleich im Anfang zu verhüten ſuchen, daſs, wenn dieſe Zufuhr mit der Zeit unterbrochen wird, keine gewaltſame Revolution darauf erfolge. Z. E. eine Provinz verlangt von einer andern die Kornzufuhr nur auf etliche wenige Jahre, bis ihr eigener Boden ſo verbeſſert werden kann, daſs er ihr einen hinlänglichen Vorrath Korn verſchaffe. Ohne Zweifel müſste der Staatsmann die Einwohner der Provinz, welche die Lieferung thut, zum Ackerbau aufmuntern, und die Landleute wiſſen laſſen, wie gros ungefähr die Nachfrage ſey, und wie lang ſie wahrſcheinlicherweiſe fortdauren werde: nur müſste er nicht zugeben, daſs Weinberge, oder auch eine groſse Menge alter Weideplätze, in Ackerfeld verwandelt würden, weil, wenn die Nachfrage aufhört, ſolche Veränderungen, die in Anſehung des Feldbaus der liefernden Provinz vorgegangen ſind, eine ſchädliche Revolution nach ſich ziehen können.

So lang dieſe auswärtige Zufuhr vergünſtiget bleibt, müſste ſich der Staatsmann alle erſinnliche Mühe geben, den Ackerbau in ſeinem Lande, nach den Grundſätzen, die wir hiernächſt beſtimmen werden, eben ſo ſtark zu beför-

dern, als anfänglich die Abneigung dagegen gewesen ist, welche durch die neuerlich erlaubte Kornzufuhr erregt wurde. Versieht er es in diesem Stücke, so kann die Folge daraus entstehn, dass die auswärtige Zufuhr in jedem Jahre sich verstärken, und zuletzt dem im Lande bereits eingeführten Ackerbau ganz ein Ende machen wird, anstatt dass das Land, vermittelst desselben, seine Nothdurft wenigstens auf einige Zeit befriedigen könnte. Dieses waren, dünkt mich, die Grundsätze, welche die Regierung in England vor Augen hatte, als sie der Einfuhr der Lebensmittel aus Irland ihre Häven öffnete.

Da demnach beständig die Maxime gelten muss, auf die Unterhaltung eines allmählichen stärkern Zuwachses der Lebensmittel, der Einwohner, der Werke der Industrie, und der Nachfrage, bedacht zu seyn: so muss der Staatsmann die kleinen Schwankungen der Balanz dulden, als wodurch beiderley Contrahenten, mittelst der zwischen ihnen abwechselnden Concurrenz, begünstigt werden können. Aber wenn die Concurrenz allzulang auf Einer Seite stehen bleibt, und eine gänzliche Zerstörung der Balanz droht: alsdann muss er auf eine geschickte Art die leichtere Wagschale mit mehrerem Gewichte zu beschweren suchen, und nie, ausser im grössten Nothfall, etwas vom Gewichte der überwiegenden Schale wegnehmen.

Wir haben in dem obenerwähnten Capitel, wo wir von dem gegenwärtigen Zustand Frankreichs redeten, angemerkt, wie das Hin- und Herwanken der Balanz des Ackerbaus und der Bevölkerung den möglich-höchsten Zuwachs der Lebensmittel und der Volkzahl bewirken könne. Weil aber daselbst die auswärtige Handlung nicht der eigentliche Gegenstand meiner Untersuchung war, so wollte ich, um meine Materie nicht verwickelter zu machen, diese zweite Balanz, zwischen Arbeit und Nachfrage, damals nicht mit einflechten. Ich hoffe nunmehr den mächtigen Einfluss der verschiedenen Grundsätze deutlich gezeigt zu haben: itzt kommt es auf die Beurtheilungskraft des Staatsmanns an, wie er sie combiniren und seinem Plane anpassen werde; denn dieses richtig zu bezeichnen, ist keinem möglich, der nicht am Ruder der ganzen Landesregierung sitzt. Ich bereite in meinem Werke die reinen Farben zum Mahlen zu: dem Künstler überlasse ich die Sorge, sie zu mischen. Ich darf mir weiter nichts anmasen, als dass ich, aus angenommenen Fällen, ein der Sache gemässes Raisonnement anstelle. Gehe ich jemals weiter, so überschreite ich meinen Plan; und dann will ich meinen Fehler gestehn.

Ich ſchlieſſe hier mein Capitel mit der Einführung einer neuen Materie. Es hat mich Mühe gekoſtet, zu zeigen, wie eine anhaltende Nachläſsigkeit des Staatsmanns, der auf das Hin- und Herwanken der Balanz der Arbeit und Nachfrage kein wachſames Auge hat, natürlicherweiſe eine völlige Umſtürzung der Balanz zur Folge habe. Andre Nationen müſſen aus ſolcher Unordnung Vortheil ziehen lernen; und dies iſts, was ich die Concurrenz zwiſchen Nationen nenne.

XII. Capitel.

Von der Concurrenz zwiſchen verſchiedenen Nationen.

Die Menſchen werden durch Erfahrung täglich klüger, und vermehren ihre Kenntniſſe auf eigene Koſten.

Ich habe geſagt, dasjenige, was den Grund zur auswärtigen Handlung lege, ſey dieſes, daſs die Fremden eine leichte und bequeme Gelegenheit vor ſich ſehen, die Verſchaffung ihrer Bedürfniſſe von denen zu erhalten, bey welchen die Indüſtrie im Gange iſt. Die natürliche Folge dieſer auswärtigen Nachfrage iſt, Reichtum in ein Land zu ziehen, und die Vermehrungen aller Arten zu befördern. Solange dieſe noch immer zunehmen, ſo wird es andern Nationen nicht möglich ſeyn, mit dieſer bereits handelnden Nation in Wettſtreit zu treten, weil ſich die Glücksumſtände dieſer letztern täglich vermehren; die vermehrte Geſchicklichkeit verringert die Preiſe der Arbeit; kurz, jeder Umſtand äuſſert ſich günſtiger; nie wanket die Balanz, es wäre denn, daſs eine von den Wagſchalen poſitiv-ſchwerer wird; und ſie wird, durch eine Vermehrung des Gewichts auf der andern Seite, beſtändig in einen völlig-gleichen Stand gebracht. Wir haben geſehen, wie dieſe Revolutionen nie den innern Werth der Waaren ſteigern können; und haben bemerkt, wie dieſes einem Staat den Weg zu ſeiner Gröſse bahne.

Je langſamer ein Menſch reiſet, deſto kleinere Tagereiſen macht er; und wenn ſeine Geſundheit erfodert, daſs er reiſe, und er kann ſich gleichwol nicht weit von Hauſe entfernen, ſo reitet oder fährt er des Morgens aus, und iſt des Mittags wieder daheim.

Dies iſt das Bild einer andern Weiſe des Hin- und Herwankens der Balanz; und wenn es ſo weit gekommen iſt, daſs die Vermehrungen aller Arten

nicht

nicht höher steigen können, so ist das nächste und beste Mittel dieses, dass der Staatsmann ein abwechselndes Hin- und Herwanken der Verminderung und Vermehrung erlaube.

Ich setze den Fall, die Verfertigung von allerley Waaren nimmt täglich zu, und man weis keinen grössern Absatz zu verschaffen, so mag alsdann die Verminderung der Arbeiter kein schlimmes Mittel seyn; man kann sie entweder zu Soldaten machen, oder ihnen bey öffentlichen Gebäuden was zu thun geben, sie zur Ausbesserung der Wege und Landstrasen gebrauchen, oder sie aus dem Lande schicken, um den Colonien nützlich zu werden. Diese Operationen geben der Wagschale der Nachfrage ein relatives Gewicht, und erwecken von neuem eine Concurrenz auf dieser Seite. Alsdann muss man auch von neuem auf eine Vermehrung fleissiger Arbeiter bedacht seyn, und die Balanz solang als möglich in ihrem Hin- und Herwanken erhalten. Durch diese abwechselnde Vermehrungen und Verminderungen kann man schädlichen Revolutionen und der gänzlichen Zerstörung der Balanz zuvorkommen. Dieses ist ein Mittel, ohne Schaden stille zu stehen, wenn man nicht mit Vortheil weiter kommen kann.

Richtet man sich nach einem solchen Plane, so wird eine industriöse Nation fernerhin im Stande seyn, auch die allerkleinsten Vortheile sich zu Nutzen zu machen, die aus den in andern Ländern vorfallenden Revolutionen, wegen der Zerrüttung ihrer Balanz, zu erfolgen pflegen; und dieses kann eine bequeme Gelegenheit geben, dass das Zünglein der Balanz; durch abwechselnde Vermehrungen des Gewichts in ihren zwo Schalen, abermals in Bewegung geräth.

Bey solchen Gelegenheiten entdeckt sichs, ob der Staatsmann die Geschicklichkeit habe, die so kitzliche Nationalconcurrenz vernünftig zu dirigiren. Dann werden wir ihn eben so verfahren sehen, wie die Seefahrer, die bey der Windstille ihre Segel nicht einziehen, sondern selbige auf eine gewisse Art aufgespannt lassen, damit sie auch das geringste günstige Lüftgen zu ihrem Vortheil auffangen können. Man erlaube mir, in meiner Vergleichung noch weiter zu gehen. Die europäischen Handlungsnationen stellen eine Schiffsflotte vor; jedes dieser Schiffe bestrebt sich, einen gewissen Haven zuerst zu erreichen; jedes hat zum Patron den Staatsmann seiner Nation; auf sie alle wehet einerley Wind, und dieser Wind ist das Principium des Eigen-

nutzes, der jeden Abnehmer der Waaren *(Consumer)* antreibt, da zu kaufen, wo er die Waaren am beſten und wolfeilſten bekommen kann. Kein Monſon * kann allgemeiner und beſtändiger ſeyn, als dieſer Wind; die natürlichen Vortheile eines jeden Landes bezeichnen den Grad der Güte jedes Schiffs: aber derjenige Schiffspatron, der am geſchickteſten zu ſegeln weiſs, und ſeinen Rivalen den Rang abgewinnt, der wird, wenn alle übrige Umſtände einander gleich ſind, ihnen ſicherlich zuvorkommen, und ſich in ſeinem Vortheil behaupten.

Solang eine handelnde Nation, die einen veſtgeſetzten Vortheil über ihre Rivalen gewonnen hat, vor dem Abfall ihrer guten Umſtände verwahrt werden kann, ſo wird es jeder andern Nation ſehr ſchwer, wo nicht unmöglich, ſeyn, mit ihr in Concurrenz zu treten. Beginnt aber die Balanz, vermöge der abwechſelnden Verringerung des Gewichts auf den zwo Schalen, zu ſchwanken; verurſacht eine Abnahme der Nachfrage einen Mangel der Waarenlieferung; wird hierauf der Preis der Waaren niedrig gehalten, um eine Concurrenz der Abnehmer *(Consumers)* zu erregen; und wird endlich, ſtatt die Balanz durch einen allmähligen Gewichtszuſatz wieder herzuſtellen, ein Volk durch die Lockſpeiſe eines hohen Profits verleitet, jeden Verſuch, der auf eine Herunterſetzung der Preiſe abzielt, zu vereiteln: alsdann werden die fremden Nebenbuler den überflüſſigen Theil der Nachfrage ganz manierlich, gleichſam als mit einer Scheere, abſchneiden; die einfache Nachfrage wird aufhören; die Preiſe werden fallen; und eine Wiederkehr der nämlichen Umſtände wird den Weg zu einer andern Vibration der Balanz herunterwärts bahnen.

Solche Operationen, wie dieſe, ſind gerade das, was zur Erleichterung der Concurrenz zwiſchen wetteifernden Nationen erfodert wird, und das einzige mögliche Mittel, diejenigen, welche vorher nicht arbeiten mochten, zu vermögen, daſs ſie anfangen zu arbeiten, um ſich mit dem Benöthigten zu verſorgen.

Bliebe es auf dieſem Fus, ſo würde das Uebel erträglich ſeyn; die Fremden würden durch ihre Lieferungen nur den überflüſſigen Theil der Nachfrage befriedigen, und die Balanz würde innerhalb des Landes beſtändig in einer Art von Æquilibrio ſtehen. Aber leider! auch dieſer glückliche Zuſtand kann

*) Ein Wind, der eine gewiſſe Jahrszeit hindurch beſtändig wehet.

kann nur von kurzer Dauer ſeyn. Die mit den Fremden eröffnete Handlung wird, mittelſt Vermehrungen von allerley Art, das Hin- und Herbewegen der Balanz dieſer Fremden gerade eben ſo begünſtigen, wie ſie vorher die einheimiſchen Kaufleute begünſtiget hat; und jede Vermehrung auf jener Seite muſs itzt für dieſe Seite eine Verminderung ſeyn. Wo will man alsdann, bey der commerzirenden Nation, mit allen den arbeitſamen Leuten hin, die ſich von nichts anders nährten, als daſs ſie die Waaren für die auswärtigen Märkte lieferten? Wird nicht, in Anſehung ihrer, dieſe Revolution eben die Wirkung haben, als wenn man, zur Befriedigung der nämlichen Conſumtion, eine neuhinzugekommene Anzahl Hände in Arbeit geſetzt hätte? Und wird nicht dieſes die Bilanz unter den Commerzirenden gänzlich zerſtören, indem es eine unüberwindliche Concurrenz auf die Seite der fremden Zufuhr zieht? Inzwiſchen wird die Wirkung von derjenigen unterſchieden ſeyn, welche hätte erfolgen können, wenn die nämliche Anzahl Arbeiter in das Land der handelnden Nation wäre gezogen worden; denn in dieſem Falle möchten ſie etwa nur den mit dem innern Werthe innig vereinbarten Profit von der verfertigten Arbeit trennen, und dadurch die Balanz vielleicht wiederherſtellen; jeder Fabricant und Handelsman würde zwar darunter leiden, das Publicum aber dabey profitiren. Hingegen im erſtern Falle werden die alten Handwerks- und Kaufleute auswärts keinen Abſatz ihrer Waaren finden; die Zweige ihrer Indüſtrie werden ihnen die Koſten ihres Unterhalts nicht gewähren, und die neuen Anfänger werden einen *billigen* Profit ziehen, indem ſie ihre eigene Bedürfniſſe befriedigen. Ich ſage einen *billigen* Profit, weil dieſer Uebergang der Handlung von einer Nation zur andern, nie plötzlich oder leicht geſchehen kann, und nur in der Maaſse Statt findet, als der innerliche Werth der Waaren bey derjenigen Nation, die ſich ihrem Verfall nähert, ſteigt: nicht aber in der Maaſse, als ihr Profit vom Verkaufe dieſer Waaren ſteigt; denn ſo lang der übermäſſigſte Profit nicht, beſagtermaaſsen, mit dem Werthe der Arbeit vereinbaret wird (*conſolidated*), ſo wird eine Verringerung der Concurrenz zwiſchen den Abnehmern, wozu ein Anfang der auswärtigen Indüſtrie mag Gelegenheit gegeben haben, dieſe Abnehmer geſchwind verſcheuchen; und dies wird für die erſten Unternehmungen der rivalen Nationen ein harter Stos ſeyn. Wenn aber einmal die Preiſe und der Profit ſo artig in Eins zuſammmengezogen ſind, daſs die Preiſe nicht mehr von ſelbſt herunterkommen

men können; und der Staatsmann hier ſeine Hülfshand entzieht, ſo faſſen die jungen Anfänger aufs neue einen guten Muth, und nehmen im Anfang einen geringen Profit; weil doch bey allen neuen Unternehmungen die erſte Einrichtung ſelten recht getroffen wird, und ſich faſt allemal ein beträchtlicher Schaden äuſſert; nichts aber ſchreckt die Menſchen mehr von neuen Unternehmungen ab, als ein miſslicher Anfang.

Solang demnach die glücklichen Umſtände eines handlungtreibenden Staats noch im Zunehmen, oder wenigſtens noch nicht im Abnehmen begriffen ſind, und ſolang die Balanz, ohne das Hülfsmittel der abwechſelnden Verringerungen, in ihrem richtigen Stand erhalten werden kann, ſo wird die verfertigte Arbeit allemal wolfeiler aus dieſer Gegend geliefert werden können, als ſie wahrſcheinlicherweiſe aus irgend einem andern Lande verſchafft werden kann, wo die nämliche Geſchicklichkeit nicht im Gange iſt. Wenn aber eine Nation anfängt, ſich von einer andern Nation gleichſam austreten zu laſſen, dann fangen ſelbſt die Grundſäulen, worauf ihre Gröſse ruhete, an, zu wanken, und beſchleunigen durch ihre Schwere ihren Umſturz. Der Reichtum der Bürger einer ſolchen Nation wird die einheimiſche Nachfrage unterhalten und vermehren, und jene blinde Begierde nach hohem Profit, der doch unmöglich lange dauren kann, noch hitziger machen. Sobald dieſer Profit, bis auf einen gewiſſen Grad, mit dem Werthe der Waare conſolidirt iſt, ſo hat er die Wirkung, die Nachfrage der Fremden, die doch allein die Nation bereichern kann, von ihr zu verbannen. Vergebens wartet man auf die Wiederkehr dieſer Nachfrage, wenn die Nation ihren Irrtum wahrgenommen hat, geſetzt auch, daſs ſie ihn noch verbeſſern könnte; weil ſchon vorher, ehe dieſes geſchehen, ihre Rivalen von der goldnen Gelegenheit werden profitirt haben, und während der Zeit, daſs die Kauf- und Handwerksleute dieſer Nation ſich durch ihre Begierde nach hohem Gewinn haben bethören laſſen, ihr mühſeliges Beſtreben gegen die überlegene Geſchicklichkeit derſelben glücklich werden durchgeſetzt haben.

Auf dieſe Art trägt ſichs zu, daſs, ſobald es mit einer handlungtreibenden Nation rückwärts zu gehen anfängt, und, durch den Zuwachs ihres Reichtums, der Luxus und allerley Ausſchweifungen die Stelle der vorigen Oekonomie und Sparſamkeit unter denen, die von ihrer Indüſtrie leben müſſen, einnehmen, und die Einwohner ſich thörichterweiſe, in Anſehung

ihrer

ihrer eigenen Waaren, in eine Concurrenz mit den Fremden einlaſſen, und der Staatsmann dabey gleichgültig bleibt, die Hände in Schoos legt, und sichs in Kopf setzt, es sey sein Beruf nicht, sich in die Sache zu mengen; alsdann, sage ich, trägt sichs zu, daſs die Arbeitspreiſe der geschickten Handwerksleute den Belauf der unvollkommenen erstern Einrichtungen, wie auch des Schadens und des billigen Profits der neuen Anfänger übersteigen werden; und sobald dieſes geschieht, so wird die Handlung da, wo sie am meisten blühete, in Verfall gerathen, und sich in einem neuen Boden einwurzeln. Dies ists, was ich eine Concurrenz zwischen Nationen nenne.

XIII. Capitel.

In wie fern kann die Regierungsform eines besondern Landes seiner Concurrenz mit andern Nationen, über Handlungssachen, beförderlich oder hinderlich seyn?

Die Frage, die wir vor uns haben, gehört zwar eigentlich in ein andres Fach der Wissenschaft, steht aber auch hier nicht ganz unschicklich. Ich führe sie nicht sowol um des Zusammenhangs willen mit ein, sondern als eine Digression, welche, ausserdem, daſs sie sich auf generelle Grundsätze bezieht, dem Geiste des Lesers, der sich bisher durch die Verfolgung einer Reihe von Schlüssen hat anstrengen müssen, eine Erholung gewähret.

Ich habe gleich im Anfange meines Werks erinnert, daſs ich nur von der Staatswirthschaft freyer Nationen zu handeln gesonnen sey; und bey jeder Gelegenheit, wo ich der Sclaverey erwähnte, hab ich gezeigt, in wie fern sie, ihrer Natur nach, dem guten Fortkommen der Privatindüstrie, dieſer unzertrennlichen Begleiterin der auswärtigen und einheimischen Handlung, zuwider sey.

Kein Wort wird so schlecht verstanden, als das Wort *Freiheit;* doch ist itzt mein Vorsatz nicht, mich in eine besondre Untersuchung einzulaſſen, in wie vielerley Verstand daſselbe gebraucht werde.

Wenn ich sage, *ein Volk ist frey*, so verstehe ich dadurch nichts weiter, als daſs es nach allgemeinen wohlbekannten Gesetzen regiert wird, die nicht von dem veränderlichen Willen eines einzigen Mannes, oder mehrerer Män-

ner, abhängen, ſondern dergeſtalt eingerichtet und eingeführt ſind, daſs ſie nicht anderſt als auf eine regulaire und einförmige Weiſe verändert werden können, das iſt, aus Urſachen, welche die ganze Societät angehen, nicht aber aus Gunſt oder aus Vorurtheil für gewiſſe einzelne Perſonen, oder für beſondre Claſſen. In ſo fern einem Regenten die Macht überlaſſen iſt, von den allgemeinen Geſetzen zu diſpenſiren, oder ſelbige einzuſchränken oder auszudehnen, in ſo fern halte ich die öffentliche Freiheit für unſicher und blos von dem guten Willen dieſes Mannes abhängig. Ich ſage nicht, daſs ſie dadurch einen Stos leide; denn es kommt darauf an, was für einen Gebrauch der Regent von ſolchen ihm eingeräumten Vorrechten machen wird. Zufolge dieſer Erklärung der Freiheit iſt es möglich, daſs ein Volk ſogar unter den deſpotiſchſten Regierungsformen die wahre Freiheit genieſſen kann; und wo die oberherrliche Macht nach der natürlichen Billigkeit eingeſchränkt iſt, da kann ſelbſt eine beſtändige Dienſtbarkeit ſich mit der Freiheit des Dienenden allenfalls ganz wohl vertragen.

Hier kommen neue Ideen vor, welche die allgemeine Principia der *Subordination* und *Dependenz* unter den Menſchen betreffen. Ich will ſie, ehe wir weiter gehen, meinen Leſern vorlegen, und ihrer Entſcheidung überlaſſen, ob ſelbige richtig ſind.

Da beide Wörter ihre beſondere Beziehung haben, ſo wird es dienlich ſeyn, anzumerken, daſs das Wort *Subordination* eine Autorität vorausſetzt, welche die Obern über die Untern haben: und das Wort *Dependenz* giebt zu verſtehen, daſs die Untern gewiſſe Vortheile aus ihrer Subordination ziehen. Ein Knecht ſteht in *Subordination* in Anſehung ſeines Herrn, und *dependirt* von dieſem in Anſehung ſeines Unterhalts.

Die Dependenz iſt das einzige Band der Geſellſchaft; und ich habe im 4ten Capitel des erſten Buchs die Anmerkung gemacht, daſs die Abhängigkeit eines Menſchen vom andern um der Nahrung willen auf eine ſehr natürliche Art die Sclaverey eingeführt habe. Dies war die erſte Erfindung, worauf die Menſchen verfielen, um einander nützlich zu werden.

Als die Sclaverey, zufolge der Lehrſätze des Chriſtenthums, abgeſchafft wurde, ſo war das erſte, was man hierauf vornahm, die Veſtſetzung einer auſſerordentlichen Subordination, zwiſchen den verſchiednen Claſſen des Volks. Hiedurch wurde der Grund zu den Regierungen nach dem Lehensſyſtem gelegt.

Das

Das letzte Raffinement, und dasjenige, was die Freiheit allgemein gemacht, und sie bis auf die niedrigsten Classen eines Volks ausgedehnt hat, ohne jene zur Erhaltung des gesellschaftlichen Bandes nöthige Dependenz aufzuheben, bestand in der Einführung der Indüstrie. Diese führt mit sich die Circulation eines, jedem Dienste angemessenen, Æquivalents, wodurch den Reichen alle Vortheile verschafft werden, die sie aus der Knechtschaft, oder aus der Dependenz der Armen nur immer zu erwarten haben; so wie hinwiederum die Armen dadurch in angenehmere Umstände versetzt werden, die sie, selbst unter der gelindesten Sclaverey und erträglichsten Subordination, kaum besser wünschen können.

Diese Erläuterung giebt mir Anlass, die Dependenz in drey Gattungen einzutheilen. Die erste ist natürlich, und befindet sich zwischen Eltern und Kindern; die zweite ist politisch, und findet Statt zwischen Herren und Knechten, zwischen Lehensherren und Vasallen, zwischen Fürsten und Unterthanen; die dritte ist kaufmänniſch, zwischen den Reichen und den Indüstriösen.

Man vergönne mir, hier eine kleine Ausschweifung zu machen, um zu untersuchen, inwiefern, nach dem Gesetz der Natur, die Subordination unter den Menschen erlaubt sey. Mich dünkt, ich darf behaupten: *Insofern die Subordination mit der Dependenz Proportion hält, insofern ist sie billig und vernunftmäßig.* Hier steht die Balanz gleich. Wenn die Wagschale der Subordination einen allzustarken Ausschlag giebt, so erfolgt Tiranney und ausgelassene Frechheit, die destomehr um sich greifen, je schwerer jenes Uebergewicht ist. Lasset uns hieraus einige Schlüsse ziehen.

1. Derjenige, der von einem andern dependirte, weil dieser ihm ein rechtmäßig-verwirktes Leben geschenkt hatte, das noch allemal in der Gewalt seines Erhalters blieb, hieſs, nach dem bürgerlichen Recht, ein Sclave. Dieser Sclavenstand ist wirklich der höchste Grad der Dependenz.

2. Im zweiten Grade derselben scheint derjenige zu stehen, der in allen zu seiner Subsistenz nöthigen Stücken von einem andern abhängt. Dieses ist die Dependenz der Kinder von ihren Eltern.

3. Derjenige, der in Ansehung der Mittel, sich durch seine eigene Arbeit den Unterhalt zu erwerben, von einem andern abhängt, befindet sich im dritten Grade der Dependenz. Dies war, nach meiner Meinung, der Fall zwischen den Lehensherren und den niedrigsten Classen ihrer Vasallen, nämlich den Bauren.

4. Derjenige, der in Anſehung ſeines Unterhalts gänzlich von dem Verkauf der Werke ſeiner eigenen Indüſtrie dependirt, ſteht im vierten Grade. Dies iſt der Fall mit den Handwerksleuten und Fabricanten, in Anſehung derer, die ihnen Arbeit geben.

Dies wären, dächte ich, die verſchiedenen Grade der Subordination zwiſchen Menſchen und Menſchen, in ſo fern ſie als Mitglieder der nämlichen Societät betrachtet werden.

Nach der Proportion alſo, wie gewiſſe Claſſen oder gewiſſe Individua mehr dependent werden, als ſie vorhin waren, nach derſelben Proportion muſs ihre billige Subordination zunehmen. Und nach der Maaſse, wie ſie minder dependent werden als zuvor, nach demſelben Maaſse muſs ihre billige Subordination geringer werden. Dieſes ſcheint ein vernünftiger Grundſatz zu ſeyn. Ich ſchreite zur Anwendung deſſelben.

Ich leite den Urſprung der groſsen Subordination unter der Feudalregierung von der nothwendigen Dependenz der untern Claſſen in Anſehung ihres Unterhalts her. Sie verzehrten die Producten der Ländereyen, als den Preis ihrer Subordination, nicht als die Belohnung ihres Fleiſses im Anbau dieſer Ländereyen.

Ich leite die Freiheit der neuern Zeiten von der Unabhängigkeit eben dieſer Claſſen her, mittelſt der Einführung der Indüſtrie, und der Circulation eines hinlänglichen Æquivalents für jeden geleiſteten Dienſt.

Wenn dieſe Lehre zur Auflöſung der berühmten Streitfrage über den Urſprung der höchſten Gewalt angewandt wird, in ſo fern nämlich dieſe Frage aus dem Naturrecht entſchieden werden ſoll, ſo finde ich folgende Entſcheidung nicht ſonderlich ſchwer: *Alle Gewalt ſteht im Verhältnis zur Dependenz, und muſs ſich nach den Umſtänden ändern.*

Mich dünkt, es wäre eben ſo vernünftig, wenn man ſagen wollte, die väterliche Gewalt ſey urſprünglich von dem ausdrücklichen Willen der Kinder hergekommen, als wenn man ſagt, der groſse Haufen Leute, die von einer kleinen Anzahl groſser Herren ernährt und beſchützet worden, ſey die Quelle der oberſten Gewalt, und der Schöpfer der Subordination geweſen. Wer für ſeine Nahrung und Beſchützung kein andres Æquivalent zu geben hat, muſs mit perſönlichen Dienſten, mit Reſpect, mit Unterthänigkeit bezahlen. Sobald er aber in den Stand kommt, für dieſe Herablaſſungen und Abhängigkei-

keiten das gehörige Æquivalent zu erlegen, ſo wird er ſich in ſo fern ein Recht zur Freiheit und Unabhängigkeit erwerben. Nachdem alſo die Lehensherren, die, mit Grund, eine völlige Gewalt über viele ihrer Vaſallen hatten, unter die Gewalt ihres Königs waren gebracht worden, ſo gieng die Uſurpation auf *ihre* Rechte los, nicht auf die Rechte der niedern Claſſen. Wenn aber ein König die Gewalt, welche er über die Vaſallen der Lehensherren hatte, auch auf die Einwohner der Städte (*Cities*) erſtreckte, die von jener Subordination bisher frey geblieben waren: dann würde ſeine Uſurpation augenſcheinlich.

Dieſemnach müſſen die Rechte der Könige in der Geſchichte aufgeſucht werden; denn man wird ſie nicht finden, wenn man ſtillſchweigende Contracte zwiſchen ihnen und ihrem Volke vorausſetzt, die man aus Grundſätzen eines eingebildeten Naturrechts, *welches alle Menſchen einander gleich macht*, durch Schlüſſe erkünſteln will. Die Natur kann nie mit der geſunden Vernunft im Widerſpruch ſeyn.

Der allgemeine Hauptſatz, den ich zum Grund gelegt habe, iſt, meines Erachtens, weit vernunftmäſſiger, als jener imaginaire Contract, und harmoniret eben ſo gut mit dem Geiſte einer freyen Regierung. Wenn man durchaus überall einen urſprünglichen ſtillſchweigenden Contract zwiſchen dem Fürſten und dem Volke vorausſetzen will, ſo müſsten alle Regierungen einander gleich ſeyn, und jede Subordination, welche der gänzlichen Freiheit und Unabhängigkeit der niedrigſten Claſſen offenbar zuwider läuft, müſste für tiranniſch ausgegeben werden. Hingegen, nach meinem Grundſatz, kann die Subordination der Claſſen, in verſchiedenen Ländern, überaus verſchieden ſeyn, und die Vorrechte eines Souverains können, wegen verſchiedener Umſtände, viel weiter ausgedehnt werden, als die Vorrechte eines andern Souverains.

Kann nicht jemand zur Souverainetät (ich will ſetzen, durch die freye Wahl des Volks) deswegen gelanget ſeyn, weil er viele und weitläuftige Ländereyen, oder ſonſt groſse Reichtümer beſaſs, eine Menge Vaſallen und Diener hatte, und mit den benachbarten Souverains in Bündnis und Verwandtſchaft ſtund? Hatte nicht z. E. ein ſolcher Mann, wie Hugo Capetus, der mächtigſte Lehensherr ſeiner Zeit, ein Recht zu einer weit uneingeſchränktern Gerichtsbarkeit über ſeine Unterthanen, als natürlicherweiſe ein König von Polen erwarten durfte, der aus Frankreich oder Deutſchland dahin geſchickt worden war, und eine Republik regieren ſollte, wo er keinen Menſchen antraf, der in irgend einem Stücke jemals von ihm beſonders dependirt hätte?

Die Gewalt der Fürſten alſo, in ſo fern ſie *Fürſten* ſind, muſs von derjenigen Gewalt unterſchieden werden, die ſie andern Umſtänden zu danken haben, welche keine nothwendige Folge von ihrer Erhebung auf den Thron ſind. Es würde, dünkt mich, höchſt ungereimt ſeyn, zu behaupten, daſs der königliche Titel von ſelbſt die Subordination aufhebe, die der Perſon gebühret, welche dieſes hohe obrigkeitliche Amt bekleidet.

Das was in Facto geſchieht (und dieſes geht allem Raiſonniren vor), beweiſet die Gültigkeit und Stärke meines Principii. Sehen wir nicht deutlich, wie die Subordination unter verſchiedenen Regierungen, unter einer reichen Eliſabeth, und einem immer bedürftigen Carl, unter einem mächtigen öſterreichiſchen und einem bedrängten bayriſchen Kayſer, ſteige und falle? Ich mag mich nicht tiefer in dieſe Materie einlaſſen; vielleicht ſagen meine Leſer, ich ſey bereits zu weit gegangen.

Indeſſen wird es itzt nicht ſchwer ſeyn, aus dieſen Grundſätzen die Grenzen der Subordination herzuleiten. Ein Volk, das in Anſehung ſeines Unterhalts von nichts anders als ſeinem Fleiſse dependirt, müſste unter keiner härtern Subordination ſtehen, als zu ſeiner Beſchützung nöthig iſt. Und da die Beſchützung einer ſolchen geſammten Volksgemeinde die Beſchützung eines jeden Individui mit ſich führt, ſo ſollte jede politiſche Subordination allgemein und gleichmäſſig ſeyn; keine Perſon, keine Claſſe, ſollte in einer gröſsern Subordination ſtehn, als eine andre. Dieſes iſt die Subordination der Geſetze; und wenn jemals die Geſetze eine gröſsere Subordination einführen, als die mit der Dependenz der Subordinirten proportionirt iſt, ſo darf man von ſolchen Geſetzen glauben, daſs ſie gegen die natürliche Billigkeit laufen, und willkührlich ſind.

Dieſe Dinge vorausgeſetzt, wende ich mich itzt zur vorgelegten Frage, nämlich: In wie fern können beſondre Regierungsformen einer Concurrenz mit andern Nationen, über Handlungsſachen, beförderlich oder hinderlich ſeyn?

Wenn wir unſre Schlüſſe aus wirklichen Begebenheiten und aus der Erfahrung ziehen, ſo werden wir finden, daſs Handlung und Induſtrie mehrentheils bey Republiken, und unter ſolchen Regierungsformen, die der republicaniſchen am nächſten kommen, geblühet haben. Es ſey mir erlaubt, zu ſagen, daſs dieſes wol vornemlich daher rühren müſſe, weil unter dieſen Regierungsfor-

formen die Handhabung der Gesetze am allereinförmigsten gewesen ist, und man folglich unter denselben die meiste Freiheit *wirklich* genossen hat: ich sage *wirklich*, denn ich habe schon oben erinnert, dass die Freiheit, in dem Sinne, worin ich dieses Wort nehme, eben sowol in einer Monarchie, als in einer Demokratie, Statt finden kann. Ich habe nicht gesagt, der Genuss der Freiheit unter beiden sey gleich-sicher, denn unter einer Monarchie kann sie freilich viel leichter übern Haufen geworfen werden.

Das was dem demokratischen System sein Leben gibt, ist die Gleichheit. Bey einer Monarchie kann man sich die gröste Ungleichheit, die nur immer möglich ist, gedenken. Wenn nun aber auf der einen Seite die Gleichheit in der Demokratie die Freiheit sichert, so verursachen auf der andern Seite die mässigern Ausgaben einen schläfrigern Betrieb der Indüstrie; und wenn auf der einen Seite die Ungleichheit in der Monarchie gefährlich für die Freiheit ist, so giebt auf der andern Seite der zunehmende Luxus eine Ermunterung zur Indüstrie. Hieraus können wir schliessen, dass das demokratische System natürlicherweise das beste sey, um eine auswärtige Handlung zu eröffnen, das monarchische aber das beste, um die zum Luxus dienlichen Künste zu verfeinern, und in Ansehung der inländischen Handlung eine schnelle Circulation zu verschaffen.

Die Gefahr, welcher die Freiheit unter einer monarchischen Regierung ausgesetzt ist, und die schlechte Aufmunterung, welche die Indüstrie unter einer demokratischen Regierung, wo alles sparsamer und wirthschaftlicher hergeht, zu haben pflegt, sind lediglich die natürlichen und unmittelbaren Wirkungen dieser beiderley Regierungsformen. Doch werden diese Uebel nicht länger währen, als so lange sich die Staatsmänner nichts um die Handlung bekümmern, und meynen, die Aufsicht über dieselbe sey kein Theil der Pflichten ihrer Staatsverwaltung.

Diesemnach entspringt der Nachtheil, den eine monarchische Regierungsform in Ansehung der Handlung und Indüstrie mit sich bringt, nicht aus der Ungleichheit, die sie unter den Bürgern einführt, sondern aus einer Folge dieser Ungleichheit, welche in einer öfters damit verknüpften willkührlichen und unbestimmten Subordination besteht, die sich zwischen den Individuis der höhern und der niedrigern Classen, oder auch zwischen denen, welche über die Vollstreckung der Gesetze halten sollen, und dem übrigen Volke, einzuschlei-

ſchleichen pflegt. Sobald ſichs äuſſert, daſs, in einer Monarchie, irgend eine Subordination zwiſchen Unterthanen und Unterthanen die gehörigen Grenzen ungeſtraft überſchreiten darf, ſo hat die Freiheit in ſo fern ein Ende. Ja ſelbſt die monarchiſche Regierungsform leidet darunter, weil eine ſolche unbeſtimmte Subordination eine willkührliche Gewalt im Staate anzeigt, mit welcher doch der Monarch ſelbſt nicht bekleidet iſt. Nie kann ein Unterthan zu einer *willkührlichen* Macht bevollmächtigt werden; denn wenn ſie *willkührlich* iſt, ſo kann ſie eben ſowol gegen den Monarchen, als gegen die Unterthanen, gerichtet und gebraucht werden.

Ich kann daher wol ſagen, daſs, wenn eine ſolche Macht einzelner Perſonen ihren Grund in der Conſtitution einer Monarchie hat, eine ſolche Monarchie keine Regierung, ſondern Tiranney iſt, welche aber hier gar nicht bey uns in Betrachtung kommt. Iſt aber eine ſolche Macht nicht in der Reichsverfaſſung gegründet, und wird gleichwol ausgeübt, ſo iſt ſie ein Misbrauch, welcher überſehen werden ſollte. Inzwiſchen da mich der Plan meines Werks verbindet, die Wirkung allgemeiner Grundſätze, nebſt ihren Folgen zu unterſuchen, ſo kann ich bey dieſer Gelegenheit nicht unterlaſſen, diejenigen Folgen auszuzeichnen, die aus einer unbeſtimmten Subordination flieſſen, ſie mag nun herrühren, wovon ſie wolle.

Es mag dieſe unbeſtimmte Subordination zwiſchen Individuis ein *Grundfehler* in der Regierungsverfaſſung, oder nur ein eingeſchlichener *Misbrauch* ſeyn, ſo iſt ſolches in Anſehung der daraus entſpringenden Folgen einerley. Sie iſts, was die Induſtrie hemmet und zernichtet; und ſie iſt gröſstentheils die Urſache, warum die Induſtrie nicht in allen Ländern gleich-gut fortkommen kann. Dieſer Unterſchied in der Regimentsform oder Verwaltung iſt der einzige, den wir bey gegenwärtiger Unterſuchung nothwendig beleuchten müſſen; und es iſt, meiner Meinung nach, ſoviel daran gelegen, daſs ich mir vorſtelle, es würde, wenn man die Abſicht hat, eine Handlung aufzurichten, minder ſchädlich ſeyn, die unterſten Claſſen der Einwohner, mit guter Manier, und auf Einmal, zu Sclaven zu machen, ſo daſs ſie, gleich andern Waaren, verkauft werden könnten, als ſie nur dem Namen nach frey zu laſſen, während daſs ſie kaum für ſich ſelbſt Brod haben, und noch dazu ihre Kinder ernähren und erziehen müſſen, und zugleich unter einer unregelmäſſigen Subordination ſeufzen, das iſt, alle Augenblicke gewärtigen müſſen,

mit

mit neuen Abgaben oder Auflagen, Frohndienſten, Kopfgeldern u. d. g. beſchweret, und, wenn ſie dieſen Foderungen nicht Genüge thun können, mit Arreſt belegt zu werden, ſobald es ihren Obern beliebt.

Ob dieſe Irregularitäten durch Leute, die zu den obern Claſſen gehören, oder durch den Staatsmann und ſeine Subſtituten ausgeübt werden, das iſt im Grund einerley. Nicht ſowol die Gröſſe der Impoſten, als die Unordnungen, die bey der Vertheilung und Beitreibung derſelben vorgehen, ſind dasjenige, was die Indüſtrie zu Grunde richtet. Man hat auf ſolche Weiſe ſein Brod nur aus Gnaden, da doch, nach der Natur der Indüſtrie, ein jeder fleiſsiger Mann nicht nur einen geſicherten Lebensunterhalt, ſondern noch auſſerdem einen gewiſſen Profit haben müſste.

Die Auflagen mögen noch ſo hoch ſeyn, wenn ſie nur proportionirt, allgemein, ſtuffenweiſe vermehrt, und beſtändig ſind, ſo können ſie zwar die Wirkung haben, daſs die auswärtige Handlung ſtockt, und daſs die Müſſigen hungern müſſen: nie aber werden ſie die fleiſsigen Einwohner ruiniren, wie ich in der Abhandlung von den Taxen ausführlicher zeigen werde. Sind aber die Auflagen willkührlich; ſind ſie unter Individua von einerley Situation ungleich vertheilt; verändern ſie allzuoft ihren Gegenſtand; und überfallen ſie das Volk plötzlich: ſo iſt es der Indüſtrie nicht möglich, Stand zu halten. Ein ſolches Wirthſchaftsſyſtem führt eine ungleiche Concurrenz unter Leuten von einerley Claſſe ein, zwinget die Fleiſſigen, in der Mitte ihrer Laufbahn ſtille zu ſtehen, benimmt andern den Muth, ihre *guten Vermögensumſtände* öffentlich vor der Welt ſehen zu laſſen, und bewegt ſie, allein auf die Vermehrung des Gelds im Kaſten zu denken; und dieſer Umſtand erregt eine Raubſucht beym Staatsmann, wenn derſelbe ſich in ſeiner Abſicht, den Mammon der Particuliers herauszulocken, betrogen ſieht.

Hieraus erfolgt eine neue Reihe von Inconvenienzen. Der Staatsmann geht nunmehr mit ſeinen Abſichten auf die liegenden Gründe los. Dieſes erfüllet die Gutsherren mit *Unwillen* gegen *den*, der *ihnen* nach ſeinem Willen eine Laſt auflegen kann; und mit *Scheelſucht* gegen die, welche ihr *Geld auf Intereſſen* ausgeliehen haben, und folglich ſeine Verſuche vereiteln können. Hinwiederum ſteht dieſe letztere Claſſe beſtändig auf der Lauer, wie ſie von dem geringſten öffentlichen Geldmangel profitiren möge. Und was iſt die Folge von dieſem allen? Dieſes, daſs die unterſten Claſſen des Volks, welche

durch ihre Indüſtrie den Staat bereichern müſsten, auf der einen Seite gewahr werden, daſs die Rentirer immer mehr Geld auftreiben, und von allen Orten her zuſammenſammeln, um es an den Staat auszuleihen, anſtatt daſs ſie ihr überflüſſiges Geld, mittelſt gelegener Vorſchüſſe, unter *ſie* vertheilen ſollten, in der Abſicht, den billigen Profit von ihrem Fleiſse hernach wieder mit *ihnen* zu theilen; und auf der andern Seite müſſen ſie gewahr werden, daſs die Beitreiber der Auflagen ihnen die Saat wegrapſen, ehe ſie ausgeſäet iſt, anſtatt die Erndtezeit abzuwarten, und dann erſt ihren Antheil wegzunehmen.

Unter der Regierungsform nach dem Lehensſyſtem erſtreckten ſich Freiheit und Unabhängigkeit nicht über den Adel hinaus. Die Geburt öffnete Einigen den Weg zur Beförderung, und eben ſo unfehlbar verſchloſs ſie ihn für Andre. Ich habe ſchon oft bemerkt, wie, nach Vernunft und Erfahrung, eine ſolche Regierungsform beides der Handlung und Indüſtrie nicht günſtig ſeyn könne.

Aus der Vernunft iſt offenbar, daſs die Indüſtrie eine Schöpferin des Reichtums ſeyn muſs, und daſs der Reichtum Macht verſchaffen *wird*, wenn es in ſeines Beſitzers Freiheit ſteht, ihn nach ſeinem Gefallen anzuwenden. Eine Regierung konnte daher kein Syſtem begünſtigen, welches dahin abzielte, eine Macht in die Hände derer zu ziehen, die nur zum Gehorchen gemacht waren. Es war folglich ſehr natürlich, daſs der Adel eiferſüchtig über die mächtigen Kaufleute werden, und überhaupt alle diejenigen beneiden muſste, die ſich, vermittelſt ihrer eigenen Indüſtrie, ein bequemes Leben und Unabhängigkeit erworben hatten. Die Erfahrung bezeugt, wie genau ſich der Adel in ſeinem ganzen Betragen nach dieſem Principio gerichtet hat.

Ein Staatsmann muſs alſo auf jeden Umſtand ſeiner Landesverfaſſung ſehr aufmerkſam ſeyn, ehe er ſichs in Sinn kommen läſst, ein neues Syſtem der Handlung und Indüſtrie einzuführen. Ich bin zwar von der Meinung weit entfernt, daſs dieſes der einzige Weg zur Glückſeligkeit, Sicherheit und einem bequemen Leben ſey, ob es gleich, zufolge des allgemeinen Geſchmacks der Zeiten, worin ich lebe, dasjenige Syſtem iſt, mit deſſen Unterſuchung ich mich hauptſächlich beſchäfftige. Ein Land kann, ohne ſehr reich zu ſeyn, überflüſſig-glückſelig ſeyn, und die Feinde, die ihm einen Einfall drohen, hinlänglich in der Furcht halten. In der That iſt der Reichtum jedem Lande verſagt, das keine Bergwerke hat, oder keine auswärtige Handlung treibt.

Wenn

Wenn ein Land gegen viele natürliche Unbequemlichkeiten zu kämpfen hat, die von seiner ungünstigen Lage, von der Unfruchtbarkeit seines Bodens, oder von seiner Entlegenheit, welche die Fracht allzukostbar macht, herrühren, so würde es vergeblich seyn, mit einer Concurrenz gegen andre Nationen auf auswärtigen Märkten einen Versuch zu machen. Es kann alsdann weiter nichts als eine passive Handlung unternehmen, und diese nur in sofern, als selbige einen grösern Reichtum ins Land bringen kann. Wenn sich nur wenig Geld daselbst erwerben läst, so muss der Staatsmann das bereits erworbene Geld soviel als möglich in Circulation zu bringen suchen, damit ein jeder in der Societät sein Brod habe.

In Ländern, wo die Regierungsverwaltung einigen angesehenen Herren übergeben ist, wie bey den Feudalregierungen geschah, und wie bey allen Aristokratien, und noch heutiges Tages in vielen europäischen Ländern geschieht, wo gleichwol Handlung und Indüstrie täglich besser in Aufnahme kommen: da darf sich der Staatsmann, der das neue System der Staatswirthschaft in Gang bringen will, darauf verlassen, dass entweder sein Versuch fehlschlagen, oder die Regierungsconstitution sich ändern werde. Hebt er alle willkührliche Dependenz zwischen Individuis auf, so wird der Reichtum der Fleissigen einen Theil der Macht der Grossen an sich ziehen, oder ihr wol gar ein Ende machen. Läst er aber eine solche Dependenz fortdauren, so wird sein Project mislingen.

Solange Venedig und Genua in ihrem höchsten Flor stunden, so waren diese Staaten, wollten sie ihren Umsturz verhüten, genöthigt, ihre angesehensten Bürger mit unter die Anzahl ihrer Senatoren aufzunehmen. Was ist der erkaufte Adel? das Kind der Handlung, die unvermeidliche Folge der Indüstrie, und ein Mittelweg, den unsre gothische Vorfahren einführen mussten, um ihren eigenen Rang im Staate nicht gänzlich zu verlieren. Der Glanz des bürgerlichen Reichtums, dachten sie, verdunkelt unsre Fasces, lieber wollen wir also die reichen Plebejos zu unsern Collegen machen, und mit unserm Purpurmantel unedle Schultern behängen, als diesen Leuten erlauben, alle Autorität aus den Händen der höhern Classen zu winden. Durch dieses Mittel ist oft eine plötzliche Revolution abgewendet worden. Einige Königreiche sind mit einem blutigen Aufruhr, oder mit einem langwierigen bürgerlichen Kriege davon gekommen. Andre Länder haben ebenfalls durch ihr Beispiel ein Zeug-

nis von dem ſtarken Einfluſs der hier angeführten Grundſätze abgelegt: ein mächtiger Pöbel hat ſeine Bande zerriſſen, und ſelbſt die Grundpfeiler des Feudalſyſtems übern Haufen geworfen.

Alle dieſe heftige Convulſionen ſind der Kurzſichtigkeit der Staatsmänner zuzuſchreiben geweſen, welche, unaufmerkſam auf die Folgen des Zuwachſes des Reichtums und der Indüſtrie, ſich thörichterweiſe vorſtellten, es müſſe eine erhebliche Subordination zwiſchen Claſſen, deren Situation gegen einander gänzlich geändert war, fernerhin ſubſiſtiren.

Die Cohortes prætorianæ waren anfänglich den Befehlen der Kaiſer ſubordinirt, und ſtellten die Garde der Stadt Rom vor. Die Janitſcharen ſtunden, wie jedermann wuſste und glaubte, unter dem Commando der vornehmſten Officiers der Pforte. Sobald aber die Häupter Roms und Conſtantinopels, welche natürlicherweiſe ein Recht hatten, den Staat zu regieren, bey dieſen aufrühreriſchen Corps Schutz und Hülfe ſuchten, ſo veränderten dieſe, von der Wichtigkeit ihrer eigenen Perſonen eingenommen, die ganze Staatsverfaſſung, und nahmen Antheil an der Regierung.

Eine dieſer ganz ähnliche, aber gelindere Revolution, findet in den neuern Zeiten Statt; und es muſs für einen aufmerkſamen Zuſchauer eine angenehme Unterhaltung ſeyn, wenn er in manchen Staaten Europens die Progreſſen dieſer Veränderung überſchauet. *Handlung* und *Indüſtrie* gehn im Schwange; und ihre Einführung giebt Anlaſs zu einer wunderſamen Fermentation mit der aus dem Feudalſyſtem übriggebliebenen Rauhigkeit.

Handlung und Indüſtrie haben ihre Aufnahme dem *Krieg* und der *Ruhmſucht* zu danken; und vielleicht darf das menſchliche Geſchlecht hoffen, die Zeit zu erleben, da gar kein Krieg mehr ſeyn wird, wenn es die koſtbare Thorheit der Ruhmſucht recht wird eingeſehen haben.

Ich ſage, Handlung und Indüſtrie haben ihre Aufnahme der Ruhmſucht der Fürſten zu danken, die aus keiner andern Abſicht den Plan dazu im Anfang begünſtigten, als damit ſie ſich ſelbſt bereichern und dadurch ihren Nachbarn fürchterlich werden möchten. Sie wurden aber nicht eher, als bis es ihnen die Erfahrung gezeigt hatte, gewahr, daſs der Reichtum, den ſie aus ſolchen Quellen zogen, nur aus ihrem Ueberflieſsen herkäme, und daſs ein mächtiges, kühnes und muthiges Volk, welches den Fond des Reichtums ſeines Fürſten in ſeinen eigenen Händen hat, es auch in ſeiner Macht habe,

ſich

sich von der Oberherrschaft dieses Prinzen loszumachen, sobald es ernstlich den Entschluss dazu fasst. Die Folge von dieser Veränderung ist gewesen, dass ein milderer und regelmässigerer Plan der Regierungsverwaltung eingeführt worden ist. Die Finanziers sind den Fürsten nützlicher geworden, als die grossen Herren; und Leute, die fruchtbar an Erfindungen solcher Mittel sind, wodurch ein öffentlicher Credit errichtet, oder, vermöge einer Auflegung schicklicher Taxen, das Geld aus den Coffers der Reichen herausgelockt werden kann, sind den weisesten und gelehrtesten Räthen vorgezogen worden.

Da dieses System neu ist, so darf man sich nicht wundern, dass ganz neue und erstaunliche Erscheinungen darauf erfolgt sind. Vormals wendeten die Fürsten ihre Macht an, die Freiheit niederzudrücken, und eine willkührliche Subordination einzuführen. In unsern Tagen aber haben wir gesehen, wie diejenigen Fürsten, welche die wahren Grundsätze des neuen Plans der Staatswirthschaft am besten gefasst hatten, die Macht der höhern Classen willkührlich eingeschränkt, und solchergestalt sich ihrer Autorität zur Erweiterung der öffentlichen Freiheit bedient haben, indem sie keine andre Subordination, als die, welche man den eingeführten Gesetzen schuldig war, gelten liessen.

Einige der grösten Ministers haben sichs zur Grundmaxime gemacht, das Ansehen der Grossen im Lande einzuschränken. Der natürliche Schluss, den das Volk aus einem solchen Schritte gezogen hat, war dieser, der Minister müsse dabey die Absicht geführt haben, Alles lediglich vom Willen des Fürsten dependent zu machen. Ich leugne dieses nicht. Aber was haben wir von diesem neuerworbenen Zuwachse der Macht für Gebrauch machen sehen? Diejenigen, welche die Begebenheiten mit politischen Augen betrachten, können wahrnehmen, dass einige unlängst verstorbene europäische Souverains verschiedene Actus der willkührlichsten Autorität aus keiner andern Absicht ausgeübt haben, als damit sie der öffentlichen Freiheit beförderlich seyn möchten, sich weiter auszudehnen. Und obgleich die Prärogativen einiger Fürsten ziemlich weit über die Grenzen der alten Landesconstitution hinaus, ja bis zu einem so hohen Grade, den man vielleicht mit Recht eine Usurpation nennen könnte, erweitert worden sind: so kann man doch nicht überhaupt sagen, dass die aus solcher Revolution entsprungene Folgen die *öffentliche Freiheit* (in dem Verstande, wie wir dieses Wort nehmen) geschwächt hätte. Es würde mir nicht schwer fallen, das, was ich hier behaupte, aus Factis und

Bei-

Beiſpielen zu erhärten, wenn ichs für dienlich hielte. Es ſcheint aber beſſer zu ſeyn, meinen Beweis aus Vernunftgründen herzuholen.

Wenn einmal ein Staat anfängt, durch die Folgen ſeiner Indüſtrie zu ſubſiſtiren, ſo hat er von der Macht ſeines Souverains weniger Gefahr zu fürchten. Der Mechaniſmus ſeiner Staatsverwaltung wird verwickelter, und er findet ſich, wie ich in der Einleitung zum erſten Buche angemerkt habe, durch die Geſetze ſeiner politiſchen Wirthſchaft dermaſsen gebunden, daſs ihn jede Ueberſchreitung derſelben in neue Schwierigkeiten einflicht.

Ich rede nur von ſolchen Regierungen, wo Alles ſyſtematiſch, conſtitutionsmäſsig, und nach den allgemeinen Geſetzen, zugeht; und wenn ich der Fürſten erwähne, ſo verſteh ich darunter ihre Miniſteria. Die Grundſätze, denen ich nachforſche, betreffen nur die unpaſſionirte Verwaltung ihrer Regierung. Zäume für ihre Leidenſchaften, Fehler und Schwachheiten, die ihnen als Menſchen ankleben, zu erfinden, gehört in einen andern Theil der Staatswiſſenſchaft.

Ich ſage demnach, daſs von der Zeit an, da die Staaten angefangen haben, ſich durch die Folgen ihrer Indüſtrie zu erhalten, der Verwaltungsplan gemäſsigter geworden iſt, und daſs man nach und nach allerley Veränderungen und Raffinements damit vorgenommen hat. Jede Veränderung aber muſs, wie ſchon oft bemerkt worden iſt, gewiſſe Unbequemlichkeiten mit ſich führen.

Es hat mit den Regierungen die Bewandtnis, wie mit den Maſchinen; je einfacher ſie ſind, deſto ſolider und dauerhafter ſind ſie. Je künſtlicher ſie zuſammengeſetzt ſind, deſto bequemer ſind ſie zwar, gerathen aber auch deſto leichter in Unordnung.

Die lacedämoniſche Regierungsform kann einem eiſernen Keil verglichen werden, dem Stärkſten und Compacteſten unter allen mechaniſchen Kräften. Die Regierungsformen der neuern Staaten gleichen den Taſchenuhren, die immer etwas unrichtig gehen; bisweilen iſt die Feder zu ſchwach für das Werk, bisweilen zu ſtark; und haben die geſchickten Hände eines Graham oder eines Julien le Roi die Räder nicht nach einer determinirten Proportion eingerichtet, ſo greifen ſie nicht recht ineinander ein; dann ſteht die Maſchine ſtille; und wird ſie forcirt, ſo ſpringt ein oder andrer Theil entzwey; und die Hand des Künſtlers iſt unentbehrlich, wenn das ganze Werk wieder in Ordnung kommen ſoll.

XIV. Capitel.

Sicherheit, gute Nahrung und Glückſeligkeit ſind keine unzertrennliche Gefährten der Handlung und Indüſtrie.

Mir deucht, daſs wir weder in den alten noch neuen Zeiten einen ſo vollkommenen Plan der Staatswirthſchaft antreffen können, als in der Republik des Lykurgus. Daſs ſie exiſtirt hat, kann eben ſo wenig in Zweifel gezogen werden, als daſs ſie unter allen griechiſchen Republiken am längſten gewährt hat. Daſs ſie gleichwol endlich aufgehört hat, war mehr den daſelbſt nach und nach eingeſchlichenen Misbräuchen, als einem Fehler der Regierungsform, zuzuſchreiben.

Die Simplicität ihrer Einrichtung machte ſie ſo dauerhaft; und wären die Lacedämonier zu allen Zeiten bey ihren Regierungsgrundſätzen geblieben, und nie von dem Sinne ihrer Conſtitution abgewichen, ſie hätten ſich vielleicht bis auf den heutigen Tag erhalten können.

Ich werde mich in dieſem Capitel in keine kritiſche Unterſuchung einlaſſen, nach welchem Mechaniſmus jeder Theil der ſpartaniſchen Republik regiert worden ſey. Meine Abſicht iſt nur, den reellen Plan der Staatsökonomie des Lykurgs mit unſern angeführten Grundſätzen zu vergleichen.

Wir leſen eine ziemlich ausführliche Nachricht von dieſem Plane in dem Leben dieſes Geſetzgebers, das Plutarch, einer der verſtändigſten Geſchichtſchreiber, beſchrieben hat. Plutarch lebte wenigſtens 800 Jahr nach der Errichtung des von ihm beſchriebenen Plans; eines Plans, der nie in ein Syſtem geſchriebener Geſetze gebracht wurde, ſondern gleich anfänglich den Spartanern durch die unmittelbaren Wirkungen der Götter eingeprägt war, welchen zufolge dieſes Volk ſich einer der ſtärkſten Revolutionen, die jemals ein Volk erfahren hat, unterwarf, und ſo viele Jahrhunderte hindurch, blos durch die Macht der Erziehung, ſeinem Syſtem getreu blieb.

Da alle Geſetze des Lykurgus lediglich durch Tradition von Vater auf Sohn fortgepflanzt wurden, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daſs wir die Beſchreibungen, welche Plutarch und andre alte Schriftſteller uns von dieſer Republik gegeben haben, für eine ganz zuverläſſige Schilderung eines jeden Theils des Syſtems dieſes groſsen Staatsmannes annehmen dürfen. Was jedoch den Grundriſs ſeiner Einrichtungen betrifft, ſo können wir ſicher

ſeyn,

seyn, dass er uns von diesen Schriftstellern ganz richtig überliefert worden ist. Ueberdies erfodert hier meine Materie nicht, mich in besondre Nebenumstände einzulassen, deren Gewissheit etwa einigem Zweifel unterworfen seyn könnte.

Zu der Zeit, da Lykurg seine Gesetzeinrichtung entwarf, war das Eigentum unter den Lacedämoniern sehr ungleich vertheilt. Die Folge davon, sagt unser Geschichtschreiber, war, dass viele arme Leute sich in die Stadt zogen, wo aller Reichtum in wenigen Händen beisammen war; das ist, nach unsrer Sprache: *Der Luxus der reichen Städter befreite das Landvolk von unnützen Essern, und die Unbeständigkeit der Regierung machte die Industrie sehr unsicher und abhängig; durch diesen Umstand breitete sich über alle niedrige Classen Armuth und Dürftigkeit aus.*

Der erste Schritt, den unser Gesetzgeber that, war dieser, die Gemüther des Volks so zu lenken und vorzubereiten, damit es sich einer gänzlichen Reformation, die unfehlbar mit unzähligen Inconvenienzen begleitet war, willig unterwerfen möchte.

Zu diesem Ende gieng er nach Delphi, ohne jemand seine Absicht wissen zu lassen. Daselbst declarirte die pythische Priesterin, er sey der Liebling der Götter, mehr Gott, als Mensch, und that öffentlich den Ausspruch, ihm allein habe Apollo den Plan zu einer Republik, die alle andre an Vollkommenheit übertreffen würde, mitgetheilt.

War nicht dieses eine mächtige Maschine in den Händen eines tiefdenkenden Politicus, der die ganze Welt durchreiset hatte, in der vorläufigen Absicht, die Geheimnisse der Regierungswissenschaft zu ergründen? und welche grosse Vortheile musste ihm nicht eine solche authentische Recommendation, die, wie man glaubte, von der Stimme der Gottheit kam, über ein abergläubisches Volk verschaffen, er mochte eine Regimentsform einführen, was er für eine wollte!

Der kluge Lacedämonier verliess sich jedoch nicht ganz und gar auf die blinde Unterwürfigkeit, die seine Landsleute gegen die Ausprüche des Orakels bezeigten: sondern er urtheilte weislich, er habe noch einige weitere Vorbereitungen nöthig. Er communicirte daher seinen Plan erstlich seinen Freunden, und hierauf nach und nach den Vornehmsten des Volks, die sich gewiss niemals hätten bewegen lassen, an einer ihrem Interesse so nachtheili-

theiligen Neuerung Geſchmack zu finden, wäre es nicht aus tiefſter Ehrfurcht und Unterwürfigkeit für den Willen der Götter geſchehen. Des Beiſtands der Vornehmſten verſichert, erſchien er auf dem Marktplatz, begleitet von ſeiner Partey, die insgeſammt bewaffnet war; und nachdem er dem Volke ein ehrerbietiges Stillſchweigen anbefohlen, legte er den erſten Grund ſeiner Regierung durch Ernennung eines Senats.

Ich werde hier alle andre Umſtände, die nicht den Hauptplan ſeiner politiſchen Einrichtungen betreffen, mit Stillſchweigen übergehen. Es iſt bey gegenwärtiger Unterſuchung nichts daran gelegen, wem eigentlich die höchſte Gewalt aufgetragen worden ſey; es genüget uns, zu wiſſen, daſs eine hinlängliche Autorität im Staate war, die Ausführung ſeines Plans zu unterſtützen.

Er warf, durch Einen Streich, alle Ungleichheit übern Haufen. Das Eigentum aller Ländereyen des Staats wurde in Eins zuſammengezogen, und niemand als der Geſetzgeber hatte darüber zu diſponiren. Jeder Zweig der Indüſtrie wurde den Bürgern unterſagt, und das Geldintereſſe, mittelſt Einführung eiſerner Müntzen, aufgehoben. Die Ländereyen theilte er in gleiche Looſe, nach der Anzahl der Bürger.

Auf ſolche Weiſe wurden alle Einwohner, in Anſehung der Glücksgüter, einander gleich gemacht, da weder Reichtum, noch Indüſtrie, noch Ländereyen, jemand einen Vorzug gaben. Aus dieſem Theile des Plans ſchlieſſe ich, Lykurg habe gar wohl eingeſehen, daſs *Leges agrariae* zur Einführung einer Gleichheit unter den Individuis eines Staats durchaus nicht hinlänglich ſind, wofern nicht zugleich Reichtum und Indüſtrie verbannet werden; ein Umſtand, welchen alle Staatsmänner der alten Zeiten, wie auch die neuern Patronen der Gleichheit der Stände und der Simplicität der Lebensart nicht erwogen zu haben ſcheinen. Die Felder wurden durch die Heloten angebaut, die ſich davon nährten, und den Ueberſchuſs, das iſt, eine beſtimmte Quantität Früchte, an den Eigentümer des Ländereyſtücks abliefern muſsten. Dieſe Sclavengemeinde trieb auch alle unentbehrliche mechaniſche Künſte.

Zufolge dieſer Vertheilung genoſs jedes Individuum des Staats die Producten der Erde (das iſt, jeden zur Leibesnahrung nothwendigen Artikel) frey und ohne Koſten. Die Herren der ſpartaniſchen Ländereyſtücke waren

nicht sowol die unmittelbaren Eigentumsherren derselben, als vielmehr Aufseher der Sclaven, und Einsammler der Lebensmittel für das Publicum. Denn obgleich ein jeder seine Nahrung aus den Producten seiner eigenen Felder zog, und für seine eigene Portion sorgte, so wurde ihm doch diese Portion zugemessen, und mußte öffentlich verzehrt werden; und wer für sich allein, und ehe er in die öffentliche Halle kam, seine Mahlzeit einnehmen wollte, dem wurde mit der gröfsten Verachtung begegnet.

Ihre Kleider waren so simpel als möglich, alle von einerley Qualität, und kosteten überaus wenig. Diese Sparsamkeit hatte keine schlimme Wirkung, weil sich niemand von seiner Indüstrie nährte. Die Künste wurden, wie gesagt, durch die Heloten getrieben, welche das Eigentum der Privatbürger waren; und wann einige Herren, die solche Sclaven hielten, welche sich auf ein Handwerk verstunden, sich aus der Geschiklichkeit ihrer Sclaven, wie natürlich war, einen Gewinn erwarben, so wurde ihnen jedes Mittel, sich ihrer Ueberlegenheit an Reichtum zu bedienen, abgeschnitten.

Die Spartaner lebten beständig beyeinander; sie hatten nichts zu thun, als sich zu divertiren, und ihr Zeitvertreib bestand meist in kriegerischen Uebungen. Die Verordnungen wegen dieser zahlreichen Zusammenkünfte (die man sehr artig Bienenschwärmen verglichen hat) liessen keine äuserliche Unterscheidungszeichen Statt finden. Es war auch eine Unmöglichkeit, dafs sich in Essen, Trinken, Kleidertracht, Hausgeräthe u. d. g., eine Ueppigkeit einschleichen konnte.

Hier haben wir also eine ganze Nation, die unentgeldlich genährt und mit allen nothwendigen Bedürfnissen versorgt wurde; es zeigte sich nicht die mindeste Gelegenheit zur Indüstrie, von welcher wir gesehen haben, dafs sie das hauptsächlichste Mittel sey, den Dürftigen das zu verschaffen, was die Spartaner ohne Arbeit erhielten.

Unter solchen Umständen können wir aus unsern Grundsätzen schliessen, dafs ein so reichlich genährtes Volk sich erstaunlich müsse vermehrt haben. Und so verhielt sichs ohne Zweifel in der That. Allein, die Einrichtung mit den Ländereyportionen verstattete nur eine bestimmte Anzahl Bürger. Wenn sich also diese Anzahl über den verordnungmäfsigen Fus hinaus erstreckte, so wurden die Ueberzähligen verabschiedet, und aus dem Lande geschickt, um Colonien zu bevölkern. Und wenn sich die Heloten zu stark vermehrten, so-

dafs

dass ihre Anzahl die Proportion der Arbeit, die man von ihnen verlangte, überstieg, und man daher Ursache fand, zu verhüten, dass sie die unter Händen habende Lebensmittel ihrer Herren nicht für sich selbst verzehren, und dadurch faul, ausgelassen, und folglich dem Staate schädlich werden möchten: so war es erlaubt, sie durch eine Art von Kriegsexercitio, wobey allerley Stratageme und Fechterstreiche angebracht wurden, aus dem Wege zu räumen; dies waren Künste, welche dieses Volk, in Kriegszeiten, immer der Arbeit, Stärke und Unerschrockenheit vorzog.

Es scheint dieses eine sehr barbarische Gewohnheit gewesen zu seyn, und ich will sie mit gar nichts vertheidigen, als mit der Rauhigkeit der Sitten selbiger Zeiten. Wenn wir uns aber die Grausamkeit nicht dabey gedenken, so war es unumgänglich-nöthig, der allzustarken Vermehrung dieser Classe zu steuren. Die lacedämonischen Sclaven waren in allerley Betracht weit glücklicher, als die Sclaven andrer Nationen. Sie stellten wirklich eine Baurengemeinde vor, die von jedem bestimmten Theile Ackerfelds eine gewisse Quantität Früchte, das ist, 70 *Medimnos* Gerste, liefern mussten; ihr Abgang wurde nicht, wie anderswo, aus fremden Ländern ersetzt, sondern sie mussten sich durch ihre eigene Fortpflanzung vollzählig erhalten; folglich war eine unumgängliche Nothwendigkeit da, entweder ihrer allzustarken Vermehrung zuvorzukommen, oder sich in Ansehung der Einkünfte, die gerade den nöthigen Bedürfnissen des Staats angemessen waren, zu verschlimmern. Und auf was für ein Mittel konnte man wol verfallen? Sie waren Sclaven, und folglich des Bürgerrechts unfähig; für Geld, welches ja verboten war, konnten sie nicht an die Fremden verkauft werden, und zur Industrie waren sie nicht zu gebrauchen. Kein Wunder also, dass die rohen Sitten selbiger Zeiten ein so unmenschliches Verfahren gegen die Sclaven erlaubten, welches jedoch Plutarch durchaus nicht aus der ursprünglichen Stiftung des Lykurgus hergeleitet wissen will. Wenn wir überdies bedenken, dass selbst die freyen Leute das Land räumen mussten, sobald ihre Anzahl über den verordneten Fus hinaus gieng, so können wir uns leicht vorstellen, dass man unnützen Sclaven nicht wird erlaubt haben, sich nach Belieben zu vermehren.

Aus diesen Hauptzügen der politischen Einrichtungen des Lykurgus erkennen wir, dass der Staat mit allen nothwendigen Sachen überflüssig versorgt war, und dass die fehlerhafte Zeugung unter den Bürgern, so wie die übermässige

mäſſige Geſchlechtsvermehrung der Sclaven, gleich-kräftig gehemmet wurden. Nun kam es noch darauf an, daſs der Staatsmann für die Beſchäfftigung ſeines Volks ſorgte.

Jeder freye Mann im Staate ward von ſeiner Kindheit an zu den Waffen auferzogen. Keine Familienſorgen konnten ihn abhalten, dem Vaterlande als Soldat zu dienen; ſeine Kinder waren ihm nicht zur Laſt; die Heloten muſsten ihnen die Lebensmittel verſchaffen, deren Zubereitung den Knechten in der Stadt überlaſſen wurde, und auf den öffentlichen Tafeln war nie ein Mangel zu ſpüren. Die ſämmtliche ſpartaniſche Jugend wurde nicht als Kinder ihrer Eltern, ſondern als Kinder des Staats erzogen, und früh zu der Frugalität, zur Mäſſigkeit, zur Liebe der Simplicität, und zu eben derſelben Beſchäfftigung, die alle übrige Mitglieder des Staats trieben, angewöhnt. Das Einfache in dem Plan des Lykurgus machte die Ausführung eines ſolchen Syſtems ſehr prakticabel. Bey uns muſs, wegen der Mannichfaltigkeit und Veränderlichkeit der Geſchäffte, nothwendig den Eltern die Erziehung ihrer Kinder anvertraut werden: in Sparta hingegen gab es nicht zwo Bedienungen für einen freyen Mann; da war kein Redner, kein Advocat, kein Arzt, kein Politicus von Profeſſion. Die Verordnungen ihres Geſetzgebers wurden von den Alten in die Gemüther der Jungen eingeprägt; alles was ſie ſahen oder hörten, hatte eine Beziehung auf das Kriegsweſen. Sogar ihre Götter wurden in Kriegsrüſtung abgebildet, und alle Lehren, die man ihnen beibrachte, zielten auf die Verbannung des Ueberfluſſes, auf die Mäſſigkeit und eine harte Lebensart ab.

Die Jugend übte ſich in die Wette in allerley kriegeriſchen Exercitien, dergleichen bey ihnen das Schlagen mit geballter Fauſt *(boxing)* und das Ringen waren. Um alſo den Geiſt der Nacheiferung aufzumuntern, und zugleich den Ausbruch einer Erbitterung gegeneinander abzuhalten, waren ſatyriſche Ausdrücke nicht nur erlaubt, ſondern auch ſehr beliebt: doch waren ſelbige allemal mit einer Art von Höflichkeit gewürzt. Auch das ernſthafte Betragen, und die niedergeſchlagenen Blicke, die ſie jederzeit auf öffentlicher Straſse annehmen muſsten, wie auch der Befehl, ihre Hände unter dem Rocke zu halten, alles dieſes hatte zur Abſicht, Streitigkeiten, und inſonderheit Schlägereyen, bey ſolchen Gelegenheiten zu verhüten, wo das feyerliche Anſehen einer öffentlichen Verſammlung die Hitze ihrer Leidenſchaften

schaften nicht mässigen konnte. Durch diese Künste lebten die Spartaner, mitten unter einem beständigen Kriege, in grosser Harmonie zusammen.

Bey solchen Verfügungen muss ein Volk vor den Anfällen der Fremden sicher seyn; und in der That war des Gesetzgebers Absicht nie gewesen, die Grenzen Lakoniens durch Eroberung zu erweitern. Welchem Volke konnte es in Sinn kommen, die Lacedämonier anzugreifen, wo nichts als Schläge zu erwarten waren?

Sie genossen der Ruhe im höchsten Grad; sie waren mit allem, was sie zur Nothdurft brauchten, reichlich versorgt. Freilich würde sich in den neuern Zeiten keine Societät finden, welche an einer so rauhen Lebensart Geschmack gewänne. Aber die Gewohnheit thut Alles. Ein schlechtes Gerichte bey gutem Appetit schmeckt besser, als einem verderbten Magen die köstlichsten Leckerbissen; und wenn die Sinnlichkeit mit unter die Vergnügungen des Lebens gehört, so geben uns die Sitten dieses Volks zu erkennen, dass es ihnen gewiss nicht daran gefehlt hat. Meine Materie erlaubt mir nicht, mich in besondre Beweise dieses Puncts einzulassen. Wenigstens das vernünftigste Vergnügen, das sich die Menschen machen können, ich meyne das angenehme gesellschaftliche Leben, genossen die Spartaner in höherm Grade, als irgend ein Volk auf Erden. Die ganze Republik war in verschiedenen Corps beständig beyeinander; sie hatten alle einerley Neigungen, einerley Beschäfftigungen, einerley Belustigungen, einerley Geschmack; und da die jungen und alten Leute immer mit einander vermischt waren, und jene unter der unmittelbaren Aufsicht und Autorität der letzteren stunden, so mussten sich, von einer Generation zur andern, einerley Gesinnungen fortpflanzen. Die Spartaner waren mit ihrem Zustand so zufrieden und vergnügt, dass ihnen die Sitten jeder andern Nation verächtlich vorkamen. Wenn dieses keine Glückseligkeit heisst, so weis ich nicht, worin sie besteht. Demnach sind Sicherheit, Ruhe und Wohlfahrt nicht die unzertrennlichen Gefährten der Handlung und Industrie.

Lykurg hatte Einsicht genug, auch die schwache Seite seiner Staatsverfassung zu merken. Er kannte gar wohl den verführerischen Einfluss des Luxus, und sah voraus, dass die Folgen der Industrie, welche den Menschen unendlich-vielerley neue Gegenstände ihrer Wünsche verschafft, und ihnen den Weg, derselben habhaft zu werden, wundersam erleichtert, die Grundsätze

sätze, die er seinen Landsleuten einzuflössen sich bestrebet, leicht aus ihren Gemüthern vertreiben würden, wenn seine simple Staatsverfassung jemals, durch Gemeinschaft mit Fremden, verfälscht werden sollte. Aus dieser Ursache führte er wohlbedächtig verschiedene Gewohnheiten ein, welche der Delicatesse der benachbarten Staaten unfehlbar anstössig und ekelhaft seyn mussten. Er erlaubte, die Verstorbenen innerhalb der Stadtmauren zu begraben, und den Lacedämoniern wurde das Handhaben todter Cörper nicht zur Verunreinigung angerechnet. Er verbot das Baden, welches doch, in einem heissen Lande, so nöthig zur Reinlichkeit war; und ihr schlechter und unflätiger Aufzug, ihr Schwitzen von den heftigen Leibesübungen u. s. w. mussten nothwendig den Fremden alle Lust benehmen, zu ihnen zu kommen. Ueberdies war ja in ganz Sparta nichts anzutreffen, welches bey einem Fremden den Wunsch hätte erregen können, sich daselbst niederzulassen. Und damit nicht die ansteckende Seuche fremder Gebräuche durch die Bürger selbst im Lande möchte verbreitet werden, so verbot er den Spartanern das Reisen, und schloss diejenigen, die eine fremde Erziehung gehabt hatten, von allen Bedienungen im Staate aus. Niemand, als ein geborner Spartaner, taugte, in ihrer Gesellschaft zu leben.

Dass die Lacedämonier zum Stehlen aufgemuntert wurden, hatte zur Absicht, sie schlau und behend zu machen, und führte nicht den mindesten Begriff eines Lasters mit sich. Gemeiniglich gieng ihre Dieberey auf eine essbare Waare, wozu die Frugalität bey ihren Mahlzeiten eine mächtige Lockung war. Da nun aber die Stehler sich, bey erster Gelegenheit, der Repressalien versehen mussten, so wurde dadurch ein jeder achtsam und sorgfältig auf seine Sachen; und das Vergnügen, manchen diebischen Versuch zu vereiteln und zu bestrafen, hielt sie zum Theil schadlos für die Mühe, die ihnen oblag, beständig auf ihrer Hut zu seyn. Ein Lacedämonier hatte nichts Kostbares, das ihm gestolen werden konnte: nichts anders aber als die Begierde und der Vorsatz, einen unrechtmässigen Gewinn zu machen, ist es, was den Diebstal sträflich und verabscheuenswerth macht.

Die heimlichen Zusammenkünfte der Spartaner mit ihren jungen Weibern sollte, nach der Absicht des Gesetzgebers, ohne Zweifel die Wirkung haben, dem schönen Geschlechte begreiflich zu machen, was das für ein grosser Unterschied sey, einen der Ehrbarkeit anstössigen Actum zu begehen,

und

und bey den öffentlichen Uebungen nur nacket zu erſcheinen; zwey Dinge, welche wir, blos wegen der Eindrücke, die unſre Gewohnheiten auf uns machen, leicht miteinander vermengen. Ich bin verſichert, daſs manche junge Dame, bey ihrer erſten Erſcheinung am Hofe, ſich eben ſo ſehr geſchämt hat, ihren entblösten Buſen ſehen zu laſſen, als ein lacedämoniſches Mädchen, wenn ſie ſich vor tauſend Perſonen nacket auszog: aber ihre Vernunft muſs ſie den Unterſchied fühlen laſſen, zwiſchen der Gefälligkeit für eine eingeführte Mode, und einer handgreiflichen Uebertretung der Geſetze der Ehre und der Sittſamkeit ihres Geſchlechts.

Ich habe den Plan, wornach die lacedämoniſche Republik regiert worden iſt, einen vollkommenen Plan der Staatsökonomie genannt; denn er war ſyſtematiſch, einförmig, in allen Stücken harmoniſch. *Da* war kein Ueberfluſs nöthig, weil es keiner Induſtrie bedurfte, um jemand Brod zu verſchaffen. *Da* war kein Ueberfluſs erlaubt, weil, ſobald die Grenzen des unumgänglich-Nothwendigen überſchritten ſind, die Grade der Ausſchweifung keine gewiſſe Beſtimmung mehr haben, und blos relativ ſind. Das nämliche Ding, welches einem Bauren Ueberfluſs dünkt, dünkt einem Bürger nothwendig; und die gröſste Ueppigkeit der Bürgerclaſſe kommt dem nicht bey, was für einen Mann von höherem Range nur nothwendig iſt. Lykurg blieb bey der einzigen beſtimmten Grenze ſtehen, nämlich bey der lautern phyſiſchen Unentbehrlichkeit. Was über dieſe Grenze hinausgieng, wurde als ein Misbrauch angeſehen.

Die einzigen Dinge, womit unter den Spartanern ein Commerz getrieben wurde, waren folgende: 1) was ihnen von den Früchten ihres angewieſenen Feldtheils, nach Abzug ihrer eigenen Conſumtion, übrig blieb; und 2) die von ihren Sclaven, welche ein Handwerk trieben, verfertigte Sachen. Vielerley ſolche Sachen konnte es wol nicht geben, da wir wiſſen, daſs das Zimmerholz zu ihren Häuſern nur mit der Säge und Axt bearbeitet, und all ihr Hausgeräthe mit der gröſsten Simplicität gemacht war. Dieſemnach ſtelle ich mir vor, daſs eine geringe Quantität eiſerner Münzen zur Circulation in Sparta hinreichend geweſen ſeyn müſſe. Selbſt die Natur ihrer Bedürfniſſe brachte es mit ſich, daſs ihr ganzes Commerz, wie geſagt, in Vertauſchung des Ueberſchuſſes ihrer aus den Ländereyportionen erhaltenen Lebensmittel gegen die verfertigte Arbeit ihrer profeſſionstreibenden Sclaven beſtand, die dafür ernährt werden muſsten.

Da

Da die Lacedämonier keine kaufmännische Gemeinschaft mit andern Nationen unterhielten, so hatte, meines Erachtens, die eiserne Münze eben so wenig einen innerlichen Werth bey ihnen, als bey uns eine Banknote, sondern sie war nur als ein bequemes Mittel zur Führung der Rechnungen, und zur Erleichterung des Tauschens, eingeführt. Was mich noch mehr in der Meinung bestärkt, dass die Münze bey ihnen keinen innerlichen Werth gehabt habe, ist dieses, weil wir lesen, dass sie selbige in Essig gelöscht haben, um sie zu allem andern Gebrauch untauglich zu machen, mithin, nach ihrer Meinung, ihr allen innerlichen Werth zu benehmen, der sonst noch darin hätte bleiben können. Es wurden daher die Münzen aus keiner andern Absicht in so schweren Stücken ausgeprägt, als um das Commerz und die Circulation recht beschwerlich zu machen; eine Verfügung, die sich zu dem allgemeinen Plan vortrefflich paßte, und keineswegs eine Folge des schlechten Metalls waren, woraus ihre Münzen bestunden. Sie hätten ja ihren ganzen Zweck eben so gut erreichen können, wenn sie solche kleiner und leichter gemacht hätten; der Stempel der öffentlichen Autorität war schon allein hinreichend, ihre Gültigkeit und ihren Werth zu bezeichnen.

Ich beschliesse gegenwärtiges Capitel mit einer Anwendung dieser Materie, um die Macht der Grundsätze, auf denen die ganze Einrichtung der lacedämonischen Republik beruhete, noch heller ins Licht zu setzen.

Würde ein europäischer Fürst, der z. E. sechs Millionen Unterthanen hätte, wovon die eine Hälfte mit dem Ackerbau, die andre aber mit Handlung und Industrie beschäfftigt wäre, oder von ihren bereits erworbenen Einkünften lebte; würde, sage ich, ein solcher Fürst so viel Autorität über sein Volk haben, dass er selbiges zur willigen Annehmung eines neuen Oekonomieplans vermögen könnte, welcher so eingerichtet wäre, dass dasselbe ganz sicher seyn könnte, und von den Anschlägen eines mächtigen Nachbarn, der etwa Lust hätte, dasselbe anzufallen und unter seine Botmässigkeit zu bringen, gar nichts fürchten dürfte; könnte er alle Proprietairs von Ländereyen bewegen, von dem Besitze derselben abzustehen; oder, wenn diese Voraussetzung zu ungereimt ist, so wollen wir annehmen, er mache so viel Schulden, als das ganze Eigentum der Nation an liegenden Gründen werth ist; er lege eine Landtaxe von 20 Schillingen vom Pfunde Sterling auf, und werde sodann bankerott. Nun wollen wir ferner setzen, dass die Einkünfte von allen Ländereyen

dereyen im ganzen Lande zum Behuf des Staats zuſammengeſammelt werden; daſs alle luxuriöſe Künſte verbannt werden; und daſs aus denen damit beſchäfftigten Leuten ein Corps reguljrter Truppen, in Officiers und Soldaten beſtehend, formirt werde, welche, ſowol für ſich ſelbſt, als auch für ihre Weiber und Kinder, alles zu ihrem Unterhalt Benöthigte auf öffentliche Koſten erhielten. Wir ſetzen noch ferner, daſs den Einwohnern aller Ueberfluſs abgeſchnitten ſey; daſs die Bauren zu Sclaven gemacht ſeyn, und das Feld in keiner Abſicht eines Profits für ſich ſelbſt, ſondern damit ſie nur nicht verhungern dürfen, bearbeiten müſſen. Es finde gar kein Gebrauch des Goldes und Silbers Statt, ſondern der Fürſt laſſe alle dieſe Metalle in einer öffentlichen Schatzkammer verwahren. Er gebe nicht die geringſte Aufmunterung zur auswärtigen Handlung, und begünſtige kaum den inländiſchen Verkehr; er laſſe hingegen einem jeden Unterthan, der willig iſt, als Soldat zu dienen, ſeinen beſondern Schutz und Vorſorge angedeihen, und ſchicke diejenigen aus dem Lande, die lieber müſſig gehen, oder ſonſt nicht zu gebrauchen ſind. Ich frage: Welcher europäiſche Fürſt in unſern Zeiten (geſetzt auch, daſs ſich alle dieſe Fürſten miteinander verbinden wollten) würde ſichs wol getrauen, einen glücklichen Krieg gegen ein ſolches Volk zu führen? Was würde dieſem Volke zu ſeinem Wohlergehn, das iſt, zu ſeiner reichlichen Subſiſtenz fehlen? Seine Glückſeligkeit würde von der Denkungsart der Einwohner abhängen. Und welches Land würde ſich gegen die Angriffe eines ſolchen Feindes vertheidigen können? Ich geſtehe gerne, daſs es gar nicht wahrſcheinlich iſt, daſs jemals ein ſolches Syſtem zu Stande kommen werde: geſetzt aber, es geſchähe, würde nicht alsdann das ganze Gebäude der Handlung und Indüſtrie, woran ſo lange gearbeitet worden iſt, völlig zu Trümmern gehn? und würde nicht alsdann jede andre Nation ſich ſchnell entſchlieſſen müſſen, ſo viel es immer möglich iſt, ein ähnliches Betragen zu beobachten, um nur ſich ſelbſt zu retten?

XV. Capitel.

Allgemeiner Blick auf die Grundsätze, die ein Staatsmann zu befolgen hat, der gesonnen ist, Handlung und Industrie auf einen dauerhaften Fus zu setzen.

Ich habe die zwey vorhergehenden Capitel in der guten Absicht eingeschaltet, dafs der Leser dabey ausruhen sollte. Sie waren gleichsam ein Intermezzo zwischen den Aufzügen in einer ernsthaften Opera. Itzt kehre ich wieder nach der Stelle um, wo ich mein Sujet, zu Ende des zwölften Capitels, abgebrochen hatte.

Hat man eine weitläuftige Materie durchzugehn, so ist das eine ungemeine Hülfe fürs Gedächtnis, wenn man, nach gewissen Intervallen, seine Ideen wieder zusammenruft. Kein Theil eines Sujets, wie das unsrige ist, kann mit Deutlichkeit vorgetragen werden, wofern man nicht gewisse Combinationen völlig aus dem Sinne schlägt: aber auch kein Theil eines solchen Sujets kann praktisch angewandt, oder irgend einem Plane angepasst werden, wofern man nicht auf fast unendliche Combinationen sehr genau Acht giebt.

Aus dieser Ursache muss es nothwendig das Ansehen haben, als ob manche Sätze, die ich im gegenwärtigen zweiten Buche behaupte, mit meinen Sätzen in dem ersten Buche im gröfsten Widerspruch stünden. *Dort* schien ich dem Luxus das Wort zu reden, und jede Vermehrung des Ueberflusses wurde als ein Mittel betrachtet, die Bevölkerung zu befördern. Wir suchten daher die Menschen aus einem Zustand der Müssigkeit gleichsam herauszuziehen, damit sie ihre Anzahl vermehren, und Lust zum Ackerbau bekommen möchten. Wir hatten nicht nöthig, sie in Societäten, die ein verschiedenes Interesse hätten, einzutheilen, weil die Grundsätze, die wir abhandelten, sich auf sie insgesammt verbreiteten. Deswegen betrachteten wir die Industriösen, welche die Bedürfnisse herbeischaffen, und die Luxuriösen, welche diese Sachen kaufen und verbrauchen, als Kinder Einer Familie, welche sämmtlich unter der Vorsorge Eines Vaters stünden.

Itzt aber sind wir in eine verwickeltere Operation eingeflochten. Itzt haben wir verschiedene Societäten von verschiedener Denkungsart vor uns; einige

einige ſind der Indüſtrie und Sparſamkeit, andre der Verſchwendung und dem Luxus ergeben. Dieſe Umſtände bringen bey den Nationen ganz verſchiedene Intereſſen hervor; und jede Nation muſs, nach unſerer Vorausſetzung, unter der Regierung eines ſolchen Staatsmanns ſtehen, der ſich die Beförderung des Wohls ſeiner Unterthanen eifrigſt angelegen ſeyn läſst, wiewol auf Koſten andrer Societäten in den benachbarten Ländern.

Nun tritt alſo eine neue Idee auf, und erzeugt neue Grundſätze. Die allgemeine Societät des menſchlichen Geſchlechts, von welcher wir im erſten Buche handelten, wird hier gewiſſermaſsen in zwo Societäten abgeſchieden. In dem einen Lande ſtellen wir uns die fleiſſigen Herbeiſchaffer der Bedürfniſſe vor, und im andern Lande, die üppigen Abnehmer und Verzehrer. Die Grundſätze des erſten Buchs bleiben hier in voller Kraft. Noch immer bleibt es dabey, daſs der Luxus zur Beförderung der Indüſtrie gereicht: nur muſs der Staatsmann den Sitz des Luxus von ſeinem eigenen Lande abzuhalten ſuchen. Wenn er dieſe Abſicht ohne Schaden der inländiſchen Indüſtrie erreichen kann, ſo hat er die ſchönſte Gelegenheit, den Reichtum und die Macht, welche den Luxus der neuern Staaten begleiten, mit allen Vortheilen der alten Simplicität zu verbinden. Er kanns dahin bringen, daſs ſein Volk, in Anſehung aller Arten der Ausgaben und des Aufwands, ſparſam und mäſſig bleibt, und doch zu gleicher Zeit alle benachbarte Staaten an Reichtum und Anſehen übertrifft.

In einer ſolchen Verfaſſung würden ſich handlungtreibende Nationen befinden, wenn ſie ſich mit weiter nichts abgäben, als die Fremden mit Bedürfniſſen, oder auch mit entbehrlichen Waaren zu verſorgen, und wenn ſie ſich hüteten, nach und nach eben die Sitten und Denkungsart anzunehmen, die ſie andern einzuflöſſen trachten.

So oft wir demnach von einem Volke reden, dem es ein Ernſt iſt, ſeine auswärtige Handlung zu erweitern, ſo müſſen wir unſre Ideen ganz einfach erhalten, und alle politiſche Combinationen andrer Umſtände beiſeite ſetzen, das iſt, wir müſſen uns vorſtellen, das ganze Volk habe einerley Denkungsart, und dann erſt müſſen wir die Grundſätze ausmachen, welche auf die Folgen dieſes allgemeinen Geiſtes einen Einfluſs haben.

Wir müſſen gute Wirthſchaft, Genügſamkeit und Einfalt der Sitten empfehlen und aufmuntern, den Aufwand in allen ſolchen Waaren, die vortheil-

haft auſſerhalb Landes verkauft werden könnten, in Schranken zu erhalten ſuchen, nicht aber begünſtigen, hingegen bey den benachbarten Nationen einen Geſchmack zum Ueberflüſſigen erregen. Kann ein ſolches Syſtem nicht mehr nach ſeinem ganzen Umfang ausgeführt werden, weil die Wagſchale der auswärtigen Nachfrage poſitiv leichter wird: ſo muſs eine gröſſere einheimiſche Conſumtion, die dem Mangel der auswärtigen Nachfrage angemeſſen iſt, veranlaſſet und begünſtiget werden, um die Balanz wiederum gleich zu machen, ohne etwas aus der ſchwerern Wagſchale wegzunehmen, und um denen ihr Brod zu erhalten und zu verſchaffen, die den Staat reich gemacht haben. Denn wenn die bisherige Simplicität der Sitten beibehalten würde, ſo wäre die unausbleibliche Folge davon eine gezwungene Wiederherſtellung der Balanz, auf Koſten der überzähligen Handwerksleute, die man ſterben und verderben lieſſe.

Ich muſs alſo, bey ſolchen Eräugniſſen, die Einführung des Luxus, oder des überflüſſigeu Aufwands, für eine natürliche und moraliſche Folge einer ins Stecken gerathenen auswärtigen Handlung halten.

Inzwiſchen bin ich gar nicht der Meinung, als ob der Luxus in jedem neuern Staate nicht weit gröſser wäre, als gerade zur Ausfüllung jener Lücke erfoderlich iſt; und ich gebe gerne zu, daſs man viele Exempel anführen kann, wo der ſteigende Luxus, und die einheimiſchen Concurrenzen gegen die Fremden auf dem Markte, den Verfall und Untergang einer auswärtigen Handlung verurſacht haben. Da aber meine Abſicht nicht viel weiter geht, als Grundſätze auszuzeichnen, und ihre Wirkungen zu weiſen, ſo begnüge ich mich mit der Anmerkung, daſs in der Maaſse, als die auswärtige Handlung ſchwächer wird, entweder eine proportionirte Vermehrung der einheimiſchen Conſumtion Platz ergreifen muſs, oder daſs eine mit der Verringerung des vorigen Aufwands in Proportion ſtehende Anzahl induſtrioſer Leute verderben muſs. Durch Erſteres wird die Balanz, wie ich ſchon bewieſen habe, auf eine natürliche, durch Letzteres aber auf eine gezwungene Art wiederhergeſtellt.

Hier haben wir alſo ein Beiſpiel, wo die Einführung des Luxus der Vernunft und Klugheit des Staatsmanns Ehre macht; und wofern dieſer ihn aus keiner andern Urſache ſchnell überhandnehmen läſst, als damit es den Fleiſſigen nicht an Arbeit, und folglich nicht an Brod fehlen möge, ſo wird, unter ſeiner weiſen Direction, die nämliche Denkungsart in kurzer Zeit die Induſtrie

in

in einen neuen Canal leiten, welcher weit geſchickter iſt, der erſtorbenen auswärtigen Handlung ein neues Leben zu geben, und das gemeine Beſte zu befördern, da nunmehr die Nachfrage der Auswärtigen die Stelle erfüllen muſs, die bisher die Nachfrage des einheimiſchen Luxus eingenommen hatte.

Ich hoffe, daſs man aus dem Bisherigen die politiſchen Wirkungen des Luxus, oder des Aufwands in entbehrlichen Sachen, zur Gnüge verſtehen werde. Bisher hab ich dieſe Wirkungen nur in ſo fern betrachtet, als ſie denen Claſſen, die ſich davon nähren müſſen, vortheilhaft ſind. Künftig werde ich bey einer andern Gelegenheit zeigen, wie ſie auch einen Einfluſs auf die Auflegung der Taxen haben, und wie durch den übertriebenen Aufwand der Reichen die Wohlfahrt eines Staats leiden könne.

Wenn alle auswärtige Handlung aufgehört hat, und ſich auf keine Weiſe will zurückrufen laſſen, und wenn nunmehr ihre leere Stelle durch die einheimiſche Conſumtion beſetzt worden iſt, damit die vorräthigen Waaren Abſatz finden, und ihre Verfertiger Brod haben mögen: alsdann müſſen wir wiederum nach den Grundſätzen des erſten Buchs raiſonniren. Der Staatsmann bekommt noch einmal ſowol die Verſchaffer (*Producers*) als die Verbraucher (*Conſumers*) unter ſeine Vorſorge: Die Verbraucher, das iſt, diejenigen welche den Aufwand machen, können ohne Beſchäfftigung leben: die Verſchaffer aber können es nicht. Erſtere haben ſelten die Protection des Staatsmanns nöthig: Letztere aber können ihrer nicht entbehren. Es iſt ein beſtändiges Schwanken der Balanz zwiſchen dieſen zwo Claſſen, aus welchem Schwanken ſich eine Menge neuer Grundſätze erzeugen, welche die Adminiſtration der Regierung unendlich ſchwerer machen, und groſse Talente in der Perſon des Staatsſteuermanns erfodern. Ich werde hier nur die vornehmſten Wirkungen des Schwankens und Ueberſchlagens dieſer neuen Balanz auszeichnen, und in den folgenden Capiteln ſie klärer ins Licht ſetzen.

1. Je ausſchweifender die Liebhaber des Luxus ſind, deſto reicher werden die, welche die Werkzeuge dazu verfertigen; und wenn jene bankerott werden, ſo füllen dieſe ihren ledigen Platz aus.

2. Wenn jene ſparſam und wirthſchaftlich werden, ſo geht es dieſen kümmerlich; wenn jene anfangen Schätze zu ſammeln, und eine einfache Lebensart zu führen, ſo iſt es mit dieſen gar aus. Alle Extremitäten taugen nichts.

3. Wenn der jährliche Ertrag aus den in einem Lande conſumirten Werken der Indüſtrie die jährlichen Einkünfte derer, welche nicht arbeiten, überſteigt, ſo muſs von den Conſumirern, mittelſt einer proportionirlichen Veräuſſerung ihrer Güter, das gehörige Saldo an die Befriediger ihrer Bedürfniſſe bezahlt werden. Dieſer ſchwankende Zuſtand der Balanz giebt einen ſehr richtigen Begriff von dem, was durch *relativen Profit und Verluſt* verſtanden wird. Die Nation verliert hier nichts durch dieſe Verwechſelung der Umſtände.

4. Wenn hingegen der jährliche Ertrag aus den in einem Lande conſumirten Werken der Indüſtrie nicht bis zum Werthe der Einkünfte derer, die nicht arbeiten, hinan ſteigt: ſo muſs das, was von dieſen Einkünften erſpart worden iſt, entweder zurückgelegt, oder in Gold- und Silbergefäſse verwandelt, oder an Fremde ausgeliehen, oder für auswärtige Conſumtionsartikel mit guter Manier aus dem Lande geſchickt werden.

5. Wenn auf keiner Seite ein Ausſchlag iſt, das iſt, wenn die einheimiſche Conſumtion gerade ſo viel koſtet, als die jährlichen Einkünfte von dem Fonds betragen: ſo ſtehn die beiden Wagſchalen einander gleich. Ich will itzt nicht entſcheiden, ob in einem Lande, wo keine auswärtige Handlung iſt, (und von dieſer iſt hier die Rede) ein ſo vollkommenes Gleichgewicht einen unverbeſſerlichen Zuſtand anzeige? oder ob es beſſer ſey, wenn die zwo Wagſchalen immer hin und her wanken? So viel kann ich aber wol behaupten, daſs alle Umſtürzungen der Balanz, auf welcher Seite ſie ſich immer eräugen mögen, unfehlbar-ſchädlich ſeyn müſſen, und daher möglichſt verhütet werden ſollten.

Genug für itzt von einer Materie, die ich in der Folge vollſtändiger abhandeln werde. Wir wollen nun unſre Aufmerkſamkeit auf das Intereſſe eines Volks richten, welches ſich aus allen Kräften mit der auswärtigen Handlung emporzuſchwingen ſucht. So lange dieſe Denkungsart herrſcht, ſo iſt des Staatsmanns Pflicht, daſs er bey ſeinem Volke die Sparſamkeit, Mäſſigkeit und Arbeitſamkeit auf alle Art befördere, den auswärtigen Nationen aber einen Geſchmack an allerley entbehrlichen Sachen beizubringen ſuche.

So lang ein Volk an der gröſſern Ausbreitung ſeiner auswärtigen Handlung arbeitet, ſo wird man zwiſchen den einzelnen Mitgliedern des Staats keine ſo genaue und innige Verhältniſſe gegeneinander wahrnehmen, als da, wo die Verſchaffer und die Conſumirer zu einerley Societät gehören. Eine ſolche Handlung führt allemal eine gewiſſe Dependenz von den Auswärtigen mit ſich,

der

der man ſich auf keine Weiſe entziehen kann; und zwar thut dieſe Dependenz eben die Wirkung, als wenn die wechſelſeitige Dependenz zwiſchen den Landesbürgern noch immer fortdauerte. Nun beſteht aber, wie ich ſchon erinnert habe, der Nutzen der Abhängigkeiten darin, daſs ein geſelliſchaftliches Band geknüpft wird, vermöge deſſen die Dürftigen vom Ueberfluſs des Reichen leben, und die Menſchen in Frieden und Eintracht zuſammen bleiben.

Durch Handlung und auswärtigen Verkehr entſteht demnach eine neue Art der Societät zwiſchen den Nationen; und dadurch wird dem Staatsmann ſein Amt weit ſchwerer gemacht. Er muſs eben ſowol, als vorher, dafür ſorgen, daſs es ſeinem ganzen Volke nie an Nahrungsmitteln und andern nothwendigen Sachen, und nie an Beſchäfftigung fehle. Allein, da ſelbſt dieſe Umſtände, wegen der Connexion, die nunmehr ſein Volk mit den Auswärtigen hat, von der Unterhaltung einer guten Correſpondenz mit den benachbarten Nationen dependiren: ſo muſs er ſich die gehörige Kenntnis ihrer innerlichen Staatsverfaſſung erwerben, damit er, ſo weit es möglich iſt, die Intereſſenten beider Nationen miteinander vereinige, indem er die Fremden, wofern kein Gold und Silber von ihnen zu erholen iſt, aufmuntert, lauter ſolche Artikel, die man am wenigſten entbehren kann, zu liefern, und dagegen lauter entbehrliche und der geſchwindeſten Conſumtion unterworfene Artikel anzunehmen. Und zuletzt muſs er ſeinem eigenen Volke einen Geiſt des Wetteifers in Ausübung der Frugalität, Mäſſigkeit, Wirthſchaftlichkeit, und in der Application zu Arbeit und Künſten, beibringen. Wenn *dieſer* Geiſt der Nacheiferung ſich nicht erhält, ſo wird ein *andrer* an ſeine Stelle kommen; denn Nacheiferung iſt von der Natur des Menſchen unzertrennlich; und wenn die Bürger nicht dahin gebracht werden können, daſs ſie in Ausübung der Mäſſigkeit mit einander wetteifern, ſo wird der Reichtum, den ſie erwerben, ſie gar bald veranlaſſen, den Fremden in Anſehung des Luxus und der Verſchwendung den Rang ſtreitig zu machen.

So lang bey einer handlungtreibenden Nation ein Geiſt der Mäſſigkeit herrſcht, ſo mag man verſichert ſeyn, daſs ſie andern Nationen, mit denen ſie Verkehr treibt, um ſoviel an Macht und Reichtum überlegen ſeyn wird, um ſoviel ſie dieſelben an Mäſſigkeit übertrifft. Nach Macht und Reichtum zu ſtreben, iſt den Menſchen ſehr erlaubt, wenn ſie dieſe Vorzüge dadurch erkaufen, daſs ſie es andern an Mäſſigkeit, einem der Nacheiferung ſo würdigen Gegenſtande, zuvorthun.

Sagt

Sagt man, daſs Ueppigkeit, Unmäſſigkeit, Verſchwendung und Müſſiggang, Eigenſchaften, die der erſtgemeldten ſchnurſtracks entgegengeſetzt ſind, das menſchliche Herz verderben, und zu Gewaltthätigkeiten und ungerechten Handlungen verleiten: ſo hat es ja der Schöpfer aller Dinge ſehr weislich eingerichtet, daſs ein mäſſiglebendes Volk, unter einer guten Regierung, durch Fleis und Enthaltſamkeit nothwendig zu Reichtum gelangen muſs, welcher das beſte Mittel iſt, die Gewaltthätigkeit derer, mit denen es in der groſſen Societät des menſchlichen Geſchlechts in Verbindung ſteht, von ſich abzuhalten. Und eben ſo weislich iſt auch verfügt, daſs nach dem Maaſse, als ein Volk ſchlimme Gewohnheiten an ſich nimmt, die es zu Ausſchweifungen und Ungerechtigkeit verführen, ſchon die Folge ſeiner Verſchwendung, nämlich die Armut, ihm die Macht, Schaden zu thun, benehmen muſs. Doch dieſe Reflexionen ſind faſt zu weit hergeholt; ſie gehören wenigſtens nicht in das Feld der Staatswirthſchaft.

Wenn die Rede von einem tugendhaften Volke iſt, welches ſich auf Handlung und Indüſtrie legt, ſo wollen wir nichts weiter an ihm betrachten, als in wiefern es *ſein Intereſſe* erfodere, bey dieſen Geſinnungen zu verharren; und wollen das politiſche Uebel betrachten, welches erfolgt, ſobald es von dieſen Geſinnungen abgeht. Iſt aber die Rede von einem wollüſtigen Volke, wo der nicht-arbeitende Theil in allen Arten des Aufwands ausſchweift, und wo der arbeitende Theil fleiſſig iſt, und ſich alle Mühe giebt, die vermeinten Bedürfniſſe jener zu befriedigen: da laſſet uns unterſuchen, was eine ſolche Denkungsart für Folgen in Anſehung der auswärtigen Handlung habe; und finden wir, daſs ein Hang der Reichen zum Luxus in dieſer Rückſicht nachtheilig ſey, ſo wollen wir ſolche Mittel zu entdecken ſuchen, welche die Einwohner bewegen können, aus einem Triebe des Eigennutzes ihre Sitten zu verbeſſern.

Dieſe Dinge vorausgeſetzt, will ich itzt einen kurzen Abriſs derjenigen allgemeinen Grundſätze geben, nach welchen man ein Syſtem der auswärtigen Handlung errichten, und ſolang, als möglich iſt, aufrecht erhalten kann. Zugleich will ich die Methoden zeigen, wodurch ſich daſſelbe wiederherſtellen läſst; wenn ein Volk deswegen, weil ſeine Rivalen mehr natürliche Vortheile vor ihm voraus haben, und von einem Staatsmanne, der ein ausnehmendes Raffinement beſitzt, angeführt werden, (nicht aber wegen ſeiner innerlichen

Staats-

Staatsgebrechen) eine Zeitlang aller der Vortheile verlustig worden ist, die es sonst aus seiner auswärtigen Handlung zu ziehen gewohnt war.

Der erste allgemeine Grundsatz ist: Es muss eine gewisse Anzahl Einwohner auf die möglich-nützlichste Art in Arbeit gesetzt werden, um von den unentbehrlichsten Sachen einen solchen Vorrath hervorzuschaffen, der allemal grösser ist, als die eigenen Bedürfnisse der Einwohner erfodern; und man muss Mittel erfinden, wodurch ein jeder freyer Arbeiter in Stand gesetzt wird, mittelst derjenigen Gattung der Industrie, die er treibt, sein ehrliches Auskommen zu haben.

Hat es mit diesen Stücken seine Richtigkeit, so ist das Volk nicht nur mit Allem, was ihm unentbehrlich ist, reichlich versehen, sondern es hat sich auch mit einem Ueberschusse (*Surplus*) versorgt, den es für eine allenfalls hinzukommende stärkere Anzahl freyer Arbeiter bereit stehn hat, sobald eine vermehrte Nachfrage einen grössern Absatz hoffen lässt. Solang indessen diese vermehrte Nachfrage noch nicht vorhanden ist, so wird jener Ueberschuss zu einem Exportationsartikel gemacht. Sobald aber eine grössere Quantität Manufacturwaaren, als zuvor, auswärts verlangt wird: alsdann wird eine solche Nachfrage die Wirkung haben, dass die Anzahl der Einwohner nach und nach bis zur Proportion des obenerwähnten Ueberschusses anwächst; vorausgesetzt, dass der Staatsmann unterdessen alle gehörige Sorgfalt bewiesen hat, diese neuhinzugekommene Anzahl, die aus einer *nützlichen* Vermehrung der Einwohner erzielt werden muss, so zu beschäftigen, dass die hinzugekommene Nachfrage befriedigt werden könne. Alsdann werden diese hinzugekommene freye Arbeiter, durch das Äquivalent, welches sie von den Fremden erhalten, zugleich das ganze Land reicher machen, für sich selbst aber denjenigen Theil der Nationalproducten kaufen, dessen Ausfuhr bisher nur deswegen erlaubt war, weil er im Lande selbst nicht abgesetzt werden konnte.

Zugleich aber muss der Staatsmann immer fortfahren, dienliche Ermunterungen zur Aufnahme des Ackerbaues zu geben, damit sich immer ein Ueberschuss an Lebensmitteln finde (denn ohne Ueberschuss sind ihrer niemals genug da). Dieser nun muss auswärts verführt werden dürfen, immittelst aber als die Provision für noch ungeborne fleissige Arbeiter betrachtet werden.

Alle ein gewisses Mass überschreitende auswärtige Concurrenz um die für die einheimische Consumtion benöthigte Quantität Lebensmittel muss der

Staatsmann abſchneiden; und durch Prämien auf die Ausfuhr muſs er die Landleute alles des überflüſſigen Vorraths entledigen, der ihnen zur Laſt bleiben kann, wenn die Preiſe zu tief fallen. Dieſe wichtige Materie ſoll an einem andern Orte, wo wir die Polizey des Kornhandels unterſuchen, noch beſſer erläutert werden.

Sollte ein Steigen der Kornpreiſe von natürlichen Urſachen herrühren, und ein erweiterter Ackerbau dieſe Preiſe nicht wieder zum Fallen bringen können: ſo muſs alsdann der Staatsmann die ganze Gemeinde in Contribution ſetzen, um diejenigen, welche für Fremde arbeiten, dafür, daſs ſie ihre Lebensmittel theurer zahlen müſſen, ſchadlos zu halten; oder auch, er muſs die Fremden, dafür, daſs ſie ſeinen Unterthanen die Manufacturwaaren theurer bezahlen müſſen, auf eine andre Art entſchädigen.

Alle Waaren, die den Luxus unterhalten, muſs er auf den Fus betrachten, als wären ſelbige blos zum Gebrauche der Fremden verfertigt; und er muſs jede einheimiſche Concurrenz um dergleichen Waaren auf alle mögliche Art zu erſchweren ſuchen.

Er muſs thun, was er kann, die Lieferung der verfertigten Arbeit beſtändig in Proportion mit der Nachfrage zu erhalten; und wenn er mit aller ſeiner Sorgfalt nicht hindern kann, daſs die Lieferung ſtärker, als die Nachfrage, ausfällt, ſo muſs er alsdann die unabgeſetzten Waaren als überflüſſige Sachen der Fremden anſehen, und muſs, um die Balanz zwiſchen Arbeit und Nachfrage gleich zu erhalten, den Verkauf ſolcher Waaren im Lande ſelbſt, unter gewiſſen Einſchränkungen, befördern, bis diejenigen, welche ſolche Profeſſionen treiben, in welchen die Lieferung bereits zu ſtark iſt, mit andern Zweigen der Indüſtrie vortheilhafter beſchäfftigt werden können.

Er muſs die Beförderung des gemeinen Beſten als eine Sache betrachten, woran unmittelbar eines jeden Privatmanns Intereſſe hängt, und muſs durch eine uneigennützige Verwaltung der öffentlichen Gelder das ganze Publicum von der Richtigkeit dieſer Maxime überzeugen.

Es flieſst aus derſelben die allen Regierungen anklebende Autorität, die Gemeinde mit Taxen zu belegen, damit die Glückſeligkeit des Staats befördert werde. Und dieſer Gegenſtand läſst ſich auf keine Weiſe beſſer erreichen, als wenn der Belauf der Taxen angewandt wird, die Balanz zwiſchen Arbeit und Nachfrage im Gleichgewicht zu erhalten. Hierauf beruht der geſunde Zuſtand einer Handlungsnation hauptſächlich.

Fin-

Findet ſich, daſs der Mangel auswärtiger Nachfrage von den gröſſern natürlichen Vortheilen andrer Länder herrührt, ſo muſs er ſichs deſto angelegener ſeyn laſſen, dem Luxus ſeiner Nachbarn allen möglichen Vorſchub zu thun; in ſeinem Lande muſs er die Simplicität erhalten, die Gratification auf die Ausfuhr erhöhen, und keine Koſten ſcheuen, wodurch er den Handwerksleuten aufhelfen kann, wenn die Koſten ihres Unterhalts den Verdienſt ihrer Induſtrie überſteigen.

So lang der Staatsmann in dieſen Stücken ohne Uebereilung und mit Beharrlichkeit zu Werke geht, und ſo lang die Lockungen des erworbenen Reichtums ihn nicht an der Ausführung hindern: ſo darf er verſichert ſeyn, die Fremden werden ſeine Häven wieder beſuchen, ſobald ihre eigene Verſchwendung und unwirthſchaftliche Lebensart gerade ſo viel wegnehmen, als die Vortheile einbringen, welche ihnen die gütige Natur vor ihren ſparſamen und fleiſſigen Nachbarn gewähret hat.

Wird dieſer Plan durchgeſetzt, ſo wird ſich die auswärtige Handlung nach Proportion des Zuwachſes der Einwohner vermehren; und der einheimiſche Luxus wird nichts weiter als ein in den Händen des Staatsmanns befindliches Werkzeug ſeyn, deſſen ſich derſelbe zur Vermehrung der Nachfrage bedient, wenn im Lande mehr Waaren verfertigt worden ſind, als die einheimiſche Conſumtion bedarf. Mit andern Worten: er wird den reichen Bürgern Anlaſs geben, den überflüſſigen Waarenvorrath zu conſumiren, um, zum Beſten der Fleiſſigen und der Nation, die Balanz gleich zu erhalten.

Bey dieſem ganzen Plan kommt es auf die Anwendung folgender drey Grundſätze an, die ſehr leicht zu faſſen ſind.

Erſtlich: In keinem Lande, welches ſeine auswärtige Handlung mit aller Macht höher treiben will, muſs eine auswärtige Concurrenz um die unentbehrlichſten Artikel, und am allerwenigſten um Lebensmittel, auf eine ſolche Art verſtattet werden, daſs die Preiſe über ein gewiſſes Maaſs ſteigen können.

Zweitens: Keine einheimiſche Concurrenz um überflüſſige Artikel muſs ſo verſtattet werden, daſs die Preiſe über ein gewiſſes Maaſs ſteigen können.

Drittens: Wenn die Preiſe nicht auf dem ordentlichen Fuſse erhalten werden können, ſondern aus natürlichen Urſachen höher ſteigen: ſo müſſen öffentliche Gelder in die eine Wagſchale beigeworfen werden, um die einheimiſchen Preiſe den Exportationspreiſen gleich zu machen.

Je anſehnlicher ſich die auswärtige Handlung einer Nation verbreitet, deſto niedriger *muß* der Fuſs der Waarenpreiſe gehalten werden. Je kleiner aber der Umfang dieſer Handlung iſt, deſto höher *kann* man die Preiſe ſteigen laſſen.

Folglich, wenn es eine Nation gäbe, wo kein Menſch mit Hervorbringung der Lebensnothwendigkeiten beſchäfftigt wäre, ſondern jedermann nur für die auswärtige Conſumtion arbeitete, ſo möchten immerhin die Preiſe der unentbehrlichſten Dinge ſo weit herunterkommen, als möglich iſt. Es würde eine ſolche Nation keine regulirten Preiſe zum Beſten derer bedürfen, die ſich von der Herbeiſchaffung der Lebensnothwendigkeiten ernähren müſſen.

Wäre hingegen kein Menſch im Staate beſchäfftigt, die Bedürfniſſe der Auswärtigen zu befriedigen, ſo möchte man immerhin die Preiſe entbehrlicher Sachen ſo hoch als möglich ſteigen laſſen; und ein regulirter Fuſs derſelben würde ebenfalls zu nichts helfen, da die Abſicht lediglich auf die Begünſtigung der Exportation gerichtet iſt.

Indeſſen da keine von dieſen Vorausſetzungen jemals in Facto Statt finden wird; da bey jeder Nation der eine Theil beſchäfftigt iſt, zu verſchaffen, und der andre Theil, zu conſumiren; und da nichts andres als das Surplus der Werke des Fleiſſes aus dem Lande geführt werden kann: ſo erfodert das wechſelſeitige Intereſſe beider Theile im Lande unumgänglich, daſs ein gewiſſer Fuſs der Preiſe veſtgeſetzt werde; und man muſs den öffentlichen Geldern blos auf die Preiſe des *Surplus* der Induſtrie einen Einfluſs laſſen, damit dieſes Surplus exportabel werde, ſelbſt in ſolchen Fällen, wo die Nationalpreiſe der einheimiſchen Conſumtionsartikel den regelmäſſigen Fuſs überſchritten haben. Man laſſe mich dieſe Materie noch auf eine andre Art unter den Geſichtskreis meiner Leſer ziehen, um ihre Ideen über eine Sache, die wirklich etwas dunkel iſt, noch beſſer aufzuklären.

Wären die Lebensmittel und andre Nothwendigkeiten ein bloſses Geſchenk der Natur in einem Lande, ſo würde ich als einen Grundſatz behauptet haben, man müſſe keine *auswärtige* Concurrenz, die ſich, entweder über, oder unter einen gewiſſen Fuſs, um dieſe Artikel bewirbt, zu Kräften kommen laſſen; weil in dieſem Falle die niedrigſten Preiſe die beſten ſind, indem daraus kein Nachtheil für irgend eine induſtrióſe Perſon entſtehen kann. Aber wenn die Hervorſchaffung ſolcher Artikel ſchon an ſich ſelbſt eine Manufactur,

oder

oder ein Gegenstand der Industrie ist, so müssen, zum Besten derer, die von der Hervorschaffung dieser Producten leben müssen, die Preise auf einem gewissen Fuss gelassen werden.

Was hingegen die zum Luxus dienende Manufacturen betrifft, so müsste die *einheimische* Concurrenz, wenn sie ein gewisses Maass überschreitet, mit guter Manier gehemmet werden, damit die Preise nicht höher steigen mögen, als das Bot der Auswärtigen bisher gewesen ist: niedriger aber, als der Fuss ist, dürfte sie den Staatsmann gar wohl fallen lassen, auch wol selbst zu ihrem Fallen beförderlich seyn, um dadurch eine stärkere Consumtion zu veranlassen, und den Handwerkern Brod zu schaffen. Stellte sich aber ganz und gar keine auswärtige Nachfrage ein, so hätte man gar keinen Fuss nöthig, und der Nationalreichtum würde solchergestalt nur nach der Proportion, als die Preise steigen oder fallen würden, schneller oder langsamer circuliren. Alsdann müsste sich der Staatsmann vornemlich auf das Studium der Balanz zwischen Arbeit und Nachfrage legen, nicht in der Absicht, den Staat zu bereichern, sondern jedes Mitglied desselben im Wohlstand und bey Kräften zu erhalten. Die Vestsetzung eines Preisfusses hat zum Gegenstande die auswärtige Handlung und eine Vermehrung des Reichtums, auf Kosten anderer Nationen. Es muss daher den Reichen im Lande nicht erlaubt werden, in überflüssigen Dingen einen stärkern Aufwand zu machen, als der mit der beständigen Lieferung die rechte Proportion hält; denn da die überflüssige Sachen eigentlich für die Fremden bestimmt sind, so kann man diese durch kein andres Mittel abhalten, sich künftig aus ihrem eigenen Lande mit dergleichen Waaren zu versorgen, als wenn man die Preise nicht so hoch steigen läst, dass die Fremden diese Waaren zu einem wolfeilern Preise selbst verfertigen könnten.

Ferner, wenn alle Mitglieder der Societät einerley Art der Industrie trieben, so würde nicht nöthig seyn, das Publicum, zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt, in Contribution zu setzen. Allein, da der eine Theil der Einwohner beschäfftigt ist, durch den Verkauf ihrer an die Fremden gelieferten Arbeit den Staat zu bereichern, und der andre Theil beschäfftigt ist, diese Reichtümer, mittelst eines überflüssigen Aufwands, im Lande circuliren zu lassen: so ist, deucht mir, die Einwerfung einer Portion des circulirenden Privatgelds in den öffentlichen Schatzkasten ein vortrefflich-ausgesonnenes Mittel, damit, wenn, durch die Folgen des Reichtums der Particuliers, die Preise noth-

wendig ſteigen, der Staatsmann allemal im Stande ſey, die Unkoſten der Gratificationen auf die Exportationsgüter zu beſtreiten, und hiedurch ſeine Nation in Stand ſetzen könne, fernerhin ihre Waaren an die Fremden für die vorigen Preiſe zu liefern.

Je weiter man die Ausübung dieſer Grundſätze treiben kann, deſto länger wird ein Staat blühen, und deſto länger wird er ſeine Superiorität ertragen können. Bleibt die auswärtige Nachfrage gänzlich aus, und will ſich auf kein Locken wieder einſtellen, ſo muſs entweder die Induſtrie in Verfall gerathen, oder ein einheimiſcher Luxus zum Vorſchein kommen. Was von beiden die Folge ſeyn wird, läſst ſich leicht errathen. Wir wollen die Grundſätze, die darauf einen Einfluſs haben, im folgenden Capitel genauer beleuchten.

XVI. Capitel.

Erläuterung einiger im vorigen Capitel behaupteten Sätze, die Beförderung und Unterſtützung des auswärtigen Handels betreffend.

Ich werde itzt einige Dinge, die ich im vorigen Capitel, wie mir deucht, in allzugenerellen Ausdrücken vorgetragen habe, in Rückſicht der Handlung eines Landes mit andern Nationen, beſſer ins Licht zu ſetzen ſuchen.

Ich ſetze mir beſtändig vor, den Unterſchied zwiſchen den Grundſätzen der auswärtigen Handlung, und denen, die nur auf die Beförderung des inländiſchen Verkehrs und auf eine lebhaftere Circulation einen Einfluſs haben, nie aus dem Geſichte zu verlieren. Dieſe zweyerley Operationen bringen ſehr verſchiedene Wirkungen, wovon die eine eben ſowol als die andre die Aufmerkſamkeit eines Staatsmanns verdient.

Schon die Exiſtenz einer auswärtigen Handlung bringt mit ſich, daſs diejenigen Nationen, welche ſich auf der entgegengeſetzten Seite des kaufmänniſchen Contracts befinden, ein verſchiedenes Intereſſe haben, da beide ſich beſtreben, aus dem Kauf oder Verkaufe den beſten Vortheil für ſich ſelbſt zu ziehen. Dieſe Verträge ſchlieſſen eine wechſelſeitige Dependenz der einen Nation von der andern in ſich, die entweder nothwendig, oder zufällig ſeyn kann. Sie iſt nothwendig, wenn eine Nation nicht ohne die Beihülfe einer andern

dern bestehen kann, wie solches der Fall ist zwischen der Provinz Holland und denen Ländern, welche dieselbe mit Getreide versorgen. Sie ist zufällig, wenn die Bedürfnisse einer besondern Nation nicht durch ihre Landeseinwohner, blos weil es diesen an Erfahrung und Geschicklichkeit mangelt, befriedigt werden können.

Wo demnach eine Nation findet, dass eine andre, in Ansehung besondrer Gewerbszweige, *nothwendig* von ihr dependirt, da ist schon eine gewisse Grundlage zur auswärtigen Handlung. Wo aber die Dependenz *zufällig* ist, da bedarf es vieler Vorsicht, und ein geschickter Staatsmann muss seine Hände mit im Spiel haben.

Der beste Weg, keinen Vortheil entgehn zu lassen, ist, dass man untersuche, inwiefern diese Dependenzen nothwendig, und inwiefern sie zufällig seyn, und dass man erwäge, in was für Stücken sich eine Nation am leichtesten die Rivalität ihrer Nachbarn zuziehen könne, und in was für Stücken sie natürliche Vortheile habe, die ihr nicht genommen werden können.

Hauptsächlich muss sie sich auf ihre natürlichen Vortheile verlassen können. Z. E. im Weinhandel kann kein Land es Frankreich zuvorthun. Andre Länder können in Ansehung ihrer Lage, Bergwerke, Flüsse, Seehäven, Fischereyen, Forsten, und gewisser Producten, wozu sich ihr Boden am besten schickt, grosse Vorzüge haben. Wenn man aber von diesen natürlichen Vortheilen abstrahirt, so sind alle Nationen, was die Handlung betrifft, auf einerley Fus zu betrachten. Industrie und Feldfleis kleben eben so wenig, als Häuslichkeit und Mässigkeit, einem gewissen Landesboden an.

Dieser Satz scheint, nach den Grundsätzen des Herrn von Montesquieu, der den Ursprung vieler Gesetze, Gewohnheiten, und sogar Religionen, aus dem Clima ableitet, nicht allzu richtig zu seyn. Dieser grosse Mann zog seine Schlüsse aus Factis und aus der Erfahrung, und aus der Macht und dem Bestreben natürlicher Ursachen, gewisse Wirkungen hervorzubringen, wenn sie nicht durch andre Umstände gehemmt werden. Aber nach meiner Methode diese Materie abzuhandeln, setze ich voraus, dass diesen Ursachen nicht gestattet werde, ihre natürliche und unmittelbare Wirkungen hervorzubringen, im Fall auf solche Wirkungen ein politisches Uebel erfolgte; denn ich setze beständig voraus, dass ein solcher Staatsmann am Ruder der Regierung sey, der aus jedem Umstand, wodurch die Ausführung seines Plans befördert werden kann, Vortheil zu ziehen weis.

1. Wenn

1. Wenn also eine Nation den Vorsatz gefaßt hat, lange Zeit durch Handlung groß und mächtig zu bleiben, so muß sie zuförderst darauf bedacht seyn, daß alle und jede natürliche Landesproducten bey ihr selbst verarbeitet werden. Zu diesem Ende muß eine hinlängliche Anzahl Arbeiter beschäfftigt werden; denn wenn es an arbeitenden Händen fehlt, so gehen die natürlichen Producte aus dem Lande, ohne daß dieses zugleich den Werth des Arbeitslohns genießt; mithin gehen die Folgen seines natürlichen Vortheils für daßelbe verloren.

Hiernächst müssen die Preise der Lebensmittel und aller für die Arbeiter nöthigen Bedürfnisse leidlich seyn.

Und endlich, wenn die Arbeiter sich nicht der Sparsamkeit und Mäßigkeit befleißigen, und es auf Seiten des Staatsmanns an guten Einrichtungen fehlt, oder über diesen nicht gehalten wird, so wird der Endzweck nicht erreicht werden; denn wenn die Manufactur, nachdem sie einmal zur Vollkommenheit gebracht ist, die Vortheile nicht beibehält, welche die Arbeiter im Anfang genossen, da man sie die natürlichen Landesproducten verarbeiten ließ: so ists eben so viel, als hätte sie diese Vortheile nie gehabt. Ich will dieses durch ein Beispiel erläutern.

Ich setze den Fall, die Wolle sey in einem Lande besser, wolfeiler und in grösserm Ueberfluß, als in einem andern Lande, und zwo Nationen trieben um die Wette Handlung damit. Es ist natürlich, daß das letztere Land Wolle vom erstern wird kaufen wollen, und daß das erstere sie für sich selbst wird behalten wollen, um sie zu verarbeiten. Hier ist also ein natürlicher Vortheil, den das erstere Land über das letztere hat, und der ihm nicht genommen werden kann. Ich will ferner annehmen, daß die Subsistenzmittel, das ist, Brod und andere nothwendige Bedürfnisse des Lebens, eben so wolfeil im einen als im andern Lande seyn. Wenn nun die Arbeiter des einen Landes (weil sie die Erfinder der Tuchmanufactur gewesen, und weil sie, eine lange Reihe Jahre her, es andern Nationen so sehr zuvorgethan, daß diese fast genöthigt sind, ihr ihre Tücher abzukaufen) die Preise derselben von Zeit zu Zeit erhöhet haben; und wenn zufolge eines lange Zeit hindurch genossenen, und durch keine fremde Mitbewerbung geschmälerten ansehnlichen Profits, die Preise, durch eine zur Gewohnheit gewordene kostbarere Lebensart, die eine Erhöhung des Dienstlohns mit sich führt, solchergestalt mit dem re-

ellen

ellen Werthe der Waare in Eins gezogen worden sind: so kann dadurch dieses Land alle die Vortheile verlieren, die es sich durch den niedrigern Preis und durch die vorzügliche Güte seiner Wolle erworben hätte. Hingegen wenn die Handwerker des letztern Landes weniger arbeiten, weniger Geschicklichkeit besitzen, die Wolle schon aus der ersten Hand viel zu theuer einkaufen, und noch grosse Frachtkosten dazu haben; wenn Manufacturen nicht anderst, als durch öffentliche Autorität, glücklich können betrieben werden; und wenn Privathandwerksleute durch unmässige Taxen, die auf Werke ihrer Industrie gelegt sind, niedergedrückt werden: so können alle zufällige Vortheile, welche das letztere Land über das erstere hat, mehr als balancirt werden, und ersteres kann die Vortheile, welche ihm die Natur verliehen hatte, wieder an sich ziehen. Darum sollte aber keineswegs das erstere Land sich ganz in Sicherheit glauben; denn jene zufällige Inconvenienzien des letztern können aufhören; und daher besteht die einzige Sicherheit, welche das erstere Land in Ansehung dieses Handlungszweigs haben kann, in dem wohlfeilen Arbeitspreise.

2. Als ich im vorhergehenden Capitel von einem Preisfus sprach, so machte ich einen Unterschied zwischen einem durch die Höhe der auswärtigen Nachfrage regulirten Fuse, und einem andern, der so niedrig gehalten wird, als es nur immer die zur Bestreitung der Manufactur nöthige Auslagen erlauben wollen. Dieses bedarf einer kleinen Erläuterung.

Wir dürfen hier nicht voraussetzen, dass jemals ein Volk durch ein Principium der öffentlichen Denkungsart sich werde bewegen lassen, vom Steigen der auswärtigen Nachfrage nicht zu profitiren; und da dieses Steigen von Umständen und Begebenheiten herrühren kann, die vor den Handwerksleuten gänzlich verborgen sind, so sind solche Revolutionen unvermeidlich. Wir müssen daher die Allgemeinheit unsers Satzes einschränken, und bemerken, dass aus dem unumgänglichen Hinundherwanken *(Vibrations)* dieser Nachfrage kein Schaden entsteht, dass aber der Staatsmann beständig auf seiner Hut seyn müsse, der *Zerstörung der Balanz*, das ist, *der geringsten Consolidation eines ausserordentlichen Profits mit dem reellen Werthe*, vorzubeugen. Dieses wird er, wie schon vorhin erinnert worden, bewerkstelligen, wenn er diejenigen Zweige der Exportation, bey welchen der Profit gestiegen ist, mit einer grössern Anzahl Handarbeiter besetzt. Hiedurch wird die Waarenlieferung grösser, und

die Hoffnung seines Volks zu ausserordentlichen Gewinnen vereitelt werden, welche doch zuletzt der auswärtigen Handlung zum Nachtheil gereichen würden.

Ein Staatsmann kann zuweilen aus einem Triebe der Gefälligkeit, vielleicht aus natürlicher Billigkeit gegen die Classen der Industriösen, oder auch aus guten politischen Absichten, einen grössern Profit zu nehmen erlauben, um dadurch eine Aufmunterung zu Künsten von der angenehmern Art zu geben, die einem Lande zur Zierde gereichen, seine Einwohner von der Seite eines feinen Geschmacks berühmt, und dadurch ihre Arbeit bey den Fremden vorzüglich-beliebt machen, nicht eben als ob solche allemal vorzüglich-gut wäre, sondern blos darum, weil sie aus diesem Lande kommt. Indessen muss der Staatsmann auch in Ansehung der Preise dieser Arbeit auf seiner Hut seyn, und selbige nie so hoch steigen lassen, dass andere Nationen Anlass bekommen könnten, glückliche Nebenbuler seines Volks zu werden.

3. Ich habe angerathen, den einheimischen Aufwand in überflüssigen Artikeln aufzumuntern, wenn die auswärtige Nachfrage darnach so tief gesunken sey, dass die Handwerksleute in Noth gerathen könnten. Auch dieses erfodert eine weitere Erklärung.

Wird das, was ich im vorigen Capitel desfalls behauptet habe, nach dem Wortverstande ausgelegt, so muss ich gestehn, dass es eine ungereimte Supposition zu seyn scheint, weil man sich dabey die Vorstellung machen muss, dass die Personen, welche im Stande sind, die überflüssigen Sachen an sich zu kaufen, hierin der allgemeinen Nationaldenkungsart gemäss verfahren, die doch in diesem Stücke nirgend vorhanden ist, und dass sie zu gleicher Zeit so viel Selbstverleugnung besitzen, dass sie den Genuss dieser Sachen gern entbehren werden, sobald ein andrer Zweig der auswärtigen Handlung in Gang gebracht seyn wird, wobey die Industriösen Arbeit und Brod genug haben. Dies harmonirt aber schlecht mit den Grundsätzen, worauf wir das ganze System unsrer Staatswithschaft erbauet haben.

Ich habe anderswo angemerkt, dass, wenn sich die Revolutionen so schnell zutrügen, als ich sie meinen Lesern vorstellen muss, Alles in Verwirrung gerathen würde.

Mein Rath ist also nur so gemeint, dass, wenn ein Staatsmann findet, dass, wenn sein Volk nicht aus einem natürlichen Geschmacke Lust bekommt,

den

den Ueberschuſs der sonst aus dem Lande gegangenen und nun auf dem Lager gebliebenen Waaren für sich selbst zu verbrauchen, er sich mit seiner Autorität und Klugheit dahin verwenden sollte, daſs die Handwerksleute nicht in ihrer Nahrung Noth leiden mögen. Läſst sich aber, wegen des plötzlichen Fallens der auswärtigen Nachfrage, der Verfall ihrer Nahrung unmöglich vermeiden, wofern nicht der Staatsmann mit der kräftigsten Hülfe ins Mittel tritt, so muſs er, wenn die Andern nicht daran wollen, selbst der Käufer werden; oder er muſs durch ausgesetzte Prämien und Gratificationen dem Verkaufe des Ueberschusses zu allen möglichen Preisen beförderlich seyn, bis er die überzähligen Arbeiter auf andre Weise versorgen kann. Und ob ich gleich gestehe, daſs die reichen Leute eines Staats natürlicherweise weder soviel Patriotismus, noch soviel Selbstverleugnung haben, solche politische Operationen zur Beförderung des vorgesetzten Zwecks wirksam zu machen: so können wir doch nicht leugnen, daſs es in der Macht eines guten Regierers stehe, vermögende Leute dahin zu bewegen, daſs sie, wenn er ihnen den politischen Zustand gewisser Classen vor Augen legt, klugen Entwürfen, wie ihnen könne aufgeholfen werden, mit Rath und That beitreten; und dies ists alles, was ich zur Ausübung anpreisen will. Meine Absicht ist nur, Grundsätze darzulegen, die ich nur insoferne empfehle, als selbige, durch vorbereitende Anstalten, und durch den Einfluſs schicklicher Operationen auf die Denkungsart des Volks, zur Ausübung möglich gemacht werden.

XVII. Capitel.

Merkmale des Verfalls einer auswärtigen Handlung.

Wenn wir sehen, daſs es Handwerksleuten an Arbeit fehlt, so müssen wir die Schuld nicht sogleich auf den Staatsmann schieben, oder den Schluſs machen, daſs solches von einem Verfall der Handlung herrühre, sondern wir müssen auf die rechten Ursachen zurückgehen. Finden wir, nach geschehener Untersuchung, daſs einige Jahre her die Lebensmittel theurer bey uns gewesen sind, als in den benachbarten Ländern, so ist der Staatsmann zu tadeln; denn es ist gewiſs, daſs eine Handlungsnation, wenn sie einen Theil von ihrem Commerz in einen gehörigen Canal einleitet, allezeit im Stande seyn kann, eine richtige Balanz in diesem Stücke zu halten. Ob es nun gleich in magern

Jahren nicht vortheilhaft ist, den Kompreis sehr tief herunterzubringen, so ist es doch überhaupt möglich, denselben bey allen rivalen Nationen zu steigern, welches, in Ansehung des gegenwärtigen Puncts, einerley ist.

Wenn dieser Mangel an Arbeit für die Handwerksleute nicht von den hohen Preisen der Lebensmittel, sondern davon, dass es den Kaufleuten an Commissionen fehlt, herrührt, so müssen die Ursachen dieser verringerten Nachfrage untersucht werden. Es können diese Ursachen zufällig seyn, und in kurzer Zeit wieder aufhören, da alsdann die Handlung wieder ihren vorigen Flor erreicht. Die Schuld kann auch an neuen Unternehmungen liegen, die in verschiedenen Plätzen des Landes angelegt worden sind, aus welchen, wegen gewisser natürlicher Vortheile, oder wegen einer wirthschaftlichern Einrichtung bey den Handwerksleuten, oder wegen der Nachbarschaft, diejenigen Märkte versorgt werden können, wohin sonst die arbeitsamen Leute, die itzt nichts zu thun finden, ihre verfertigte Arbeit geliefert hatten. In diesen letztern Fällen ist die Nahrungsnoth dieser Leute noch kein Beweis, dass die Handlung überhaupt in Verfall gerathen sey, sondern sie kann vielmehr die heilsame Wirkung haben, dass die so schädliche Verwachsung des Profits mit dem reellen Werth der Waaren *(consolidated profits)* zerstört wird, indem die Personen, die sich bisher in diesen Profit getheilt haben, genöthigt werden, ihre Wirthschaft besser einzuschränken, und sich einer mühsamern Industrie zu unterziehen, um sich ernähren zu können. Wenn sich solche Veränderungen plötzlich ereignen, so sind sie sehr schwer zu ertragen, und setzen Manchen in die gröste Noth. Daher habe ich den möglich-niedrigsten Preisfus der Exportationsartikel auch in der Absicht empfohlen, dass dergleichen Inconvenienzen dadurch möge vorgebeugt werden.

Zween Umstände sind es, die gemeiniglich einigen Verfall der Handlung anzeigen: 1) wenn auswärtige Märkte, die gewöhnlicherweise von einer gewissen Handlungsnation mit Waaren versorgt worden sind, anfangen, von andern Nationen, die sonst nicht dahin gehandelt haben, damit versorgt zu werden, gesetzt auch, dass die von ihnen zugeführten Waarenartikel noch so geringschätzig wären; oder 2) wenn das Land mit solchen Manufacturwaaren, die es vorhin selbst verarbeitet hat, aus andern Ländern versehen wird.

Diese Umstände beweisen eins von diesen zwey Dingen: *Entweder*, dass es in andern Ländern solche Arbeiter giebt, die, da sie, wegen gewisser natürli-

türlichen Vortheile, oder wegen ihrer Indüſtrie und Sparſamkeit, eine Nachfrage nach ihrer Arbeit herbeigezogen haben, den Arbeitern desjenigen Landes, welches bisher die Lieferung gehabt hat, gleichſam das Brod aus dem Munde nehmen, und ſie gewiſſer Zweige ihrer auswärtigen Handlug berauben: *Oder*, daſs dieſe auswärtigen Arbeiter, nachdem ſie von dem vergröſſerten Luxus und der Verſchwendung der vorigen Beſitzer dieſer Handlung profitirt haben, nun anfangen, die Märkte mit gewiſſen Conſumtionsartikeln zu verſorgen, worauf der Profit ſehr gering iſt, folglich ihnen von den Arbeitern der andern Handlungsnation, die ſich beſſer dabey befinden, wenn ſie ihre eigene reiche Landsleute bedienen, ohne Scheelſucht überlaſſen wird.

Gegen die erſtere Urſache des Verfalls weis ich, wie geſagt, kein beſſeres Mittel, als die Geduld, und eine beharrliche Sparſamkeit und gute Wirthſchaft, bis die unvorſichtigen Anfänger ebenfalls die Inconvenienzen erfahren, die überall auf Reichtum und Ruhe zu erfolgen pflegen.

Die zweite Urſache des Verfalls zu heben, koſtet weit mehrere Mühe. Die Wurzel davon liegt zu tief, und hängt ſo veſt mit der Denkungsart und den Sitten des ganzen Volks, der Hohen und Niedrigen, zuſammen, daſs ſie ſich kaum losreiſſen läſst. Die untern Claſſen haben einen Geſchmack an überflüſſigen Dingen und Ausgaben gewonnen, und ſind im Stande, dieſem Geſchmacke zu willfahren, indem ſie für ihre Landsleute arbeiten, und mittlerweile die Zweige der auswärtigen Handlung, als etwas, wobey ein ſchlechter Profit zu erholen iſt, mit verächtlichen Augen anſehen. Die höhern Claſſen dependiren hinwiederum von den niedrigern, wollen ſie anderſt ihre tauſenderley kleine thörichte Wünſche befriedigt ſehen, die aus ihrem Geſchmacke an der Verſchwendung entſtehen, und durch Gewohnheit und Mode unterhalten werden.

Hier iſt alſo ein Syſtem auf die Bahn gebracht, wodurch die Armen reich, und die Reichen glücklich gemacht werden, indem ſie einer beſtändigen Abwechſelung von lauter ſolchen Sachen genieſſen, welche die Unbequemlichkeiten, denen die menſchliche Natur ausgeſetzt iſt, aus dem Wege räumen können. Auf dieſe Weiſe liegt beiden Theilen daran, daſs ſie dieſes Syſtem erhalten, und in ſinnreichen Erfindungen neuer Bedürfniſſe miteinander wetteifern; der eine Theil, wegen des unmittelbaren Vergnügens, das er empfinden wird, wenn er ſeine Bedürfniſſe befriedigt ſieht; der andre Theil,

wegen des Profits, den er sich versprechen darf, indem er die Mittel zu dieser Befriedigung liefert.

Aber selbst für dieses grosse Uebel zeigt sich schon ein Hülfsmittel in der Natur. Daran muss sich der Staatsmann halten. Das Mittel fliesst aus der Unbeständigkeit jedes Geschmacks, der nicht auf vernünftige Wünsche gegründet ist.

In jedem Lande, wo der Luxus im Schwange geht, findet man beständig gewisse Classen der Handwerksleute in schlechten Umständen, wegen der Veränderung der Mode. Wäre nun der Staatsmann so vorsichtig, dass er die Leute, die aus Noth müssig sind, nur mit solchen Beschäfftigungen versähe, welche zur Erhaltung des alten Plans gereichen; und thäte er dieses, ehe noch diese Leute sich entweder auf neue Erfindungen, oder auf Liederlichkeit und Laster legen: so würde er sie wohlfeil genug bekommen, und ihrer Arbeit einen nützlichen Ausschlag zum Besten des Staats und zur Niederdrückung des Luxus verschaffen können.

Doch gestehe ich, dass, so lange der Luxus bey den Reichen fortwährt, es nie an industriösen Leuten fehlen wird, welche ihnen alle nur ersinnliche Werkzeuge dazu liefern; und ich gestehe auch, dass ein solcher Geschmack erstaunliche Reize hat, so lange Jugend und Gesundheit einen reichen Mann tüchtig machen, ihm Genüge zu thun. Indessen giebt es doch nur Wenige, die systematisch-luxuriös sind, das ist, die einen zum Luxus ausgebildeten Geschmack und eine stetige Uebung darin haben; und die Anzahl derer ist unendlich grösser, die nur aus Leichtsinn, aus Eitelkeit, und um andern nachzuahmen, übermässigen Aufwand machen. Diese Letztern sind es hauptsächlich, welche das System des Luxus erhalten und verbreiten: und doch sind sie nicht diejenigen, an denen alle Hoffnung zur Besserung verloren ist. Wäre nicht die Nachahmungssucht, jedes Alter würde nur auf die Befriedigung natürlicher Wünsche bedacht seyn, und sich daran begnügen. Der Wunsch des Fünfundzwanzigjährigen würde auf schöne Kleider, auf Pferde, Hunde, Jagdlust, wohlschmeckende Weine; des Vierzigjährigen, auf eine köstliche Tafel und gesellschaftliche Vergnügungen; des Sechzigjährigen, auf Kutschen, Armstühle, sanfte Polster, und überhaupt auf bequeme Meubeln eingerichtet seyn. Aber die Nachahmungssucht mengt alle Alter durcheinander. Der Greis hat seine Lust an Pferden und galonirten Kleidern, und der Jüngling

fährt in seinem Wagen mit Springfedern, und ruht nach dieser Strapaze auf einem weichen Canapee aus. Alles dieses kommt vom überflüssigen Reichtum und vom Geschmacke an der Nachahmung her: nicht vom Geschmake am Luxus, noch von den wirklichen Reizen der Bequemlichkeit. Dieses wird jeder merken, der jemals mit Grosen und Reichen umgegangen ist. Nichts anders, als der eingeführte Weltbrauch (hierunter versteh ich die Nachahmung) verführt die mehresten Leute zu überflüssigen Ausgaben, die aber nichts weniger als ein Artikel des Luxus sind, vielmehr dem, der diesen Gebrauch mitmachen muss, öfters zur grösten Last gereichen. Der Staatsmann aber hat es in seiner Macht, alle dergleichen Zweige der Ausgaben abzuschneiden, wenn er sich durch sein und seiner Günstlinge und Diener Beispiel über die Caprice des sogenannten Weltbrauchs hinaussetzt.

Selbst der Menschen Leichtsinn und ihre Liebe zur Veränderung wird seine Absichten befördern helfen. Auf eine Generation von Verschwendern folgt zuweilen eine Generation von lauter guten Wirthschaftern; und wir sehen in unsern Tagen, dass fast durch ganz Europa, statt des vormals gewöhnlichen Saufens, ein System der Nüchternheit Platz ergriffen hat. Im Saufen und einer Menge unnützer Bedienten bestand der Luxus voriger Zeiten.

Von allen dergleichen Revolutionen kann ein geschickter Staatsmann profitiren, als welcher, auf einer Seite, für seine eigene Person ein gutes Exempel geben muss, während dass er, auf der andern Seite, aus jeder Veränderung des Geschmacks Vortheil zieht, um die auswärtige Handlung seinen Unterthanen wiederherzustellen. Ein Beispiel der Sparsamkeit auf Seiten des Haupts eines schwelgerischen Volks würde überaus nachtheilig seyn, wenn die Absicht auf nichts weiter gienge, als die moralischen Gesinnungen der Reichen zu verbessern, und die Armen nicht zugleich wegen der verwirrten Consumtion schadlos gehalten werden.

Sobald also der Luxus anfängt, die Flügel hängen zu lassen, so muss unverzüglich ein Auslasthor für die verfertigte Arbeit derer, die sonst itzt müssig gehen müsten, und solchergestalt in die äusserste Noth gerathen, eröffnet werden.

Dies ist nichts anders, als der umgekehrte Grundsatz, den ich im 15ten Capitel dieses Buchs dargelegt habe. Dort sagte ich, wenn die auswärtige Nachfrage anfange abzunehmen, so müsse man den einheimischen Luxus zu vergröss-

vergröſſern ſuchen, damit, zum Beſten der Induſtriöſen, die Härte des durch die plötzliche Revolution verurſachten Stoſſes gemildert werde. Und nunmehr ſage ich um eben derſelben Urſache willen, daſs, ſobald ſich eine Verminderung des einheimiſchen Luxus zeigt, die auswärtige Handlung wieder eröffnet werden müſſe.

Wie wenige Fürſten finden wir, die aus politiſchen Rückſichten Sparſamkeit oder Pracht beweiſen! und iſt es nicht bey ſolcher Bewandnis nöthig, daſs man ihnen von Beidem die natürlichen Folgen unter Augen ſtelle? Noch nöthiger aber iſt, die Mittel auszufinden, welche, zur Vermeidung der Inconvenienzen, die aus dem einen oder andern entſtehen können, ergriffen werden müſſen.

Unter einer verſchwenderiſchen Staatsverwaltung wird die Volkanzahl zunehmen. Der Staatsmann muſs alſo dafür ſorgen, daſs es nie an Lebensmitteln fehle. Unter einer wirthſchaftlichen Regierung wird die Volkanzahl abnehmen, wofern der Staatsmann nicht alle mögliche Canäle öffnet, durch welche die überflüſſige Producten der Induſtrie in andre Länder gehen können. Hier iſt die Urſache. Eine Verminderung des einheimiſchen Aufwands iſt zugleich eine Verminderung der Arbeit, die hinwiederum eine Verminderung der Volkanzahl nach ſich zieht, weil die Circulation der Subſiſtenzmittel, wovon das Volk leben muſs, gehemmet wird. Bekommen aber die Induſtriöſen viele auswärtige Beſtellungen, ſo wird die Nation ihre Volkzahl behalten; und was ihr durch die Sparkunſt des Fürſten abgeht, wird durch das, was aus der Fremde kommt, erſetzt.

Ich gebe hier mit dieſen Maximen nur etliche dienliche Winke. Die weitere Ausführung derſelben würde hier zwar nicht am unrechten Orte ſtehn; ich hoffe ſie aber bey einer andern Gelegenheit noch nützlicher anzubringen, wenn ich die Grundſätze, wornach Taxen und öffentliche Gelder anzulegen ſind, erſt werde unterſucht haben.

XVIII. Ca-

XVIII. Capitel.

Mittel, die Preiſe der Manufacturwaaren zu erniedrigen, um ſie auf auswärtigen Märkten verkäuflich zu machen.

Die groſse Mannigfaltigkeit der Verhältniſſe zwiſchen den verſchiedenen Theilen der Staatswirthſchaft nöthigt mich, gewiſſe Grundſätze ſehr oft zu wiederholen. Ich kann nach keiner andern Regel urteilen, ob ſolche Verhältniſſe überflüſſig oder nothwendig ſind, als nach der Richtung, die ſie haben, mir zur hellern Aufklärung meines Sujets behülflich zu ſeyn. Dieſer Fall kommt vor, wenn einerley Grundſätze auf verſchiedene Combinationen der Umſtände angewendet werden.

Faſt alles, was über die in der Rubrik dieſes Capitels angekündigte Materie geſagt werden kann, iſt ſchon anderswo vorgekommen. Meine dermalige Abſicht iſt alſo nur, einige hier und dar zerſtreute Ideen, die nur gelegenheitlich, in Verbindung mit andern Materien, eingeführt worden ſind, mit einander zu vergleichen.

Die Methoden, die Preiſe der Manufacturwaaren, zur Beförderung ihrer Exportation, herunterzuſetzen, ſind von zweyerley Art.

Einige derſelben ſind die Früchte einer guten Staatsverwaltung, und bringen alſo aus natürlichen Urſachen die Preiſe im Lande herunter.

Die von der andern Art erſtrecken ihre Wirkung lediglich auf Exportationsartikel, zu Folge einer gehörigen Anwendung der öffentlichen Gelder.

Da ich aber die Mittel, einen öffentlichen Fond zu ſchaffen, noch nicht unterſucht habe, ſo würde ich, deucht mir, gegen die Ordnung handeln, wenn ich itzt ſchon zeigen wollte, wie derſelbe anzuwenden ſey, um die Waarenpreiſe herunterzubringen. Ich werde alſo hievon füglicher in der Folge reden, und ich führe einſtweilen nur die generelle Diſtinction ein, damit meine Leſer ſie behalten und beyläufig appliciren mögen.

Der vorgeſetzte Zweck iſt, die Preiſe der Manufacturwaaren ſo zu erniedrigen, daſs dieſelben aus dem Lande geführt werden können. Man muſs alſo zuförderſt wiſſen, was die Urſache ſey, warum gewiſſe Waaren nicht eben ſo wohlfeil im Lande ſelbſt, als in andern Ländern geliefert werden können; und zweitens, wie man von den gehörigen Mitteln, die Preiſe derſelben zu erniedrigen, Gebrauch machen ſoll.

Die Urſachen der hohen Preiſe, das iſt, derjenigen, die im Vergleich mit den Preiſen anderer Nationen hoch ſind, können unter vier Artikel gebracht werden. Dieſe will ich nach der Ordnung herſetzen, und hiernächſt, nach eben dieſer Ordnung, die Mittel zeigen, wie ſie abgeſchafft werden können.

Die *erſte* Urſache iſt, wenn ein hoher Profit und der reelle Werth der Waare gleichſam ineinander geſchmolzen ſind (*Conſolidation*). Dieſe Urſache iſt in ſolchen Ländern wirkſam, wo der Luxus ſtark eingewurzelt iſt, und wo die einheimiſche Concurrenz allzuviele arbeitſame Leute, die vorher gern um einen wolfeilen Preis arbeiteten, und ſich mit einem geringen Profit begnügten, von ihrer Arbeit für die Fremden abruft.

Die *zweite* Urſache iſt, wenn die unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe zu theuer werden. Dieſe Urſache beweist ſich wirkſam, wenn die Induſtrie ſchnellere Progreſſen, als der Ackerbau, gemacht hat. Ich habe gezeigt, daſs das gute Fortkommen der Induſtrie nothwendig einen gröſsern Zuwachs von *nützlichen Einwohnern* nach ſich zieht. Da nun dieſe gemeiniglich ſo viel Erwerb haben, daſs ſie ſich das zu ihrem Lebensunterhalt Benöthigte kaufen können, ſo gerathen ſie miteinander in Concurrenz, und ſteigern folglich die Preiſe der Lebensmittel, ſobald ihre Anzahl ſo gros geworden iſt, daſs der Ertrag des inländiſchen Ackerbaus, und der auf den Landmärkten vorhandene Vorrath, nebſt dem, was aus andern Ländern herbeygeführt wird, nicht mehr für ihren Unterhalt zureicht. Man merke alſo bey dieſer Gelegenheit an, daſs das Steigen des Preiſes der Lebensmittel von der vermehrten Anzahl *nützlicher* Einwohner, das iſt, ſolcher, die in guten Vermögensumſtänden ſind, herrühre. Es mag des Bettelgeſindes noch ſoviel geben, und die fehlerhafte und misbrauchte Zeugung mag noch ſo weit gehen: Einwohner von dieſem Schlag werden allemal einen ſehr ſchlechten Einfluſs auf die Steigerung der Preiſe haben, deſtomehr aber zur Vergröſserung des Elends beitragen. Eine Menge Beweiſe hievon findet man in vielen Provinzen, wo die Anzahl der Armen ſehr gros iſt, und wo gleichwol die nothwendigen Lebensbedürfniſſe ſehr wohlfeil ſind. Hingegen wird man kein Land antreffen, wo eine Anzahl beiſammenlebender induſtriöſer Leute nicht zu einem unmittelbaren Steigen der Preiſe der Lebensnothwendigkeiten Anlaſs gegeben hätte.

Die *dritte* Urſache iſt in den natürlichen Vortheilen andrer Länder zu ſuchen. Alle Vorſichtsmittel des ſparſamſten und fleiſsigſten Volks können die Wirkſamkeit dieſer Urſache nicht vereiteln. Immerhin mag dieſes Volk ſich alles Ueberflüſſigen enthalten; es mag noch ſo fleiſsig, noch ſo ſinnreich ſeyn; ſein Staatsmann mag ſich die äuſſerſte Mühe geben, eine auswärtige Handlung zu Stande zu bringen: ſo wird doch allemal das Volk eines andern Landes, vermöge ſeines günſtigern Clima und ſeiner vortheilhaftern Lage, ſoviele Vorzüge vor dieſem Lande voraus haben, daſs dieſes unmöglich geradeswegs in Concurrenz mit ihm treten kann.

Die *vierte* Urſache liegt in der gröſſern Geſchicklichkeit andrer Nationen bey Verfertigung ihrer Manufacturwaaren; in ihrer gröſſern Kenntnis der Handlungswiſſenſchaften; in den Vortheilen, die ſie haben, während der Zwiſchenzeit, in welcher ihre Waaren directe circuliren, Intereſſen aus ihrem Gelde zu ziehen; in den gröſſern Talenten ihres Staatsmanns; in der Art der Anwendung ihres öffentlichen Schatzes; kurz, in der Vollkommenheit ihrer Staatswirthſchaft.

Ehe ich aber zum Vortrag der Mittel ſchreite, obige Inconvenienzen zu heben, ſo muſs ich bemerken, daſs, weil wir gegenwärtig von der *relativen* Höhe der Waarenpreiſe reden, beſtändig eine Concurrenz zwiſchen den Nationen dabey vorauszuſetzen ſey. Dies iſts eben, was dem Staatsmann die Pflicht auflegt, vornehmlich auf das Steigen der Preiſe achtſam zu ſeyn. Das Wort *Concurrenz* bezieht ſich auf eine Aemulation zwiſchen zwo Parteyen, die ſich beſtreben, einerley Zweck zu erreichen, und führt allemal dieſe Idee mit ſich. Ich muſs daher einen Unterſchied veſtſetzen zwiſchen den Bemühungen, welche eine Nation anwendet, ſich in einer bereits erworbenen Superiorität zu erhalten, und den Bemühungen einer andern Nation, welche es ihr erſt noch zuvorzuthun trachtet. Erſteres nenne ich eine Concurrenz, um zu *behalten*, was man hat: Letzteres aber eine Concurrenz, um zu *erwerben*, was man noch nicht hat.

Die drey erſtern Urſachen ſtellen die Inconvenienzen dar, denen die Concurrenten, welche ſich in ihrer Superiorität *erhalten* wollen, ausgeſetzt ſind; und die vierte Urſache ſchlieſst diejenigen Inconvenienzen in ſich, denen die Concurrenten, welche eine gröſſere Superiorität *erwerben* wollen, gemeiniglich nicht entgehen können.

Nachdem ich nunmehr unſre Materie ordentlich eingetheilt habe, ſo werde ich die Grundſätze durchgehen, welche auf verſchiedene Art ihren Einfluſs in Hebung jedes Nachtheils beweiſen können, der entweder einer Nation, die bereits im Beſitze einer wohleingerichteten auswärtigen Handlung iſt, oder auch einer andern Nation zuſtoſsen kann, welche ſich natürlicherweiſe Rechnung machen darf, in Anſehung einer erſt zu erwerbenden auswärtigen Handlung, mit erſterer in Concurrenz treten zu können.

Wenn wir ein Abhelfungsmittel gegen die erwähnten beſondern Urſachen der Erhöhung der Waarenpreiſe vorſchlagen wollen, ſo müſſen wir uns jede dieſer Urſachen ganz einfach, und unvermengt mit den andern, vorſtellen, ob ſichs gleich ſelten in Facto alſo zuträgt. Ich thue dieſes um der Deutlichkeit willen; und die vornehmſte Schwierigkeit in der Ausübung zeigt ſich alsdann, wenn es auf eine, den vielen durcheinander verwickelten Theilen des Gebrechens angemeſſene, Combination der Hülfsmittel ankommt. Ich komme nun auf die *erſte* von den vier Urſachen der hohen Preiſe, nämlich auf den conſolidirten Profit.

Die ganze Lehre hievon iſt ſchon im 10ten Capitel ausführlich abgehandelt worden. Ich erklärte damals die Natur der Conſolidirung; ich zeigte, daſs, wenn die Wagſchale der Nachfrage lange Zeit das Uebergewicht behält, die dadurch erfolgte Zerrüttung der Balanz die Wirkung habe, daſs in einem luxuriöſen Lande die Waarenpreiſe und der Profit gleichſam ineinander verwachſen; und ich merkte an, daſs die Reducirung des conſolidirten Profits auf den gehörigen Fus unfehlbar diejenigen, die ihn lange Zeit genoſſen haben, in Noth verſetzen müſſe.

Die Frage iſt hier, wie dieſe Reducirung zu bewirken ſey, wenn die auswärtige Handlung auf keine andre Art beibehalten werden kann, es mögen übrigens die Folgen für gewiſſe Privatperſonen noch ſo ſchädlich ſeyn. Wenn das Wohlſeyn einer Nation mit einem nur eine Zeitlang währenden Schaden für einige Einwohner in Colliſion geräth, ſo muſs das allgemeine Beſte den Privatrückſichten vorgezogen werden.

Ich habe oben bemerkt, daſs der einheimiſche Luxus, indem er hohe Preiſe auf gewiſſe Werke der Induſtrie bietet, viele Arbeiter, die ſich ſonſt mit Verſchaffung der Exportationsartikel beſchäfftigen, auf welche insgemein nur ein ſehr mäſſiger Profit genommen wird, von dieſer Arbeit abruft. Die erſte

na-

natürliche und unmittelbare Wirkung hievon ist, daſs die Anzahl derer kleiner wird, die sich mit der Befriedigung der auswärtigen Nachfrage beschäfftigen; folglich, daſs auch die Lieferung kleiner wird; folglich, daſs auch auf Seiten der Fremden, welche die Käufer sind, eine *einfache Concurrenz* entsteht; folglich, daſs der Profit erhöhet wird, bis wegen seines Steigens und seiner Consolidirung die auswärtigen Käufer alle wegbleiben.

Selbst die hier angeführten Folgen weisen uns das Hülfsmittel an. Die Anzahl der mit diesen besondern Zweigen beschäfftigten Hände muſs vermehret werden; und wenn der Geschmack am Luxus und der Reichtum des Landes einen jeden, der seine Umstände verbessern kann, abhalten, sich auf eine Gattung der Indüstrie zu legen, welche zwar für die Nation vortheilhaft ist, aber denen, die davon Profession machen, nicht viel einbringt: so muſs der Staatsmann die Kinder der in ihrer Nahrung Zurückgekommenen auf Werkstätte setzen, und sie daselbst zu dieser Gattung der Indüstrie auferziehen lassen, zugleich aber bey dieser Einrichtung alle unnöthige Kosten möglichst zu vermeiden suchen. Hier kann er gelegentlich auch den obenerwähnten Personen, die durch den Wechsel der Moden aus der Arbeit gesetzt worden sind, so lange etwas zu thun geben, bis sie auf eine bessere Art versorgt werden können. Eben diese Anstalt ist auch eine Zuflucht für die Fündlinge; denn Viele von denen, welche für die auswärtige Exportation arbeiten, werden mit Recht zu den untersten Classen des Volks rangirt; und ich habe schon im ersten Buche vorgeschlagen, daſs alle, die auf Kosten der öffentlichen Mildthätigkeit erzogen worden sind, zur Recrutirung derjenigen Classen bestimmt werden sollten, die sich durch eigene Fortpflanzung am kümmerlichsten aufrecht erhalten können.

Hier muſs ich die Anmerkung machen, daſs, obgleich überhaupt wahr ist, daſs die mehresten aus dem Lande gehende Waaren nur einen sehr mittelmäſsigen Profit gewähren, weil sich die Indüstrie in mehrern Ländern verbreitet hat, es doch auch besondre Ausnahmen von dieser Regel gebe, vornehmlich bey Nationen, die wegen der Zierlichkeit ihres Geschmacks berühmt sind. Aber wie geschwind sehen wir diese einträglichen Zweige der auswärtigen Handlung, durch eben die Inconvenienz, gegen welche wir hier ein Mittel suchen, abgeschnitten! Die Ursache ist klar. Wenn Fremde dergleichen Waaren verlangen, so bekommen sie nur einen Antheil an den Werkzeugen

eines auswärtigen Luxus, welche allenthalben ihren Verfertigern einen anſehnlichen Profit verſchaffen. Dieſer hohe Profit erweckt leicht eine Rivalität zum Beſten der Nation, an welche dieſe Sachen abgeſetzt werden; denn es bedarf nur einen Wink, ſo ſind diejenigen, die in ſelbigem Lande eine ähnliche Profeſſion treiben, ſelber im Stande, ihre Landsleute mit dergleichen zu verſorgen. Bey ſolcher Bewandtnis muſs ein geſchickter Staatsmann beſtändig auf jeden Zuwachs des Geſchmacks, den fremde Nationen für die Erfindungen ſeines Volks äuſſern, aufmerkſam ſeyn; und ſobald ſeine luxuriöſen Künſtler eine Erfindung in Schwung gebracht haben, ſo muſs er dieſen Zweig, damit ſolcher nicht in Abnahme gerathe, in die Hände der ſparſamſten Arbeiter ſpielen, und ihnen allerley Aufmunterungen geben, damit wenigſtens der Rivalität derjenigen Fremden vorgebeugt werde, die gewohnt ſind, aus ihrer Arbeit groſsen Profit zu ziehen. Dieſes iſt die einzige Methode, einen Zweig des Luxus in einen Artikel der auswärtigen Handlung zu verkehren. Ich will es durch ein Exempel deutlicher machen.

Welche groſse Vortheile erndten nicht die Franzoſen von der Exportation ihrer Modewaaren ein! Aber ſehen wir nicht auch zugleich, wie geſchwind ihre glänzende Galanterien, ihre Lackirungen, Gazen, und dergleichen Kleinigkeiten, von andern Nationen nachgeahmt werden, aus keiner andern Urſache, als wegen des groſsen, oder wenigſtens conſolidirten Profits, den die franzöſiſchen Arbeiter für ſich gezogen, die, da ſie ſo fruchtbar an neuen Erfindungen ſind, und einmal in der Reputation ſtehen, daſs in ihrer Kleidungsart, in ihrem Putz, in ihren Coeffüren, in ihren Meubeln und Werkzeugen eine vorzügliche Artigkeit herrſche, ſich gleichſam in den Beſitz des Rechts geſetzt haben, dem ganzen Europa, in Sachen, die zur Ueppigkeit gehören, den Ton des Geſchmacks anzugeben. Indeſſen iſt dies kein immerwährender Vorzug; und dieſes galante Volk wird, nachdem es lange genug zum Muſter gedient, und zur Verfeinerung des Luxus die Regeln vorgeſchrieben, endlich ſeinen Schülern den nämlichen Geſchmack einflöſsen, und dieſe dadurch in Stand ſetzen, es aus ſeinem Vortheil zu vertreiben. Wäre hingegen dieſes Volk darauf bedacht, den Fremden alle von ihm erfundene Sachen ſo wohlfeil, als immer möglich iſt, zu liefern, ſo würde es immerfort ganz allein die Lieferung haben.

Es ist also kein andres Mittel, den consolidirten Profit, sowol in Ansehung der Exportationsartikel, als auch der einheimischen Consumtion, herunter zu bringen, als dafs die Anzahl der Arbeiter, die diese Waaren verschaffen sollen, vermehrt werde; und je allmäliger diese Veränderung vor sich geht, desto schadloser werden diejenigen davon kommen, die dadurch genöthigt werden, dieser Artikel zu entbehren.

Ein Land, das ein weitläuftiges Gebiet und viele Gelegenheit hat, seinen Ackerbau auszubreiten, wie z. E. Frankreich in seiner gegenwärtigen Situation, kann, unter einer guten Staatsverwaltung, befinden, dafs seine Progressen im Luxus dem Flor seiner auswärtigen Handlung nicht im mindesten nachtheilig sind, weil die Anzahl der Einwohner nach Belieben vermehrt werden kann. Aber sobald sich ein Mangel an Subsistenzmitteln einstellt, so ist diese Hülfe abgeschnitten. Der Staatsmann mufs alsdann sich mit den Einwohnern, die er hat, so gut behelfen, als er kann, dem Luxus Einhalt thun, und denen, welche für die einheimische Consumtion zu hohen Preisen arbeiten, allerley Anlafs geben, ihren consolidirten Profit zu mäfsigen, und den ganzen Belauf ihrer Waaren in Ansehung des Preises so einzuschränken, damit selbige auf auswärtigen Märkten Käufer finden mögen.

Wenn die Handwerksleute eine wollüstige Lebensart anfangen, so mufs solches von ihrem unmäfsigen Profit herkommen. Diesen mögen sie immerhin behalten, solange die Producten ihrer Industrie im Lande selbst consumirt werden. Aber kein Kaufmann wird sichs in Sinn kommen lassen, diese Producten ausserhalb Landes abzusetzen, weil er in diesem Falle sich in Concurrenz mit andern Völkern befinden wird, die nicht so kostbar leben, und folglich wohlfeiler arbeiten.

Um also die auswärtige Handlung wiederherzustellen, mufs der Staatsmann dem consolidirten Profit dadurch ein Ende machen, dafs er sich gegen den Luxus feindselig beweist, wenn, wegen der Umstände, eine gröfsere Volksvermehrung nicht rathsam ist: so werden die Preise gemeiniglich fallen.

Hierauf wird man bey allen Professionisten grofse Klagen hören. Es wird heifsen: Die Handlung liegt darnieder! die Fabricanten müssen Hunger sterben! der Staat ist verloren! Im Grunde aber werden itzt die Fabricanten anfangen, durch ihre Arbeit ihre eigene Nation zu bereichern, und zwar auf Kosten aller der Nationen, die mit ihr handeln, statt dafs sie bisher auf Kosten ihrer eigenen

Lands-

Landsleute reich geworden iſt; und dieſes blos durch eine Veränderung in der Balanz des einheimiſchen Reichtums.

Es wäre zwar faſt kein Wunder, wenn ein Staatsmann, der den Misbrauch des conſolidirten Profits plötzlich abſchaffen ſoll, den Muth zu dieſer Unternehmung ſinken lieſſe, wenn er genöthigt iſt, ſich gegen den Luxus ſeines eigenen Volks zu rühren. Daher iſt kein beſſerer Rath, als die Sache nie ſoweit kommen zu laſſen, daſs er zu einem ſo gefährlichen und ſchweren Hülfsmittel ſchreiten muſs.

Es iſt beinahe keine Möglichkeit, ein Volk zur Veränderung ſeiner Sitten zu bringen, es ſey denn, daſs auf die Erziehung der Jugend die gehörige Aufmerkſamkeit gewandt werde. Man ſollte daher alle mögliche Verſuche machen, die Manufacturen mit neuen Arbeitern zu verſorgen. Damit aber nicht die anſteckenden Beiſpiele alle Vorſicht vereiteln, ſo könnte der Sitz der Manufacturen anderswohin verlegt werden, inſonderheit, wenn ſelbige bisher in groſsen und volkreichen Städten geweſen ſind, wo die Lebensmittel theuer ſind; in dieſem Falle müſste man ſie in den Provinzen anlegen, wo alles wohlfeiler iſt. Der Staat muſs dieſe neuen Unternehmungen auf allerley Art begünſtigen; er muſs eine Anzahl Kinder in die Lehre geben, und ſie frühzeitig zur Indüſtrie und Sparſamkeit erziehen laſſen. Dieſe Anſtalt wird viele Leute ermuntern, zu heiraten und ihr Geſchlecht fortzupflanzen, da ſie nicht fürchten dürfen, daſs ihnen eine zahlreiche Familie zur Laſt werden möchte. Wird ein ſolcher Plan, wie dieſer iſt, befolgt, wie unbeträchtlich wird in kurzer Zeit die Anzahl der Armen werden! Und da dieſe in die Claſſe der Armen untergeſchobene Jugend mit der Zeit die Anzahl nützlicher Einwohner unmerklich vermehren wird: ſo können die zur Aufhelfung der Armuth ausgeſetzte Taxen künftig lieber ganz und gar zur Vorbeugung derſelben angewandt werden.

Es ſind, bey einer Nation, wo der conſolidirte Profit die Inconvenienzen, wogegen wir hier ein Mittel vorſchlagen, wirklich hervorgebracht hat, mehrmals Naturaliſirungsgeſetze in Vorſchlag gebracht worden. Viele meynen durch dieſes Mittel die indüſtriöſen Fremden ins Land zu ziehen, und ſchmeicheln ſich, daſs dieſe, da ſie einer ſparſamern Lebensart und eines geringern Profits gewohnt ſind, durch ihr Beiſpiel und durch ihre Concurrenz, den hohen Arbeitspreis bey den Einwohnern herunter bringen werden.

Aber

Aber verſchiedene Umſtände vereiteln den guten Erfolg, den man ſich von dieſem Einfall verſpricht. Denn 1) iſt ja der conſolidirte Profit nicht das einzige Uebel, welches gehoben werden ſoll; indem ja auch viele Lebensnothwendigkeiten allzu hohe Preiſe haben. 2) Da im Lande ſelbſt kein Anſchein vorhanden iſt, daſs entweder in Anſehung einer gröſſern Vermehrung der Lebensmittel, oder der Veſtſetzung ihrer Preiſe, oder auch in Anſehung der Lebensart, eine wirkliche Veränderung vorgehen werde: ſo ſind dieſe Fremde, die, als Fremde, auſſerordentlichen Ausgaben unterworfen ſind, nicht im Stande, zu ſubſiſtiren, folglich auch nicht im Stande, ſo wohlfeil zu arbeiten, als ſie in ihrer Heimat thaten. Ueberhaupt aber, was mag ſie wol bewogen haben, ins Land zu kommen, wenn es nicht um höhern Lohns und eines bequemern Lebens willen geſchehen iſt?

Hier haben wir alſo eine Nation, welche Fremde ins Land zieht, damit dieſe wohlfeiler arbeiten ſollen: und Fremde, die ſich haufenweiſe daſelbſt einfinden, in Hoffnung, ihre Arbeit theurer zu verkaufen. Es geht dabey eben ſo zu, als wie wenn zwey Freunde miteinander einen Handel ſchlieſſen. Der Verkäufer ſtellt ſich vor, *ſein Freund* werde ſich über einen billigen Preis nicht beſchweren. Der Käufer hingegen ſchmeichelt ſich, *ſein Freund* werde wohlfeiler an ihn, als an einen andern verkaufen. Hieraus entſteht gemeiniglich ein Misvergnügen auf beiden Seiten.

Ueberdies, wenn gleich die Quantität der Lebensmittel vermehrt iſt, ſo müſſen doch, weil ein Theil davon durch die ins Land gezogene Fremden verzehrt wird, die Eingebohrnen gewiſſermaſsen Noth leiden; denn wenn ihr die Quantität der Lebensmittel vermehret, und ſelbige wohlfeiler verkauft, als die benachbarten Nationen, ſo werden ſich eure eigene Einwohner vermehren. Eine groſse Anzahl derſelben kann der Staat, ſolang ſie jung ſind, zu ſeinem Dienſte gebrauchen: ſo werden ſie bald in Stand kommen, in ihrer erlernten Profeſſion etwas zu verdienen. Der Staat könnte alſo dieſe Perſonen auf eine gewiſſe Anzahl Jahre verbindlich machen, um ſich wegen der Koſten ihrer Erziehung zu entſchädigen; und ſchon der einzige Umſtand, daſs hier das Brod wohlfeiler, als an andern Orten, zu bekommen iſt, wird euch ſoviel Fremde, als ihr nur immer annehmen wollt, ins Land verſchaffen, wofern ihr einen dem Zuwachſe der Volkzahl angemeſſenen Vorrath der Lebensmittel zu allen Zeiten liefern könnt.

Ich halte aber für einen Staat allemal zuträglicher, wenn er ſeine Volksvermehrung lieber durch ſeine angebornen Einwohner, als durch Fremde bewerkſtelligen läſst; und ich habe triftige Gründe, dieſer Meinung zu ſeyn.

Laſſet uns itzt die *zweite* Urſache der hohen Preiſe der Waaren näher betrachten, nämlich den geſtiegenen Werth unentbehrlicher Lebensnothwendigkeiten. Ich habe geſagt, dieſes pflege zu geſchehen, wenn die Indüſtrie geſchwindere Progreſſen als der Ackerbau gemacht habe. Ich müſs dieſe Sache noch beſſer erläutern; denn ich habe ſie in allzugenerellen Ausdrücken vorgetragen, als daſs ich vermuthen dürfte, daſs alle meine Leſer ſie aus dem rechten Geſichtspuncte betrachten werden.

Wenn wir uns eine vermehrte Anzahl Einwohner gedenken, welche die Proportion des Vorraths der Lebensmittel überſteigt, ſo müſſen wir, dünkt mich, zugleich denken, daſs die Anzahl der Einwohner bereits zu gros iſt: gleichwol da die Nachfrage nach den Werken ihrer Indüſtrie die Urſache ihrer Vermehrung geweſen iſt, ſo beweiſet ſie, daſs vorher zu wenig Einwohner geweſen ſind. Hiezu kommt noch, daſs, wenn, unerachtet des aus dem kärglichen Vorrath der Lebensmittel herrührenden Steigens der Preiſe der Indüſtriewaaren, die Wagſchale der einheimiſchen Nachfrage, auf Koſten der auswärtigen Handlung, überwiegend befunden wird, dieſer Umſtand zugleich zum Beweis dient, daſs, ob ſich gleich die Einwohner bereits über die Proportion der Subſiſtenzmittel hinaus mögen vermehrt haben, dennoch ihre Anzahl, in Anſehung der einheimiſchen Nachfrage, noch immer zu gering ſey, ſo wie ſie auch in Anſehung desjenigen, was ſie, mittelſt Unterhaltung ihrer auswärtigen Handlung, zur Wohlfarth ihres Landes beitragen ſollen, nicht ſtark genug an Anzahl ſind.

Dieſe Erläuterung der Sache führt uns ſogleich auf das Hülfsmittel. Es müſſen nämlich ſowol die Einwohner, als auch die Lebensmittel vermehrt werden. Nun frägt ſichs aber: Auf was für Weiſe ſoll dieſes geſchehen, und was ſind für Vorſichtsregeln dabey zu beobachten?

Die Einwohner werden vermehrt, wenn der Preis der Lebensmittel auf denjenigen Werth heruntergeſetzt wird, welcher für die Werke der Indüſtrie derer, die dieſe Lebensmittel verzehren ſollen, durch die nach ihrer Arbeit ſich geäuſſerte Nachfrage beſtimmt worden iſt. Es läſst ſich aber jene Herunterſetzung nur alsdann bewerkſtelligen, wenn die Quantität der Lebensmittel ver-

vermehrt wird, als welche aus fremden Ländern herbeygebracht werden müssen, wofern das Land selbst keinen grössern Vorrath hervorzubringen vermögend ist.

Hier ist unumgänglich nöthig, dass sich der Staatsmann ins Mittel lege, indem öfters ein grosser Schaden entstehen kann, wenn in einem Jahre des Miswachses die Kornpreise heruntergesetzt werden. Er muss demnach Prämien auf die Einfuhr des Getreides setzen, bis er einen auf die Ausbreitung des Ackerbaus abzielenden Plan ausführen kann. Hievon an einem andern Orte. Er muss aber mit der grösten Vorsichtigkeit dabey zu Werke gehen; denn macht er, dass das Korn allzuwohlfeil wird, so ruinirt er die Proprietairs der Ländereyen; und obgleich (wie weiter oben bemerkt worden ist) es bey einer Handlungsnation gar bald dahin kommt, dass alle Sachen einander das Gegengewicht halten, so hat man sich doch vor allen plötzlichen und gewaltsamen Veränderungen, so wie dieses eine ist, zu fürchten. Sie sind allemal gefährlich, und die Denkungsart jeder Classe der Einwohner will menagirt seyn.

Ist irgend ein Zweig der Indüstrie in Miscredit gerathen, so kann die Veranlassung, die denen damit beschäfftigten Arbeitern gegeben wird, von diesem Zweige abzustehen, manchmal zum grösten Schaden des Ganzen gereichen. Dieses wird sich unfehlbar zutragen, wenn gewaltsame Uebergänge nicht aus natürlichen Ursachen herrühren; wie in dem Exempel, das wir vor uns haben, wenn der Kornpreis nicht wegen des Ueberflusses an Korn, sondern blos wegen der Einfuhr einer grösern Quantität desselben, heruntergebracht wird. Denn wenn die Marktpreise wegen der verstärkten Einfuhr fallen, so kann der arme Landmann die niedrigen Preise, die er für sein Korn bekommt, durch nichts wieder gut machen: dahingegen er, wenn der Ueberfluss ihr Fallen verursacht hat, sich an seinem desto grösern Kornvorrath wieder erholen kann.

In solchen Jahren also, da sich überall ein Kornmangel äussert, sollte ein Staatsmann die Kornpreise, mittelst auszusetzender Prämien, nicht anderst zum Fallen bringen, als in wechselseitiger Proportion zu der bedürftigen Quantität; das ist, je mehr Korn sein Land bedarf, desto geringer muss die Erniedrigung der Kornpreise seyn.

Man wird freilich einwenden, die Kornpreise, in Jahren einer allgemeinen Theurung, herunterzusetzen, wollen, sey für jede Regierung ein sehr weitaussehendes

hendes Project. Ich geſtehe, daſs es eine politiſche Unmöglichkeit ſey, die Preiſe alsdann niedrig zu halten, weil, wenn man ganz Europa zuſammen nimmt, der ganze Ertrag aller Felder, ein Jahr ins andre gerechnet, von den Einwohnern verzehrt wird. Nun würde es aber in einem Jahre, wo ſich ein allgemeiner Kornmangel hervorthut, ſehr ſchwer halten, oder wol gar (wofern nämlich der Staatsmann den Ausführungsplan hiezu nicht ſchon vorher in Bereitſchaft gehalten hat) unmöglich ſeyn, zu machen, daſs eine Nation in vollem Ueberfluſs lebe, während daſs andre Nationen der Hunger plagt. Mein Vorſchlag ſchränkt ſich alſo nur darauf ein, daſs man die Kornpreiſe in einer ſo genauen Proportion zur Fruchtbarkeit des Jahres halte, als nur immer möglich iſt.

Nun geſchieht aber dieſes niemals, wofern ſich nicht die Regierung ins Mittel ſchlägt. Ich will den Fall ſetzen, die Einwohner eines Landes verzehrten in einem mittelmäſſig-fruchtbaren Jahre 6 Millionen Scheffel Korn. Wenn ſichs nun zutrüge, daſs dieſes Land, in einem magern Jahre, um 1 Million Scheffel, oder um noch weit weniger, zu kurz käme, ſo werden die 5 Millionen Scheffel, die das Land in dieſem Jahre getragen hat, in ihrem Preiſe vielleicht auf die doppelte Summe des ordinairen Werths ſteigen, da ſie doch nur um $\frac{1}{5}$ ſteigen ſollten. Unterſucht man aber dieſen Fall in Ländern, wo keine wohleingerichtete Handlung iſt, wie in einigen weit vom Meer entlegenen innern Provinzen des veſten Landes, ſo wird man gemeiniglich den Preis des Korns daſelbſt wol dreimal theurer finden, als ſein ordinairer Werth in fruchtbaren Jahren zu ſeyn pflegt; und dennoch, wenn in einem ſolchen fruchtbaren Jahre die Einwohner eines groſsen Königreichs um eine ſechsmonatliche Kornproviſion verlegen wären, ſo würde vielleicht kaum das ganze übrige Europa im Stande ſeyn, ſie vor Hungersnoth zu retten.

Die Furcht vor dem Mangel, nicht der wirkliche Mangel, bringt das Korn auf unmäſſige Preiſe hinauf. Da nun dieſe auſſerordentliche Veränderung im Steigen des Preiſes nicht von einer natürlichen Urſache, das iſt, nicht von dem Grade des Mangels, herrührt, ſondern dem Geize und den ſchlimmen Abſichten der Kornwucherer und Aufkäufer zuzuſchreiben iſt: ſo iſt ſie für die Profeſſioniſten des Landes eben ſo nachtheilig, als das Fallen der Kornpreiſe für den Landmann nachtheilig ſeyn würde, wofern, wegen der Korneinfuhr, die Preiſe unter die rechte Proportion des im Lande ſelbſt erzielten Kornwachſes heruntergebracht wären.

Auſſer

Auſſer der Korneinfuhr giebt es in einigen europäiſchen Ländern noch einen andern Weg, die Quantität des Korns ſehr beträchtlich zu vermehren. Wie viel Korn würde nicht in magern Jahren erſpart werden, und folglich ein gröſſerer Vorrath deſſelben vorhanden ſeyn, wenn das Branntweinbrennen im Lande verboten, und dagegen die Einfuhr fremder Weine und Branntweine erlaubt würde; oder, wenn man auch den Einwohnern ihre Freiheit, Malzgetränke zu brauen und zu diſtilliren, nicht einſchränken wollte, ſo bin ich verſichert, daſs man durch die Erlaubnis, fremde Weine zollfrey einzuführen, in theuren Jahren dem Kornmangel im Lande gewiſs vorbeugen würde.

Es iſt hier nicht der Ort, den Nachtheil zu unterſuchen, den eine ſolche Verfügung den Staatseinkünften verurſachen könnte; denn ich ſage nur, daſs man auf dergleichen Mittel verfallen *könnte*, um die Balanz in Anſehung der auswärtigen Handlung nicht zu verlieren. Indeſſen wird eine Schatzkammer, die ſich auf Koſten dieſer Balanz bereichert, ihre Schätze gewiſs nicht lange behalten können.

Dieſes wären alſo die vernünftigſten Mittel, die man auf einige Zeit ergreifen könnte, um in theuren Jahren die hochgeſtiegenen Kornpreiſe zu erniedrigen. Wir werden hernach die Grundſätze unterſuchen, auf welche ein Plan, der allen willkührlichen Aenderungen der Kornpreiſe ſteuren ſoll, erbaut werden muſs.

In fruchtbaren Jahren muſs man ganz andre Vorſehungsmittel gebrauchen; denn bey den hohen Preiſen, welche durch die Ausfuhr verurſacht werden, muſs der arme Handwerksmann eben ſo ſehr leiden, als wenn ein Miswachs daran ſchuld wäre. Und niedrige Preiſe, die vom Ueberfluſs herrühren, bringen dem armen Landmann eben ſoviel Schaden, als wenn er die ſchlechteſte Erndte gehabt hätte.

Ein Staatsmann ſollte alſo die gröſste Sorgfalt anwenden, die inländiſche Kornhandlung auf den möglich-beſten Fus zu ſetzen, um den Betrügereyen der Kornwucherer vorzubeugen, und in allen Gegenden ſeines Landes eine gleichgemeſſene Diſtribution der Lebensmittel zu befördern; und er muſs durch Ein- und Ausfuhr, je nachdem es der Ueberfluſs oder der Mangel erfodert, eine richtige Proportion zwiſchen der allgemeinen Fruchtbarkeit des Jahrs in Europa, und den Preiſen der Subſiſtenzmittel, veſtſetzen, und ſelbige im Lande allemal etwas niedriger halten, als ſie bey allen andern Nationen,

die in Anſehung der Handlung ſeine Nebenbuler ſind, befunden werden. Wird dieſe Methode gut beobachtet, ſo werden ſich die Einwohner vermehren; und dieſes wird ein Hauptſchritt zum wohlfeilern Preiſe der Manufacturwaaren ſeyn; denn wenn die Anzahl der Arbeiter gröſſer wird, ſo vermindert ſich der Preis des Arbeitslohns.

Ein andres vortrefflich-wirkſames Mittel zur Erniedrigung der Preiſe der Manufacturwaaren (in ſolchen Ländern, wo, wegen einer ſchädlichen Concurrenz unter den Einwohner um die im Lande gewachſenen Feldfrüchte, alle Lebensmittel theuer ſind) iſt die Erfindung und Einführung der Maſchinen. Ich habe in einem der vorigen Capitel die vornehmſten Einwürfe beantwortet, die man dagegen in Anſehung ſolcher Länder gemacht hat, wo die Anzahl induſtriöſer Leute, welche wenig oder nichts zu thun haben, ſo gros iſt, daſs jedes zur Verkürzung der Arbeit gereichendes Mittel als eine Sache betrachtet wird, um welcher willen die Armen verhungern müſsten. Es iſt aber gar nichts Gründliches an dieſem Einwurf; und geſetzt, es wäre was daran, ſo iſt gegenwärtig die Frage nicht, wir wir die Armen füttern ſollen, ſondern wie der Reichtum einer Nation dadurch zu vermehren ſey, daſs die Fleiſsigen in Stand geſetzt werden, ſich auf Koſten der Fremden zu ernähren. Die Erfahrung lehret, daſs die Einführung der Maſchinen die Preiſe auf eine wundernswürdige Art heruntersetze. Haben ſie gleich die Wirkung, daſs ſie hundert Perſonen, die vorher ihre einfache Beſchäfftigungen bey den Manufacturen hatten, um ihr Brod bringen: ſo haben ſie doch auch *die* Wirkung, daſs ſie tauſend Perſonen Brod verſchaffen, nämlich durch die weitere Ausbreitung unzählicher Zweige der Scharfſinnigkeit, die ohne Maſchinen ſehr eingeſchränkt geblieben wären. Wie hoch hat man es nicht ſeit hundert Jahren in der Baukunſt gebracht? Wer zweifelt daran, daſs die Bequemlichkeit der Eiſenhütten und Sägmühlen Manchen zum Bauen anreitzet? Und dieſe Bauluſt hat ſehr viel beigetragen, die Anzahl der Schmidte und Zimmerleute zu vermehren, nicht zu vermindern, und auch die Schiffahrt zu erweitern. Ich will zur Vertheidigung ſolcher Mittel nur noch Folgendes ſagen. Die Erfahrung bezeugt, daſs die Vortheile, die durch gewiſſe Maſchinen gewonnen werden, mehr als hinlänglich ſind, jede Inconvenienz, die aus conſolidirtem Profit und allzu koſtbarer Lebensart entſpringt, zu erſetzen; und daſs die erſten Erfinder dadurch eine Superiorität erwerben, welche auf keine andre

Weiſe

Weise als durch Annehmung ebenderselben Erfindung, contrebalancirt werden kann.

Die *dritte* Ursache der hohen Preise hab ich den natürlichen Vortheilen zugeschrieben, welche benachbarten Nationen aus ihrem Clima, Boden, oder Lage, zufliessen.

Hier kann man nicht sagen, dass in dem Lande selbst, wovon die Rede ist, die Preise gestiegen wären, sondern sie sind nur relative hoch geworden, das ist, im Vergleiche mit den Preisen bey andern Nationen, welche, wegen ihrer natürlichen Vortheile, Gelegenheit gehabt haben, die nämlichen Waarenartikel wohlfeiler zu verschaffen.

Wenn man die schlimmen Wirkungen einer Concurrenz, die sich durch die ordentlichen Mittel nicht wollen heben lassen, dennoch hintertreiben will, so ist zweyerley Rath übrig; der erste, dass man den nothleidenden Gewerbszweigen aus dem öffentlichen Schatze zu Hülfe komme; der zweite, dass man Geduld habe, und indessen sparsam zu leben fortfahre, wie schon oben erinnert worden ist. Auf was für Weise der erstere Rath befolgt werden könne, will ich einstweil durch ein kurzes Exempel deutlich machen; denn eine weitläuftigere Abhandlung der Grundsätze, die auf dergleichen Operationen einen Einfluss haben, liefere ich wohlbedächtlich erst in der Folge.

Ich will den Fall setzen, eine Nation sey bisher gewohnt gewesen, alle Jahr für 1 Million Pf. St. Fische an die Fremden zu liefern; eine andre Nation aber habe auf ihrer eigenen Küste eine so ergiebige Fischerey angelegt, dass sie im Stande sey, die Fische um 20 p. C. wohlfeiler zu liefern, und solches wirklich thue. Was ist in diesem Falle dem Staatsmann der erstern Nation anzurathen? Dieses, dass er den ganzen Fischvorrath seiner Unterthanen aufkaufe, und auf allen auswärtigen Märkten die Fische noch wohlfeiler verkaufen lasse, als seine Nebenbuler sie liefern können. Er wird etwa 250000 Pf. St. dabey verlieren. Was wird die Folge seyn? Diese, dass die Million, welche er für die Fische bezahlt hat, im Lande bleibt, und aus den fremden Ländern kommen für den Verkauf 750000 Pf. St. ins Land. Wie sind aber die 250000 Pf. St. wieder gut zu machen? durch einen allgemeinen Impost auf alle Einwohner. Dieser kommt wieder in den öffentlichen Schatz, und so bleibt Alles beim Alten. Was geschieht aber, wenn dieses Mittel nicht befolgt wird? Die Fischerleute kommen in ihrer Nahrung zurück, und müssen hungern;

die

die gefangenen Fische bleiben entweder unverkauft liegen, oder, wenn sie mit grossem Verlust dennoch verkauft werden, so leiden die Proprietairs einen Schaden, der sie ruinirt; und die Nation verliert aufs künftige jährlich ein Einkommen von 750000 Pf. St.

Um diese Operation zu verkürzen, werden Prämien auf die Ausfuhr gesetzt; welches mit dem erstenerwähnten Mittel auf einerley hinausläuft, und nur eine feinere Anwendung des nämlichen Grundsatzes ist. Aber Prämien werden oft misbraucht: daher muss die einer Regierung zukommende Zwangsmacht diesem Misbrauch steuren. Ich will hier nur meine Privatmeinung sagen: Wäre ich ein Staatsmann, ich würde die blutige Liste der Laster des Hochverraths, die mit grösserer Schärfe als Strassenraub und Meuchelmord bestraft werden, noch mit dieser Rubrik vermehren: dass, wer die Anwendung der öffentlichen Gelder zu besagten Zwecken durch irgend einen boshaften Versuch vereitelt, als ein Verräther des Königs und des Vaterlands angesehen werden soll. Schon die Mannigfaltigkeit der in diesem Stücke vorgehenden Betrügereyen kann einem Staatsmanne den Muth benehmen, nach obigem Grundsatze zu handeln, und vernichtet seine guten Entwürfe. Wenn also die schärfste Bestrafung solchen Betrügereyen wehren kann, so wird sie allemal wohl angewandt seyn.

Während dass ein Staatsmann solchergestalt durch eine ausserordentliche Operation, die er in Absicht auf die Circulation des Reichtums vornimmt, die auswärtige Handlung seines Landes beschützt, so muss er, mit gleicher Geschicklichkeit, auch das zweite Mittel zur Hand nehmen. Er muss sorgfältig die Mässigkeit in seinem Lande zu erhalten suchen, und übrigens geduldig warten, bis die bey seinen Nachbarn eingeschlichene Misbräuche einige der erwähnten Inconvenienzen hervorbringen werden. Sobald dieses geschieht, so hat er seine Absicht erreicht: alsdann mögen die Prämien aufhören; die öffentlichen Gelder können in einem andern Canal angelegt, und die ganze Taxe kann, nach Erfordernis der Umstände, aufgehoben werden.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, dass, je behutsamer und bescheidener der Staatsmann bey solchen Operationen zu Werke geht, desto weniger Jalousie wird er bey den andern rivalen Nationen erwecken. Und da ich diesen Plan nur für einen solchen Staat vorgeschlagen habe, der sich bereits im Besitze eines Zweigs der auswärtigen Handlung befindet, den ihm aber andre Nationen, welche

welche gröſſere natürliche Vortheile haben, entziehen zu wollen Mine machen: ſo dürfen wir vorausſetzen, daſs dieſer Staat wenigſtens mehr Geld habe, als ſeine Rivalen. Wird aber dieſes gehörig angewandt, ſo kann man ſich Vortheile ſchaffen, die alle andre Dinge, welche man ihm entgegen ſetzen kann, überwiegen; und wenn gleich eine ſolche Operation den Unwillen der rivalen Nation erregen wird, ſo wird ſie hingegen dem Lande die Freundſchaft aller neutralen Nationen erwerben, als für welche die Concurrenz eine augenſcheinliche Wohlthat ſeyn wird; denn ſie werden ihr Geld allemal lieber derjenigen Nation zuwenden, die am wohlfeilſten verkauft. Mit Einem Wort, kein Privatkaufmann kann gegen den Reichtum einer ganzen Nation in Concurrenz auftreten. Prämien ſind beim Commerz eine Maſchine, der nichts als eine ähnliche Operation widerſtehen kann.

Bisher hab ich Methoden zur Hebung derjenigen Inconvenienzen vorgeſchlagen, welche die Gefehrten des Reichtums und der Ueberlegenheit einer Nation ſind; und habe gezeigt, wie die Vortheile, die aus einer bereits in Stand gebrachten auswärtigen Handlung entſpringen, beizubehalten ſind. Itzt müſſen wir auf eine andre Seite treten, und das Intereſſe derjenigen Nationen beherzigen, die unter der Laſt einer ſchweren Concurrenz gegen ihre reiche Nachbarn arbeiten, welche in der Handlung geübt, in allen Künſten und Manufacturen geſchickt ſind, und durch einen Staatsmann regiert werden, der erhabene Talente beſitzt, und alle Triebfedern in Bewegung ſetzt, damit er jeden günſtigen Umſtand zum Vortheil ſeines Landes aufs beſte nutzen möge.

Auch nur eine entfernte Ausſicht, mit einer ſolchen Nation in Wettſtreit zu treten, ſo lang ſich die Inconvenienzen, welche die Folgen ihres Reichtums ſind, noch nicht wirklich eingeſchlichen haben, iſt für einen in der Handlung und Induſtrie noch unerfahrnen Staat keine leichte Unternehmung. Folglich würde es der gröſte Unverſtand ſeyn, gleich im erſten Anfang ſolche Verſuche zu machen, daſs dieſe Nation ſcheelſüchtig darüber werden könnte.

Vor allen Dingen iſt zu unterſuchen, was es mit den natürlichen Vortheilen für eine Beſchaffenheit habe. Findet ſichs, daſs irgend ein hieſiger Zweig natürlicher Producten, z. E. Korn, Vieh, Weine, Früchte, Bauholz u. d. g. von ſo groſser Wichtigkeit für die rivale Nation ſey, daſs ſie ſelbige

für baares Geld kaufen, und nicht gegen ihre Manufacturwaaren eintauschen wird; so kann diese Handlung mit der rivalen Nation, was diese Zweige betrifft, immerhin fortgesetzt werden. Findet sich aber kein solcher Handlungzweig im Lande, so muss forderſamst alle Handlungsgemeinschaft, die durch Umtausch mit einem solchen Volke geschieht, abgeschnitten werden; und man muss sich genau nur auf die Verschaffung aller einheimischen Bedürfnisse einschränken, ohne sich dieserhalb an die Fremden zu wenden.

Sobald mit Verschaffung dieser Bedürfnisse der Anfang gemacht ist, und sich ein Ueberschuss zeigt, so muss man sich nach andern Nationen umsehen, die weniger Vortheile geniessen; und es kann mit ihnen eine Subalternhandlung geführt werden. Hier muss man erst einzelne Aehren auffammeln, ehe man ganze Garben erndten kann. Indessen wird dieses Auffammeln jährlich das Capital des Reichtums vergrössern; und je mehr dieses Capital zum öffentlichen Nutzen angewandt wird, desto geschwinder wird es sich vermehren.

Die Anfänger werden gewisse Vortheile ziehen, die von dem Kindheitszustand ihrer Handlung unzertrennlich sind, nämlich eine Reihe von Vermehrungen in allen Arten; wovon ich schon so oft geredet habe. Können diese in einer gleichförmigen Progression erhalten werden; kann man machen, dass die Balanz zwischen Arbeit und Nachfrage, zwischen Bevölkerung und Ackerbau, durch abwechselnde Vermehrungen ihres Gewichts, in gelinder Schwebung bleibt; und kann ein eben so guter Oekonomieplan, als bey den Nachbarn befolgt wird, in Gang gebracht und ausgeführt werden: so werden mit der Zeit alle natürliche Vortheile des Clima, des Bodens, der Lage, und der Grösse des Lands, ihre volle Wirkung beweisen, und endlich für die Superiorität dieses Landes den Ausschlag geben.

Einige Anmerkungen über den Unterschied zwischen Theorie und Praxis, in so fern er die gegenwärtige Materie betrifft, sollen dieses Capitel schliessen.

In der Theorie haben wir eine jede von den Ursachen, welche die hohen Preise machen, und der Exportation hinderlich sind, als einfach und unzusammengesetzt betrachtet: in der Praxis befindet man es selten so. Dieser Umstand macht den Gebrauch der angegebenen Mittel schwer, und bisweilen gefährlich. Schwer, wegen der ineinander verwickelten Symptomen des Uebels: gefährlich, weil das Mittel gegen den consolidirten Profit, wie gesagt, unend-

unendlichen Nachtheil bringt, wenn es zur Hebung desjenigen Schadens, der von der Theurung der Lebensmittel herrührt, gebraucht wird.

Ein andrer groſser Unterſchied zwiſchen Theorie und Praxis zeigt ſich beim *vierten* Falle, wo wir vorausgeſetzt haben, daſs eine in der Handlung noch unerfahrne Nation eine Concurrenz gegen eine andre Nation anfange, die bereits im Beſitze einer wohletablirten Handlung iſt. Wenn ich der Situation einiger europäiſchen Länder (etwa Spaniens) nachdenke, auf die man eine Anwendung dieſer Grundſätze machen könnte: ſo finde ich, daſs es juſt dieſe Nationen ſind, wo die andern Unbequemlichkeiten des conſolidirten Profits, und ſelbſt die hohen Preiſe der Lebensmittel, bis zum höchſten Grade getrieben werden; und daſs die einzige Urſache, warum noch ein baarer Schilling bey ihnen zu finden iſt, in dem ungemein groſsen Vortheil beſteht, den ſie aus den Bergwerken, und aus dem Verkauf ihrer rohen und unverarbeiteten natürlichen Producten ziehen; wozu noch ihre ſimple und mäſſige Lebensart kommt, welche dem armſeligen Zuſtand der niedrigern Claſſen zuzuſchreiben iſt, die, dadurch allein, von der Conſumtion auswärtiger Waaren abgehalten werden. Wäre in dieſen Ländern das Geld ſo gleichmäſſig vertheilt, wie in andern, wo Handlung und Induſtrie blühen, es würde ſehr bald aus dem Lande wandern. Ein jeder würde ſeine Conſumtion in fremden Waaren noch weiter treiben, und der Reichtum würde verſchwinden. Aber dieſes geſchieht nicht; die Reichen behalten ihr Geld im Kaſten, weil daſelbſt das Ausleihen auf Zinſen ſehr weislich unzähligen Hinderniſſen ausgeſetzt iſt. Der Fehler liegt alſo nicht daran, daſs es an Gelegenheit fehlt, ſein Geld auf Intereſſen auszuleihen: ſondern daran, daſs die Leute nicht in eine Verfaſſung geſetzt ſind, wo ſie, zur Beförderung ihrer Induſtrie, nothwendig Geld bedürfen. Bekämen ſie die gehörige Anweiſung, ihre eignen Bedürfniſſe ſelber herbeizuſchaffen, ſo möchte der Staat immerhin die Geldcirculation durch Darleihen mit allerley Aufmunterungen begünſtigen: allein, da ſie ſich dieſe Bedürfniſſe lieber von den Fremden liefern laſſen, ſo iſt es beſſer für ſie, daſs ihr Geld unangelegt im Kaſten ruhe.

Wenn bey einer Nation, deren Hauptzweck auf eine ausgebreitete und vortheilhafte auswärtige Handlung abzielt, obige allgemeine Grundſätze, nach den verſchiednen Combinationen der Umſtände, recht gebraucht und angewandt werden: ſo bin ich überzeugt, daſs ein Staatsmann ſeinem Lande, auf

sehr lange Zeit, eine ungemeine Superiorität in der Handlung zuwegebringen und erhalten kann, vorausgesetzt, dass Friede bleibe; denn in Kriegszeiten wird jede volkreiche Nation, wenn sie sich durch ein grosses Land hindurch erstreckt, so viele Schwierigkeiten, sich mit Lebensmitteln zu versorgen, und so viele arbeitsame Leute zu unterhalten finden, dass, was vorher ihre Grösse ausmachte, itzt ihren Verfall beschleunigen wird.

XIX. Capitel.

Von der Handlung in ihrer Kindheit, und von der auswärtigen und inländischen Handlung, in Rücksicht auf die verschiednen Grundsätze, die darauf einen Einfluss haben.

Ich habe jederzeit befunden, dass die Vorstellung von der geographischen Lage der Oerter, die wir auf der Landkarte nachsuchen, viel besser in unserm Gedächtnis haftet, wenn wir diese Oerter bereits durchreiset haben, als vorher; gleichwie die meisten Vorreden alsdann erst am besten verstanden werden, wenn man das Buch, dem sie zur Einleitung dienen sollen, bereits durchgelesen hat. Ich wünschte, dass mir diese Anmerkung bey meinen Lesern zur Rechtfertigung dienen möchte, da ich ihnen itzt, mitten im Zusammenhang unsrer Materie, ein Capitel voll trockner Eintheilungen vorlege.

Meine Absicht ist gegenwärtig, das ganze Feld der Handlung in seinen verschiedenen Districten zu überschauen, um für jeden derselben eine Grundmaxime auszuzeichnen, aus welcher alle übrige ihn betreffende Regeln natürlicherweise von selbst fliessen, oder sich doch durch ganz leichte Schlüsse herleiten lassen. Diese Districte will ich also meinen Lesern vor Augen legen, damit sie die Abtheilung ihrer Ideen nach der meinigen ordnen können; denn hiedurch werden die Termini, deren ich mich bedienen muss, sich desto besser zum Ausdruck derjenigen Combinationen passen, auf die ich, mittelst derselben, mein Augenmerk zu richten habe.

Ich theile die Handlung ab in die Handlung in ihrer Kindheit (*infant trade*), und in die auswärtige und inländische Handlung.

I. Unter dem Namen der *Handlung in ihrer Kindheit* kann überhaupt diejenige Art der Handlung verstanden werden, welche die Verschaffung der noth-

nothwendigen Bedürfnisse der Einwohner eines Landes zum Gegenstand hat; denn hierauf wird gemeiniglich eher gedacht, als auf die Befriedigung der Bedürfnisse der Fremden. Diese Art Handlung ist in allen Zeitaltern und in allen Ländern mehr oder weniger bekannt gewesen, je nachdem sich die Bedürfnisse der Menschen mehr oder weniger vermehrt haben, und die Anzahl derer, die sich durch ihren erfindsamen Fleiss ernähren müssen, grösser oder kleiner gewesen ist.

Die allgemeinen Grundsätze, die ein Staatsmann zur gehörigen Aufmunterung dieses Verkehrs zu beobachten hat, bestehen in folgenden zween:

1. Er muss die Ruhe und Glückseligkeit der höhern Classen dadurch befördern, dass er ihnen Anlass giebt, sich ihres grössern Vermögens zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Neigungen zu bedienen.

2. Er muss die Ruhe und Glückseligkeit der niedrigern Classen dadurch befördern, dass er ihren natürlichen Fähigkeiten die gehörige Richtung giebt, um die Wahl einer solchen Lebensart zu treffen, die für sie ein untrügliches Mittel wird, ihre nothwendigen Bedürfnisse zu stillen.

Dieses führt sogleich auf die Idee von einer freyen Societät; denn es setzt die Circulation eines reellen Vergütungsmittels für jeden Dienst voraus, welches zu erlangen, die Menschen sich auch der härtesten Arbeit mit Vergnügen unterziehen.

Im ersten Buche hatte ich wenig Gelegenheit, die Handlung nach ihren unterschiedenen Gattungen zu betrachten. Dort liessen wir kein andres Principium einen Einfluss auf dieselbe haben, als nur die zu befördernde Vermehrung der Menschen, und die Erweiterung des Ackerbaus, *mittelst Herbeiziehung des Vermögens der Reichen in die Hände der Fleissigen.* Wenn diese Operation sich hierauf einschränkt, so stellt sie das wahre Bild der ersten Handlung in ihrer Kindheit dar.

Itzt aber muss ich die Sache in ein neues Licht setzen, und diese erste Handlung als die Grundlage zur Errichtung einer auswärtigen Handlung betrachten. An sich selber ist sie nichts weiter als ein Mittel, den Wünschen derer zu willfahren, die das Aequivalent haben; und dieses denen zuzuwenden, die es nicht haben. Hiernächst werde ich untersuchen, wie diese Nothhandlung, durch die Sorgfalt des Staatsmanns, ein Mittel werden könne, wodurch eine Societät in Stand gesetzt werden kann, eine Superiorität über

andre Nationen zu erwerben, indem auf der einen Seite die Quantität des allgemeinen Aequivalents, welches dieſe Nationen beſitzen, verringert wird, und auf der andern Seite die abſolute Quantität deſſelben ſich im Lande vergröſsert; und zwar auf eine ſolche Art, daſs nicht nur die Circulation desjenigen Theils des Aequivalents, der zur Anſchaffung der Bedürfniſſe der ſämmtlichen Landesbürger nöthig iſt, befördert wird, ſondern damit auch, durch das Surplus deſſelben, andre Nationen in den mehreſten Stücken ihrer Staatswirthſchaft, von dieſem Volke dependent werden mögen.

Der Staatsmann, der ſich vornimmt, dieſes Nothverkehr bis zu einer auswärtigen Handlung anwachſen zu laſſen, muſs die Bedürfniſſe andrer Nationen unterſuchen, und die Producten ſeines eigenen Landes betrachten. Alsdann muſs er beſtimmen, was für Arten der Manufacturen ſich am beſten zur Lieferung für die erſtern, und zur Conſumtion des letztern, ſchicken. Er muſs den Gebrauch ſolcher Manufacturwaaren bey ſeinen Unterthanen einführen; und ſich beſtreben, durch allerley Aufmunterungen zu dieſen neuen Zweigen der Conſumtion, die Bevölkerung und den Ackerbau, in ſeinem Lande höher zu treiben. Er muſs die beſten Meiſter in der Arbeit herbeiziehen, und ſie mit allen dienlichen Maſchinen zu ihrem Gewerbe verſorgen; und vor allen Dingen muſs er ihnen einen Ausweg zum Abſatz ihrer verfertigten Arbeit verſchaffen, wenn die einheimiſche Nachfrage zur Conſumtion derſelben zu ſchwach iſt.

Es muſs nothwendig eine beträchtliche Zeit verflieſsen, ehe ſich eine Nation die gehörige Geſchicklichkeit im Manufacturweſen erwirbt. Es giebt gar zu viel Zweige deſſelben, deren jeder ſeine beſondern Handgriffe hat, und einen beſondern Meiſter erfodert, der die Anfangsgründe der Kunſt vorzeichne. In Ländern, wo ſie bereits eingeführt ſind, merkt man dieſe Inconvenienz nicht; und mancher Projectmacher hat ſich darüber ruinirt, daſs er dieſen Umſtand nicht erwogen hat.

Was die ſimplern Verrichtungen bey Manufacturen betrifft, wo keine beſondre Lehrjahre üblich ſind, ſo ſieht ſie immer einer dem andern ab. Die neuen Anfänger werden unter einen Haufen bereits vollkommener Arbeiter geſetzt, und bekommen keine andre Anweiſung als dieſe: *Wie ihr ſeht, daſs es die andern machen, ſo macht es auch.* Dieſes iſt ein Vorzug, den eine Indüſtrie, die ſchon im Gange iſt, vor einer erſt neuerlich angefangenen Indüſtrie hat;

hat; und eben hierin glaube ich die Urſache zu finden, warum gewiſſe Manufacturen, nachdem ſie lange Zeit in einem Zuſtand der Kindheit geblieben, innerhalb wenigen Jahren die erſtaunlichſten Progreſſen gemacht haben. Welchem Verluſt iſt man nicht anfänglich ausgeſetzt! und wie viele aufblühende Genies werden nicht durch den ſchlechten Ausgang ihrer erſten Unternehmungen zu Boden geſchlagen, wenn der Staatsmann die Sachen gehn läſst, wie ſie gehen! Will er ſeinen Unterthanen durch ein Verbot der Einfuhr fremder Waaren aufhelfen, wie oft giebt er nicht eben hiedurch ein Mittel an die Hand, das nur zur Vergröſserung des unmäſſigſten Profits gereicht, weil er verſäumt hat, zu gleicher Zeit die Manufactur mit einer gröſsern Anzahl Arbeiter zu verſehen. Ich geſteh indeſſen, daſs, ſo lange der Eingang fremder Waaren in ein Königreich verſchloſſen bleibt, und keine auswärtige Communication verſtattet wird, ein groſser Profit von der Arbeit wenig Schaden anrichtet, ſondern vielmehr eine Reizung zu gröſserer Geſchicklichkeit giebt, und zur Verfeinerung der Künſte dient, und in ſo fern iſt ſelbiger ein ſehr gutes Mittel, den Grund zu Manufacturen zu legen. So bald aber die Geſchicklichkeit ſchon hinlänglich aufgemuntert, und eine Menge vortrefflicher Meiſter ins Land geſchafft worden iſt: ſo muſs alsdann der Staatsmann auf eine Vermehrung der Anzahl der Schüler bedacht ſeyn; und es muſs eine neue Generation auferzogen werden, die man angewöhnt, wirthſchaftlich zu leben, und ſich mit dem mäſſigſten Profit zu begnügen. Auſſerdem läſst ſich der Plan nimmermehr ausführen.

Die Hauptregel alſo, wornach ſich ein Staatsmann bey dieſer erſten Art der Handlung zu richten hat, beſteht darin, daſs er die Einwohner zur Verarbeitung aller Zweige der natürlichen Landesproducten aufmuntere, indem er ihnen zu einer gröſſern einheimiſchen Conſumtion Anlaſs giebt; ihre Concurrenz mit den Fremden verhindert; den Profit gerade ſo hoch ſteigen läſst, als zur Beförderung der Geſchicklichkeit, und zur Erweckung eines Nacheifers in Erfindungen und Verbeſſerungen, dienlich iſt; und endlich den Indüſtriöſen ihre verfertigte Arbeit abnimmt, ſo oft ſich keine andre Abnehmer mehr einfinden wollen. Dieſe Arbeit mag er unterdeſſen mit Schaden, auf Koſten des Publici, exportiren laſſen, bis ſie wiederum mit Vortheil exportirt werden kann. Er muſs keine Koſten ſparen, in jedem Zweige der Indüſtrie die geſchickteſten Meiſter zu bekommen, und eben ſo wenig in den erſten Einrichtun-

richtungen der Manufacturen gar zu sparsam seyn, sondern nützliche Maschinen, und überhaupt alles, was zum glücklichen Fortgang der Unternehmung etwas beitragen kann, reichlich anschaffen. Er muss auch sein Auge beständig auf den Profit richten, der bey jedem Zweige der Indüstrie gemacht wird; und so bald er findet, dass der reelle Werth der Waaren so weit herunterkommt, dass sie aus dem Lande geführt werden können, so muss er die Arbeiter auf obenbeschriebene Art beschäfftigen, und demjenigen Profit ein Ende machen, den er bisher nur als ein Mittel, die Manufacturen zur Vollkommenheit zu bringen, erlaubt hat. In der Maasse als die Preise bey jeder Gattung der Indüstrie so weit heruntergebracht werden, dass sich die Waaren zur Ausfuhr qualificiren, verliert diese Art der Handlung ihren ursprünglichen Character, und nimmt den von der zweiten Art an.

II. Die *auswärtige Handlung* haben wir schon zur Gnüge durchgegangen. Die Hauptregeln dabey sind kürzlich folgende: Man verbanne den Luxus; man gebe Ermunterungen zur Sparsamkeit; man setze den Preisen den möglich-niedrigsten Fus; und man beobachte immerfort höchstaufmerksam die gelinden Bewegungen der Balanz zwischen Arbeit und Nachfrage. So lang diese Balanz erhalten wird, so kann kein innerliches Gebrechen den glücklichen Fortgang der auswärtigen Handlung stören. Und werfen sich andre Nationen, durch ihre natürlichen Vortheile gereitzt, zu Nebenbulern auf, und der Staatsmann kann solches auf keine andre Weise wehren: so muss er, durch das Gewicht und den Einfluss der öffentlichen Gelder, jene contrebalanciren. Hilft aber auch dieses Mittel nicht: dann ist es zwar freilich mit der auswärtigen Handlung aus: allein, aus ihrer Asche steigt die dritte Art der Handlung hervor, welche ich die innländische nenne.

III. Die allgemeinern Grundsätze der *inländischen Handlung* haben wir gelegentlich im ersten Buche betrachtet, und im 15ten Capitel dieses zweiten Buchs ist schon etwas specieller darauf gezielt worden. Allein, wir haben noch viele neue Beziehungen zu untersuchen, woraus sich neue Grundsätze erzeugen werden, die in den folgenden Capiteln dieses Buchs erläutert werden sollen. Hier will ich nur die vornehmsten Puncte auszeichnen, welche diese dritte Art der Handlung von den zwo vorhergehenden besonders-kenntlich unterscheiden.

Die inländiſche Handlung, wie wir ſie hier betrachten, ergreift nicht eher Platz, als wenn die auswärtige ſchon völlig erlöſcht iſt. Der Staatsmann muſs in ſolchem Falle, wie bey den zwo andern Arten, Sorge tragen, daſs er den Reichen ihre Bedürfniſſe verſchaffe, indem er, durch die Circulation des obenerwähnten Aequivalents, die Nothdurft der Armen erleichtert. Gleichwie er aber vorher ein wachſames Auge auf die Balanz zwiſchen Arbeit und Nachfrage haben muſste: ſo muſs er itzt hauptſächlich auf die Balanz des Reichtums Acht geben, wie ſelbige ſich zwiſchen den Abnehmern (*Conſumers*) und den Verfertigern der Waaren, das iſt, zwiſchen den Reichen und den Induſtriöſen, ſachte hin und her ſchwebt. Die Wirkungen dieſer Vibration hab ich im 15ten Capitel dieſes Buchs kurz angezeigt.

Bey der Aufſicht über die auswärtige Handlung beſtund das Geſchäffte des Staatsmanns darin, daſs er die Preiſe auf einen ſo niedrigen Fus ſetzte, als immer möglich war, und dem Profit ſehr enge Grenzen vorſchrieb. Nunmehr aber, da von der Ausfuhr nicht mehr die Rede iſt, darf ein groſser Theil ſeiner Sorgfalt wegfallen; und der hohe Profit, den ſich die Induſtriöſen machen, wird nun keine andre Wirkung haben, als daſs er die Balanz des Reichtums eiliger auf ihre Seite zieht. Je höher der Profit iſt, deſto geſchwinder werden die Fleiſsigen reich, und die Conſumirer arm; und deſto nöthiger wird ſeyn, der Nation alle Handlungsgemeinſchaft mit den Fremden abzuſchneiden.

Aus dieſer politiſchen Situation eines Staats entſteht ein Hauptgrundſatz, der bey Anlegung der Taxen wohl in Acht zu nehmen iſt, nämlich: *Solange die Balanz zwiſchen den Abnehmern* (*Conſumers*) *und den Verfertigern der Waaren ſich gleichſam in einer zitternden Bewegung erhält, ſo ſollte der Staat zur Verſchwendung der Erſtern beförderlich ſeyn, und von dem Profit der Letztern ſeinen Antheil ziehen.* Ich darf dieſe Materie nicht anticipiren: doch werde ich in den rückſtändigen Capiteln dieſes Buchs klar beweiſen, daſs, ſobald der Reichtum eines Staats ſo beträchtlich wird, daſs er den Luxum einführt, der auswärtigen Handlung ein Ende macht, und, wegen der gar zu hoch geſtiegenen Preiſe, alle Hoffnung zu ihrer Wiederherſtellung benimmt, daſs, ſage ich, alsdann die Noth erfodere, Taxen anzulegen, damit einestheils die Regierung ſich in der Autorität erhalte, und anderntheils noch ein Mittel vorhanden ſey, die auswärtige Handlung, trotz aller auf ihre Vertilgung abzielenden Wirkungen des Luxus, doch noch mit der Zeit zurückzuhohlen.

Dieſe kurze Recapitulation und Darſtellung meiner Grundſätze läſst mich hoffen, daſs ich meinen Leſern den Unterſchied, den ich zwiſchen der Handlung in ihrer Kindheit, und der ausländiſchen und inländiſchen Handlung veſtſetzen muſste, zur Gnüge werde begreiflich gemacht haben. Es iſt ſehr nöthig, ſich dieſe Diſtinctionen wohl zu merken; und ihre Anwendung wird bey vielen Stellen dieſes Werks, wo allgemein-ausgedrückte Sätze bedinglich zu verſtehen ſind, überaus dienlich ſeyn: denn ſolche Sätze können (ohne eine beſtändige Wiederholung ſolcher Einſchränkungen, die den Leſer ermüden, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Hauptſache unterbrechen, und noch dazu nicht der Mühe werth ſcheinen würden) manchmal unmöglich vermieden werden, und gleichwol zum Irrtum verleiten.

Ich füge nur noch hinzu, daſs wir nicht denken müſſen, als ſchränkte ſich das Commerz irgend einer Nation blos auf Eine von dieſen drey Arten der Handlung ein. Ich habe ſie nur, dem Gebrauch gemäs, abſonderlich betrachtet, um ihre verſchiedene Grundſätze zu zeigen. Des Staatsmanns Sache iſt es, ſie nach den Umſtänden zu combiniren.

XX. Capitel.

Vom Luxus.

Es wird vielleicht meinen Leſern wunderlich dünken, daſs ich hier mit einem Capitel vom Luxus angezogen komme, nachdem ich ſchon im erſten Buche ſo viel davon geſagt, und eine ganz deutliche Definition deſſelben gegeben habe, indem ich ihn von der Schwelgerey und Ausſchweifung unterſchied, und ſeinen Zweck auf die *Verſchaffung überflüſſiger Sachen, zum Beſten der Conſumtion*, einſchränkte; daher ich behauptete, daſs er nothwendig die gute Wirkung haben müſſe, den Fleiſſigen Arbeit und Brod zu ſchaffen.

Dieſer einfache Verſtand des Worts *Luxus* war für mich der ſchicklichſte, um die politiſchen Wirkungen eines auſſerordentlichen Aufwands erklären zu können. Ich kann jedoch nicht leugnen, daſs beim weltüblichen Luxus gemeiniglich eine zuſammengeſetztere Idee Statt finde; denn wenn ich dieſen Umſtand nicht bemerkte, ſo könnten meine Leſer auf die Gedanken gerathen, ich hätte vorſetzlich einem generellen Worte eine beſondre und eingeſchränkte Bedeutung gegeben, um ſie irre zu führen, und den ſchlimmen Einfluſs der heu-

heutigen Wirthschaft auf die menschlichen Gemüther zu verbergen, welcher Einfluss, wenn er schlimm ist, unfehlbar selbst ihrer politischen Glückseligkeit sehr hinderlich ist.

Meine Absicht in diesem Capitel ist also, meine Ideen vom Luxus, und zwar nach dem weitläuftigsten Verstande dieses Worts, auseinander zu setzen, und sie in nachstehender Ordnung vorzulegen, dass ich erstlich die Richtigkeit meiner davon gegebenen Definition darthue, und zweitens die Meinungen derer, die über eine Sache streiten, worüber gewiss kein Streit seyn würde, wenn man sich nur über den Sinn der Wörter vergliche, miteinander zu vereinigen suche.

Ich muss zu diesem Ende einen Unterschied machen zwischen dem *Luxus*, insofern er durch seine schädliche Folgen unserm verschiedenen Interesse nachtheilig ist, und dem *Luxus*, insofern er die gemässigte Befriedigung unsrer natürlichen oder vernünftigen Wünsche betrifft. Ich muss also Gegenstände, die nur gar zu oft miteinander vermengt werden, voneinander trennen, und diesen verwickelten Terminum analysiren, indem ich die darin enthaltenen Ideen unter Partialdefinitionen namhaft mache.

Unser Interesse, welches durch den Luxus leidet, ist, meines Erachtens, von viererley Art: 1) das *moralische*; hier leidet das Gemüth; 2) das *physische*; hier leidet der Cörper; 3) das *häusliche*; hier leiden die Glücksumstände; 4) das *politische*; hier leidet der Staat.

Die natürlichen Wünsche, die ihren Grund in unsrer thierischen Oekonomie haben, und denen durch den *Luxum* willfahret wird, können ebenfalls unter 4 Classen gebracht werden: *Hunger*, *Durst*, *Liebe* und *Gemächlichkeit* oder Indolenz. Die gemässigte Willfahrung dieser Wünsche, und die physische Glückseligkeit, sind einerley Ding. Die unmässige Willfahrung derselben ist *Ausschweifung*; und wenn diese ebenfalls durch *Luxus* verstanden wird, so wird, denke ich, kein vernünftiger Mensch sich im Ernste zum Vertheidiger des Luxus aufwerfen.

Vor allen Dingen müssen wir ausmachen, was durch *Ausschweifung* zu verstehen sey. Denn was bey Einem Menschen Ausschweifung zu seyn scheint, scheint bey einem andern Menschen Mässigkeit zu seyn. Ich messe also die *Ausschweifung* nach den schlimmen Wirkungen ab, die sie auf das *Gemüth*, auf den *Cörper*, auf das *Glück*, und auf den *Staat*, hervorbringt; und wenn

wir vom *Luxus* als einem Laſter reden, ſo müſſen die ſchlimmen Wirkungen gezeigt werden, die er auf ein, oder auf mehrere, oder auf alle Intereſſen, denen er ſchaden kann, hervorbringt. Wird dieſes verſäumt, ſo entſtehen Zweideutigkeiten, und die verwirrteſten Diſpüten, wo man ſich nicht wieder herausfinden kann.

Um meine Gedanken über dieſe Sache deutlicher an Tag zu legen, will ich ein Exempel von dem Schaden geben, den Seele, Cörper, Glück und Staat leiden müſſen, wenn wir den oberwähnten unterſchiedlichen natürlichen Wünſchen auf eine unmäſſige Art willfahren.

1. Was die *Seele* betrifft, ſo macht das *unmäßige Eſſen* ihre Vorſtellungskraft ſtumpf, und macht den ganzen Menſchen zum Nachdenken und zur Application untüchtig.

Uebermäſsiges *Trinken* benebelt den Verſtand, daſs er oft die handgreiflichſten Verhältniſſe der Dinge nicht einſehen kann.

Uebermäſsige *Liebe* heftet unſre Ideen gar zu ſehr auf einerley Gegenſtand, und giebt allen unſern Handlungen und Vergnügungen eine ſo ſtarke Beziehung auf denſelben, daſs unmöglich viel Geſcheites herauskommen kann.

Uebermäſſige *Gemächlichkeit*, oder allzu groſse Liebe zur Ruhe, zerſtreuet die Activität des Geiſtes, läſst unſre Entſchlüſſe nicht zur Ausführung kommen, und verleitet unſern Verſtand, nichts anders für gut zu halten, als was uns in unſrer geliebten Unthätigkeit nicht im geringſten ſtören kann.

Dieſes ſind Beiſpiele von den Uebeln, die der Luxus, in ſeiner generellſten Bedeutung genommen, anrichtet. Solange die Willfahrung jener Begierden nicht mit den erwähnten Uebeln begleitet iſt, ſo hat man, dünkt mich, noch keine *moraliſche Ausſchweifung* begangen, das iſt, die Befriedigung ſolcher Begierde führte kein unmittelbares moraliſches Uebel mit ſich. Ich kann aber nicht eben ſo gut beweiſen, daſs beim Genuſſe des Ueberfluſſes keine Ueppigkeit vorgegangen ſey.

2. Die *phyſiſchen* Uebel, die aus allen vier Ausſchweifungen erfolgen, äuſſern ſich durch den Schaden, den ſie dem Cörper, der Geſundheit, der Leibesconſtitution, zufügen. Folgt kein ſolcher Schaden auf die Willfahrung unſrer Begierden, ſo finde ich auch kein phyſiſches Uebel: aber dennoch kann, dünkt mich, ein Luxus, in allem möglichen Verſtande dieſes Worts, dabey vorgegangen ſeyn.

3. Wenn

3. Wenn wir die *häuslichen* Inconvenienzen der vier Gattungen des Luxus unterſuchen, ſo concentriren ſie ſich alle in Einem Uebel, nämlich in der Vergeudung der Glücksgüter, von denen die künftige Ruhe des Eigentümers und die Wohlfart ſeiner Nachkommenſchaft abhängt. Wenn der Luxus in Abſicht auf dieſen Gegenſtand betrachtet wird, ſo leidet die Vorſtellung, die wir uns davon machen, eine neue Modification. Eine *Ausſchweifung* läſst ſich hier mit einer ſehr gemäſsigten Willfahrung unſrer natürlichſten Begierden gar wohl zuſammenreimen. Nicht das *Eſſen*, nicht das *Trinken*, nicht die *Liebe*, nicht die *Gemächlichkeit*, ſind unſerm Glücke ſchädlich, ſondern die Koſten, die wir aufwenden, um dieſen Begierden zu willfahren. Wir ſehen ja öfters, daſs Leute, die durch eben dieſe Mittel täglich an Reichtum zunehmen, allen dieſen Stücken, im *moraliſchen* und *phyſiſchen* Verſtande, bis zur *Ausſchweifung* nachhängen.

4. Einige *politiſche* Inconvenienzen des Luxus hab ich bereits gezeigt. Die erheblichſte davon iſt der gänzliche Verfall der auswärtigen Handlung. Indeſſen veranlaſſet der Verluſt der Handlung noch keine Idee von einer *moraliſchen*, *phyſiſchen*, oder *häuslichen Ausſchweifung*: und gleichwol iſt er ein groſses Uebel, inſofern die Wohlfahrt eines Staats darunter leidet. Die Folgen eines *ausſchweifenden moraliſchen und phyſiſchen Luxus* können nicht weniger, als die Verſchwendung des Privatvermögens, ſowol den Staatsmann, als auch diejenigen, die unter ihm arbeiten, nachläſſig in ihrer Pflicht, untüchtig zur Ausübung derſelben, raubſüchtig und unredlich machen. Dieſe Folgen können, inſofern ſie wirklich Platz ergreifen, unmittelbar unter die *politiſchen* Uebel, welche den *Luxus* begleiten, gerechnet werden. Weil man ſie aber auf der andern Seite nicht die *nothwendigen Wirkungen* der *Urſache*, welcher ſie hier zugeſchrieben werden, nämlich des *moraliſchen*, *phyſiſchen*, oder *häuslichen Luxus*, nennen kann: ſo dünkt mich, daſs ſie eigentlich nicht in die Definition des Wortes *Luxus* mit hineingehören. Sie ſind mehr der Unvollkommenheit der menſchlichen Gemüther zuzuſchreiben, als irgend einer andern ſecundairen Urſache, aus der ſie etwa nur veranlaſſungsweiſe zum Vorſchein kommen möchten. Sie können ebenſowohl vom Geize, als von der Verſchwendung herrühren.

Ich hoffe, daſs dieſe kurze Erläuterung einer Materie, die eben nicht unmittelbar in das Bezirk meines Sujets gehört, hinlänglich beweiſen werde,

daſs meine Definition des *Luxus* wenigſtens das weſentlichſte Erfordernis, ihn zu beſtimmen, in ſich faſſe, nämlich die *Verſchaffung überflüſſiger Sachen, zum Behuf der Conſumtion.* Dieſer Umſtand läſst ſich nie von der Vorſtellung, die wir uns vom Luxus machen, trennen: aber eine ſchlimme *Ausſchweifung* dürfen wir uns nicht allemal dabey gedenken. Ein Mann, der ſehr nüchtern lebt, kann eine eben ſo köſtliche Tafel halten, als der gröſste Schwelger; und ein tugendhafter Mann kann die Vergnügungen der Liebe und eines gemächlichen Lebens mit eben ſo vieler ſinnlichen Wolluſt genieſſen, als Heliogabalus. Aber kein Menſch kann (in dem Verſtande, wie wir das Wort Luxus nehmen) Luxum treiben, ohne zugleich den Indüſtriöſen Brod zu geben, ohne zugleich den Wetteifer in der Indüſtrie und dem Ackerbau zu befördern, und ohne zugleich zur Circulation eines, jedem Dienſte angemeſſenen Aequivalents etwas beizutragen. Dieſes letztere iſt das Schutzheiligtum der Freiheit, die Quelle einer ſanften Dependenz, und das angenehme Band, welches freye Societäten zuſammen verknüpft.

Ich will mein Capitel mit einer metaphyſiſchen Anmerkung ſchlieſſen. Wir bedienen uns der Wörter, um Ideen auszudrücken; je ſimpler eine Idee iſt, deſto leichter läſst ſie ſich ausdrücken. Wenn alſo eine Sprache verſchiedene *ſynonymiſche* Wörter hat, ſo dürfen wir glauben, daſs die dadurch angezeigte Idee nicht einfach ſey. Bey jeder ſolchen Gelegenheit erzeigt man den Wiſſenſchaften einen Dienſt, wenn man die Wörter ſo wenig, als möglich iſt, ſynonymiſch macht, ſondern bey jedem Worte den beſondern Unterſchied bezeichnet, den ſeine Idee mit ſich führt.

Um nun auf die Sache zu kommen, von der hier die Rede iſt, ſo finde ich, daſs die Wörter *Luxus*, *ſinnliche Wolluſt* (*Senſuality*) und *Ausſchweifung im Aufwand* insgemein für Wörter von einerley Bedeutung gehalten werden, ungeachtet jedes ſein charakteriſtiſches Unterſcheidungszeichen hat. Der *Luxus* beſteht in der *Anſchaffung der Gegenſtände der ſinnlichen Wolluſt, inſofern ſelbige überflüſſig ſind.* Die *ſinnliche Wolluſt* beſteht im *wirklichen Genuſs ſolcher Gegenſtände;* und *Ausſchweifung* führt einen *Misbrauch des Genuſſes* mit ſich. Es kann alſo, zufolge dieſer Definitionen, jemand ſehr *luxuriös* ſeyn aus Eitelkeit, aus Hochmuth, aus Pralerey, oder auch aus einer politiſchen Abſicht, andere durch ſein Beiſpiel zu einer gröſſern Conſumtion aufzumuntern, ohne daſs er deswegen eine Neigung zur ſinnlichen Wolluſt trägt; oder in Ausſchweifungen

gen zu verfallen begehrt. Hingegen kann man in einem lacedämoniſchen Freiſtaate ſich eben ſo ſehr der *ſinnlichen Wolluſt*, ergeben haben, als am Hofe des Artaxerxes. *Ausſchweifung* ſcheint in der That genauer mit der *ſinnlichen Wolluſt*, als mit dem *Luxus* verknüpft zu ſeyn: dennoch aber iſt der Unterſchied ſo groſs, daſs mich dünkt, die *Sinnlichkeit* müſſe gröſstentheils ſchon erlöſcht ſeyn, bevor die *Ausſchweifung* ihren Anfang nehmen kann.

XXI. Capitel.

Von den phyſiſchen und politiſchen Nothwendigkeiten.

Nachdem wir unſre Begriffe vom Luxus aufgeklärt haben, ſo müſſen wir uns nunmehr natürlicherweiſe in die Unterſuchung einlaſſen, was durch die *phyſiſche Nothwendigkeit* zu verſtehen ſey.

Ich habe im dritten Capitel des erſten Buchs angemerkt, daſs in den meiſten Ländern, wo die Lebensmittel auf eine beſtimmte Quantität eingeſchränkt ſind, die Einwohner, in einer regelmäſſigen Progreſſion, vom höchſten Grade des Ueberfluſſes und eines reichlichen Auskommens bis zum unterſten Grad der Dürftigkeit, das iſt, beinahe des Verhungerns, ihre Nahrung finden. *Ein reichliches Auskommen, wobey aber noch kein Grad eines unnöthigen Ueberfluſſes Statt findet*, iſt dasjenige, was uns eine Idee vom *phyſiſch-Nothwendigen* giebt. Ein ſolches Auskommen iſt die oberſte Sproſſe dieſer Leiter; es iſt unter Leuten, die gar keinen Ueberfluſs genieſſen, der erſte Rang. Ein Menſch, der niemals hungern und dürſten darf, genieſt, was den Artikel der Nahrung betrifft, das phyſiſch-Nothwendige. Iſt er noch überdies hinlänglich mit Kleidung verſehen, und gegen alles, was ihm äuſſerlich ſchaden kann, wohl verwahrt, ſo genieſt er das phyſiſch-Nothwendige in voller Maaſse. Sobald er aber anfängt, ſich mit noch mehrern Sachen zu verſorgen, ſo ſteigt er aufwärts in ein andres Fach, nämlich in die Claſſe der Liebhaber des Luxus, die einen Aufwand in überflüſſigen Dingen machen; und in den meiſten Ländern wird man von dieſem Luxus eben ſo viele Stuffenabſätze weiter hinauf, als von dem phyſiſch-Nothwendigen, woran ſich dieſer Menſch im Anfang hielt, weiter hinab, antreffen. Dies wäre Eine von den Hauptideen zur Erörterung unſrer Frage. Laſſet uns itzt noch eine andere ſolche Idee aufſuchen.

Wenn wir den Zuſtand vieler Thiere betrachten, die keine Triebe zur Unmäſsigkeit äuſſern, ſo können wir uns einen ſehr richtigen Begriff von dem

machen,

machen, was für den Menschen *physisch-nothwendig* ist. Wenn diese Thiere frey von Arbeit sind, und ihr Futter und Wasser nach Belieben einnehmen können, so genieſſen sie ihr *physisch-Benöthigtes* in voller Maasse. Sie haben alsdann ihr schönstes Ansehen, und genieſſen den höchsten Grad der Glückseligkeit, welcher sie fähig sind. Thiere, die zur Arbeit gezwungen werden, geben uns einen offenbaren Beweis, dass dieses *physisch-Benöthigte* nicht auf eine bestimmte Qualität oder Quantität eingeschränkt ist, sondern, gleich den mehresten andern Dingen, veränderlich seyn kann. Wer sieht nicht den Unterschied, wenn Thiere, deren man sich zur Arbeit bedient, gut, oder mittelmäſsig, oder schlecht gefüttert sind: und gleichwol leben sie, bleiben gesund, und arbeiten nach ihren Kräften. Nicht anderst verhält sichs mit dem physisch-Benöthigten für die Menschen.

Bey vielen der untern Classen einer jeden Nation finden wir unter den Individuis mancherley Grade des gemächlichen Auskommens: und gleichwol wird man, nach den sorgfältigsten Bemerkungen, schwerlich bestimmen können, wer eigentlich diejenigen sind, die eines unnöthigen Ueberflusses genieſſen; wer die sind, die nur das reine physisch-Nothwendige besitzen; und wer die sind, die noch weniger als soviel haben. Die Ursache, warum dieses immer zweifelhaft bleibt, muss billig hier erklärt werden.

Der Mensch hat, vermöge seiner Natur, einige Begierden, die sich auf seine Bedürfnisse beziehen, welche zwar nicht von seiner thierischen Oekonomie herrühren, aber doch in ihren Wirkungen den Bedürfnissen dieser letztern Art vollkommen ähnlich sind. Diese Begierden entspringen aus den Leidenschaften seiner Seele, werden durch Gewohnheit und Erziehung ausgebildet, und schaffen, wenn sie sich einmal ordentlich vestgesetzt haben, eine neue Art des Benöthigten, welches wir, zum Unterschied, das *politisch-Nothwendige* nennen wollen. Die groſse Aehnlichkeit zwischen diesen zwo Arten des *Nothwendigen* ist also die Ursache ihrer Verwechslung.

Dieses *politisch-Nothwendige* hat zum Gegenstand gewisse Artikel des *physischen Ueberflusses*, welcher dasjenige bezeichnet, was wir im gesellschaftlichen Leben *Rang* nennen.

Der *Rang* wird durch die Geburt, durch die Erziehung, oder durch die Gewohnheit bestimmt. Nicht leicht wird sich ein Mann aus einem höhern Stande in einen geringern herabsetzen wollen; und wenn ein zufälliger Um-

Umstand ihn auf eine Weile über denjenigen *Rang* erhoben hat, worein ihn seine *Geburt* oder *Erziehung* gesetzt hatte, so reizt ihn seine Ehrsucht, sich auf diesem höhern Posten zu erhalten. Ist dieses sein Bestreben vernünftig, so wird er von jedermann darum gelobt; der allgemeine Beifall seiner Mitbürger schreibt ein gewisses *politisch-Benöthigtes* für ihn vor, das seiner Ambition angemessen ist: sobald es ihm aber an diesem *politisch-Benöthigten* fehlt, so heißt es von ihm, er sey in schlechten Umständen.

Wenn aber ein Mensch entweder aus Eitelkeit, oder Schwindeley, sichs in Kopf setzt, über den *Rang*, den ihm seine *Geburt* oder *Erziehung* verliehen hat, sich hinauszuschwingen, so hat er gar nicht zu gewarten, daß seine Mitbürger für ihn ein seiner *Ehrsucht* gemäßes *politisch-Benöthigtes* vorschreiben werden. Fehlt ihm aber *dieses*, so betrachten sie ihn auf keinen andern Fus, als ob er in die Classe, wohin er eigentlich gehörte, zurückgefallen wäre. Und wenn ihm auch das diesem letztern Range gemäße *politisch-Benöthigte* zu fehlen anfängt, so heißt er ein armseliger Windbeutel.

Das Maas des politisch-Benöthigten wird blos durch die Meinung des Publici bestimmt, und läßt sich also nicht ganz genau angeben. Und da die Meinung der Leute sogar solche Personen, die nicht einmal das *physisch-Benöthigte* haben, zu Gegenständen des *politisch-Benöthigten* machen kann: so finden wir öfters die gröste Schwierigkeit, die Grenzen des Letztern richtig zu bezeichnen.

Es könnte ungereimt scheinen, wenn ich sage, daß jemand, dem es an einem Theile des *physisch-Benöthigten* fehlt, sich dennoch im Genuß eines *unnöthigen Ueberflusses* (den ich das unterscheidende Kennzeichen des *politisch-Benöthigten* genannt habe) befinden könne. So ungereimt dieses immer scheinen mag, so ist doch nichts gewöhnlicher unter den Menschen, als eben dieses. Die Ursache erhellet aus dem, was ich oben angemerkt habe. Die Begierden, die aus den Affecten eines solchen Menschen entspringen, sind oft so heftig, daß er nur *ihnen* willfahren mag, wenn er gleich dadurch ausser Stand geräth, diejenigen Begierden zu befriedigen, wozu ihn die Einrichtung seines Cörperbaus nothwendig auffodert.

Daher kommts, daß, so leicht es auch ist, sich von dem, was für die *Thiere* physisch-nothwendig ist, einen richtigen Begriff zu machen, doch nichts schwerer sey, als die eigentlichen Grenzen dieses Nothwendigen für die *Menschen* zu bestimmen.

Bey ſolcher Bewandtnis laſſet uns annehmen, daſs der Zuſtand derer, welche nur wenig Ueberfluſs haben, und die niedrigern Claſſen des Volks ausfüllen, in drey Gattungen zu ordnen ſey, deren eine den höchſten, die andre den mittlern, und die dritte den unterſten Grad des phyſiſch-Benöthigten genieſst; und dann laſſet uns ſehen, wie wir einen Ueberſchlag machen, wie hoch ſich bey jeder dieſer Gattungen der Werth der Conſumtion belaufe, um hernach das Minimum, in Anſehung des Profits von der Indüſtrie, beſtimmen zu können. Dieſe Frage iſt überaus wichtig; denn ich habe gezeigt, daſs die Wohlfahrt der auswärtigen Handlung vom wohlfeilen Preiſe der Arbeit abhänge: dieſer aber hängt hinwiederum von dem Preiſe der Lebensmittel ab, das iſt, von dem phyſiſch-Benöthigten für die Arbeiter.

Eine ſehr gute Methode, den Werth der ganzen Conſumtion, der in dieſer nothwendigen Quantität ſteckt, zu ſchätzen, iſt dieſe, daſs man die gewöhnlichen Ausgaben derer, die in Communitäten beiſammen leben, z. E. in Hoſpitälern, Werkhäuſern, Armeen, Clöſtern, nach den verſchiedenen Graden des mehr oder weniger bequemen Auskommens, das ſie haben, ausrechne. Wenn man die wenigen Rubriken der Ausgaben bey ſolchen Etabliſſemens durchgeht, ſo wird es leicht ſeyn, zwiſchen denen, die ſich auf die Verſchaffung des phyſiſch-Benöthigten oder des politiſch-Benöthigten beziehen, den Unterſchied einzuſehen. Vom erſtern kann das Commisbrod, und vom andern eine Mönchskappe und lange Ermel zum Beiſpiel dienen.

Wenn einmal der reelle Werth des Unterhalts eines Menſchen ausgefunden iſt, ſo kann der Staatsmann deſto beſſer urtheilen, welchen Grad des bequemen Auskommens er den verſchiedenen Claſſen der fleiſsigen und erfindſamen Einwohner am füglichſten zugeſtehen könne.

Da wir dieſes phyſiſch-Benöthigte in drey Stuffen eingetheilet haben, die *höchſte*, die *mittlere*, und die *unterſte*: ſo wirft ſich itzt die Frage auf, welche von dieſen drey Stuffen am nützlichſten könne eingeführt werden, um dem Werthe der Indüſtrie, ſelbſt bey den allerunterſten Claſſen des Volks, zum Richtmaas zu dienen?

Ich antworte: In einer Societät wird erfodert, daſs diejenigen Individua, die das ſchlechteſte Geſchicke zur Arbeit und Indüſtrie, und die trägſten Fähigkeiten zu künſtlichen Werken haben, dabey aber mit keinen natürlichen Gebrechen behaftet, ſondern friſch und geſund ſind, in Stand geſetzt werden,

werden, ſich mit einer ihren Kräften angemeſſenen Arbeit den *unterſten* Grad des phyſiſch-Benöthigten zu verdienen; denn in dieſem Falle wird der allergröſste Theil der Indüſtriöſen zur zweiten, und die Starken und Geſunden alle zur erſten Stuffe gehören.

Der Unterſchied zwiſchen der höchſten und unterſten Stuffe dünkt mir nicht ſehr gros zu ſeyn. Eine kleine Quantität, welche zu dem, was blos *hinlänglich* iſt, hinzugefügt wird, macht dasjenige aus, was man *genug* heiſst; aber dieſe kleine Quantität iſt am ſchwerſten zu erlangen, und der ſchärfſte Sporn zum Fleiſſe. In dem Augenblicke als ein Menſch anfängt von ſeinem Fleiſſe zu leben, macht er ſich, es mag ihm übrigens noch ſo kümmerlich gehen, ſogleich einige Sachen zu Gegenſtänden ſeiner Ambition; er vergleicht ſeinen Zuſtand mit dem Zuſtand ſeiner Collegen, die um eine Stuffe höher ſtehn, als er; und um ſo viel er es in ſeiner Nahrung nur ein bischen weiter bringt, um ſo viel glaubt er ſchon, nicht nur an Glückſeligkeit, ſondern auch im Range, vorgerückt zu ſeyn.

Man trifft unter denen, die in die Sphäre des phyſiſch-Benöthigten eingeſchränkt ſind, noch mehrere Varietäten an. Die Arbeit eines ſtarken Mannes muſs anderſt belohnt werden, als die Arbeit einer ſchwächlichen Creatur. Aber in jedem Staate giebt es Arbeiten von verſchiedner Art; zu einigen wird mehr, zu andern wird weniger Stärke erfodert; und für alle muſs bezahlt werden. Indeſſen da eine ſchwächliche Perſon insgemein nicht ſo viel Nahrung braucht, als eine ſtarke und robuſte, ſo kann durch dieſen Umſtand die Differenz des täglichen Erwerbs dieſer beiden Perſonen compenſirt werden.

Diejenigen Menſchen ſtehen, wie geſagt, auf der höchſten Stuffe des phyſiſch-Benöthigten, die ſo viel verdienen, daſs ſie ſich gut ernähren, gut kleiden, und gegen die Heftigkeit der Hitze und Kälte wohl verwahren können, aber ohne den geringſten unnöthigen Ueberfluſs. Dieſe Stuffe, ſage ich, müſste jeder Menſch, der ſtark und geſund iſt, ſelbſt bey den niedrigſten Gattungen der Indüſtrie, mittelſt ſeiner Arbeit, erreichen können, und zwar ſo, daſs ihn die Concurrenz andrer, welche eben dieſelbe Profeſſion treiben, niemals von dieſer Stuffe heruntertreiben könnte.

Stünde ein Mittel ausfündig zu machen, der Concurrenz zwiſchen indüſtriöſen Leuten von einerley Profeſſion, in demſelben Augenblicke, in welchem ſie ſich innerhalb den Grenzen des *phyſiſch-Benöthigten* eingeſchränkt

ſehen, zuvorzukommen, ſo würde ſelbiges die beſte Sicherheit gegen den Nahrungsverfall gewähren, und den veſteſten Grund zu einer dauerhaften Wohlfahrt legen.

Aber dieſes iſt, wie wir ſchon bemerkt haben, eine unmögliche Sache, ſo lang es in Anſehung der Ehen auf dem bisherigen Fus bleibt. Von dieſem einzigen Umſtand kommt es her, daſs das Schickſal der Indüſtriöſen von einerley Profeſſion ſo ſehr verſchieden iſt. Einige haben eine Familie auf dem Hals, andre nicht. Mithin iſt für den Staatsmann kein andres Mittel übrig, als daſs er die allgemeinen Grundſätze beſtändig vor Augen habe; daſs er jener Concurrenz, wenigſtens in ſo fern ſie ſich auf Exportationsartikel bezieht, auf alle Weiſe hinderlich ſey; und daſs er bey ſeiner Staatsverwaltung nie eine Maasregel ergreife, wodurch eine ſolche Concurrenz befördert werden könnte; wenn er z. E. gewiſſe Individua von einerley Claſſe mit beſondern Vortheilen begünſtigte. Wenn ihn aber ſeine öffentlichen Geſchäffte auf eine unvermeidliche Art in ſolche Inconvenienzen einflechten, ſo muſs er einen Weg zur Schadloshaltung derer, welche durch die Concurrenz leiden müſſen, ausfinden.

Wir können alſo hier zwo Grundregeln veſtſetzen: 1) Es muſs unter denen, die für das *phyſiſch-Benöthigte* arbeiten, keine Concurrenz *begünſtigt* werden. 2) In einem Staate, der durch ſeine auswärtige Handlung blüht, muſs die Concurrenz bey jedem Exportationszweige begünſtigt werden, bis die Concurrenten einander in die Grenzen des phyſiſch-Benöthigten reducirt haben.

Ich muſs aber ferner bemerken, daſs dieſes *phyſiſch-Benöthigte* der höchſte Grad desjenigen bequemen Auskommens ſeyn müſste, den jemand durch Arbeit und Indüſtrie, wobey keine beſondre Scharfſinnigkeit erfodert wird, erwerben könnte. Dieſer Punct verdient ebenfalls die Aufmerkſamkeit des Staatsmans. Wie oft finden wir nicht, daſs in groſsen Städten, bey verſchiednen niedrigen Handthierungen, z. E. der Waſſerträger, Kranzieher, Holzſäger u. ſ. w. Brüderſchaften errichtet ſind, wodurch der Concurrenz vorgebeugt, und der Profit über das Maas des *phyſiſch-Benöthigten* getrieben wird! Solche Einrichtungen ſind aber eine wahre Hemmkette für das Raffinement, und haben die ſchlimme Wirkung, die Lebensmittel theurer zu machen, ohne daſs eine einzige von den Abſichten, um welcher willen man in Brüderſchaften

ſchaften und Zünfte zuſammengetreten iſt, erreicht werde. Das *phyſiſch-Benöthigte* ſollte alſo der Lohn der *groben Arbeit* und der *Induſtrie* ſeyn; und wenn je eines Handwerksmanns Verdienſt dieſen Fus überſchreitet, ſo müſste es nur zufolge ſeiner vorzüglichen *Geſchicklichkeit* geſchehen.

Es iſt ganz unnöthig, die Grenzen zwiſchen dem blos arbeitſamen Fleiſſe *(labour and induſtry)* und dem zugleich erfinderiſchen Fleiſſe *(ingenuity)* vorzuſchreiben; ſie werden ſich durch die ſimple Operation der Concurrenz hinlänglich von einander unterſcheiden. Es verfalle ein Particulier auf eine ſinnreiche Erfindung, ſo wird er Profit daraus ziehen, und ſich über die niedrigern Claſſen, die ſich nur an das phyſiſch-Benöthigte halten müſſen, hinaufſchwingen. Wenn aber ſeine Erfindung ſo beſchaffen iſt, daſs ſie leicht nachgemacht werden kann, ſo wird er in kurzer Zeit ſo viele Nebenbuler bekommen, daſs ſein Profit wiederum in die Grenzen jenes phyſiſch-Benöthigten eingeſchränkt wird; und ſo bald dieſes geſchieht, ſo verſchwindet der Vorzug ſeiner Geſchicklichkeit *(ingenuity)*, weil ihm dieſe nun nicht mehr *ganz allein* beiwohnt.

Hier entſteht eine Frage: Woher kommts, daſs gewiſſe Profeſſioniſten dieſe Concurrenz vermeiden, und ſich durch ihre Arbeit beträchtlichen Profit machen, während daſs andre bey ihren Unternehmungen ſoviele Nebenbuhler bekommen, daſs ſie ſich, unerachtet ihrer Erfindſamkeit, blos mit dem phyſiſch-Benöthigten begnügen müſſen?

Es rührt dieſe Wirkung aus einer Verbindung verſchiedener Urſachen her, wovon ich jede beſonders unterſuchen will. Der Leſer mag hernach ſelbſt urtheilen, wie ſie, in ihrer Verbindung, den Profit, über die Grenzen des phyſiſch-Benöthigten hinaus, erweitern können.

I. Ich hab im 9ten Capitel dieſes Buchs geſagt, daſs der Werth der Arbeit eines Handwerksmanns durch diejenige Quantität der Arbeit beſtimmt werde, welche überhaupt von den ſämmtlichen Profeſſioniſten dieſer Gattung in einem Lande verfertigt wird, deren Arbeit man durchgehends auf einen Mittelfus, weder als die beſte, noch die ſchlechtſte, anzuſehen habe, und alſo den Vortheil oder Nachtheil, der aus den Wohnungsplätzen der Arbeiter entſteht, nicht mit berechnen dürfe. Dieſemnach muſs ein Handwerksmann, der, bey ſeiner auſſerordentlichen Geſchicklichkeit, an einem zu ſeiner Profeſſion gelegnern Orte wohnt, mehr als ein andrer gewinnen.

II. Ich habe schon öfters angemerkt, dass eine Concurrenz zwischen Handwerksleuten von einerley Profession, den Profit ihrer Arbeit verringere. Hieraus folgt, dass bey solchen Künsten, wo die wenigste Concurrenz gefunden wird, der gröfste Profit gemacht werden muss. Es verhindern aber verschiedne Umstände diese Concurrenz. 1) Eine ausserordentliche Geschicklichkeit, besonders in solchen Künsten, wobey es auf die allergenaufte Richtigkeit ankommt, z. E. bey der Kleinuhrmacherkunst, bey allen Gattungen der Mahlerey, bey Verfertigung mathematischer Instrumenten u. d. g., welches lauter Sachen sind, wo ein berühmter Künstler gewissermafsen über die Möglichkeit, Rivalen zu bekommen, hinausgesetzt ist, und, wie die Erfahrung zeigt, immer Herr des Preises bleibt, den er auf seine Kunstwerke zu setzen beliebt. 2) Die Schwürigkeit, zu der erfoderlichen Geschicklichkeit zu gelangen, indem die Lehrjahre theils gar zu lange währen, theils gar zu kostbar sind. Auf diese Art kann unmöglich eine sehr zahlreiche Concurrenz entstehn. Derer sind sehr Wenige, die, bey einem so hinlänglichen Fond, dass sie den Verlust, der ihnen aus einer fruchtbaren Application in einer ganzen Reihe Jahre zuwächst, nicht sonderlich zu achten nöthig haben, zugleich eine unwiderstehliche Neigung und das nöthige Genie zu dergleichen Kunstzweigen besitzen. 3) Es giebt Viele, die zwar, ihrer Fähigkeit und Wissenschaft halber, als Concurrenten auftreten könnten, aber für andre Professionisten oder Künstler arbeiten müssen, weil sie den zu ihrem Metier erforderlichen Verlag, in Ansehung der Geräthschaft, Maschinen, Wohnung u. s. w., nicht bestreiten können, und also ausser Stand sind, ihr eigenes Wesen anzufangen. Dergleichen Umstände verhindern die Concurrenz, und halten dem grofsen Profit gleichsam den Rücken. 4) Die Meister in einer Profession vergrösern ihren Profit sehr beträchtlich, indem sie den Profit von der Arbeit ihrer Gesellen mit diesen theilen; und zwar sind sie allerdings dazu berechtigt, da sie ihren Gesellen einen zuverlässigen Verdienst schaffen, welche, da sie wegen ihres *physisch Benöthigten* nicht in Verlegenheit seyn dürfen, und, nach Maasgabe ihrer Geschicklichkeit, noch etwas mehr, als soviel, verdienen, ihren Profit willig mit ihrem Meister theilen. 5) Die wirksamste Ursache beträchtlicher Gewinne besteht in einer recht guten Wirthschaft und sparsamen Lebensart. Nach Proportion des Zusammenflusses und der Verbindung dieser Umstände, wird sich der Nahrungszustand der Handwerksleute und Künstler ver-

verbeſſern. Nunmehr hätten wir den erſten Theil der vorgelegten Frage beantwortet.

Hierauf haben wir zu unterſuchen, woher es kommt, daſs mancher fleiſſiger Mann bey einem Zweige der Induſtrie, der doch nichts weiter, als das bloſse phyſiſch-Benöthigte einbringt, ſo ſehr viele Mitbewerber findet. Dieſes muſs von irgend einem Fehler, entweder in ſeiner perſönlichen, oder in ſeiner politiſchen Situation, herrühren; in ſeiner perſönlichen, wenn er eine ſehr ſtarke Familie zu verſorgen hat, oder durch ein ſieches Leben, durch Krankheit, oder andre Abhaltungen, in ſeiner Arbeit unterbrochen wird; in ſeiner politiſchen Verfaſſung, wenn er etwa in einer beſondern Subordination ſteht, von welcher andre frey ſind, oder mit Taxen beſchwert iſt, die andre nicht entrichten dürfen.

Ich füge nur noch hinzu, daſs, wenn man den Belauf des *phyſiſch-Benöthigten* der unterſten Gattung berechnen will, alle Unterbrechungen in der Arbeit nicht mitgerechnet werden müſſen. Man muſs von niemand vorausſetzen, daſs er am Feyerabend oder an Feſttagen arbeiten werde; und die Arbeit eines Jahrs muſs die Koſten eines Jahrs gut machen. Dies iſt offenbar. Ferner: es kann weder die Menſchlichkeit, noch das Staatsintereſſe anrathen, gar zu ſtreng über dieſe weſentliche Quantität zu halten. Wenn nur die hauptſächlichſten Misbräuche in Anſehung der Arbeitspreiſe abgeſchafft ſind, ſo werden diejenigen, die das ganze Publicum nicht wahrnehmen kann, der Exportation keinen Eintrag thun; ſo lang aber dieſe gut von ſtatten geht, bleibt der Staatscörper friſch und geſund; denn eben ſie iſt ſeine vornehmſte Pulsader.

XXII. Capitel.

Vorläufige Betrachtungen über die inländiſche Handlung.

Ich wende mich nun wieder zu der Materie, die ich am Ende des 19ten Capitels, um die Aufmerkſamkeit meiner Leſer nicht zu lange anzuſtrengen, abgebrochen hatte.

Ich werde ohne Umſchweif ſogleich zur Betrachtung der inländiſchen Handlung ſchreiten, die ich bereits hinlänglich von der Handlung in ihrer Kindheit, und von der auswärtigen Handlung unterſchieden habe.

Wir

Wir müssen uns itzt einbilden, als wären wir in ein neues Land versetzt worden. Hier würde die auswärtige Handlung bis zum höchsten möglichen Grade getrieben: aber der Luxus der Einwohner, vielleicht die Achtlosigkeit des Staatsmanns, und die natürlichen Vortheile andrer Nationen, nebst ihren Progressen in der Industrie und allerley Arten der Verfeinerungen, haben zusammen das Ihrige beigetragen, diesen Zweig abzuschneiden, und die Quelle, deren beständiger Zufluss den Nationalreichtum vermehrte, auszutrocknen.

Wir müssen die natürlichen Wirkungen dieser Revolution erwägen; wir müssen ausmachen, wie jede Inconvenienz zu vermeiden sthe, und wie ein Staatsmann durch sein Betragen verhüten könne, dass kein Theil des Reichtums, den die Nation, während des Flors ihrer auswärtigen Handlung, zusammengehäuft hat, wieder aus dem Lande gehe; wie er sein ganzes Volk beständig in Beschäfftigung erhalten, und durch was für Mittel er zu einer gleichmässigen Circulation des einheimischen Reichtums, vermöge welcher die Reichen ein vollständiges Aequivalent für die von den fleissigen Armen ihnen geleisteten Dienste geben, beförderlich seyn könne; wie er, durch eine vernünftige Taxenausschreibung, von jedes Mannes jährlichem Einkommen eine billige Portion zusammenbringen könne, ohne dass dadurch ein Einziger aus dem vollen Genusse des physisch-Benöthigten herausgesetzt werde; wie er mit diesem öffentlichen Fonds jeden Zweig der Industrie blühend erhalten, und, durch Hülfe desselben, von der geringsten Revolution in der Verfassung andrer Nationen profitiren könne, um die auswärtige Handlung seines eigenen Volks wiederherzustellen; und endlich, wie auf solche Art die Societät durch eine auf öffentliche Kosten ordentlich unterhaltene Armee gegen auswärtige Feinde beschützt werden könne, ohne den geringsten Anlass zu einer der Industrie nachtheiligen Revolution zu geben, wenn entweder ein unvermeidlicher Krieg eine Vermehrung der Truppen nothwendig macht, oder die Wiederkehr des Friedens und der Ruhe die Verminderung ihrer Anzahl anräth. Dies ists, mit wenigen Worten, alles, worauf ein Staatsmann seine Sorgfalt zu richten hat, wenn er ein Volk regiert, das von seinem eigenen Reichtum lebt, und in keiner Handlungsgemeinschaft mit Fremden steht.

So schädlich die natürlichen und unmittelbaren Wirkungen politischer Ursachen vorher gewesen seyn mögen, als der Mechanismus der Regierung noch nicht so verwickelt war, wie itzt: so sind sie doch nunmehr durch eben dieses

dieſes verwickelte Syſtem der neuern Staatswirthſchaft unter ſolche Einſchränkungen gerathen, daſs man ſich gegen das Uebel, das ſonſt daraus entſpringen könnte, ganz füglich verwahren kann.

So oft wir demnach finden, daſs einem Staate aus einer *ſtuffenweiſe vorgegangenen* Veränderung ſeiner Umſtände ein beträchtlicher Nachtheil erwachſen iſt, ſo dürfen wir ſicher ſchlieſſen, daſs die Nachläſsigkeit oder die Ungeſchicklichkeit derer, welche die Direction der öffentlichen Affairen gehabt hatten, mehr als irgend eine andre Urſache, Schuld daran geweſen ſey.

Im dritten Capitel des erſten Buchs iſt angemerkt worden, daſs vor der Einführung der neuern Oekonomie, die ſich nur vermittelſt der Taxen unterhält, ſelten ein Staat gefunden wurde, deſſen Intereſſe erfodert hätte, auf die Handlungen des Volks ein wachſames Auge zu haben. Da wurden die Producten und Waaren, zum öffentlichen Gebrauch und zur Privatconſumtion, von jedem, ſo wie er es für gut fand, gekauft, verkauft, transferirt, weggeführt, modificirt, und zuſammengeſetzt. Aber eben dieſe Operationen ſind es, die heutiges Tages einen Staat hauptſächlich intereſſiren, weil bey allen ſolchen Gelegenheiten das Volk proportionirlichen Taxen unterworfen wird.

Das Intereſſe, welches der Staat bey Auflegung ſolcher Taxen hat, giebt einem Staatsmann gute Gelegenheit an die Hand, dergleichen Operationen unter gewiſſe Einſchränkungen zu bringen, mittelſt deren er, bey jeder Veränderung der Umſtände, gerade diejenige Wirkung, die ihm am beſten deucht, zum Vorſchein bringen kann. Kaufen die Leute bey den Fremden ein, was ſie im Lande ſelber finden könnten, ſo legt er einen Impoſt auf die Einfuhr. Verkaufen ſie die rohen Materialien, die ſie verarbeiten ſollten, ſo verbietet er die Ausfuhr. Veräuſſern oder transportiren ſie die Güter und Waaren innerhalb Landes, ſo befördert oder verhindert er die Operation, wie er es für das gemeine Beſte am zuträglichſten hält. Modificiren ſie, oder ſetzen ſie dasjenige zuſammen, was, in Rückſicht auf die Landeswohlfahrt, vortheilhafter in ſeinem ſimpeln und rohen Zuſtand conſumirt werden könnte: ſo kann er entweder durch ein poſitives Verbot Einhalt thun, oder auch dergleichen Conſumtion nur den vermögendern Perſonen erlauben, und ſie eine Acciſe dafür bezahlen laſſen.

Ein so mächtiger Einfluss auf das Betragen eines ganzen Volks verleiht einem heutigen Staatsmanne eine Autorität, die in den vorigen Zeiten, selbst unter den uneingeschränktesten Regierungen, unbekannt war. Die Wirkungen dieser Autorität können wir entdecken, wenn wir die Stärke einiger heutigen europäischen Staaten bedenken, wo die Macht des Souverains, was ihre *willkührliche* Ausübung betrifft, äusserst eingeschränkt ist, und wo doch zu gleicher Zeit eben diese Macht auf eine weit kräftigere Art auf den Reichtum der Einwohner wirksam befunden wird, als die despotischste und willkührlichste Autorität jemals thun kann.

Nichts anders als die Ordnung und Regelmässigkeit in der Verwaltung der schweren neuern Staatsökonomie kann einen Staatsmann tüchtig machen, der Welt die ganze Stärke seines Volks merken zu lassen. Je mehr er die Handlungen desselben unter seiner Direction hat, desto weniger Mühe kostet es ihn, den einmüthigen Beitritt seiner Unterthanen zur Beförderung des gemeinen Besten zu erlangen.

Hier wird aber eingewandt, ein freyes Volk, welches einem Staatsmann die Macht gebe, seine Handlungen zu censiren, und dasselbe über jede Bagatelle zu hofmeistern, müsse seinen gesunden Verstand verloren haben, indem es sich auf diese Art freiwillig einer Sclaverey unterwerfe, die desto schlimmer sey, da sie sich nicht so leicht wieder abschütteln lasse. Ich gebe dieses zu, wenn die dem Staatsmann übertragene Macht von willkührlicher Natur, das ist, so beschaffen ist, wie ich sie im 13ten Capitel dieses Buchs beschrieben habe. So lang er aber die gesetzgebende Gewalt nur in so fern äussert, als er sich dadurch einen Einfluss auf die Handlungen der einzelnen Mitglieder eines Staats zuwegebringt, um einen politischen Wirthschaftsplan in Gang zu bringen, der in allen seinen Theilen einförmig und harmonisch ist: so wird das Volk so wenig dadurch in Sclaverey verfallen, dass nicht einmal die geringste willkührliche und verdächtige Maasregel bey der Ausführung des Plans wird Statt finden können.

Die Macht eines heutigen Fürsten, er mag, vermöge der Reichsverfassung, noch so souverain seyn, wird unmittelbar eingeschränkt, sobald er den Oekonomieplan einführt, den ich hier vorlegen werde. Wenn vorher seine Autorität der Vestigkeit und Stärke eines Keils glich, den man ohne Unterschied zu allerley Dingen brauchen kann, z. E. Holz zu spalten, Steine und

andre

andre harte Cörper zu sprengen, und mit dem man so sehr subtil nicht umzugehen braucht, weil er allemal seine Dienste thut: so wird mit der Zeit diese Autorität einer Taschenuhr ähnlich, die zu nichts anders dient, als den Fortgang der Zeit zu bemerken, und sogleich verdorben wird, wenn man sie zu etwas anders gebrauchen will, oder nur ein wenig tölpisch damit umgeht.

Gleichwie nun die neuere Oekonomie der wirksamste Zaum ist, den man jemals gegen die Thorheit des Despotismus erfunden hat: also erscheint die Weisheit einer so grossen Macht nur alsdann in ihrem grössten Glanze, wenn wir sie beschäfftigt sehen, in Ansehung dieser Oekonomie solche Entwürfe und Einrichtungen zu machen, welche für die künftigen Generationen des Fürstenhauses ein Zaum sind, der sie von dem muthwilligen Misbrauch ihrer Macht zurückhalten kann. Meine Leser mögen über das Betragen unsrer itztlebenden Fürsten selber ihre Betrachtungen anstellen, und die Beispiele herausuchen, welche das bestätigen können, was uns, wie mich dünkt, in diesem Stücke die Vernunft lehret. Fielen diese Beispiele nicht so stark ins Auge, ich hätte wol Lust, sie hier auszuzeichnen.

Der gegenwärtige Theil unsers Sujets führt uns auf ein Oekonomiesystem, welches noch weit verwickelter ist, als alles, wovon wir bisher geredet haben.

So lang die auswärtige Handlung blüht, und ausgebreitet ist, so nimmt der Reichtum einer Nation täglich zu: aber ihre Macht äussert sich nicht mit derjenigen Leichtigkeit, wie hernach, wenn dieser Reichtum anfängt, mehr im Lande selbst zu circuliren. Ich werde dieses ohne Mühe zeigen können. Hingegen ist auch wahr, dass die Macht, welche eine Nation, vermöge ihrer auswärtigen Handlung, äussert, sich viel leichter wiederum completiren lässt; denn die Frugalität der Nation setzt sie in den Stand, neue Hülfsquellen aus den Schätzen ihrer Nachbarn zu ziehen. Aber bey dem einheimischen Luxus muss sie die Hülfsquelle aus dem Reichtum ihrer eigenen Bürger herleiten.

Im Anfang dieses Capitels sagte ich, dass ich meinen Leser in ein neues Land führe. Ich kann aber auch eben sowol sagen, dass ich ihn in das nämliche Land, worin wir uns im ersten Buche mit unsern Betrachtungen aufhielten, zurückgeführt habe.

Hier wird ihm fast bey jedem Schritte Luxus und überflüssige Consumtion ins Auge fallen. Er wird natürlicherweise das System der Mässigkeit, dem

wir nun Abschied gegeben haben, mit dem System der Verschwendung, welches wir itzt annehmen, vergleichen; und wir können den sehr natürlichen Schluss machen, dass die Einführung des letztern ein gewisser Vorbote des Untergangs seyn werde. Die Beispiele, welche uns die Geschichte von der Zertrümmerung der grössten Monarchien zeigt, sobald sich der Geschmack an der Simplicität verloren hatte, scheinen die Muthmassung zu rechtfertigen. Es ist demnach nöthig, eine kleine Untersuchung der Umstände anzustellen, damit wir, auch in diesem Stücke, den Unterschied zwischen der Oekonomie der Alten, und unsrer eigenen, desto besser einsehen lernen, und hernach bestimmen können, ob in unsern Zeiten die Einführung des Luxus eben so schädlich sey, als sie ehmals den Staaten war, die eine so grosse Figur in der Welt machten, und die man itzt nur noch aus der Historie kennt, und aus den wenigen zerstreuten Ruinen beurtheilt, welche übrig geblieben sind, ein Zeugnis von ihrer vormaligen Grösse abzulegen.

Der Luxus ist ein Kind des Reichtums. Zum Reichtum aber gelangen die Staaten, nicht anderst als die Privatpersonen, entweder *titulo lucrativo*, oder *oneroso*, um mit den Juristen zu sprechen. Der Erwerb der erstern Art kommt entweder vom Raube, oder aus den Bergwerken des Staats her: der von der letztern Art aber, wobey man etwas Schätzbares dagegen liefert, aus der Indüstrie.

Der Reichtum der alten babylonischen, persischen, griechischen und römischen Monarchen war die Wirkung des Raubs: wogegen sich die Städte Sidon, Tyrus, Carthago, Athen und Alexandria, durch Indüstrie bereicherten. Erstere fanden in ihrem Luxus ihren Untergang: letztere beförderten durch ihren Luxus ihre Grösse; denn sie hatten keine Rivalen, welche aus den natürlichen Wirkungen dieses Luxus, da solcher den Profit von der auswärtigen Handlung abschneidet, hätten Vortheil ziehen können. Der Friede war für die Plünderer eben so nachtheilig, als der Krieg für die Indüstriösen verderblich war.

Wenn ein Reich Krieg führte, so kam dadurch sein Reichtum, als ein Aequivalent für Dienstverrichtungen, in Circulation. Sobald der Friede wieder hergestellet war, so kehrte ein jeder, so zu sagen, in den Zustand der Sclaverey zurück. Alsdann setzte sich der Monarch in den Besitz des ganzen Reichtums, und theilte ihn nach seiner Caprice aus. In einem Augenblicke

 kamen

kamen gewiſſe Leute zu Glück und Ehren, kein Menſch wuſte wie und warum: und in einem Augenblicke war es mit ihrer ganzen Herrlichkeit wieder aus. Der Luxus ſelbiger Zeiten war mit der abſcheulichſten Unterdrückung vergeſellſchaftet. Ein auſſerordentlicher Aufwand war noch kein Beweis von der Circulation eines verhältnismäſsigen Aequivalents zum Beſten der Induſtriöſen; er hatte nicht die Wirkung, den Armen Brod zu verſchaffen, noch das Vermögen der Reichen nach Proportion zu vermindern. Die Groſsen blieben beſtändig groſs; und je verſchwenderiſcher ſie waren, in deſto gröſsere Noth geriethen die Geringern. Mit Einem Wort, der Luxus hatte nichts, wodurch er ſich empfehlen konnte, als diejenige Eigenſchaft, worin *allein* ſein Misbrauch in den neuern Zeiten beſteht, nämlich die übermäſsige Willfahrung der Leidenſchaften der Groſsen, die ſehr oft eine völlige Verderbnis ihrer Sitten zur Folge hatte.

Wenn in einem ſolchen Staate die Ueppigkeit einriſs, ſo wurden die öffentlichen Geſchäffte vernachläſsigt; denn bey einer rechtſchaffenen Staatsverwaltung konnte dieſer Reichtum nicht erworben werden. Der Krieg that bey ſolchen Umſtänden beinah eben dieſelbe Wirkung, welche heutigestags auf die hervorſproſſende Induſtrie erfolgt; er gab nämlich den Leuten etwas zu thun; und dieſe Beſchäfftigungen veranlaſsten, wie geſagt, eine regelmäſsigere Circulation.

Hingegen der Reichthum und Luxus der oberwähnten Handelsſtädte, welcher mit dem in den neuern Zeiten von gleicher Art war, kam von der Veräuſſerung ihrer verfertigten Arbeit, das iſt, von ihrer Induſtrie, her. Hier konnte man zu nichts umſonſt gelangen; und wenn ſich dieſe Städte genöthigt ſahen, Krieg zu führen, ſo muſten ſie ſich entweder gefallen laſſen, fremde Truppen in Sold zu nehmen, deren Unterhalt ihnen ſehr koſtbar fiel, oder ihre arbeitſamen Bürger ins Feld ſchicken, und immittelſt ihrer Arbeit entbehren, mithin die Quelle ihres Reichtums verſiegen laſſen. Auf dieſe Weiſe erhoben die puniſchen Kriege die Gröſse des plündernden Roms, und vertilgten die Exiſtenz des induſtriöſen Carthago. Ich will hier die Richtigkeit dieſer Betrachtungen eben nicht in Anſehung eines jeden Umſtands behaupten; und mein dermaliger Zweck erlaubt mir nicht, mich in eine ſpecielliere Deduction einzulaſſen: ich ſuche nur überhaupt die verſchiednen Wirkungen des Luxus in den alten und neuern Zeiten zu zeigen.

Der Luxus der Alten war ganz *willkührlich*, folglich konnte man ihm Grenzen vorschreiben. Er brachte aber auch die schlimmsten *natürlichen* und *mechanischen* Wirkungen hervor.

Der heutige Luxus ist *systematisch*. Er kann nicht Einen Schritt thun, ohne ein hinlängliches Aequivalent zu kosten, welches in die Hände derer kommt, die des Schutzes und Beistands ihrer Mitbürger am meisten benöthigt sind; und darauf folgt jedesmal eine mässige Schwankung (Vibration) in der Balanz ihres Reichtums. Diese Balanz regiert der Staatsmann; und er kann allemal von der Seite, wo sie ein wenig überschlägt, eine Contribution heben. Er hat den Zügel in seiner Hand, und kann den Luxus seines Volks lenken, zähmen, und auf jeden Gegenstand richten, den er für gut hält.

Hier zieht der Luxus so wenig eine Versäumung der öffentlichen Geschäffte nach sich, dass er vielmehr die emsigste Application auf dieselben erfodert, indem er selbst sonst gar nicht bestehen kann. Denn wenn die öffentlichen Geschäffte nachlässig betrieben werden, so müssen die fleissigen Arbeiter hungern, der Aufwand wird geringer werden, das ist, der Luxus wird allmählich verschwinden, und die Leute werden ihr Geld lieber im Kasten behalten. Diese und andre ähnliche Umstände werden unfehlbar Platz ergreifen, und *mechanisch* auf einander folgen, wenn man ihnen nicht durch Klugheit vorbeugt.

Es ist unmöglich, dass die Vortheile, eine blühende inländische Handlung zu unterhalten, nachdem die auswärtige erlöscht ist, nicht fühlbar seyn sollten. Durch solche Mittel können die feinern Künste und die Zierlichkeit des Geschmacks auf den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit getrieben werden. Die Einwohner überhaupt können, theils in der Arbeit, theils in der Consumtion, ihre Beschäfftigung finden; und eine geschwinde Circulation, welche eine vernünftige Gleichheit des Reichtums unter den sämmtlichen Einwohnern hervorbringt, wird jedem ein reichliches und gemächliches Auskommen verschaffen. Nie kann der Luxus die Ursache der Ungleichheit seyn. Sparsamkeit und ein emsiges Zusammensammeln von Geld und Gut formiren den Reichtum: der Luxus streut ihn auseinander, und stellt die Gleichheit wieder her.

Eine solche Situation würde sicherlich vor allen andern die angenehmste und zugleich die vortheilhafteste seyn, wenn das ganze menschliche Geschlecht

nur

nur Eine Societät ausmachte, oder wenn das Land, wo ein ſolcher Zuſtand eingeführt iſt, von aller Gemeinſchaft mit andern Nationen abgeſchnitten wäre.

Die Balanz zwiſchen Arbeit und Nachfrage würde alsdann lediglich auf die Balanz des Reichtums unter den Individuis Einfluſs haben. Sind der Arbeiter zu wenig geworden, ſo würde die Wagſchale deſto geſchwinder den Ausſchlag zum Beſten der Arbeitſamen geben, und die Müſſigen würden arm werden. Iſt aber eine gar zu ſtarke Anzahl Arbeiter vorhanden, (welcher Fall jedoch ſelten exiſtiren wird,) ſo würde man alles deſto wohlfeiler kaufen: allein, es würde noch immer ebendieſelbe Quantität Reichtums, ohne die geringſte Verminderung, bleiben.

Wo iſt denn alſo, wird man fragen, der groſse Vortheil von der auswärtigen Handlung?

Ich antworte, indem ich eine andre Frage thue. Wo ſteckt der groſse Vortheil, wenn jemand in ſeinem eigenen Lande ein groſes Glück macht? Ein Menſch von geringem Vermögen kann ohne Zweifel eben ſo glücklich ſeyn, als ein andrer mit einem groſsen Vermögen; und eben dieſes würde auch von ganzen Nationen wahr ſeyn, wenn ſie alle einen gleichmäſſigen Trieb zum Frieden und zur Gerechtigkeit beſäſsen; oder, wenn ſie einer höhern weltlichen Macht ſubordinirt wären, welche die Schwächern gegen die Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit der Stärkern ſchützen könnte.

Was demnach die Unterſuchung der Handlungsgrundſätze eben ſo wichtig als ſchwer macht, iſt das verſchiedene Intereſſe ſolcher Nationen, die geneigt ſind, eine Gemeinſchaft miteinander zu unterhalten, und einander ihre wechſelſeitige Waaren abzunehmen.

So lang ſich die Nationen an ihren eigenen Producten begnügten, während daſs der Unterſchied ihrer Gebräuche und der Contraſt ihrer Vorurtheile ſehr groſs war: ſo gab es keine ſehr genaue Verbindungen zwiſchen ihnen.

Daher die groſse Verſchiedenheit der Sprachen und Dialecte. Findet ein Reiſender einen ſchnellen Uebergang von einer Sprache zur andern, von einem Dialect zum andern: ſo iſt es ein Zeichen, daſs zwiſchen den Sitten ſolcher Völker lange Zeit ein groſser Abſtand geweſen, und daſs ſie wenig Gemeinſchaft mit einander gehabt haben. Hingegen wenn ſich die Dialecte ſtuffenweiſe ändern, wie in den Provinzen, die zu einerley Land gehören: ſo iſt es ein Beweis, daſs zwiſchen den Sitten dieſer verſchiednen Nationen

kein

kein groſser Contraſt geweſen ſey. Gleichergeſtalt, wenn wir verſchiedne Sprachen finden, die gegenwärtig ſehr weit von einander abgehen, und wovon doch ausgemacht iſt, daſs ſie aus einerley Quelle herkommen: ſo dürfen wir ſchlieſſen, daſs eine Zeit geweſen iſt, da dieſe Völker miteinander umgegangen ſind, oder daſs, durch die wandernden Coloniſten die Sprache des einen Landes in das andre Land verpflanzt worden ſey. Doch, ich komme zu weit von meinem Zweck ab.

Ich habe geſagt, daſs, ſolang ſich die Nationen an ihren eigenen Producten begnügten, ihre Connexion miteinander ſehr gering geweſen ſey. Solang die Handlung nur mittelſt Vertauſchung conſumirlicher Waaren getrieben wurde, ſo gieng dieſe Operation den Staat ſo genau nicht an; die Conſumtion war alsdann auf beiden Seiten gleich, und es fand ſich auf keiner Seite ein Uebergewicht. Sobald aber Gold und Silber ein Gegenſtand der Handlung wurden, und dadurch, daſs man ſie zu einem allgemeinen Vergütungsmittel für alle Dinge machte, auch den Maasſtab der Macht bey den Nationen vorſtellten: ſo wurde die Erwerbung, oder wenigſtens die Beibehaltung einer proportionirlichen Quantität davon, bey den Verſtändigſten ein Gegenſtand von äuſſerſter Wichtigkeit.

Wir haben geſehen, wie eine wohl geführte auswärtige Handlung die nothwendige Wirkung habe, von allen andern Nationen Reichtum herbeizuziehen. Wir haben auch geſehn, auf welche Art der aus dieſer Handlung entſpringende Vortheil aufhören, und wie ſich das Uebergewicht auf die andre Seite drehen könne. Nunmehr haben wir zu unterſuchen, wie eben dieſelbe Klugheit, durch welche die auswärtige Handlung errichtet, und ſo lang als möglich erhalten worden iſt, einer plötzlichen Revolution vorbeugen, und zu gleicher Zeit dieſer Handlung ein Ende machen könne; damit eine durch das Commerz reich gewordene Nation, wenn ſie nicht mehr Balanz halten kann, dieſelbe nicht blindlings oder mechaniſch fortſetze, und dadurch in diejenigen Inconvenienzen verfalle, welche, während des Wohlſtands dieſer Nation, andre Nationen erfahren haben.

XXIII. Ca-

XXIII. Capitel.

Wenn eine Nation, die ſich, durch wechſelſeitige Handlung in Manufacturwaaren mit andern Nationen, bereichert hat, findet, daſs ſie nicht mehr Balanz halten kann, ſo erfodert ihr Intereſſe, dieſe Handlung ganz aufzuheben.

Nachdem die Handlung bey der Nation, die wir gegenwärtig vor Augen haben, lange ſubſiſtirt hat, ſo wollen wir uns itzt vorſtellen, ihre Nachbarn hätten durch die Länge der Zeit gelernt, einen Artikel, den ſie ſelbſt und andre Völker bedürfen, wohlfeiler anzuſchaffen, als dieſe Nation thun kann. Was iſt dabey anzufangen? Kein Menſch wird von ihr die Waaren kaufen wollen, die er anderswo zu einem geringern Preiſe haben kann. Ich ſage, was iſt anzufangen? Denn wenn der Handlung nicht Einhalt gethan wird, und der Staatsmann nicht mit ſeiner gröſsten Sorgfalt ins Mittel tritt, ſo iſt gewiſs, daſs die Kaufleute nicht nur die Producten, ſondern auch die Manufacturwaaren der rivalen Nationen ins Land bringen werden; die Einwohner werden ſelbige lieber kaufen, als ihre eigene, der Reichtum der Nation wird aus dem Lande gehen, und ihre induſtriöſen Arbeiter werden darben. Wir können alſo dieſe Frage als ein Handlungsproblem anſehen, das aus unſern bisherigen Grundſätzen aufgelöst werden ſoll.

Wir müſſen demnach zuerſt unterſuchen, ob die Nebenbuler dieſer Nation, in Anſehung desjenigen Handlungszweigs, den ſie wohlfeiler liefern, gewiſſe natürliche Vortheile beſitzen, die ihr fehlen, und denen ſie mit einer vorzüglichern Induſtrie, Frugalität und Geſchicklichkeit nicht die Wage halten kann. Wenn dieſes der Fall iſt, ſo kann ſie, nach Beſchaffenheit der Umſtände, dreyerley verſchiedene Wege einſchlagen.

1) Daſs ſie dieſen Handlungszweig gänzlich fahren laſſe, und die benöthigten Waaren von den Fremden nehme, die ſolche wohlfeiler liefern können.

Oder 2) daſs bey ihr alle Einfuhr ſolcher Waaren verboten werde.

Oder 3) daſs die Einfuhr derſelben mit einem Impoſt beſchwert werde, damit ihre Preiſe ſo hoch ſteigen müſſen, daſs die nämlichen im Lande verfertigten Waaren doch noch wohlfeiler ſeyn.

Des *erstern* Mittels kann man sich bedienen, wenn, nach angestellter Untersuchung, wie die Arbeiter bey einer Manufactur auf eine andre Art nützlich beschäfftigt werden könnten, gefunden wird, daſs man sie mit leichter Mühe zu einem andern Zweige der Indüstrie gewöhnen könnte, in welchem die Nation ihren Rivalen eben so sehr an natürlichen Vortheilen überlegen wäre, als diese Nationen ihr in Absicht auf den Zweig, den sie fahren zu lassen gedenkt, überlegen gewesen sind; jedoch vorausgesetzt, daſs die Nachbarn ihre Seehäven zur freyen Einfuhr besagter Waaren willig öffnen. Denn obgleich bey einer Tauschhandlung ein schlechter Profit herauskommen wird, so halte ich doch für rathsam, die Correspondenz fortzusetzen, und jede Gelegenheit zu vermeiden, die das Verkehr mit andern Nationen abbrechen kann. Ein fleiſsiges, wirthschaftliches und witziges Volk (denn diese Eigenschaften setzen wir bey unsrer Handlungsnation voraus) wird im Stande seyn, aus manchen Umständen Vortheil zu ziehen, die für andre, in der Handlung weniger geübte Nationen, mit denen es Handlung treibt, unfehlbar zum Nachtheil ausschlagen würden; daher sollte es, in Erwartung günstiger Veränderungen, nicht unbesonnen zufahren, noch, um geringer Inconvenienzen willen, sogleich alle Handlung mit solchen Nationen abbrechen, insonderheit, wenn es merkt, daſs der Luxus bey ihnen zunimmt.

Wie aber, wenn die rivale Nation die Manufacturwaaren nicht annehmen will, die bey unsrer Handlungsnation, mit groſsen natürlichen Vortheilen, verfertigt worden sind? Was ist alsdann zu thun?

Ich dächte, unsre Nation müſste den Handlungszweig, bey welchem sie Nebenbüler findet, zu ihrer eigenen Consumtion brauchbar zu machen suchen, wenn sie sich gleich der Exportation desselben begeben muſs; und in diesem Falle muſs überlegt werden, ob diese Handlung mit den Fremden völlig zu verbieten sey (welches das zweite von unsern vorgeschlagenen Mitteln ist), oder ob es rathsamer sey, das dritte Mittel zu ergreifen, das ist, die Einfuhr der fremden Waaren zwar zu erlauben, aber sie zugleich mit einem solchen Impost zu beschweren, der ihre Preise gerade so hoch steigern möge, daſs diese Waaren in gewisser Rücksicht weder wohlfeil genug, noch theuer genug, verkauft werden können; nicht wohlfeil genug, um die einheimischen Fabricanten von der Verfertigung eben solcher Waaren abzuschrecken; nicht theuer genug, daſs, im Fall einer vermehrten Nachfrage, die Manufacturen einen übermäſsig-hohen Profit ziehen könnten.

Das

Das *zweite* Mittel muſs ergriffen werden, wenn die natürlichen Vortheile der auswärtigen Nationen ſo gros ſind, daſs ſich der Staatsmann genöthigt ſieht, die Zölle dermaſsen hoch zu erhöhen, daſs dadurch Gelegenheit zum Schleichhandel gegeben wird.

Das *dritte* Mittel ſcheint das beſte zu ſeyn, wenn die Vortheile der Mitbewerber minder beträchtlich ſind. In dieſem Falle können die Commerzirenden mit der Zeit, und durch die Progreſſen des Luxus bey ihren Nachbarn, oder auch durch andre Veränderungen, die ſich öfters bey Handlungsnationen zutragen, wieder zu ihren vorigen Vortheilen gelangen.

Dieſes kann eine Entſcheidung in dem Falle abgeben, wenn eine Nation in einem Zweige, wo ſie mit ihren Nachbarn nicht gleiche Vortheile hat, Nebenbuler findet, und wenn ſie dieſe Inconvenienz weder durch ihre Sparſamkeit, noch durch ihre Indüſtrie, noch durch die gehörige Anwendung ihres Nationalreichtums, compenſiren kann. Dieſe Operationen ſind bereits vollſtändig erläutert worden, und können hier als eine abgethane Sache betrachtet werden; nicht eben, als ob wir glauben dürften, daſs ſie jemals aufhören könnten, ihre Wirkungen bey allen Nationen zu äuſſern, ſondern nur um unſre Ideen zu ſimplificiren, und geradeswegs auf die Grundſätze zu kommen, nach welchen ſich ein Staatsmann bey ſolchen Gelegenheiten richten muſs, wo er findet, daſs, wegen verſchiedner Verbindungen der Umſtände, keine beſſere Hülfsmittel angebracht werden können.

Nunmehr wollen wir uns eine Nation vorſtellen, die bey ihren Stapelmanufacturen, das iſt, ſolchen, wo ſie die gröſsten natürlichen Vortheile vor ſich hat, durch Nebenbuler beeinträchtigt wird.

Wenn je ein ſolcher Fall ſich zuträgt, ſo muſs er von einem innerlichen Staatsfehler herrühren. Entweder von dem zunehmenden Luxus der Handwerksleute, welcher aus dem conſolidirten Profit entſpringt; oder von einem zufälligen Uebel, z. E. der Theurung der Lebensmittel: oder von unbedachtſam angelegten Taxen. Dieſe Umſtände müſſen ſämmtlich (die Taxen ausgenommen, von denen ich in der Folge rede), nach den vorhin dargelegten Grundſätzen, aus dem Wege geräumt werden. Wenn aber dieſer Zweck, aus Urſachen, um die wir uns hier nicht bekümmern wollen, nicht erreicht werden kann: alsdann kommt die fatale Periode, da alles auswärtige wechſelſeitige Verkehr mit Manufacturwaaren aufgegeben werden muſs. Denn wenn

auf diejenigen Handelszweige, bey denen eine Nation die grösten natürlichen Vortheile hat, kein Profit herauskommt: so ist es mehr als wahrscheinlich, dass jeder andre Zweig wenigstens gleichen Nachtheil bringen wird. Wenn nun, nach dieser Revolution, die Häven der Nation nicht für die Einfuhr fremder Manufacturwaaren verschlossen werden, so führen die Kaufleute diese Waaren ins Land ein; dadurch wird sich der Reichtum der Nation aus dem Lande ziehen, und die Indüstriösen werden Nahrungsmangel spüren.

Auf dieses Principium sind die Handwerkszünfte erbaut. Von diesen muss ich, zum Beschlusse des Capitels, noch ein Wort sagen.

Man kann die grosen Städte *(Cities)* und die Municipal- oder zünftigen Städte *(Corporations)* als Nationen betrachten, wo der Luxus und die Taxen den Lebensunterhalt so kostbar gemacht haben, dass die Arbeit nicht anderst als zu einem hohen Preise geliefert werden kann. Wenn daher erlaubt wäre, alle Gattungen verfertigter Arbeit aus den Provinzen oder aus dem platten Lande herbeizuführen, um die Nachfrage der Hauptstadt und der kleinern Städte zu befriedigen: was würde aus den hieselbst wohnenden Handwerkern und Fabricanten werden? Wenn hingegen diese aus den Städten wegziehen und ihre Zunftfreiheiten verlieren müssten, wie würde es um die öffentlichen Einkünfte aussehen, die in diesen kleinen Staaten, wie ich sie nennen möchte, bisher zusammengebracht worden sind?

Durch die Einführung der Zünfte wird ein Staatsmann in Stand gesetzt, alle Arten der Consumtion mit hohen Auflagen zu beschweren; und obgleich hieraus die nothwendige Folge entsteht, dass der Arbeitspreis theurer wird, so lassen sich doch die daraus für die auswärtige Handlung entspringende schlimme Folgen, mittelst andrer Maasregeln, von denen ich hernach reden werde, vermeiden; und auf solche Art kann man, bey jedem Exportationsartikel, dem übermässigen Steigen seines Preises zuvorkommen, mithin dergleichen Waaren, trotz aller auswärtigen Concurrenz, einen Absatz verschaffen.

Der neuere Taxationsplan scheint zuerst in den grosen bischöflichen Städten *(Cities)* eingeführt worden zu seyn, während dass das übrige Land unter den Barons stund, und gewissermasen ganz frey von Taxen blieb. Nachdem die Städte *(Cities)* die Zunftfreiheit erlangt hatten, fiengen sie an, zufolge der ihren Magistratspersonen verliehenen Macht, Taxen zu heben; und da sie fanden, dass die dabey sich geäusserten Inconvenienzen von einer auswärtigen

wärtigen Concurrenz, nämlich der ausländiſchen Handlung, herrührten, ſo errichteten ſie aus den verſchiedenen Claſſen der indüſtriöſen Stadteinwohner gewiſſe Brüderſchaften oder kleinere Zünfte, die mit der Vollmacht verſehen wurden, das Einbringen der von ihren Amtsbrüdern, die nicht zu der Societät gehörten, verfertigten Arbeit zu verwehren.

Hier entſteht die Frage: Wenn die Einführung der Zünfte aus einem ſo klaren Principio, als hier gezeigt worden iſt, ihren Urſprung genommen hat, wie kommts, daſs man in vielen Ländern ſo ſehr über die Zünfte klagt, als wären ſie die gröſste Hindernis der Indüſtrie?

Ich antworte mit Vorlegung einer andern Frage: Warum klagt man nicht in allen Ländern darüber?

Der Unterſchied zwiſchen den Situationen verſchiedener Länder wird aus dem Principio erhellen, wornach die Einrichtung und Regierung der Zünfte regulirt werden muſs. Wird dieſes Principium recht verſtanden, ſo wird alles Diſputiren, ob Zünfte überhaupt nützlich oder ſchädlich ſeyn, aufhören; und die Frage wird gehörig entſchieden ſeyn, wenn man den relativen Nutzen der Zünfte in Abſicht auf den wirklichen Zuſtand des Landes, wo ſie eingeführt ſind, erwogen hat. Sie können in einer Provinz ſehr nützlich, in einer andern ſehr ſchädlich ſeyn.

Zuförderſt müſſen wir alſo auf allen Seiten darüber einig werden, daſs dieſes angeführte Principium ſeine Richtigkeit habe. Kein Menſch hat jemals behauptet, daſs der Indüſtrie, welche in *Städten* getrieben wird, wo es theuer zu leben iſt, durch eine Concurrenz von Seiten der Indüſtrie auf dem *Lande*, wo alles wohlfeiler iſt, Eintrag geſchehen dürfe, nämlich in Sachen, welche directe die Conſumtion der Stadtbürger betreffen. Hingegen kann behauptet werden, daſs keine ſubalterne Zunft ein ausſchlieſſendes Privilegium zum Nachtheil derjenigen genieſſen ſollte, die zu allen öffentlichen Abgaben contribuiren müſſen, welche von der ganzen groſsen Gemeine, von welcher dieſe Zunft ihre Exiſtenz hat, verordnet worden ſind; wie auch, daſs dieſe Zünfte kein Recht haben, Bürger auszuſchlieſſen, ſondern nur lediglich Fremde, die nicht unter ebenderſelben Gerichtsbarkeit ſtehen, noch ebendieſelben Onera entrichten dürfen. Der Streit iſt alſo hier nur zwiſchen Mitgliedern der groſsen Communität und der ſubordinirten Zünfte. Solang nun kein andres Intereſſe dabey in Betrachtung kommt, ſo halte ich dafür, daſs die Entſcheidung dieſer

Frage der ganzen Gemeinde überlassen werden müsse. Sobald aber die Wohlfahrt des Staats durch gewisse Privilegien, welche einzelne Personen geniessen, gekränkt wird, so müssen solche Privilegien entweder aufgehoben, oder eingeschränkt werden.

In Ländern, wo die Industrie beständig auf einen gewissen Fus, den sie nicht überschreitet, im Gange ist; wo die Consumtion in den Städten weder gröser, noch kleiner wird; wo diejenigen, welche von ihrem erworbenen Vermögen leben, eine einförmige Lebensart führen; wo alles zu dieser regelmäsigen Consumtion Erforderliche durch eine gewisse Anzahl Bürger, die zur Bestreitung der Lieferung hinlänglich ist, ordentlich geliefert wird; und wo die Anzahl der Leute, die durch den Dienst ihrer Hände zu diesem Zwecke behülflich seyn sollen, der Nachfrage, die ihrethalben geschehen, angemessen ist: in solchen Ländern, sage ich, würde jede Schmälerung der Privilegien der Zünfte das Mittel seyn, wodurch die gleiche Balanz zwischen Arbeit und Nachfrage umgeworfen wird.

Ich habe oben gesagt, dass, wenn der Arbeiter so viel werden, dass sie nicht alle beschäfftigt werden können, der Profit so gering ausfalle, dass er nicht den nöthigen Unterhalt gewähret; und dass alsdann die Industriösen, in Absicht auf das physisch-Benöthigte, mit einander in Concurrenz gerathen, und einer dem andern im Wege stehe. Hier haben wir also den Grundsatz, den die Communität beständig vor Augen haben sollte: *Bey jeder Handlung mus der Profit in Proportion mit der Nachfrage stehen.*

Um diese Proportion desto besser kennen zu lernen, haben viele zünftige Städte in Deutschland die Professionszünfte auf eine gewisse Anzahl Mitglieder eingeschränkt. Also darf in jeder Stadt nur eine bestimmte Anzahl Apotheker, Tischler, Schmidte u. s. w. seyn, nach Maasgabe der Arbeit, die sie wahrscheinlicherweise daselbst finden. Dies scheint eine gute Einrichtung zu seyn. Ich sage darum nicht, dass sie nicht misbraucht werden könne. Indessen mus doch die Macht, in Ansehung der Zünfte gewisse Verordnungen zu treffen, irgendwo herbergen; denn wenn in einem Lande, wo die Industrie nicht sonderlich in Aufnahme ist, ein jeder, der nur will, ein zunftmässiger Meister werden könnte, so würde die Wirkung hievon seyn, dass einer dem andern das Brod vor dem Munde wegnähme, und diejenigen, die gerne Aufwand machen, schlecht bedient seyn würden.

Hinge-

Hingegen wo die Indüſtrie ſich hervorzuthun beginnt; und wo die Sitten eines Volks ſich auf einmal, oder doch mit ſchnellen Schritten, ändern, wie ſolches, ſeit ungefähr ſechzig Jahren, der Fall in vielen europäiſchen Ländern geweſen iſt: da würde man blödſinnig ſeyn, wenn man nicht merkte, daſs in Anſehung der Zünfte nothwendig eine Veränderung vorgenommen werden müſſe; und wenn, bey ſolchen Veränderungen, die Vorſteher der Zünfte von der vermehrten Nachfrage profitiren, und ein Steigen der Preiſe, zum Beſten der zünftigen Profeſſioniſten, veranlaſſen würden; ſo wird die unausbleibliche Folge dieſe ſeyn, daſs die Stadt leer an Einwohnern, und einer Handlung beraubt wird, die ihr, in Anſehung der Vortheile, welche ſie aus ihren zur Verſchaffung jedes Conſumtionszweigs bereits getroffenen Einrichtungen ziehen muſs, ſonſt unmöglich entgehen könnte *. Wird aber oben erwähntes Principium beſtändig befolgt; läſst man den Profit nicht über den gehörigen Fus hinaus gehen; legt man, nach Proportion der Nachfrage, mehrere Arbeiter zu; läſst man die Handwerksleute in den Städten nur in ſofern gröſsere Vortheile, als die auf dem Lande, genieſſen, in ſofern der Unterhalt jener theurer iſt, als der letztern ihrer; läſst man den Nachtheil, der auf Seiten der Stadthandwerksleute herauskommt, blos auf ihre Conſumtion, nicht aber auf das Surplus der Werke ihrer Indüſtrie, einen unangenehmen Einfluſs haben; wird dafür geſorgt, daſs in den Vorſtädten, oder auf einem auſſer der Stadt gelegenen und zu ſolchem Behuf mit Mauren umgebenen Platze, alle zur bequemen Führung der auswärtigen Handlung (*auswärtig* nenne ich hier alles, was nicht zur Conſumtion der Stadt gehört) dienliche Geräthſchaften

* Deswegen ſind gegenwärtig die Städte in den öſterreichiſchen Niederlanden ſo volkleer; und die Claſſen der Indüſtriöſen ſammeln ſich daſelbſt in den Dörfern an, wo itzt nach Proportion eine gröſsere Volkmenge anzutreffen iſt, als in den Städten. In dieſen Dörfern ſind die Privilegien der Städte nicht eingeführt; Privilegien, die ſich ebenſowol mit dem Bankerott, als mit der Entvölkerung dieſer Städte, aller Wahrſcheinlichkeit nach, endigen werden. Die Entvölkerung wird aus den bereits angeführten Urſachen erfolgen; der Bankerott aber, wegen der Summen, welche dieſe Communitäten dem Souverain, auf den Credit neuer Auflagen, womit alle Conſumtionszweige ohn Unterlaſs beſchwert werden, vorgeſtreckt haben. Dieſes iſt ſo wahr, daſs die Acquiſition dieſes Landes, welches doch eines der fruchtbarſten und volkreichſten in Europa iſt, kaum der Mühe werth ſeyn würde, wenn die Schulden, die auf den Communitäten haften, ordentlich abgetragen, und ihre höchſtverderbliche ſogenannte *Privilegien* gleichwol unverändert beibehalten werden ſollten.

ſchaften im Vorrath zu haben ſind; und werden daſelbſt öffentliche Märkte gehalten, wo alle auf dem Lande verfertigte Waarenſorten ausgeſtellt werden: alsdann wird die wahre Abſicht einer Zunftgenoſſenſchaft erreicht ſeyn. Findet ſichs, daſs zur Wohlfahrt der Handlung noch mehrere Freiheit erfodert wird, ſo mag man jeden, der ſich darum meldet, in die Zunft aufnehmen: es müſſen aber auch alle damit verknüpfte Laſten abgenommen, und jedes incorporirte Mitglied muſs von dem Staate für den Verluſt, der ihm dadurch zuwächſt, ſchadlos gehalten werden.

Die groſse und noch täglich wirkſame Veränderung, welche in der Denkungsart ſolcher europäiſchen Nationen vorgegangen iſt, wo die Zunftgenoſſenſchaften ſchon längſt eingeführt geweſen ſind, ohne daſs darum ſonderliche Inconvenienz entſtanden wäre, giebt zu dieſen Betrachtungen Anlaſs, welche ganz natürlich aus unſern dargethanen Grundſätzen zu flieſſen ſcheinen. Ich füge nur noch hinzu, daſs der eingeführte Gebrauch, Taxen in dieſen kleinen Freyſtaaten (wie ich ſie genannt habe) aufzulegen, den Fürſten den erſten Wink mag gegeben haben, dieſes Syſtem weiter auszudehnen, indem ſie anfänglich das, was die Städte *(Cities)* um ihres eigenen Vortheils willen eingeführt hätten, zu den öffentlichen Einkünften ſchlugen, und hernach den Plan erweiterten, je nachdem ſich die Umſtände für ihre Abſicht günſtig zeigten. Daſs dieſes der wahre Urſprung des neuern Taxationsplans (inſofern er auf die Conſumtion zielt) geweſen ſey, läſst ſich daraus ſchlieſſen, weil das Recht, Taxen aufzulegen, faſt nirgends mit der Souverainswürde weſentlich verbunden zu ſeyn ſcheint, ſelbſt in ſolchen Königreichen, wo die Fürſten lange Zeit eine uneingeſchränkte conſtitutionsmäſsige Autorität über die Perſonen ihrer Unterthanen genoſſen haben. Ich halte dieſes Recht für das untrüglichſte Unterſcheidungszeichen einer abſoluten und uneingeſchränkten Gewalt. Ich kenne keine chriſtliche Monarchien, (es wäre denn etwa Rufsland) wo nicht, entweder die Einwilligung der Stände, oder die Genehmhaltung und der Beitritt irgend eines Corporis im Staate, zur Auflegung conſtitutionsmäſsiger Taxen erfodert würde; und wenn mehrere Ausnahmen gefunden werden, ſo halte ich nicht für ſchwer, den Urſprung einer ſolchen Aeuſſerung der ſouverainen Macht auszuſpüren, ohne daſs man nöthig hat, ſolchen in ſehr entfernten Zeiten des Altertums aufzuſuchen. Vormals wurden die Prärogativen der Fürſten nach derjenigen Gewalt abgemeſſen, die

ihnen

ihnen, vermöge der Landesverfaſſungen, über die *Perſonen* ihrer Unterthanen zukam: aber in den neuern Zeiten iſt der Maasſtab ihrer Regalien die Gewalt, die ſie über den *Beutel* ihrer Unterthanen beſitzen.

Nachdem ich nunmehr die Nothwendigkeit erwieſen habe, daſs eine Nation mit der wechſelſeitigen auswärtigen Handlung in Manufacturwaaren inne halte, ſobald ſie aus jedem Zweige dieſer Handlung Nachtheil ſpürt: ſo fällt die Frage vor, wie dieſe Handlung dergeſtalt könne abgebrochen werden, daſs in der Oekonomie des Staats keine plötzliche und gewaltſame Revolution erfolge, als welche allemal höchſt-gefährlich iſt. Will man dem Schaden methodiſch abhelfen, ſo muſs man ihn in einer groſsen Diſtanz voraus ſehen.

XXIV. Capitel.

Welches iſt die dienlichſte Methode, eine auswärtige Handlung in Manufacturwaaren zu ſtopfen, wenn ſie der Nation nachtheilig iſt?

Man muſs das, was ich im vorigen Capitel geſagt habe, nicht ſo verſtehen, als ob ein Staatsmann der auswärtigen Handlung ſogleich auf einmal ein Ende machen müſſe, ſobald eine Nation, entweder im Ganzen dieſer Handlung, oder in einem beſondern Manufacturzweige, nicht mehr Balanz halten kann. Dieſes Mittel wäre gar zu heftig, als daſs man ſich einen guten Erfolg davon verſprechen könnte.

Es iſt nicht leicht möglich, daſs ſich bey der Handlung einer Nation eine beträchtliche Veränderung, ſie gereiche nun zu ihrem Vortheil oder Nachtheil, plötzlich zutragen könne, es wäre denn zur Zeit innerlicher Bürgerunruhen, oder auswärtiger Kriege; welches aber Umſtände ſind, die itzt nicht hieher gehören.

Ein weiſer Staatsmann wird zu allen Zeiten auf jeden Zweig der auswärtigen Handlung, und ſonderlich auf die Artikel der Einfuhr, ein wachſames Auge richten. Letztere beſtehen entweder in rohen Producten andrer Länder, oder in ſolchen Producten, die durch ihre Verarbeitung einen noch gröſsern Werth bekommen haben.

Bey jeder Handlung ſind in Anſehung der verkauften Waare zwey Dinge zu betrachten: erſtlich, die Materie an ſich ſelbſt; hernach, die Arbeit, welche angewandt worden iſt, dieſe Materie brauchbar zu machen.

Wenn der Werth der ins Land eingebrachten rohen Materien gröſſer iſt, als der Werth der aus dem Lande geführten Waaren, ſo gewinnt das Land: wenn aber die eingeführten verarbeiteten Producte von gröſſerm Werthe ſind, als die ausgeführten, ſo verliert das Land. Warum? Weil, im erſtern Falle, die Fremden das Surplus der exportirten verarbeiteten Producte *mit roben Producten* müſſen bezahlet haben; und weil, im zweiten Falle, das Land den Ueberſchuſs der eingebrachten verarbeiteten Producte *mit roben Producten* bezahlen muſs.

Es iſt alſo dieſes eine Generalregel: Man muſs die Einfuhr verarbeiteter Materialien hindern und beſchwerlich machen, ihre Ausfuhr aber begünſtigen und erleichtern.

Wenn Waaren, die ſonſt im Lande ſelbſt fabricirt wurden, anfangen aus der Fremde hereingebracht zu werden: ſo iſt es ein Kennzeichen, entweder daſs der Preis ſolcher Waaren im Lande ſelbſt zu ſteigen anfängt, oder daſs die Fremden es ſeit kurzem in dergleichen Manufacturen weiter gebracht haben. Hingegen wenn die Einfuhr von Manufacturwaaren, die im Lande conſumirt werden, ſich zu verringern anfängt, und die Kaufleute auf ſolche Handlungszweige Verluſt zu leiden beginnen: ſo iſt es ein Beweis, daſs die einheimiſche Indüſtrie, was dieſe Artikel betrifft, anſehnliche Progreſſen gemacht hat. Der Staatsmann muſs ſich dieſen Umſtand zum Wink dienen laſſen, daſs er nunmehr anfangen müſſe, die Einfuhr ſolcher Waaren mit guter Manier beſchwerlich zu machen, nicht aber ſie auf einmal zu ſtopfen; weil letzteres die Wirkung haben könnte, daſs der Profit auf die einheimiſche Verarbeitung derſelben gar zu gros würde.

Man muſs alle plötzliche Veränderungen zu vermeiden ſuchen. Wird eine ſtarke Einfuhr auf einmal geſtopft, ſo ſteigen die Preiſe der einheimiſchen Arbeit gleichſam ſtosweiſe, nicht ſtuffenweiſe, wie ſie ſollten; und dieſes ſchnelle Steigen des Profits reizt gar zu viele Leute zu dem Beſtreben an, gleichfalls einen Theil von dieſem Profit für ſich zu erlangen; und dann bekümmern ſie ſich nicht mehr um andre Zweige der Indüſtrie, die für den Staat eben ſo vortheilhaft wären. Solche Revolutionen richten groſsen Schaden

an,

an, weil eine lange Zeit verflieſst, ehe die Leute über die wahre Urſache derſelben belehrt werden; mittlerweile wiſſen ſie ſelbſt nicht recht, wie ſie dran ſind, und erſtaunen und freuen ſich über die Folgen, je nachdem ſie ſelbſt dabey intereſſirt ſind. Ein jeder beurtheilt die Erſcheinungen anderſt, als ein andrer. Einige wollen den Inconvenienzen abgeholfen wiſſen, während daſs Andre nur darauf ſinnen, wie ſie von jeder Gelegenheit, von jedem Augenblicke, wo ſie den meiſten Vortheil ziehen können, profitiren mögen. Mit Einem Worte, nichts iſt ſchädlicher als eine plötzliche Veränderung, bey einem ſo verwickelten Cörper, als heutigestags die ganze Claſſe der Indüſtriöſen iſt. Wenn alſo, trotz der weiſeſten Vorkehrungen des Staatsmanns, dergleichen Veränderungen ſich dennoch zutragen, ſo kann er den ſchlimmen Folgen, welche ſie nach ſich ziehen, nicht beſſer vorbeugen, als wenn er das Publicum von den wahren Urſachen jeder Veränderung, ſie mag nun für die verſchiednen Claſſen der Einwohner vortheilhaft oder nachtheilig ſeyn, belehret. Dieſes wäre auch, meiner Meinung nach, das beſte Mittel, einen jeden dahin zu vermögen, daſs er durch ſeinen Beitritt, zur Abſchaffung der Inconvenienzen, die ſich nicht haben verhüten laſſen, behülflich ſey. Nachdem ich nun zur Gnüge gezeigt habe, durch was für Aufmunterungen die erſt aufblühende Manufacturen zu begünſtigen, und, wenn ſie in ihrem Wachstum in etwas zurückgekommen, zu erhalten ſind: ſo wollen wir itzt auch diejenigen Mittel erwägen, wodurch dem Verluſt andrer *bereits in Stand gebrachten* Manufacturen vorgebeugt werden kann.

Ich habe ſchon geſagt, daſs die Einfuhr irgend eines Conſumtionsartikels, der ſonſt gewöhnlich aus den einheimiſchen Fabriken geliefert wird, die untrügliche Anzeige einer fremden Mitbewerbung ſey. Ich werde itzt auch nichts von den Mitteln ſagen, deren man ſich zur Abhelfung dieſer Inconvenienz zu bedienen hat; denn ſelbige ſind ſchon anderswo von mir erörtert worden. Wir müſſen uns itzt vorſtellen, daſs jedes Mittel, welches man zu dieſem Ende erfunden, ſeine Wirkung verfehle, und daſs die auswärtige Indüſtrie ſchon ſo veſten Fus im Lande ergriffen habe, daſs ſie, für die verſchiednen Zweige der einheimiſchen Conſumtion, von Tag zu Tag ſtärkere Lieferungen thue.

Bey ſo geſtalten Sachen wird der Staatsmann forderſamſt der Einfuhr ſolcher Waaren gewiſſe Schranken ſetzen, die er, wenn er es nöthig findet,

allemal noch enger einziehen kann; und wenn die vermehrte Einſchränkung zu Betrügereyen, die nicht wohl verhindert werden können, Anlaſs giebt, ſo muſs er die Einfuhr ſolcher Artikel gänzlich verbieten. Ein ſolches Verfahren wird die Folge haben, daſs, ohne ein gewaltſames und plötzliches Verbot der auswärtigen Handlung, nach und nach jeder ſchädliche Importationszweig abgeſchnitten, und, wie im oberwähnten Falle, ganz wegbleiben wird, wenn nämlich der Handel mit den vortheilhafteſten Zweigen nicht ohne Verluſt fortgeſetzt werden kann.

Noch etwas iſt jedoch hier hinzuzufügen, das zur Einſchränkung eines ſo generellen Adminiſtrationsplans erfodert wird. Nichts iſt verwickelter als das Handlungsintereſſe, wenn man es in Abſicht auf eine ganze Nation betrachtet. Es iſt nicht leicht möglich, daſs einem Volke jeder Handlungszweig günſtig, und zur Vermehrung ſeines Reichtums beförderlich ſey. Wenn folglich ein Staatsmann, der dieſen oder jenen einzeln Handlungszweig beſonders überſchaut, die Einfuhr deſſelben nach der Proportion einſchränken wollte, als er die Balanz deſſelben für die Nation ungünſtig befunden hat, ſo könnte er wahrſcheinlicherweiſe dem blühendſten Commerz ſeines Landes den Untergang zuziehen.

Er muſs erſtlich aufs ſorgfältigſte alle Umſtände unterſuchen, die mit der eingeführten Waare vorzugehen pflegen. Wird ein Theil davon mit Profit wiederum aus dem Lande geführt, ſo muſs dieſer Profit von der Berechnung des Schadens, der durch die Conſumtion des im Lande zurückgebliebenen Theils entſteht, abgezogen werden. Wird die eingeführte Waare auf Rechnung andrer Induſtriezweige conſumirt, deren Aufnahme dadurch befördert wird, ſo kann der Verluſt ſehr reichlich erſetzt werden. Iſt die Einfuhr dieſes Artikels ein Mittel, eine ſonſt nützliche Correſpondenz mit einer benachbarten Nation zu unterhalten, ſo kann man mit dem aus dieſem Artikel flieſſenden Verluſt bis auf einen gewiſſen Grad vorlieb nehmen. Findet aber der Staatsmann, nachdem er die ganze Kette der Folgen unterſucht hat, daſs, in Vergleichung mit dem Schaden, den die Nation gleich anfangs durch die Einfuhr dieſes Artikels erlitten, weder ihr Reichtum, noch ihre Handlung zugenommen habe: ſo glaube ich, er könne für ausgemacht halten, daſs ein ſolcher Handlungszweig ſchädlich, und folglich, der allgemeinen Regel gemäs, mit der beſten Manier abzuſchneiden ſey.

Ein

Ein Staatsmann, der ein Volk regiert, welches im Begriffe ſteht, ſeine auswärtige Handlung zu verlieren, und keine wahrſcheinliche Ausſicht hat, ſie wieder zu bekommen, muſs ſeine erſte Sorgfalt darauf richten, daſs dieſes Volk ſeinen bereits erworbenen Reichtum behalten möge. Kein Beweggrund muſs ihn vermögen können, dieſen Reichtum aufzuopfern, es wäre denn, daſs dadurch die ganze Societät, wenn ſie von auswärtigen Feinden bedroht wird, von ihrem Untergang gerettet werden könnte. Keine Neigung, den Begierden derjenigen Privatperſonen zu willfahren, bey denen die Conſumtion auswärtiger Waaren ſchon zur Gewohnheit geworden iſt, und die, wegen des Reichtums, den ſie beſitzen, einen ſolchen Aufwand, ohne den geringſten Nachtheil für ihr Privatvermögen, gar wohl aushalten können; keine Abſicht, das Sammeln und Zurücklegen baarer Gelder zu befördern, oder ihrem geſchwinden Circuliren im Lande vorzubeugen; auch nicht die Vortheile auf Seiten der Kaufleute, die ſich durch die Fortſetzung einer für die Nation nachtheiligen Handlung bereichern können; ja, was noch mehr iſt, nicht einmal die Abſicht, die ganze bisherige Anzahl der Einwohner beim Brode zu erhalten, muſs dem Staatsmann ſeine Einwilligung zur Verringerung des Nationalreichtums ablocken.

Hier folgen meine Gründe, warum ich dieſen Satz ſo ſehr weit treibe, daſs ich ſogar behaupte, es müſſe, zur Beibehaltung des Nationalreichtums, allenfalls ein Theil der Landeseinwohner ſacrificirt werden. Ich bin verſichert, daſs man mich, wegen einer ſo kühnen Behauptung, nicht im geringſten eines Machiavelliſmus beſchuldigen wird, wenn man meine Gründe nur recht überdenken mag.

So lang ein Volk von den Producten ſeines eigenen Landes lebt, ſo kann die Conſervation ſeines Reichtums gar wohl mit der Conſervation ſeiner Anzahl beſtehen. Wenn alſo, in ſolchem Falle, die Abnahme der auswärtigen Handlung eine Verminderung der Volkzahl deswegen nach ſich zöge, weil weder die Lebensmittel aus dem Lande geführt worden, oder die Ländereyen ungebaut liegen geblieben wären: ſo würde ich kein Bedenken tragen, die Schuld auf die Verwaltung des Staatsmanns zu legen.

Aber, wie geſagt, ein induſtriöſes Volk kann ſeine Anzahl weit über die Proportion ſeiner eigenen Subſiſtenz treiben. Was ihm hieran abgeht, muſs aus der Fremde herbeigeſchafft werden, auf Koſten der ihm günſtigen

Handlungsbalanz. Wenn es nun aber die Vortheile dieſer Balanz verliert, und folglich ſeine ihm ſchädliche auswärtige Handlung, unſern angeführten Grundſätzen gemäs, einſtellt, ſo iſt für den Staatsmann kein andrer Rath übrig, als daſs er eins von dieſen zwey Dingen thue: *Entweder*, daſs er jährlich die Ausfuhr eines Theils des bereits erworbenen Reichtums erlaube, um für das *Surplus* ſeines Volks, (wie ich es nennen möchte) Lebensmittel dagegen einzukaufen: *oder*, daſs er deſſen Anzahl ſtuffenweiſe verringere, indem er einen Theil deſſelben, durch Vorſtellung allerley günſtiger Ausſichten, bewegt, aus dem Lande zu ziehen, oder Coloniſten abzugeben, u. ſ. w. bis er die Anzahl ſeiner Unterthanen gerade auf das rechte Ebenmaas der Nationalſubſiſtenz reducirt hat. Wenn er lieber den erſten Weg einſchlägt, (vorausgeſetzt, daſs ein ſolcher Plan in der Ausführung möglich ſey) ſo wird die Folge ſeyn, daſs, ſobald aller Reichtum erſchöpft iſt, die ganze Societät verderben muſs, ausgenommen die Proprietairs der Ländereyen, und die Bauren. Wählt er das zweite Mittel, ſo bleibt er, in Anſehung der Einwohner, die er beibehält, von der ganzen Welt unabhängig. Die Einwohner bleiben im Stande, ſich zu erhalten; und er kann den Plan ſeiner Staatswirthſchaft allemal ſo verändern, wie es auf ſeine Umſtände, in Rückſicht andrer Nationen, am beſten paſst. So lang alle ſeine Unterthanen Arbeit und Brod haben, wird er das Haupt eines geſegneten und glücklichen Volks bleiben.

Es könnte der Einwurf gemacht werden, der erſtere von den beiden vorgeſchlagenen Wegen ſey eine in der Praxi unmögliche Suppoſition. Ich geſtehe dieſes zu, wenn dabey vorausgeſetzt wird, daſs dieſer Weg völlig bis auf die ferne Grenze, die ich ihm vorgezeichnet habe, verfolgt werden ſoll; denn wie gros immerhin die Macht eines Staatsmanns ſeyn mag, ſo geht ſie doch nie ſo weit, daſs er ſeine Volkanzahl auf Koſten des ganzen Nationalreichtums conſerviren könnte. Ich kann mir aber doch ſehr leicht einen Fall vorſtellen, wo die Volkzahl, mit beträchtlichem Verluſt für einen Staat, welcher ſich in der Situation befindet, worin wir ihn bey unſrer Suppoſition vorgeſtellt haben, beibehalten werden kann.

Wir wollen ſetzen, der Fürſt eines Landes, welches in ſeiner auswärtigen Handlung zurückgekommen iſt, verſtärke ſeine Armee, in der Maaſse, als er findet, daſs ſeine induſtrioſen Unterthanen die Hände in Schoos legen müſſen, weil keine Nachfrage nach den Werken ihrer Induſtrie iſt; und er

fülle

fülle ſeine Magazine, die zu ihrem Unterhalt dienen ſollen, mit auswärts aufgekauften Lebensmitteln an, und laſſe ſeine übrigen Unterthanen ſich von den einheimiſchen Landesproducten nähren. Auf dieſe Art wird jedermann in Beſchäfftigung bleiben, und jedermann Brod haben; und man wird einen ſolchen Fürſten als den leutſeligſten Regenten rühmen. Dies gebe ich willig zu. Ich werde ſelbſt einen ſolchen Fürſten lieben: aber jemehr ich ihn liebte, deſto mehr würde ich bedauren, daſs ſein Project fehlſchlagen werde, weil ſelbiges, vermöge einer phyſiſchen Unmöglichkeit, nicht lange Statt finden kann; und wenn es dann, nachdem der Reichtum erſchöpft iſt, die vorigen Dienſte nicht mehr thut, ſo wird der Fürſt, mit aller ſeiner Gütigkeit und Mitleiden, ſeinen Soldaten kein Brod, und ſeinen fleiſſigen Unterthanen, die itzt kein Aequivalent mehr für ihre Arbeit finden, keine Beſchäfftigung geben können.

Genug für itzt von den allgemeinen Grundſätzen, welche erwogen werden müſſen, wenn die Nothwendigkeit erfordert, der Einfuhr auswärtiger Waaren, und der Verringerung des Nationalreichtums, in dem Falle, den wir vor uns gehabt haben, ein Ende zu machen.

Wir kommen nun auf die Artikel der Ausfuhr. Die einträglichſten Exportationszweige beſtehen in fabricirten Waaren; die minder einträglichen, in rohen Materialien. Wenn verarbeitete Sachen nicht in aller ihrer Vollkommenheit, wegen ihrer höhern Preiſe, exportirt werden können, ſo iſt es beſſer, ſie in geringerer Vollkommenheit, als gar nicht, zu exportiren. Wenn aber auch dieſes nicht mit Vortheil geſchehen kann, ſo wird ein Volk alle ſeine Arbeit nur auf ſeine eigenen Bedürfniſſe einſchränken müſſen; und wenn alsdann die einheimiſche Conſumtion nicht um ſoviel ſtärker wird, als zur Erſetzung der entgangenen auswärtigen Nachfrage erforderlich iſt, ſo wird eine gewiſſe Anzahl Hände müſſig ſeyn, und eine gewiſſe Quantität natürlicher Producten wird liegen bleiben. Die Arbeiter werden in kurzer Zeit verſchwinden, entweder verhungern, oder aus dem Lande ziehen: und die rohen Landesproducten werden ein Exportationsartikel werden. Hier haben wir alſo eine neue Art der Handlung, die ihren Auftritt macht, ſobald die andre Art erlöſcht iſt. Wenn eine Nation ſich genöthigt ſieht, zufolge unſrer dargelegten Grundſätze, ihre Exportationsartikel auf lauter rohe Producten einzuſchränken: ſo iſt das im Titel dieſes Capitels geſetzte Ziel erreicht. Die Nation

iſt

iſt alsdann, was die Handlung betrifft, ſo weit, als ſie nur konnte, heruntergekommen: aber ſie kann zu gleicher Zeit, trotz alles Unſterns, ihre natürlichen Vortheile genieſſen; und nach Maasgabe derſelben kann ſie, wenn ſie löblich regiert wird, und gute Wirthſchaft treibt, eine vortheilhafte Handlungsbalanz beibehalten, die ihren Nationalreichtum beſtändig vermehren wird.

Es giebt demnach eine Periode, da die auswärtige Handlung, in Anſehung aller ihrer Artikel, nur die Naturproducten ausgenommen, aufhören kann; und ich weis eben nicht, ob dieſe Periode weit entfernt ſey, wenn wir den Handlungszuſtand in Abſicht auf gewiſſe europäiſche Nationen recht erwägen.

Giengen Indüſtrie und gute Wirthſchaft bey jedem Theile der groſsen Staatscörper gleichmäſſig im Schwange; oder würde der Luxus und überflüſſiger Aufwand allenthalben auf einerley Grad der Höhe getrieben: ſo könnte man, ohne den geringſten Schaden, die Handlung völlig offen ſtehen laſſen. Alsdann würde ſie aufhören, ein Gegenſtand der Sorgfalt und Bekümmernis eines Staatsmanns zu ſeyn. Suchten hingegen alle Nationen mit gleichem Eifer jeden Zweig eines uneinträglichen Commerzes zu hemmen: ſo würde man gar bald einen allgemeinen Stillſtand der Handlung wahrnehmen. Alles Verkehr mit Manufacturwaaren würde aufhören, jede Nation ſich ſelbſt verſorgen, und alle Ein- und Ausfuhr nur in natürlichen Producten beſtehen.

Da aber Indüſtrie und Trägheit, Luxus und Mäſſigkeit, bey den europäiſchen Nationen beſtändig ihre Balanz verändern: ſo machen ſich verſtändige Kaufleute ein eigenes Geſchäffte daraus, von dem jedesmaligen Zuſtand dieſer Balanz genaue Erkundigung einzuziehen; und geſchickte Staatsmänner profitiren von dieſer Entdeckung, um das Commerz ihres Landes wiederherzuſtellen. Wenn ſie finden, daſs dieſes Commerz nicht mit eigenen Manufacturwaaren oder rohen Landesproducten fortgeſetzt werden kannn: ſo machen ſie, daſs ihre Kaufleute die Spediteurs ihrer Nachbarn werden, und werfen, durch dieſes Mittel, gleichſam die dritte und letzte Verſchanzung auf, welche ſie, ſolang ſie ſich darin vertheidigen können, vor dem gänzlichen Untergang ihrer auswärtigen Handlung verwahret, weil ſelbige, mittelſt dieſer letzten Zuflucht, noch einige Zeit fortfahren kann, den Nationalfonds zu vermehren. Um aber eben dieſe Zuflucht abzuſchneiden, iſt es bey einigen Nationen üblich, nicht nur die Einfuhr der Güter, ſondern auch die Einführer

ſelbſt,

ſelbſt, mit gewiſſen Einſchränkungen zu beſchweren *. Wird dergleichen Vorſicht auf allen Seiten bis auf einen gewiſſen Grad gleichmäſſig beobachtet, ſo werden wir das ganze Syſtem der auswärtigen Handlung, welches itzt ſo ſehr in der Mode iſt, daſs es immer mehr und mehr alle neuere Staatsmänner, ſowol zur Aufmerkſamkeit, als auch zur Nachahmung aufzufordern ſcheint, übern Haufen fallen ſollen.

XXV. Capitel.

Wenn eine reiche Nation ihre auswärtige Handlung nur auf Artikel natürlicher Producten eingeſchränkt findet, was für einen Plan hat ſie vorzüglich zu befolgen? und welches ſind die Wirkungen einer ſolchen Veränderung der Umſtände?

Itzt iſt nicht mehr die Rede von einer Handlungsnation; dieſer Charakter gieng in dem Augenblick verloren, in welchem die Ausfuhr der Werke des Fleiſſes und der Kunſt der Einwohner geſtopft wurde.

Was nunmehr dieſe Nation am erſten vorzunehmen hätte, wäre dieſes, daſs ſie, durch alle mögliche Mittel die Quantität ihrer natürlichen Producten vermehrte, in der Conſumtion derſelben die gröſste Mäſſigkeit bewieſe, und den Ueberſchuſs, ſo gut als möglich, auſſerhalb Landes abſetzte.

Findet ſie, daſs es ihr bey der Exportation der Lebensmittel immer noch beſſer glückt, und daſs inmittelſt Einige im Volke dennoch Mangel leiden: ſo darf ſie gewiſs glauben, daſs ein innerlicher Fehler vorhanden ſey, der die Induſtrie nicht recht zu Kräften kommen läſst; und es wird ſich zeigen, daſs die wahrſcheinlichſte Urſache einer ſolchen Wirkung in einer ungleichen Concurrenz liege, die ſich zwiſchen den Arbeitern von den niedrigern Claſſen, welche nur für ihr phyſiſch-Benöthigtes arbeiten, befindet. Dieſe Concurrenz muſs gehoben werden, und der Staatsmann muſs nicht eher ruhen, bis er die Balanz zwiſchen Arbeit und Nachfrage in ſo fern berichtiget hat, daſs wenigſtens die *Wagſchale der Arbeit* nicht das Uebergewicht bekommen könne; denn eben dieſes iſts, was der Noth und bittern Armuth beim gemeinen Mann die Thür öffnet. Wenn

* Dieſes geſchieht z. E. durch die See-Acte in England (*Act of Navigation*).

Wenn die *Wagschale der Nachfrage* überschlägt, so ist der Schade nicht so gros, weil diese Veränderung der Balanz blos die Preise erhöhen, die Circulation beschleunigen, und die andre Wagschale, das ist, die Wagschale des Reichtums, (von der ich im folgenden Capitel reden werde), ohne den öffentlichen Fonds zu vermindern, in einer beständigen Schwebung *(Vibration)* erhalten wird.

Das zweite Stück, worauf der Staatsmann seine Sorgfalt bey diesen supponirten Umständen zu richten hat, besteht darin, dass er durchaus keine Einfuhr solcher fremden Manufacturwaaren oder Naturproducten, die irgend einen Anlass zum Luxus geben können, in sein Land verstatte; denn wenn ich gleich gesagt habe, dass ein überflüssiger Aufwand wenig schaden könne, wofern das Interesse der auswärtigen Handlung nicht deswegen mit in Betrachtung komme, weil die gesteigerten einheimischen Preise der Exportation im Wege stehen; und obgleich die Einfuhr fremder Producten, welche für ähnliche rohe Nationalwaaren eingehandelt werden, dem Reichtum eines Staats nicht nachtheilig seyn kann: so dünkt mich doch, dass der Staatsmann eine solche Einfuhr, wenn sie nur in überflüssigen Artikeln besteht, keineswegs begünstigen, sondern sie, durch seine Klugheit, den Einwohnern zuwider machen sollte; denn das Trachten nach überflüssigen Sachen verräth schon an sich selbst eine Anlage zum Luxus; ich wünschte aber diese Anlage blos zur Beförderung der Nationalzwecke, das ist, zur Vermehrung und dem Unterhalte nützlicher Einwohner, vergrösert zu sehen.

Man lasse mich dieses durch ein Beispiel erläutern. Ich will setzen, es kämen in einem Lande fremde Weine in die Mode, als ein Theil des Luxus, der zu einer köstlichen Tafel gehört. Wenn nun der Staatsmann solche Weine nicht auf seine eigene Tafel kommen läst, so werden ihm die Meisten darin nachahmen: er kann aber dagegen viele andre Ausgabartikel, welche diesen Mangel reichlich ersetzen, bey den Gastereyen einführen. Z. E. er kann durch sein Beispiel die Leute aufmuntern, sich prächtigere Meubels, schönere Tapezirungen, zierlichere Confectaufsätze u. d. g. anzuschaffen, und, nach aufgehobener Tafel, Amusements von einer ganz neuen Art vorzunehmen; dieses alles würde ein galantes Ansehen haben, und von einem verfeinerten Geschmacke zeugen.

Auf

Auf ſolche Art könnte er an die Stelle eines Luxus, welcher der Nation zum Schaden gereicht, eine andre Art des Luxus einführen, die ihr zum Vortheil gereichen würde. Wofern aber Verſchwendung und Ausgaben nicht die gute Wirkung haben, den Armen Brod zu ſchaffen, und die inländiſche Circulation zum Beſten des Publici zu beſchleunigen: ſo ſeh ich nicht ein, warum alsdann ein Staatsmann ſich für den Luxus intereſſiren und ihn unterſtützen ſollte; und noch viel weniger ſeh ich ein, warum ein ſpeculativiſcher Kopf, der ſich blos der Unterſuchung der Mittel, wodurch das menſchliche Geſchlecht, durch wechſelſeitige Dienſte, glücklich gemacht wird, gewidmet hat, allen ſeinen Witz anſtrengen mag, um nur Beweisgründe auszufinden, worauf er ſich, als Schutz- und Lobredner der mancherley Gattungen der Verſchwendung, ſtützen könne.

Es iſt vielleicht überflüſſig, wenn ich die Maxime, daſs die Einfuhr fremder Waaren, die nur zur Vergröſserung der überflüſſigen einheimiſchen Conſumtion dienen, mit guter Manier zu dämpfen ſey, noch mit folgender Einſchränkung begleite. Wenn nämlich ein ſolcher Handlungszweig nothwendig beibehalten werden muſs, um ein benachbartes Volk zur Conſumtion unſers einheimiſchen Ueberfluſſes anzulocken: ſo gereicht, in dieſem Fall, der Luxus derer, welche die fremden Producten conſumiren, offenbar zur Verbeſſerung des Nationalzuſtands. Wenn köſtliche Weine und rohe Seide gegen geſalzne Heringe und rohe Häute umgeſetzt und ins Land geführt werden, ſo iſt die Unterhaltung dieſer Handlung blos das Mittel, welches macht, daſs die Reichen die letztgenannten Landesproducten, nachdem ſelbige in Burgunderwein und Sammet verwandelt worden ſind, conſumiren.

Dieſe Betrachtungen betreffen die Vermehrung, oder wenigſtens die Conſervirung des Nationalreichtums. Wenn ſie gehörig erwogen werden, ſo iſt es kaum möglich, daſs irgend ein Theil von dem, was die Nation bereits erworben hat, ſich aus ihrem Lande verlieren könne; und in dieſem Falle wird die ganze Balanz der Exportation natürlicher Producten klarer Gewinn für ſie.

Es giebt aber noch verſchiedne andre Dinge, in Anſehung der Ausfuhr roher Producten, zu beobachten. Solche Artikel, die in groſsem Ueberfluſs vorhanden ſind, und in andern Ländern nicht hervorgebracht werden, z. E. die Weine in den ſüdlichen Ländern Europens, müſsten jederzeit durch die

Einwohner ſelbſt exportirt werden, weil bey einer Handlung, wo man keine Nebenbuler hat, ein groſser Profit herauskommen muſs; bey ſolchen Gelegenheiten muſs alſo ein Volk weiſe genug ſeyn, den Profit für ſich ſelbſt zu behalten.

Wollen aber andre Nationen dergleichen fremde Producten nicht in ihr Land laſſen, wofern die Einfuhr nicht durch ihre eigene Unterthanen geſchehen kann: alsdann kann der Staatsmann einen Zoll auf die Ausfuhr legen; und dies wäre eines von den Mitteln, den Profit mit den Abholern und Zuführern zu theilen. Nur hat man ſich bey Auflegung dieſes Zolls in Acht zu nehmen, daſs man ihn nicht allzuhoch anſetze; denn ſonſt könnte die Nachfrage bald ſchwächer werden. Auch muſs man einer benachbarten Nation keinen Anlaſs geben, wegen eines ſolchen Handlungszweigs in Concurrenz mit unſrer Nation zu treten.

Wenn benachbarte Staaten eben dergleichen rohe Producten liefern, ſo richten ſie die Zölle auf die Ausfuhr gemeiniglich ſo ein, daſs dadurch aller Unterſchied, den die Fremden in ihrer Handlung mit der einen oder mit der andern Nation finden können, compenſirt wird: Oder, ſie räumen denen Nationen, mit welchen ſie das vortheilhafteſte Verkehr haben, beſondre Handlungsvorzüge ein.

Wenn die natürlichen Vortheile bey ſolchen Artikeln minder beträchtlich ſind, ſo kann kein Zoll aufgelegt werden: ſondern alsdann mag man die Exportation durch noch gröſsere Privilegien begünſtigen, die man an Fremde, oder an Andre ertheilet, wenn ſie machen, daſs die Ausfuhr dem Staate wenig koſtet.

Wenn endlich die natürlichen Producten eines Landes auch andern Ländern gemein, und in gleichem Ueberfluſs daſelbſt zu bekommen ſind, ſo wird es ſchwer ſeyn, die Exportation derſelben zu bewirken; und doch kann ſichs zutragen, daſs ein allzugroſser einheimiſcher Ueberfluſs an ſolchen Producten dem Lande zum Nachtheil gereicht. In dieſem Fall muſs der Staatsmann eine Prämie oder Gratification auf die Ausfuhr ſetzen, als das einzige Mittel, eines Ueberfluſſes los zu werden, welcher auf die ganze Maſſe dieſes Landesproducts einen ſo ſtarken Einfluſs haben kann, daſs er den Arbeitslohn der damit beſchäfftigten Indüſtriöſen noch unter den Maasſtab ihres phyſiſch-Benöthigten herabſetzt. Wenn alſo der Staatsmann dieſe Prämie giebt, ſo unter-

unterhält er die Indüſtrie in dieſem Zweige; er nimmt nichts von dem Nationalreichtum weg; und die Ausfuhr, welche nunmehr, wegen der Gratification, Statt findet, iſt lauter klarer Gewinn. Dieſe Operation iſt bey der Handlung eben nicht gewöhnlich: ſie hängt aber mit der Lehre von den Taxen, und von der rechten Anwendung der öffentlichen Gelder, ſo genau zuſammen, daſs ich die weitere Betrachtung derſelben bis in das 5te Buch, von den Taxen, verſpare; und dies um ſo mehr, weil gegenwärtiges 2tes Buch ohnedem ſchon zu ſtark angewachſen iſt.

Von der Einfuhr in ein Land, welches keine Manufacturwaaren auswärts verführt, brauche ich nicht Vieles zu erinnern. Die Hauptregel in ſolchen Fällen iſt, keine andre als eine ſolche Einfuhr zu erlauben, die zur Ausfuhr des Surplus an natürlichen Producten Anlaſs geben kann, und die zugleich keinem Zweige der einheimiſchen Indüſtrie zu nahe tritt. Alſo iſt es für ein nordliches Land weit beſſer, den Geſchmack ſeiner reichen Einwohner mit Weinen und Gewürzen zu verzärteln, als ſeinen Ackerbau durch die Einfuhr von Reis und fremdem Getreide zu entkräften; vorausgeſetzt, wenn ein ſolches Land von Beiderley die freye Wahl hat, und eines ſowol als das andre gegen ſeinen eigenen Ueberfluſs umſetzen kann.

Ich wende mich itzt zur Betrachtung ſeiner inländiſchen Handlung, und der Conſumtion ſeiner eigenen Manufacturwaaren. Hier iſt nicht die Frage von einer Vermehrung oder Verminderung des Landesreichtums, ſondern nur, wie die Circulation deſſelben am beſten zu befördern ſey, damit es niemand an Beſchäfftigung fehle. Hier müſſen verſchiedene Rückſichten einen Einfluſs auf unſers Staatsmanns Verfahren haben, und er muſs keine derſelben aus den Augen verlieren. Ich will ſie in drey Regeln faſſen, werde mich aber nicht lang dabey aufhalten, weil ich die Grundſätze, woraus ſie flieſſen, ſchon hinlänglich erläutert habe.

1. Er muſs dem Aufwand und den Progreſſen des Luxus, nach dem Verhältnis der Anzahl der Hände, die zur Befriedigung deſſelben arbeiten, Maas und Ziel ſetzen.

2. Er muſs die Vermehrung der Einwohner nur nach Maasgabe der Fruchtbarkeit des Bodens befördern. Dieſe zwo Cautelen müſſen einander beſtändig die Hand bieten.

In ſo fern alſo der Staatsmann findet, daſs ſein Land noch immer einer Verbeſſerung fähig iſt, in ſo ferne mag er die Nachfrage nach Werken der Induſtrie aufmuntern, auch ſogar neue Zweige einer überflüſſigen Conſumtion veranlaſſen; indem das dafür erhaltene Aequivalent nothwendig eine Ermunterung zum Ackerbau geben muſs. Wenn aber das Land bereits vollkommen angebaut, und bis zur vollen Proportion ſeines eigenen Ertrags bevölkert iſt: ſo muſs er der Vermehrung, das iſt, dem Luxus, Einhalt thun; ſonſt folgt Elend und Volkmangel darauf, wofern wir nicht vorausſetzen, daſs die ganze Volkzahl auf Koſten des Nationalreichtums beizubehalten ſey, wovon ich aber die traurigen Folgen ſchon oben gezeigt habe.

3. Er muſs die Abtheilung der Claſſen ſeines Volks nach der politiſchen Verfaſſung des Landes reguliren.

Bey der Beobachtung dieſer Regel äuſſern ſich die meiſten Schwierigkeiten. Es würde z. E. ungeſchickt herauskommen, wenn man in einem ſehr kleinen Staat, der im veſten Lande liegt, alle Einwohner in Verſchaffer und Verbraucher *(Producers and Conſumers)* eintheilen wollte, wie wir bisher bey verſchiednen Gelegenheiten gethan haben; das iſt, in ſolche, die von einem bereits erworbenen Einkommen leben, und ſolche, die beſtändig beſchäfftigt ſind, durch Verſchaffung der Bedürfniſſe Andrer ſich ein Einkommen zu erwerben. Hier muſs eine dritte Claſſe ſeyn, nämlich die Claſſe derer, die auf Koſten der ganzen Gemeinde, zu deren Vertheidigung ſie beſtellt ſind, unterhalten und verſorgt werden. Dieſe Art Leute geben für das, was ſie empfangen, kein reelles Aequivalent, das iſt, kein ſolches, welches circuliren, oder aus einer Hand in die andre gehen kann: und dennoch leiſten ſie, als Mitglieder einer Societät, welche durch das Band einer wechſelſeitigen Dependenz zuſammengeknüpft iſt, nützliche Dienſte. Dieſe Claſſeneintheilung hat ihre gute Richtigkeit: der Staatsmann muſs aber auch auf die Folgen derſelben ſein Auge richten.

Je reicher ein Staat iſt, deſto mehr hat er von ſeinen Nachbarn zu fürchten; folglich hat er auch eine deſto gröſsere Anzahl Einwohner zu ſeiner Vertheidigung zu unterhalten, und dies kann nicht anderſt als auf Koſten der Induſtrie der übrigen Einwohner geſchehen. Auf dieſe Weiſe muſs die Anzahl freyer Arbeiter, die bey Manufacturen beſchäfftigt ſind, und Conſumtionsartikel liefern, kleiner werden. Folglich würde der Staatsmann nicht klug handeln,

handeln, der zu einer Zeit, da die öffentliche Sicherheit erfodert, daſs die Anzahl der Verfertiger der Werkzeuge des Luxus verringert werde, noch immer neue Aufmunterungen zur Vergröſserung des Luxus geben wollte. Thut er ihm bey ſolchen Umſtänden keinen Einhalt, ſo wird die Nachfrage das rechte Maas überſchreiten; die Lebensmittel werden täglich theurer werden; und die deswegen höher geſtiegenen Preiſe werden die erſtorbene auswärtige Handlung nicht wieder aufleben laſſen; ein Gegenſtand, den ein kluger Staatsmann nicht einen Augenblick aus dem Geſicht verlieren ſollte.

Um dieſer und andrer ſolcher Betrachtungen willen geſchieht es, daſs viele kleine Staaten ihre Hauptſtadt beveſtigen; daſs ſie beſtändig ein Corps Truppen im Sold haben, welches, gegen die Anzahl der Einwohner gerechnet, ſehr ſtark iſt; daſs ſie Arſenale anlegen, und mit allerley Kriegsgeſchütze anfüllen; und daſs ſie zur Einſchränkung des Aufwands und Hemmung des Luxus dienliche Geſetze und Verordnungen machen. Wahrlich vortreffliche Anſtalten! Ihr Territorium kann weder erweitert, noch verbeſſert, und die Anzahl ſeiner Einwohner kann nicht vermehrt werden, auſſer auf Koſten des Reichtums dieſer Staaten; denn von Einwohnern, die ihren Lebensunterhalt auf Koſten der Fremden gewonnen haben, iſt nun nicht mehr die Rede. Stünde es alſo den Bürgern ſolcher Staaten frey, aus dem Ueberfluſs ihres Reichtums ſo vielen Leuten Brod zu ſchaffen, als ſie zum Behuf ihrer Ausſchweifung unterhalten können: ſo würde der öffentliche Fond beſtändig um ſo viel abnehmen, als diejenigen Lebensmittel am Werthe betragen, welche für dieſe überzähligen, auf Koſten ihrer luxuriöſen Mitbürger lebenden Einwohner aus der Fremde ins Land gebracht werden.

In andern Staaten, welche weitläuftiger, durch ihren Reichtum mächtiger, und von Natur und wegen ihrer Lage ſtärker ſind, und deren Sicherheit mit dem allgemeinen europäiſchen Staatsſyſtem dermaſsen zuſammenhängt, daſs ſie nicht befürchten dürfen, erobert zu werden, kurz, in ſolchen Staaten, wie Spanien, Frankreich, Grosbritannien &c. ſind, da kann der zunehmende Luxus wenig Schaden anrichten, weil dieſe Länder noch immer auf eine unendliche Art verbeſſert werden können.

Nur muſs der Luxus nicht auch bey den niedrigern Claſſen des Volks einreiſſen. Hier ſollte ihm der Staatsmann auf alle ſchickliche Weiſe Einhalt thun: ſonſt iſt ſchlechte Hoffnung vorhanden, jemals wieder eine auswärtige

Hand-

Handlung eröffnen zu können. Wenn hingegen die niedrigern Volksclaſſen fortfahren, mäſſig und indüſtriös zu ſeyn; ſo ſind ſchon dieſe Umſtände der Schlüſſel zu einer neuen Handlung, welche ſich in der Maaſse emporſchwingen wird, als der Luxus bey andern Nationen zunimmt, wo das gemeine Volk weniger arbeitſam und weniger wirthſchaftlich iſt.

Bey Perſonen, die von ihren bereits erworbenen Einkünften leben, und die, vermöge ihres Rangs im Staate, nicht zu den Profeſſioniſten gehören, bey dieſen hat der Luxus die gute Wirkung, daſs er denen, die durch ihre Arbeit ihnen die Werkzeuge dazu liefern, Brod verſchafft. Aber niemals kann ein Vortheil herauskommen, wenn der Luxus auch bey den niedrigern Claſſen eingeführt wird, weil er alsdann blos ein Mittel iſt, ihren Unterhalt noch beſchwerlicher, und ſie ſelbſt in Anſehung deſſelben noch dependenter zu machen.

Nachdem ich bisher die vornehmſten Gegenſtände gezeigt habe, um welche ſich der Staatsmann, während des Stillſtands der auswärtigen Handlung ſeines Volks, zu bekümmern hat: ſo will ich, zum Beſchluſs dieſes Capitels, einige allgemeine Folgen auszeichnen, welche, wie Vernunft und Erfahrung lehren, natürlicherweiſe mit einer ſolchen Revolution verknüpft ſind; nicht eben in Rückſicht auf die Indüſtrie und inländiſche Handlung, ſondern nach dem Einfluſs, den ſie auf die Denkungsart, Regierung und Sitten eines Volks haben.

Es iſt eine ausgemachte Sache, daſs die Denkungsart einer Nation ſich nach den Umſtänden verändert. So lang die auswärtige Handlung blüht, ſo iſt der Sinn der Geldbeſitzer nur auf Gewinn gerichtet; und gemeiniglich wird in ſolchen Händen das Geld gebraucht, um noch mehr Geld zu verſchaffen, nicht aber Werkzeuge des Luxus zu kaufen, ausgenommen für die Conſumtion der verſchwenderiſchen Fremden, die dadurch täglich ärmer werden. Dieſe Begierde, reich zu werden, macht gute Wirthſchafter. Ein Menſch, der noch auf dem Wege iſt, ſein Glück zu machen, iſt gemeiniglich ſparſam: ein andrer aber, der ſein Glück ſchon gemacht hat, wird ſehr oft im Genuſſe deſſelben ausſchweifend. Eben ſo würde es mit ganzen Nationen gehen, wenn ſich kein weiſer Staatsmann dazwiſchen legte.

Wenn die Kaufleute und andre commerztreibende Particuliers einer Nation, deren auswärtige Handlung aufgehört hat, ſich des Profits verluſtig ſehen,

sehen, den sie sonst von den Fremden zu ziehen pflegten; und wenn sie auf der andern Seite wahrnehmen, dass nach und nach jedem Artikel eines Verkehrs, das keinen Gewinn bringt, der Eingang in das Land verschlossen wird: so fangen sie an, ihre Capitalien aus der Handlung heraus zu ziehen, und suchen selbige, im Lande selbst, auf Renten anzulegen. Dieses Geld wird öfters an Ländereyproprietairs geliehen, die bisher, aus zwo hauptsächlichen Ursachen, eine eingeschränkte Lebensart geführt haben; 1) weil sie, wegen der hohen Zinsen, die von dem grossen Profit bey der auswärtigen Handlung herrührten, wenig Gelegenheit fanden, Geld auf Borg zu bekommen; und weil sich damals der Nationalfonds erst zu formiren anfieng; 2) weil ein wirthschaftliches Wesen dem Geschmack selbiger Zeiten gemäs war. Wenn aber einmal das Geld, welches vorhin zum Einkauf einer ungeheuren Menge Sachen für die auswärtigen Märkte verbraucht wurde, in die Hände der Eigentümer liegender Gründe geräth: so fangen sie an, einen Geschmack am Luxus zu gewinnen; und die unendlich-mannigfaltigen Künste derer, die vorhin nur für die Exportation gearbeitet hatten, befördern die Vermehrung und Ausbreitung dieses Geschmacks. Auf diese Art sehen wir, wie eine reiche industriöse, sparsame Handlungsnation sich nach und nach in eine reiche ingenieuse, üppige und galante Nation verwandelt.

Gleichwie vorhin der Staatsmann auf die Erhaltung einer gleichen Balanz zwischen Arbeit und Nachfrage, und auf jeden besondern Handlungszweig Acht zu geben hatte, um zu verhüten, dass irgend ein Theil von dem bereits erlangten Reichtum aus dem Lande gehen möchte: so muss er itzt sein Augenmerk auf die Wirkungen des einheimischen Gebrauchs dieses Reichtums richten. Vorher musste er sich für die Anhäufung desselben interessiren: itzt hat er sich gegen die Folgen dieser Anhäufung zu verwahren.

So lang die Masse der Reichtümer einer Nation in der auswärtigen Handlung steckt, so circuliren sie nicht im Lande, sondern unter den Fremden, die beständig dabey verlieren. In diesem Falle kann der reichste Mann im Staate leicht mit den Aermsten des Landes verwechselt werden. In fremden Ländern könnt ihr von dem Reichtum eines Kaufmanns hören, der euer nächster Nachbar ist, und dem ihr, nach seiner Art zu leben, vielleicht für keinen Schilling Vermögen zugetraut hättet. Im Lande selbst wird also sehr wenig

Geld zum Behuf der einheimischen Consumtion circuliren; folglich müssen die Taxen sehr gering seyn; folglich wird die Regierung arm seyn.

Sobald aber alles dies viele Geld, das vorher in dem Lande ab- und zugieng, und daselbst, ohne sich zu verweilen, gleichsam nur seinen Durchzug hielt, aus der auswärtigen Handlung wieder herausgenommen wird, um im Lande zu circuliren; so öffnet sich eine neue Scene.

Nunmehr fängt jedermann an, auch reich zu *scheinen*. Ueber den Reichtum, den vorhin nur die Fremden bewunderten, erstaunen itzt seine Besitzer selbst. Vorhin gebrauchte man das Geld, um mehr Geld damit zu machen: itzt gebraucht man es, um es gegen eben solche oder gegen ähnliche Waaren, die vorher nur von den Fremden consumirt wurden, umzutauschen.

Diese Revolution in der Denkungsart eines Volks ist es, was die Betrachtung der Balanz seines Reichtums zum vornehmsten Gegenstand der Sorgfalt seines Staatsmanns macht; weil der beständig-veränderliche Zustand dieser Balanz, die sich immer, mit einem kleinen Ausschlag bald für diese, bald für jene Classe, schwebend erhält, eigentlich den Grund zur Opulenz des Staats legt.

Eine Regierung muss allezeit versichert seyn können, dass ihre Unterthanen sie verehren, sie fürchten, und ihr gehorchen werden. Folglich muss sie Macht genug besitzen, welche der Macht der Unterthanen angemessen seyn muss. Ist den Grossen eines Königreichs, in Rücksicht auf die Anzahl und Dependenz ihrer Vasallen, eine grosse Autorität beigelegt, so müssen der Crone noch mächtigere Vasallen zu Gebot stehen; und sind sie durch Reichtum mächtig, so muss die Crone auch reich seyn. Ohne die Erhaltung dieses richtigen Gleichgewichts kann keine Regierung bestehn. Alle Macht besteht in Leuten, oder in Geld.

Wenn also die Nation anfängt, eine grosse Quantität Reichtums der einheimischen Circulation zu widmen, so hat der Staatsmann neue Maximen zu befolgen. Er muss die Circulation dieser Quantität so befördern, damit sie die Lücke der auswärtigen Consumtion wieder ausfülle, und alle Industriösen, durch deren Fleiss der Staat bereichert worden ist, beibehalten werden können. Je geschwinder die Circulation von statten geht, desto bessere Gelegenheit

legenheit haben die Fleissigen, geschwind reich zu werden; und desto geschwinder werden die Müssiggänger und Verschwender arm. Eine andre eben so zuverlässige Folge ist, dass, je geschwinder die Circulation vor sich geht, desto eher wird der Reichtum gleichmässig vertheilt; jemehr Gleichheit aber im Reichtum befunden wird, desto mehr Gleichheit wird man auch in der Macht finden. Aus diesen Grundsätzen wird folgen, dass, nach einer solchen Revolution der Nationalumstände, sehr wahrscheinlicherweise die Regierungsform immer mehr ein demokratisches Ansehen bekommen wird, wofern der Staatsmann nicht dagegen auf seiner Hut ist.

Eben deswegen muss er Taxen auflegen, die er, dem Sinne der Staatsverfassung gemäs, zu vertheilen hat.

Durch Taxen wird ein Staatsmann reich; und mittelst seines Reichtums ist er im Stande, seine Unterthanen in der Ehrfurcht zu erhalten, und seine Würde und Ansehen zu behaupten.

Durch die Vertheilung der Taxen, und die Art und Weise, selbige einzuheben, wird die Macht in solche Hände gezogen, in welchen sie, nach dem Sinn der Landesconstitution, seyn sollte. Werden die Taxen in einer Monarchie angelegt, wo jedermann schon gewohnt ist, vor dem Namen des Königs zu zittern: so werden die Vornehmen des Landes durch seine Gnadengeschenke bereichert, die niedrigern Classen aber gedrückt werden, und arm bleiben sollen, damit sie sich, auf desto geringere Bedingungen, gefallen lassen, zur Completirung der Kriegsmacht zu dienen, welche der Monarch unterhält, um seine Autorität im Lande, und seinen Einfluss auf auswärtige Staaten, dadurch zu bevestigen.

Hier werden unabhängige Personen allemal mit scheelen Augen angesehen, und als Nebenbuler des Fürsten betrachtet werden, welcher die einzige unabhängige Person im Staat seyn sollte.

In eingeschränkten Regierungen aber, wo die Macht, Taxen anzulegen, nicht dem Souverain allein überlassen ist, wird man selbige gleichmässiger und minder willkührlich vertheilt finden; vorausgesetzt, dass man daselbst die Theorie der Taxen wohl verstehe. Hier muss jedermann wissen, *was* zu bezahlen sey, und *wann*; und der Belauf der Taxe muss einerseits mit den Erfordernissen des Staats, und andrerseits mit der Grösse der Circulation, welche nach geschehener Entrichtung dieser Taxe Statt findet, im gehörigen Verhält-

nis ſtehn; das iſt, man muſs niemand zumuthen, daſs er für jeden geringſchätzigen, obgleich für ihn ſelbſt höchſtwichtigen Erwerb eines zu ſeinem Unterhalt nöthigen Artikels dem Staat gerade ſo viel bezahlen ſoll, als dieſer deswegen von ihm das Jahr hindurch, verlangen könnte.

Ich glaube, in den Ländern, wo eine oder die andre von dieſen zwo Regierungsformen eingeführt iſt, in Anſehung des Geſichtspuncts der Taxenhebung, einen merkwürdigen Unterſchied wahrgenommen zu haben.

Wo die Regierung blos monarchiſch iſt, da ſcheint der Fürſt über den zunehmenden Reichtum gleichſam eiferſüchtig zu ſeyn, und beſchwert daher mit ſeinen Taxen Leute, welche reicher werden. Unter einer eingeſchränkten Regierung aber iſt die Abſicht der Taxen vornemlich auf Leute, welche ärmer werden, gerichtet.

Solchergeſtalt legt der *Monarch* eine Taxe auf die *Induſtrie*; wo jederman nach Proportion des Gewinnſts geſchätzt wird, den er bey ſeiner Profeſſion machen zu können *ſupponirt wird*. Das Kopfgeld und die Steuren ſind ebenfalls dem *ſupponirten* Wohlſtand derer, die damit belegt werden, proportionirt. Dieſe und andre ähnliche Abgaben ſollen (wie es heiſst) auf die Einführung einer Gleichheit in der Laſt, welche die Unterthanen tragen, abzielen, indem die Induſtriöſen und Geldſammler nach Proportion ihrer Gewinne zu contribuiren angehalten werden, obgleich der Hauptfonds, woraus dieſe Gewinne entſpringen, vor den Augen des Publici verborgen bleibt.

Bey *eingeſchränkten Regierungen* ſind die Auflagen allgemeiner auf die *Conſumtion* gerichtet. Sie ermuntern zur Induſtrie, und laſſen dem Fleiſſigen den völligen Profit davon, damit er einen Fonds vor ſich bringen könne. Wenn dieſer Fonds gemacht iſt, das iſt, wenn er aufhört zuzunehmen, ſo fängt er gemeiniglich an, ſich zu vermindern; denn die Anzahl kluger Leute, die nicht mehr verzehren, als ihre Einkünfte tragen, iſt ſehr klein. Dieſemnach iſt die Verſchwehdung des in den Händen der Privatperſonen befindlichen Reichtums dasjenige, was den Staat bereichert. Auf ſolche Art wird die Laufbahn zur Armuth nur ein wenig verkürzt. Der Verpraſſer würde, wenn er lange genug lebt, doch noch ſeinem Vermögen ein Ende ſehen. Daher geſchieht ihm nicht Unrecht, wenn man einen Theil ſeines Reichtums in die öffentlichen Caſſen übergehen läſst; und der Staat befindet ſich ſehr wohl dabey.

Nur

Nur iſt, bey einer Taxenerrichtung auf die Conſumtion, ſorgfältig dahin zu ſehen, daſs man die Auflagen nach der Billigkeit einrichte, nicht die unentbehrlichſten Sachen damit bekümmere, noch zu einer ungleichen Concurrenz zwiſchen Leuten von einerley Gattung Anlaſs gebe. Solche Auflagen haben eine noch ſchlimmere Wirkung, als diejenigen, welche den zunehmenden Reichtum treffen; ſie laſſen die Armen nicht in Stand kommen, ſich ſelbſt zu ernähren. Eine Art von Sympathie zwiſchen den untern Claſſen macht bey ihnen das Mitleid für einander rege; ſie beſtreben ſich, einander beizuſtehen: es geht aber damit, wie mit einem Kartenhauſe, das die Kinder auf einem Tiſche bauen; die erſte Karte, welche umfällt, wirft die andre, und dieſe die nachfolgende darnieder, u. ſ. w. und ſo fällt das ganze Haus ein; das iſt, die niedrigern Claſſen (und dieſe machen mehr als die Hälfte eines Volks aus) gerathen in die äuſſerſte Noth.

Aus dieſen Grundſätzen, die ich habe anticipiren müſſen, können wir abnehmen, wie nothwendig die Taxen in ſolchen Staaten ſeyn, wo die auswärtige Handlung in Verfall zu kommen beginnt. Ohne Taxen kann eine Regierung vor der Macht des einheimiſchen Reichtums nicht in Sicherheit bleiben. Vormals lebten die Fürſten von ihren Domainen oder Patrimonialgütern. Aber welche Domaine würde wol in unſern Zeiten hinreichen, die Regierungskoſten gut zu machen? Iſt aber eine Regierung auſſer Stand, jede Triebfeder, die den Staat in Action ſetzt, nach Gutbefinden zu ſpannen oder nachzulaſſen, ſo iſt ſie keine Regierung, ſondern ein todter Götze, deſſen Verehrung von eines jeden eigenem Belieben abhängt. Der Staatsmann muſs alſo immer den Zügel in der Hand halten, und die Lenkung der Pferde nicht dem Willkühr derer überlaſſen, die ſeiner eigenen Führung anvertrauet ſind.

Eine andre Folge der Taxen iſt dieſe: Je mehr der Luxus überhand nimmt, deſto reicher wird der Staat. Wenn demnach der Luxus Ausgelaſſenheit erzeugt, ſo giebt er zugleich das Mittel an die Hand, die ſchlimmen Wirkungen derſelben abzuhalten.

Dieſe Vermehrung des Reichtums bringt dem Staatsmanne zwiefachen Vortheil; denn 1) vergröſſern ſich die öffentlichen Einkünfte; 2) da die Progreſſen des Luxus die Balanz des Reichtums beſtändig verändern, indem ſie ihn von den Reichen und Ausſchweifenden weglocken, und den Armen und Arbeitſamen in die Hände ſpielen: ſo werden diejenigen, die vorher

reich, und folglich mächtig waren, in Ansehung ihres Unterhalts dependent vom Staatsmanne. Indem er diese Personen an sich zieht, so vermehrt er seinen Credit, und erhält sich im Ansehen. Auf diese Art circuliren Reichthum und Macht, und gehen aus einer Hand in die andre.

Man könnte fragen: Wie lassen sich diese Grundsätze mit der Munterkeit und Stärke, die man gemeiniglich an den Regierungen blühender Handlungsstaaten wahrnimmt, zusammenreimen, denn bey solchen Staaten dürfen wir uns nicht viele Taxen denken; folglich wäre die Regierung arm und schwach, und das Volk reich und mächtig?

Ich antworte: Unter solchen Umständen ist ein Volk mehrentheils nur auf seine Handlung bedacht, und mithin friedlich gesinnt; und da sein Reichtum, weil solcher beständig im Verkehr mit den Fremden circulirt, nicht in die Augen fällt, so merkt man seinen Einfluss im Lande nicht. Solang der Reichtum angewandt wird, noch grösserm Gewinne nachzujagen, so kann er keine Macht verschaffen; folglich ist er, in Absicht auf alle politische Wirkungen im Lande, nicht anderst zu betrachten, als ob er gar nicht existirte; daher hat auch der Staat nicht nöthig, sich in den wirklichen Besitz eines Reichtums zu setzen, zu dessen Anwendung im Lande er keine Gelegenheit findet. Wenn eine solche Nation von ihren Feinden angegriffen wird, so kann sie in einem Augenblick äussern, was sie vermag; ein jeder trägt das Seinige bey, die gemeine Gefahr abzuwenden. Wird hingegen ihre Ruhe von innen gestört, so gelingt es dem Aufruhr insgemein. — Abermals eine Bestätigung für unsre Grundsätze. Ich könnte dieses durch viele historische Anmerkungen erläutern. Ich will aber meine Leser nur bitten, der Natur der holländischen Revolutionen nachzudenken, und den Erfolg der Rebellionen in Frankreich und England während des vorigen Jahrhunderts, wie auch einiger neuern, dagegen zu vergleichen. Man kann hierüber des gelehrten Herrn Hume Betrachtungen über den Anfang des bürgerlichen Kriegs (im ersten Bande seiner Geschichte von Grosbrittannien) mit Nutzen nachschlagen.

Wenn also die auswärtige Handlung eine Zeitlang aufgehört hat, so fängt ein beträchtlicher Theil des Nationalreichtums mittelst der öffentlichen Landescassen zu circuliren an. Es ist alsdann natürlich, dass die Grossen des Landes sich an den Hof wenden, um einträgliche Bedienungen bey der Regierung zu bekommen, und dass der Staatsmann mit Freuden diese Gelegenheit ergrei-

fen

sen wird, sie in sein Interesse zu ziehen, damit er desto leichter den Geist der Unruhe dämpfen könne, der bey einem Theil des Volks, der sich in seinen erworbenen Reichtum nicht zu schicken weis, aus Uebermuth, bey einem andern aus Verzweiflung, aufsteigen kann.

Solang in Europa wenig Geld circulirte, und wenig Taxen waren, brachte das Hofleben, und die Ehre, immer um des Königs Person zu seyn, wenig Vortheil ein. Die Könige waren mehr ihren Feinden fürchterlich, als ihren Freunden einträglich. Die Grossen des Staats lebten von den Einkünften ihrer Ländereyen, und ihre Gröfse glich des Fürsten seiner; sie bestand in der Anzahl und Dependenz ihrer Vasallen, die eben so wenig Nutzen von ihrem Herrn zogen, als dieser vom Könige. Die Armen zur selbigen Zeit wurden, wenn sie noch ein bischen Geld hatten, von den Grossen ausgeplündert. Itzt hat sich das Blatt umgewandt; den Reichen werden von einer Menge Armen, die sich ihnen von allen Seiten zudrängen, und das billige Aequivalent für ihre Industrie verlangen, die gröfsten Summen abgelockt.

Wenn alle Grossen des Staats ihre Cour beim Fürsten machen, sich um seine Gunst bewerben, und in Ansehung ihrer Würden und Ehrenzeichen von ihm dependent sind: so kann der Fürst daraus abnehmen, wie sehr sich der landesherrliche Zustand verändert habe, seitdem der Luxus und eine geschwindere Geldcirculation in Gang gekommen sind. Diese Revolution ist nicht plötzlich entstanden, sie ist das Werk einiger Jahrhunderte gewesen; und mich dünkt, wir könnten diese Periode in drey verschiedene Absätze theilen.

Den *ersten* setze ich in die Zeit, da bey den Regierungen das Feudalsystem herrschte. Damals mufste der König, wenn er Krieg führen wollte, die grofsen Barons zu Rathe ziehen, und um ihren Beitritt dazu ersuchen, weil eigentlich sie die Kosten zum Kriege hergeben mufsten, und am meisten dabey zu verlieren hatten. Einige nennen diese Zeiten die Tage der Freiheit, weil damals, fast in ganz Europa, die Landstände in ihrer gröfsten Herrlichkeit waren. Und in der That, selbige Zeiten verdienen diesen schönen Namen, wenn wir blos auf den Zustand der Grossen zurücksehen.

Gar selten fielen damals Unruhen und Friedensstörungen im Staate vor; selten erhoben sich bürgerliche Kriege gegen den König, ausser wenn solche von den Grossen des Reichs waren angesponnen und unterstützt worden, als welche, entweder aus Eifer für ihre eigene Gerechtsame, oder aus Ehrsucht,

sich

ſich noch gröſsere Vorrechte auf Koſten der Crone zu erwerben, ihre Lehensleute theils durch Zwang, theils durch den conſtitutionsmäſſigen Einfluſs, den ſie auf dieſelben hatten, zur Störung der öffentlichen Ruhe zu nöthigen pflegten.

Der *zweite* Abſatz der erwähnten Periode nimmt, dünkt mich, mit den Zeiten der Indüſtrie und der aufblühenden Handlung ſeinen Anfang. Auf der einen Seite fanden ſolche Fürſten, deren Unterthanen auf Koſten andrer Nationen ſich zu bereichern begonnten, hierin das Mittel, die Macht der groſsen Edelleute, zum Beſten der Erweiterung der allgemeinen Freiheit, einzuſchränken: und wenn auf der andern Seite die groſsen Edelleute, zur Behauptung ihrer Privilegien, manchmal für gut fanden, die öffentliche Ruhe zu ſtören, ſo hiengen ſie ſich nicht mehr, wie vormals, zu dieſem Ende an das Volk, um ſelbiges, unter Vorſchützung ſeines eigenen Beſten, aufzuwiegeln.

Dieſe Zeit kann man die Zeit der Verwirrung nennen, woraus verſchiedene beſtimmte Regierungsformen entſprungen ſind, deren einige ſich mehr der Monarchie, andre der Demokratie nähern, je nachdem die Macht der Fürſten ſich mehr oder weniger behaupten konnte, als der Stos der Revolution geſchah, und die Balanz zwiſchen dem öffentlichen und Privatreichtum zerrüttet ward.

Der *dritte* und letzte Abſatz, von dem ich itzt reden werde, gehört in diejenige Zeit, da das Maas der öffentlichen Einkünfte eine richtige Proportion zur Maſſe des Nationalreichtums erhielt, und der Staat nicht mehr durch die willkührliche Macht der Groſsen, ſondern durch allgemeine Geſetze regiert zu werden anfieng. Ehmals hielten die Groſsen die königliche Autorität im Zaum: itzt aber hängt ſehr oft ihre eigene Autorität von dieſer ab. Der auſserordentliche Geldzufluſs in die Schatzkammer ſetzt die Fürſten in Stand, prächtige Hofhaltungen zu haben, wo Luſtbarkeiten und Amuſements von aller Art anzutreffen ſind, welche alle Reichen des Staats in die Reſidenz des Souverains locken. Sein Beiſpiel reitzt ſie an, ihn in ſeinen Ausgaben nachzuahmen; dieſe Nachahmung vergröſsert die Conſumtion, welche hinwiederum die Einkünfte des Königs vergröſsert, gleichwie ſie die Einkünfte aller andern Perſonen vermindert.

Wenn die Groſsen eines Reichs, durch ihren am Hofe des Fürſten und in ſeinem Gefolge gemachten Aufwand, ihr eigenes Vermögen erſchöpft haben, ſo bedienen ſie ſich des Credits, worein ſie ſich bey ihm während ihrer

Ver-

Verſchwendung geſetzt hatten, gewiſſe Gnadenzeichen und Beſoldungen von ihm zu erlangen, auf die ſie ſich bey ihrem Vermögensverfall ſtützen und verlaſſen. Sie werden dadurch in Stand geſetzt, auf den vorigen prächtigen Fus fortzuleben, und finden in ihrer Situation keinen Unterſchied, auſſer wenn ſie zufälligerweiſe auf die Betrachtung gerathen, daſs der Fonds ihres vorigen Reichtums in ihrem eigenen Beſitze ſtund, da hingegen der Fonds ihres itzigen Reichtums in der Hand ihres Herrn ſteht.

Dieſen Unterſchied zu vergüten, läſst ſie die Gunſt des Hofes ſolche Vortheile genieſſen, die ihnen ſonſt, bey dem gröſsten unabhängigen Glück, nimmermehr zu Theil geworden wären.

Das allenthalben eingeführte Syſtem des Luxus verſammelt die Wohlbemittelten zuſammen, entweder in die Hauptſtadt, oder in andre groſse Städte des Königreichs, wo jeder den Aufwand und die Figur, die er ſelbſt macht, mit dem Aufwand und der Figur, die er andre Leute um ſich herum machen ſieht, vergleicht. Eine Perſon, die der König mit ſeiner Gunſt beehrt, erlangt durch dieſen Umſtand eine groſse Superiorität über eine andre Perſon, die von gleichem Stande iſt. Ein ſolcher Günſtling wird z. E. ein Gouvernement bekommen; an ihn wird ſich jedermann wenden müſſen, der beim König eine Gnade, oder auch nur ſein Recht ſucht; ein vorzüglicher Titel und äuſſerliche Diſtinctionszeichen werden ihm Ehrfurcht und Anſehen zuziehen; und was noch mehr iſt, er befindet ſich auf dem Wege zu einer noch gröſsern Erhebung. Der muſs einen groſsen Fonds von Weltweisheit und geſundem Verſtande haben, den ſolche Vorzüge nicht blenden ſollen; denn die Unabhängigkeit iſt, im Vergleich mit dieſen Vorzügen, nur eine negative Glückſeligkeit. Um wahrhaftig glücklich zu ſeyn, muſs man Macht haben, und Leute haben, die von uns dependiren.

XXVI. Capitel.

Wie ſich die Balanz des Reichtums zwiſchen den Unterthanen eines heutigen Staats hin und her neigt.

Wir haben ſchon oft von dieſer Balanz als einem Gegenſtande geredet, welcher von der gröſsten Wichtigkeit für einen Staatsmann ſey, der eine luxuriöſe Nation beherrſcht, welche, nachdem ſie ihre auswärtige Hand-

lung verloren, an die Stelle derselben ein weitläuftiges inländisches Commerz eingeführt hat. Dieses wird den Verlust jener insofern ersetzen, dass es ebenmässig Jedem, der sich in einem Zweige der Indüstrie hervorthun will, Beschäfftigung, und folglich Nahrung verschafft; ob es gleich nie die Wirkung haben kann, den bereits erworbenen Nationalreichtum zu vermehren.

Ich werde erstlich erklären, was ich durch das Hinundherneigen der Balanz des Reichtums zwischen den Mitgliedern einer Societät verstehe; und hieraus wird die Ursach erhellen, warum ich diese Balanz mit zu den politischen Balanzen eines neuern Staats rechne.

Es ist im Anfang des 19ten Capitels angemerkt worden, dass die Circulation eines, jedem Dienste angemessenen Aequivalents das Hauptunterscheidungszeichen von dem sey, was wir *Freiheit* nennen.

Durch Reichtum versteh ich dieses circulirende angemessene Aequivalent.

Die Begierden der Reichen, und die Mittel, solchen zu willfahren, machen, dass sie die Armen um ihre Dienste ansprechen: die Armen, theils aus Noth, theils aus Begierde, reich zu werden, nehmen die Einladung willig an, unterziehen sich der härtsten Arbeit, und suchen den Neigungen der Reichen auf alle Art zu willfahren, indem es ihnen um ein Aequivalent an Gelde zu thun ist.

Diese Verwechselung, welche die zwo Classen mit einander anstellen, ist das, was bey uns *Circulation* heisst; und die dadurch hervorgebrachte Wirkungen in Ansehung der politischen Verfassung, worin beide Parteyen gerade zu der Zeit, da die Circulation geschieht, sich befinden, wie auch die Folgen, welche sich nach völlig vollbrachter Circulation zu Tage legen, erklären uns, was *Balanz des Reichtums* heisse.

Um unsre Ideen noch genauer zu berichtigen, so lasset uns auf der einen Seite das Geld, und auf der andern Seite die Prästationen (wie sie die Civilisten nennen) oder die Dienstverrichtungen in jeder Art, als *wechselseitige* Aequivalente für einander, betrachten; und alsdann lasset uns die Natur derjenigen Prästationen untersuchen, welche dazu dienen, diese Aequivalente in Circulation zu bringen, das ist, lasset uns sehen, was für Dinge sich mit Geld kaufen lassen.

Wir können diese Dinge, nach der Weise der Juristen, in cörperliche und uncörperliche eintheilen. Die cörperlichen können abermals in consumir-

mirliche und unconſumirliche, die unecörperlichen aber in Perſonaldienſte und in die bey den Juriſten ſogenannte *Jura in re* und *ad rem* eintheilen. Ohne Hülfe dieſer Eintheilung kann ich mich nicht vollſtändig erklären.

Wir betrachten hiernächſt die Wirkungen der Circulation des Geldes, inſofern ſelbiges die Erlangung folgender vier verſchiedenen Gattungen der Gegenſtände zum Zwecke hat: 1) unconſumirliche Dinge; 2) conſumirliche Dinge; 3) perſonelle Dienſte; 4) *in re* oder *ad rem* erworbene *Jura*, das iſt, dingliche oder perſönliche Rechte.

I. Das einzige unconſumirliche Ding iſt die Oberfläche der Erde, (die wir aber hier nicht im philoſophiſchen, noch weniger im chymiſchen Verſtande nehmen müſſen). In dem Sinne, wie wir bey gegenwärtiger Materie das Wort *Conſumtion* gebrauchen, iſt eine Sache in dem Augenblick conſumirt, da ſie entweder unbrauchbar geworden, oder verloren gegangen iſt.

Die Oberfläche der Erde iſt demnach das einzige unconſumirliche Ding, weil ſie, überhaupt zu reden, nie aufhören kann brauchbar zu ſeyn, und nie verloren gehen kann. Sie kann zwar verändert werden: aber die Erde muſs allemal eine Oberfläche haben. Was hier von der Oberfläche geſagt worden iſt, gilt auch von demjenigen kleinen Theil des Erdcörpers, der dem Menſchen zugänglich iſt, um daraus allerley nützliche Producten der Bergwerke zu holen.

Nächſt der Erde ſelbſt iſt nichts weniger conſumirlich, als ihre Metalle. Folglich kann man die Münzen ſehr füglich der Claſſe der unconſumirlichen Dinge beizählen; ob ſie gleich verloren gehen können, und durch die Circulation ſich abnützen.

Wir wollen nunmehr die Wirkungen der Circulation in Anſehung einzukaufender Ländereyen betrachten. Ich will ſetzen, A habe ein Stück Landes, und B goldene Münzen, die zuſammen tauſend Pfund wiegen, und, vermöge der Geſetze der Societät, ein vollſtändiges circulirendes Aequivalent für jedes verkäufliches Ding vorſtellen ſollen. Sie werden mit einander eins, einen Tauſch zu treffen. *Vor* dem Tauſch ſteht die Balanz ihres Reichtums wagerecht, die Goldmünzen ſind ſo viel werth als das Land, und das Land iſt ſo viel werth als die Goldmünzen. Der Tauſch macht keine Veränderung, und bringt auch in der Folge keine hervor; der neue Proprietair der Ländereyen kann allerley Verbeſſerungen damit vornehmen, und der neue Geldbeſitzer

kann seine Goldsumme nützen, wie er es zu seinem besten Vortheil gut befindet; folglich scheint bey dieser Unterhandlung gar keine Veränderung im Wagbalken der Balanz vorzugehen.

Fast eben diese Bewandtnis hat es, wenn der Gegenstand des Verkaufs in Münzen selbst besteht. A hat eine Guinea, B hat 21 Sch. St.; der Tausch, den sie mit einander treffen, bringt keine Veränderung in ihren Umständen hervor. Eben dies gilt auch von andern Arten der Circulation, z. E. von Geldern, die durch Erbschaft überlassen werden. A stirbt, und hinterläst sein Geld dem B. Hier verändert der Besitzer des Gelds blos seinen Namen, vielleicht auch seine Neigungen; und dies ists Alles. Auf eben diese Weise bezahlt eine Person ihre Schulden, und nimmt ihre Schuldverschreibung, oder eine andre ausgestellte Sicherheit, dagegen zurück. Diese Circulation verändert die Balanz nicht; es bleibt zwischen den Contrahenten, in Ansehung dieser Balanz, Alles auf dem vorigen Fus.

Wenn also eine unconsumirliche Sache gegen eine andre solche umgetauscht wird, so bringt diese Circulation natürlicherweise keine Veränderung des Wagbalkens in der Balanz des Reichtums beider Parteyen zuwege; denn wenn der geringste Ausschlag erfolgte, so würde die eine Partey reicher, und die andre ärmer seyn, als zuvor.

II. Unter consumirlichen Waaren, als dem zweiten Gegenstande der Alienation, verstehen wir alle cörperliche Sachen, ausgenommen Geld, und Land, welches man mit Gelde kaufen kann. Bey diesen Sachen mus man auf zweyerley Umstände Acht geben: 1) auf ihre simple Substanz, oder das Product der Natur; 2) auf ihre Modification, das ist, auf die daran verwandte Arbeit des Menschen. Ersteres nenne ich den *innerlichen Werth*, Letzteres den *brauchbaren Werth*. Der Werth des rohen Naturproducts mus jederzeit nach Maasgabe derjenigen Brauchbarkeit geschätzt werden, die es alsdann noch hat, nachdem die ihm vom Menschen gegebene Modification schon völlig zerstört ist; und wenn, vermöge der Natur einer solchen cörperlichen Sache, ihre simple Substanz und ihre Modification zusammen consumirt werden müssen, alsdann ist der Totalwerth die Summe von beiden. Der Werth der Modification ist nach Maasgabe der dazu erforderlich gewesenen Arbeit zu schätzen. Ein Exempel wird dieses begreiflicher machen.

Der

Der innerliche Werth aller Seiden- Wollen- oder Leinenwaaren iſt allemal geringer, als ihr erſter Einkaufspreis, weil ſie faſt zu keinem andern, als gerade zu dem Gebrauche, wozu ſie verarbeitet werden, tauglich ſind. Aber die innere Subſtanz eines Laib Brods verliert nichts durch die Modification, weil letztere nicht ohne die erſtere conſumirt werden kann. Bey einem künſtlich gearbeiteten Silbergefäs bleibt ſein innerlicher Werth ganz, und vom brauchbaren Werthe unabhängig, weil es durch die Modification nichts verliert. Der innerliche Werth iſt alſo an und für ſich ſelbſt allemal etwas Reelles: und die auf die Modification verwandte Arbeit ſtellt einen Theil der nützlich-angewandten Zeit eines Menſchen vor, welcher einer ſimpeln Subſtanz eine Form gegeben hat, die ſie brauchbar, zierlich, und, auf eine mittelbare oder unmittelbare Weiſe, für die Menſchen bequem macht.

Wir wollen itzt dieſe Diſtinctionen auf die verſchiednen Umſtände anwenden, welche die Conſumtion begleiten, damit wir ihre Wirkungen deſto beſſer wahrnehmen können.

Die Conſumtion des innerlichen Werths jeder Waare ergreift Platz in dem Augenblicke, da die gebrauchte Materie ſich zu vermindern beginnt; und iſt vollendet, ſobald ſie völlig conſumirt iſt. Die Conſumtion des brauchbaren Werths geſchieht auf die nämliche Art, nach der Proportion, als der Gebrauch, welcher von der Sache gemacht wird, die Verminderung, oder die gänzliche Verſchwindung ihres Werths verurſacht.

Laſſet uns ein Exempel zur Hand nehmen, und unterſuchen, was für Wirkungen die Circulation, welche beim Ankauf conſumirlicher Waaren vor ſich geht, in Abſicht auf die Veränderung der Balanz des Reichtums nach ſich ziehe. A hat ein Stück Geld. B hat etwas, das er durch ſeiner Hände Arbeit hervorgebracht hat. Sie treffen einen Tauſch miteinander. Bisher hat A weder gewonnen, noch verloren; B eben ſo wenig. Aber A fängt an, Gebrauch von dem zu machen, was er mit ſeinem Gelde an ſich gebracht hat, und während dieſes Gebrauchs verſchwindet ein Theil von dieſer Sache: in dieſem Augenblicke fängt die Balanz an, zu ſeinem Nachtheil auszuſchlagen. B hingegen tauſcht ſein Stück Geld an einen andern um, den wir C nennen wollen, und bekommt ein Stück Holz dafür. Wenn nun B dieſes Stück Holz ins Feuer legt, ſo kommt, nach der Proportion, als das Holz vom Feuer verzehrt wird, die Balanz zwiſchen A und B abermals ins Gleich-

gewicht, und ändert ſich zum Vortheil des C. Wenn B, anſtatt ſein Holz zu verbrennen, einen Balken daraus macht, worauf er ſein Haus ſtützt, ſo wird ſich die Balanz langſamer ändern, weil ſich das Holz alsdann langſamer conſumirt. Macht er aber aus einem Theile ſeines Holzes ein nützliches Stück Hausgeräthe, ſo kann er den übrigen Theil zur Feurung gebrauchen; und mit dem Gelde, das er für ſeine Verfertigung der Meuble gehoben, kann er einen Balken zu ſeinem Hauſe, und auch Brod kaufen. Wenn B bey dieſer Periode ſtillſteht, und nicht fortarbeitet, ſo würde er juſt mit A gleich ſtehn; ſobald aber ſein Feuer verbrannt, ſein Balken verfault, und ſein Brod verzehrt iſt, ſo wird die ganze Balanz ſich auf Seiten des C befinden, vorausgeſetzt, daſs er durch ſeine Induſtrie im Stand geweſen ſey, ſich mit allem Benöthigten zu verſorgen, und ſein Stück Geld ganz zu behalten. Hier iſt demnach der Sporn zur Induſtrie, nämlich die Erwerbung dieſer Balanz, welche ſelbſt bey Leuten, die zu den niedrigſten Claſſen gehören, eine relative Superiorität ertheilt, und ſo wohl ihren Rang, als auch ihr politiſch-Benöthigtes, nach denen im 21ſten Capitel dargelegten Grundſätzen beſtimmt.

Das weſentliche Kennzeichen dieſer Vibration der Balanz des Reichtums iſt die Veränderung in der relativen Proportion des Reichtums zwiſchen Individuis. Es iſt aber wohl zu merken, daſs, wenn, wie hier, von conſumirlichen Sachen die Rede iſt, wir auf die Veränderung der Proportion nur in ſo fern ſehen müſſen, als dieſelbe durch die Circulation eines freyen angemeſſenen Aequivalents hervorgebracht wird, welches von ſolcher Natur iſt, daſs es, ohne die mindeſte Verringerung zu leiden, aus einer Hand in die andre transferirt werden kann. Die Conſumtion iſt alſo der einzige Umſtand, welcher macht, daſs ſich die Balanz von einer Seite auf die andre neigt. So lang die conſumirliche Waare ganz in den Händen des Käufers bleibt, ſo bleibt er noch immer der Beſitzer ihres Werths, und kann, wenn er die Operation umkehrt, wieder zum Beſitz der nämlichen Art des Reichtums, die er zuvor beſaſs, gelangen.

Hier möchte man aber fragen: Ob Geld ſchlechterdings nöthig ſey, um, vermittelſt der Conſumtion, eine Veränderung in der Balanz hervorzubringen? Denn wir können uns leicht die gröſste Ungleichheit zwiſchen den Mitgliedern eines Staats gedenken, ohne dabey die Exiſtenz des Gelds vorauszuſetzen. Wir können uns vorſtellen, daſs das Ländereyeigentum ungleich

gleich vertheilt ſey, und daſs ſich ein ſtarkes Surplus von Lebensmitteln in den Händen einer einzigen Perſon befinde, die ſolches gegen die Producten der Indüſtrie verwechſeln könne. Bey ſolchen Umſtänden kann alſo gefragt werden, ob ohne Geld kein ſolches Ding, als ein veränderlicher Ausſchlag in der Balanz des Reichtums iſt, Statt finden könne; vorausgeſetzt, daſs in dieſem Fall durch das Wort *Reichtum* überhaupt die Mittel verſtanden werden, durch welche man alles deſſen, was ein andrer Menſch hervorbringt oder verfertiget, habhaft werden kann.

Ich antworte: Ohne Zweifel kann die Balanz kleiner Veränderungen und Ausſchläge fähig ſeyn, weil ſelbſt bey der Umtauſchung conſumirlicher Waaren die Conſumtion auf einer Seite geſchwinder als auf der andern geſchehen kann: allein, mich dünkt, daſs, ungeachtet der unconſumirliche Reichtumsfonds, (welcher eben dasjenige iſt, was die Superiorität giebt, und wodurch wir, in dem angeführten Exempel, das Geld verſtehn) ſich, nach dem adäquaten Verhältnis der gemachten Conſumtion, von ſeinem Beſitzer abwenden und einem andern zu Theil werden kann, man gleichwol eigentlich nicht ſagen könne, daſs dadurch eine irgend beträchtliche Veränderung in der Balanz vorgehe.

Wir wollen ſetzen, A ſey Eigentümer eines Stück Feldes, und B ein fleiſſiger und geſchickter Handwerksmann. Damit B das Land des A kaufen könne, müſſen wir ſupponiren, daſs A ſehr ausſchweifend ſey, und einen Trieb habe, ein weit gröſseres Maas von Werken der Indüſtrie zu conſumiren, als dasjenige iſt, dem der ganze überſchüſſige Ertrag ſeines Ländereyſtücks am Werthe gleich kommt. Um nun dem A ſo viel an Werken der Indüſtrie liefern zu können, als ſein Ländereyſtück werth iſt, ſo muſs B ſeine verfertigte Arbeit erſt bey vielen verſchiedenen Perſonen abzuſetzen ſuchen, und muſs ſolche Waaren dagegen eintauſchen, deren er ſelbſt nicht bedarf, die aber dem A nöthig und brauchbar ſeyn können. So bald aber A den B, mittelſt Abtretung des ganzen Surplus ſeiner Länderey, bezahlt hat, wo ſoll er den Credit hernehmen, um den B dahin zu vermögen, daſs er ihm noch mehr liefere? Mit Land kann er ihn nicht bezahlen, weil dieſer Fonds keiner Circulation fähig iſt; und jedes Mittel, worauf man verfallen könnte, richtige Rechnung zwiſchen ihnen zu ſchaffen, läuft doch am Ende auf nichts anders hinaus, als daſs man Geld einführe, es mag nun ſolches *reell*, oder nur *ſymboliſch* ſeyn. Dieſe Worte müſſen erklärt werden.

Durch

Durch *reelles* Geld wird das verstanden, was wir *Münze* nennen, das ist, eine Modification der kostbaren Metalle, welche, durch allgemeines Einverständnis unter den Menschen, und durch die Autorität des Staats, ihren eigenen innerlichen Werth mit sich führen.

Durch *symbolisches* Geld verstehe ich das, was man gemeiniglich *Credit* nennt, oder ein Mittel, Rechnung über *Debet* und *Credit* zu führen, welche durch diejenigen Geldbenennungen, die in den Münzen realisirt sind, ausgedruckt werden. Banknoten, Credit in der Banco, Wechselbriefe, Schuldverschreibungen, und Kaufmannsbücher (wo Credit gegeben und genommen wird) sind einige von den vielerley Gattungen des Credits, die unter dem Worte, *symbolisches Geld*, verstanden werden.

In dem Exempel, das wir vor uns haben, können wir supponiren, daſs A, da er dem B kein circulirendes Aequivalent mehr für seine verfertigte Arbeit geben kann, gleichwol aber gerne soviel davon consumiren möchte, als sein Land werth ist, sich entschlieſsen wird, Scheine von seiner Hand auszustellen, deren jeder ein Recht auf einen Morgen Landes, auf einen Obstbaum, auf zehn Yards vom Laufe eines Flusses, u. s. w. ertheilt; und daſs jede solche Eigentumsportion auf eine gewisse Quantität der verfertigten Waaren geschätzt werden wird. Wenn A und B hierüber einig geworden sind, so fährt A in seiner Consumtion fort, und bezahlt ordentlich und vollständig den Werth von dem, was er empfängt; und je mehr er zu consumiren fortfährt, desto stärker muſs sich die Balanz des Reichtums auf die Seite des B neigen; dahingegen die Balanz im Gleichgewicht stund, so lang A sein Stück Land, und B das Vermögen behielt, ein Aequivalent für das Surplus dieser Länderey zu erarbeiten; denn das Land auf der einen, und die Indüstrie auf der andern Seite, brachten vollständige Aequivalente füreinander hervor. Der Ertrag von Beiden war consumirlich, und dessen wirkliche Consumtion höchstwahrscheinlich; und sobald die Consumtion vollendet war, so blieb die Länderey und die Indüstrie auf ihrem vorigen Fus, das ist, bereit, einen neuen Ertrag zu geben. Hier haben wir also die Wirkung des Credits, oder des symbolischen Gelds; und hier frage ich, ob die Handscheine, welche A dem B ausgestellt hat, nicht einen eben so reellen Werth in sich halten, als wenn er ihm Gold oder Silber gegeben hätte? und ferner, ob hieraus ersichtlich sey, oder nicht, daſs das Land, wo diese beiden Männer wohnen, durch

diese

dieſe Erfindung reicher werde? Thut wol ein ſolcher Handſchein etwas weiter, als daſs er declarirt, wer der Eigentümer des darin enthaltenen Werthes ſey?

Nichts iſt leichter, als ein Geld zu erfinden, welches ſowol Ländereyen als Häuſer, und jedes andre Ding, das, vermöge ſeiner Natur, während der Zeit ſeines Umlaufs immer einerley Werth behält, in Circulation bringen kann. Alles was nur irgend einen Werth hat, kann, gegen ein Aequivalent, aus einer Hand in die andre kommen, und, wofern dieſer Werth beſtimmt und unveränderlich iſt, dergeſtalt in Circulation gebracht werden, daſs dadurch ebenſowol, als durch ein Pfund Gold- oder Silbermünzen, eine zitternde Bewegung *(Vibration)* in der Balanz des Reichtums bewirkt wird.

Diejenigen Nationen alſo, welche nur ihre Metalle circuliren laſſen, ſchränken die Indüſtrie nach der Proportion der Maſſe dieſer Metalle ein. Diejenigen aber, die ihre Ländereyen, ihre Häuſer, ihre Manufacturwaaren, ja ſogar ihre Stunden, in Circulation bringen würden, könnten der Indüſtrie eine weit gröſsere Aufmunterung geben, als ihr durch die Metalle allein wiederfahren kann. Und dieſes kann geſchehen, wenn die Progreſſen der Indüſtrie eine Circulation erfodern, die das Vermögen der Metalle überſteigt.

Ich habe dieſe Anticipation eines Sujets, welches erſt in das folgende Buch gehört, blos in der Abſicht hier eingerückt, damit ich meinen Leſer in Stand ſetzen möchte, ſich von dem weitläuftigen Umfang der Materie, die wir gegenwärtig abhandeln, einen Begriff zu machen, und damit er deſto leichter beurtheilen könne, bis wie weit der Luxus, das iſt, die Conſumtion, könne getrieben werden. Denn nach dem, was ich bereits angeführt habe, ſcheint es nicht unmöglich zu ſeyn, daſs ein Volk den ganzen innerlichen Werth ſeines Landes in Circulation bringen könne. Alles auf der Welt kann in Billets oder in geſtempelte Kupfer- oder Eiſenſtückchen verwandelt, und, als ein vollſtändiges Aequivalent für Indüſtrieproducten, courſirend gemacht werden; und da es nicht wol möglich iſt, die Conſumtion und Verſchwendung in genau-beſtimmte Grenzen einzuſchränken, ſo könnte eine ſolche Erfindung leicht Gelegenheit geben, daſs, in Zeit von einem Jahre, ein in lauter conſumirlichen Indüſtrieproducten beſtehendes Aequivalent, für das geſammte Eigentum des gröſsten und reichſten Königreichs, in Circulation gebracht würde. Daſs dieſe Suppoſition keine Chimäre ſey, erhellet klar aus den wirkſamen Bemühungen ſo vieler groſsen Genies unſrer Zeiten, welche

die Kunſt beſitzen, die gröſsten Glücksgüter in einer wunderbaren Geſchwindigkeit durchzubringen; das heiſst, nach unſrer Sprache, ſelbige, mittelſt ſymboliſchen Geldes, durch Obligationen, Hypotheken, ausgeſtellte Wechſel für empfangene Waaren, u. d. g. in Circulation zu bringen. Wird aber wol dieſe Art der Circulation den Reichtum eines Staats vergröſsern? Fürwahr eben ſo wenig, als Frankreichs oder Englands Reichtum ſich vermehren würde, wenn man daſelbſt alles Silbergeſchirr nach der Münzſtätte ſchickte, um Geld daraus zu prägen. Die ſymboliſche Münze dient zu weiter nichts, als diejenigen, welche Effecten haben, die, ihrer Natur nach, nicht circuliren können, (und die, daſs ichs im Vorbeigehen ſage, die Haupturſache der Ungleichheit ſind) in Stand zu ſetzen, daſs ſie für die Dienſte, die ſie verlangen, ein dem vollen Werthe derſelben angemeſſenes circulirendes Aequivalent geben können. Mit andern Worten, die ſymboliſche Münze iſt eine Methode, welche ſelbſt die Urſachen der Ungleichheit, ſo zu reden, flüſſig macht, und in den Vermögensumſtänden eine Gleichheit zuwegebringt.

Es ſollten daher die Verfechter agrariſcher Geſetze und einer allgemeinen Gleichheit, ſtatt über den Luxus und überflüſſigen Aufwand zu ſchreyen, vielmehr auf Mittel ſinnen, ihn noch allgemeiner zu machen. Tadeln ſie die ſogenannten perpetuirlichen Subſtitutionen des Eigentums, (welche von Eltern zum Beſten ihrer noch ungebornen Nachkommenſchaft gemacht werden) weil ſolche Verfügungen gewiſſermaſsen der Indüſtrie nachtheilig ſind: ſo müſsten ſie, dünkt mich, die liebenswürdige Zerſtreuung der Güter, gegen welche der ganze Zweck der Subſtitutionen einzig abzielt, mit ihrem Tadel verſchonen, weil ſie die Nährerin der Indüſtrie iſt.

Einige meynen, eine Gleichheit in den Vermögensumſtänden würde den Luxus und überflüſſigen Aufwand verbannen. Ich will unter dieſen nur den Herrn von Monteſquieu nennen, einen Schriftſteller, den ich ſehr hochſchätze, und dem es viele andre nachgeſprochen haben. Ich finde aber, daſs er ſeine Ideen hierüber gar nicht deutlich auseinandergeſetzt hat. Freilich würde eine Gleichheit in den Glücksumſtänden die Natur des Luxus ändern; ſie würde bey einigen die Conſumtion vermindern, und bey andern vermehren: aber der Indüſtrie ſelbſt würde ſie nie ein Ende machen können, ohne zugleich die Leute müſsig zu machen; ſo lang aber die Indüſtrie in einem gleichen Grad fortdauert, ſo muſs ordentlicherweiſe die nämliche Quantität

Waaren,

Waaren, welche ſie hervorbringt, conſumirt werden. Ueberdies läſst ſich der Satz des Herrn von Monteſquieu nicht behaupten, es ſey denn, daſs man vorausſetze, daſs der Liebhaber des Luxus, welcher die Waaren conſumirt, allemal reicher ſey, als der, welcher ſie ihm verſchafft. Dies kann ich aber durchaus nicht zugeben. Muſs denn der Krämer, der einen Krug Bier trinkt, reicher ſeyn, als der Bierwirth? Muſs eine Dorfdirne, die ein Stück Band kauft, reicher ſeyn, als der Krämer, der es ihr verkauft? Muſs der Stutzer reicher ſeyn, als ſein Schneider? der Reiſende reicher, als der Banquier, bey dem er ſein Geld holt? der Client reicher, als ſein Advocat? der Kranke reicher, als ſein Arzt?

Und wie iſt es wol wahrſcheinlich, daſs die Gleichheit den Luxus abwenden werde, wofern wir nicht vorausſetzen, daſs jedermann blos auf das phyſiſch-Benöthigte eingeſchränkt, und entweder alles Vermögens, etwas, das über dieſe unentbehrliche Bedürfnis hinaus geht, zu erfinden, oder auch der Macht, ſich ein ſolches Ding anzuſchaffen, beraubt ſeyn werde? Dieſes einzige Principium legte Lykurg zur Baſis ſeiner Republik: und gleichwol kannte man zu Sparta eben ſowol Reichtum, als Armuth.

Eine abſolute Gleichheit, *de facto*, iſt eine ungereimte Suppoſition, wenn ſie auf die menſchliche Societät applicirt wird. Muſs nicht die Sparſamkeit zuſammen ſammeln, und die Verſchwendung das Geſammelte zerſtreuen? Dieſe einander entgegengeſetzte Geſinnungen ſind ſchon an ſich ſelbſt hinlänglich, die beſten Einrichtungen, welche zur Aufrechthaltung der Gleichheit dienen ſollen, fruchtlos zu machen, und müſſen, wenn ſie ſehr weit getrieben werden, ſtatt der Gleichheit eine Ungleichheit hervorbringen, die gerade ſo gros iſt, als die Quantität der Circulation mit ſich bringen kann. Alles was circulirt, kann auch ſtillſtehn. Warum war zu Sparta eine ſo groſse Gleichheit? weil daſelbſt wenig Circulation war. Warum befinden ſich die Capuziner in einem Zuſtand der vollkommenen Gleicheit? weil unter ihnen keine Circulation Statt findet.

Wenn demnach ſolche Veränderungen in der Balanz des Reichtums vom Unterſchied der menſchlichen Geſinnungen herrühren: kan man wohl zur Erhaltung der Gleichheit ein beſſeres Mittel treffen, als eine uneingeſchränkte Induſtrie, welche das Aequivalent von einer allgemeinen Circulation alles Eigentums wäre? Auf ſolche Art würde die Verſchwendung ein Correctiv des

Geldaufschüttens, und dieses hinwiederum der Verschwendung seyn. Nichts könnte wirksamer, sowol der Armuth, als einem übermäßigen Reichtum steuren, weil alsdann der Zustand der Reichen und der Armen sich beständig verändern würde. Bey dieser Abwechslung müssen die Parteyen, deren Veränderung stuffenweise geschieht, in ihrem Fortgang zu einer völligen Umänderung ihrer Umstände, nothwendig einmal, früher oder später, einander genau die Wage halten, das ist, in vollkommener Gleichheit mit einander stehen; gleichwie die beiden Eimer eines Ziehbrunnens in eine wagrechte Linie gegeneinander kommen müssen, ehe sie einander vorbeypassiren können.

III. Die erste Gattung uncörperlicher Dinge, die mit Geld gekauft werden können, besteht *in persönlichen Diensten.* Hieher gehört z. E. die Aufwartung des Hausgesinds; der Rath eines Arztes oder Advocaten; der Unterricht, den geschickte Männer in Wissenschaften und Künsten geben; alle Aemter beim Civil-Kriegs- und Seewesen; das Gehalt der Hofleute, die dem Fürsten Ehre, und sein Ansehen respectabler machen; und sogar endlich alle Geldausgaben, welche zu solchem Zeitvertreibe oder Belustigungen verwandt werden, aus denen kein dauerhafter und veräusserlicher Werth zu erhalten ist.

Zwischen den hier angeführten besondern Gattungen der persönlichen Dienste, und demjenigen, was wir den *brauchbaren Werth* bey consumirlichen Dingen genannt haben, herrscht eine Art von Aehnlichkeit; denn in beiden Fällen wird ein Aequivalent für eines Menschen nützlich-angewandte Zeit gegeben: nur liegt der wesentliche Unterschied in Folgendem. Dem *brauchbaren Werthe* kommt die innere Substanz der consumirlichen Sache zu Hülfe; und dieses ists, was ihn dauerhaft und verkäuflich macht: hingegen bey den persönlichen Diensten fehlt es an einer dauerhaften und veräusserlichen Substanz; daher können sie zwar, wie augenscheinlich am Tage liegt, Vortheile bringen, aber doch nicht für eben den Preis, den sie kosten, transferirt werden.

Die durch diese dritte Art der Erwerbung hervorgebrachte Circulation wirkt eine augenblickliche Veränderung der Balanz. In dem Augenblick, da der persönliche Dienst verrichtet ist, kann man sagen, dass er consumirt sey, und obgleich der Käufer desselben das gehörige Aequivalent für sein Geld empfangen hat, ja sogar, in einigen Fällen, in eine Verfassung gekommen seyn mag, die ihn für alle seine Ausgaben schadlos hält, indem er gleiche Dienste Andern erzeigt: so muss doch jedermann einsehen,

dass

daſs ſolche Dienſte eigentlich nicht für eine Circulation des erſtern Dienſts gehalten werden können.

IV. Bey der Erwerbung der zweiten Gattung uncörperlicher Dinge, das iſt, der *Rechte*, geht, wenn ein vollſtändiges circulirendes Aequivalent dafür gegeben wird, eben ſo wenig eine ſonderliche Veränderung der Balanz vor, als beim Verkauf liegender Gründe; weil ein Recht nichts weiter in ſich ſchlieſst, als die Macht, etwas zu gebrauchen, das iſt, es zu conſumiren. Durch den Gebrauch aber wird das Recht nicht vermindert. Der Gebrauch des Gelds hält ihm die Wage: da demnach das Geld und das Recht beide fortdaurend ſind, ſo erfolgt in keiner von den Wagſchalen eine Veränderung. Alle Servituten, wie auch alle erkaufte Privilegien und Immunitäten gehören zu dieſer Gattung; ja man kann auch das Geldleihen auf Zinſen nicht unſchicklich hieher rechnen.

Man könnte vielleicht einwenden, daſs es gleichwol Exempel gebe, wo die Erwerbung eines ſolchen Rechts, ungeachtet es mit einem vollſtändigen circulirenden Aequivalent erkauft worden, dennoch die gröſste Veränderung in der Balanz des Reichtums verurſacht habe. Dahin gehöre der Fall, wenn ſich ein Staat in Schulden geſetzt hat, und alsdann ſeine Gläubiger ein Recht erwerben, das Volk mit allgemeinen Auflagen zu beſchweren, damit ſie zur Bezahlung ihrer Zinſen gelangen mögen.

Dieſer Einwurf, den ich zu deſto beſſerer Aufklärung unſrer gegenwärtigen Materie anführe, bedarf erſt ſelbſt einer kleiner Erläuterung.

Wenn geſagt wird, daſs, bey dieſem Exempel, eine Vibration in der Balanz des Reichtums *innerhalb des Staats* vorgehe: ſo ſage ich, daſs ſolches entweder 1) zwiſchen den Gläubigern und dem Staat, oder 2) zwiſchen dem Staat und dem Volk, oder 3) zwiſchen den Gläubigern und dem Volke geſchehen müſſe.

1. Die Gläubiger erlangen keine Balanz gegen den Staat, weil ſie eine unconſumirliche Sache für eine andre ſolche gegeben haben, nämlich Geld, für jährliche Einkünfte. Eins iſt ſoviel werth, als das andre. Wenn ſich alſo nachgehends einige Veränderung in der Balanz zuträgt, ſo muſs ſolches zufolge andrer Operationen geſchehen, die mit dieſem Vertrag in gar keiner Verbindung ſtehen. Aber laſſet uns hier einen Fall annehmen, der ſich nur allzuoft ereignet, nämlich daſs hier das Geld als eine conſumirliche Waare anzuſehen ſey, weil es blos in der Abſicht geborgt worden iſt, damit es wie-

der ausgegeben werde. Scheint nicht, wenn wir die Sache aus diesem Gesichtspunct betrachten, die Balanz zum Vortheil des Gläubigers, und zum Nachtheil des Staats überzuschlagen, sobald das Geld wieder ausgegeben ist? Ich antworte Nein; weil ein Staat, indem er das geborgte Geld ausgiebt, in Ansehung seiner Gläubiger eben so reich bleibt, als zuvor. Das Volk ists, das die Interessen zahlen muss, wofür es vom Staate kein vollständiges Aequivalent, *das transferirt werden könnte*, bekommt.

2. Hier wird es nun heissen: Also erscheint ja die Balanz zum Vortheil des Staats und zum Nachtheil des Volks? denn dies fliesse aus meinen angeführten Grundsätzen, da ich gesagt habe, dass in Fällen, wo für persönliche Dienste Geld gegeben, und nichts Transferirliches wieder dagegen empfangen wird, die Balanz sich augenblicklich zum Vortheil dessen neige, der das Geld empfangen hat.

Hierauf antworte ich: Was die vom Volk bezahlte Zinsen betrifft, so empfängt solche der Staat nicht für sich, sondern für seine Gläubiger. Die persönlichen Dienste werden sodann als bereits bezahlt vorausgesetzt; und die Balanz hatte sich schon geändert, ehe die Zinsen fällig wurden. Demnach ändert sich die Balanz zwischen dem Staat und dem Volke nicht.

Wenn, zur Bezahlung der Interessen von bereits ausgegebenem Gelde, Taxen gehoben werden, so giebt, auf einer Seite das Publicum kein adäquates Aequivalent, und, auf der andern Seite, wird es, in Rückficht auf das Volk, eben so wenig reicher, als es durch das Ausgeben des geborgten Gelds, in Ansehung der Creditoren ärmer wurde. Da also in dem Zustand der beiden Parteyen keine Veränderung vorgeht; so sehe ich nicht ein, wie wir die geringste Veränderung in der Balanz des Reichtums zwischen ihnen vermuthen können. Itzt werden wir aber sogleich sehen, zwischen wem eine solche Veränderung Statt finde.

3. Die Balanz zwischen den Gläubigern und dem Volk ist es, was, in unserm Exempel, dem ersten Ansehen nach, hauptsächtlich in Bewegung zu kommen scheint, weil die Gläubiger, vermöge des Darleihens, eine beständige Wiedererstattung vom Volk erhalten. Gleichwol findet sich hier keine wahre Balanzveränderung, die entweder dem Anleihen, oder auch dem ausgegebenen Geld angemessen wäre; 1) weil die Gläubiger selbst ein Theil des Volks sind, und zu allen den Impoften und Staatsausgaben, welche die

regel-

regelmäſigſten und beſtändigſten, und am gewöhnlichſten zur Bezahlung der Intereſſen eigends beſtimmt ſind, ihren Beitrag leiſten; 2) weil das vom Staat ausgegebene Geld, wenn es im Lande ſelbſt verwendet worden iſt, zwar wieder in andre Hände geräth, aber doch immer unter dem Volke bleibt, von dem wir hier reden? und 3) weil gar kein Vertrag zwiſchen den Staatsgläubigern und dem Volk errichtet worden iſt.

Einwurf. So könnte man ja faſt den Schluſs ziehen, daſs, wenn gleich ein Volk durch Taxen ganz erſchöpft wird, dennoch keine Veränderung in der Balanz ſeines Reichtums vorgehe?

Antwort. Wenn das Volk erſchöpft iſt, ſo muſs die Bereicherung der Fremden daran ſchuld ſeyn. Dieſen Fall ſollten wir aber gegenwärtig ausſchlieſen, weil wir alle Betrachtung eines Handlungsverkehrs mit Auswärtigen beyſeite geſetzt haben. Doch wenn wir auch dieſen Umſtand hier mit einflieſen laſſen wollen, ſo gebe ich zwar zu, daſs jeder Pfennig Geldes, der aus dem Lande geht, und wogegen kein reelles und dauerhaftes Aequivalent ins Land zurück kommt, eine Veränderung in der Balanz des Reichtums zwiſchen Nation und Nation wirke: aber nicht zwiſchen Unterthan und Unterthan.

Einwurf. Wenn die Taxen hoch ſind, ſo werden viele Leute ruinirt, während das andre reicher werden. Iſt dies keine Veränderung der Balanz?

Antwort. Es iſt wahr. Aber nun ſage ich: Wir haben bey jedem ſolchen Falle vorausgeſetzt, daſs das Geld im Lande bleiben müſſe; bey dem vorhergehenden Einwurf aber iſt vorausgeſetzt worden, daſs es auſſerhalb Landes verwendet worden ſey. Nun unterſuchen wir aber gegenwärtig nicht die Wirkungen der Schulden und Taxen, wie ſolche die Balanz zwiſchen Individuis, ſondern nur wie ſie die Balanz zwiſchen den obenbenannten cumulativen Intereſſen, des Staats, des Volks, und der Staatsgläubiger, verändern.

Aber welche Wirkung haben denn nun die Taxen auf die Veränderung der Balanz zwiſchen Individuis?

Ich antworte: Wer eine Taxe bezahlt, ſcheint einen perſönlichen Dienſt zu bezahlen. Er bekommt kein cörperliches Aequivalent, welches er für denſelben Preis veräuſſern könnte; und derjenige, der in Dienſten des Staats ſteht, und von dem Ertrag der Taxen bezahlt wird, erwirbt eine Balanz zu ſeinem Vortheil, und zum Nachtheil derer, welche die Taxen entrichten. Wenn

der

der Belauf der Taxen aus dem Lande geht, und auswärtige Dienste damit bezahlt werden, so kann sich, wie gesagt, in der einheimischen Balanz keine Veränderung zutragen. Und eben so wenig geht darin eine Veränderung vor, wenn selbige im Lande bleibt. Das Volk und die Staatsgläubiger bleiben so reich, als sie vorher waren. Genug für diesmal von den Wirkungen der Schulden und Taxen auf die Balanz des Nationalreichtums.

Die Industrie ist das einzige Mittel, den Reichtum dergestalt in Circulation zu bringen, dass sich seine Balanz zwischen den Parteyen verändert. Alle Arten der Circulation, welche keine solche Veränderung hervorbringen, gehören nicht zu unserm dermaligen Zweck.

Wenn jemand stirbt, und sein Vermögen einem andern hinterlässt, so verliert niemand dabey, ausser derjenige, der nicht mehr lebt; ein andrer Mensch bezahlt seine Schulden; und es kann weder vom Schuldner, noch vom Gläubiger gesagt werden, dass sich ihre Umstände deswegen geändert hätten. Ein Kaufmann kauft eine Quantität Waaren für baares Geld ein: dadurch schwächt er sein Vermögen nicht. Wahr ists, er hat sein Geld für consumirliche Sachen weggegeben: allein, die Balanz kommt nicht eher in Bewegung, bis die Consumtion wirklich geschieht; da aber nicht supponirt wird, dass er die Waare kaufe, um sie zu consumiren, so rechne ich diesen Zweig der Circulation mit zu denen, welche auf die Balanz keinen Einfluss haben.

Solchergestalt finden wir in einem Staate zwo verschiedne Arten der Circulation: die eine, welche macht, dass sich die Balanz auf eine Seite neigt; die andre, welche diese Wirkung nicht thut. Wenn man auf eine kluge Art Taxen auflegen will, so muss man diese höchstwichtigen Gegenstände sehr sorgfältig in Betrachtung ziehen, wie ich am gehörigen Orte deutlicher zeigen werde. Für itzt will ich nur anmerken, dass die rechte Zeit, Taxen anzulegen, die Zeit der Circulation ist; weil man alsdann der Auflage allemal die rechte Proportion zu der circulirenden Summe geben, folglich selbige nach den verschiedenen Vermögensumständen der Contribuenten einrichten kann.

Bey allen Accisen oder Consumtionstaxen wird, in dem Augenblicke, da die Zahlung geschieht, das Geld desjenigen, der die accisbare Waare consumiret, taxirt, so dass gerade *ihm*, zu dessen Nachtheil ohnedem die Balanz ausschlagen muss, noch oben drein eine Last aufgebürdet wird. Diese Art Taxen, die zur Zeit der Circulation angelegt werden, bringen einem Staat die

die gröſsten Summen ein. Ich habe noch nie von einem ſchicklichen Mittel gehört, die Perſon, zu deren Vortheil die Balanz ausſchlägt, zu taxiren. Vielleicht können wir aber aus den Grundſätzen, die ich nachgehends darlegen werde, ein ſolches Mittel entdecken.

Was die andre Art der Circulation betrifft, wo die Balanz unverändert bleibt, ſo pflegt ſelbige ſelten mit beträchtlichen Taxen belegt zu werden. Doch trifft man verſchiedne Beiſpiele an, woraus zu ſehen iſt, wie ſolche Taxen angelegt werden können. Es gehören hieher: in England, die Caſualtaxen, die bey einer Veränderung der Vaſallen, oder bey Veräuſſerung der Landgüter bezahlt werden, wie auch die Sterbgefälle; in Schottland, die Teſtamentsbeſtätigungen; in Deutſchland, die Inveſtituren; in Frankreich der *centieme denier*, die *lods et ventes*, und die *contrôle* auf Notariatsinſtrumente; in Spanien und andern römiſchkatholiſchen Ländern, die Einkünfte der *Rota*. Eben ſo können proportionirliche Taxen auf jeden Zweig dieſer Art der Circulation gelegt werden. Zu dieſer Abſicht aber würde höchſtnöthig ſeyn, die ganze Vertheilung einer ſolchen Circulation in ihre Aeſte, Zweige und Adern, mittelſt einer gründlichen Zergliederung, ſich bekannt zu machen; denn bisher haben wir ſie nur bey Gelegenheit flüchtig berührt.

XXVII. Capitel.

Circulation und Balanz des Vermögens, ſind Vorwürfe, die der gröſsten Aufmerkſamkeit eines Staatsmanns jetziger Zeiten würdig ſind.

Nachdem ich bisher die Natur der Circulation und Balanz erklärt habe, ſo führt mich die Ordnung auf die dahin gehörigen beſondern Puncte, welche eines Staatsmanns ganze Aufmerkſamkeit verdienen. Wir ſetzen folgende Regeln veſt.

I. *Er muſs von der Natur, von den Eigenſchaften und Wirkungen der Circulation ſich einen klaren und vollſtändigen Begriff formiren und abſondern; weil von dieſem Worte ſehr oft in einem allzuunbeſtimmten Verſtande Gebrauch gemacht wird.*

Gleichwol ſcheint mir der Ausdruck *Circulation* in allen Sprachen der einzige zu ſeyn, aus welchem die dadurch angedeutete Sache am beſten und

faſslichſten erklärt werden kann. Wir verknüpfen mit dieſem Worte den Begriff, welchergeſtalt entweder baare Gelder, oder andre bewegliche Dinge und Waaren, aus einer Hand in die andre gleichſam im Cirkel allmälig herum gehen, und zuletzt dahin wieder zurückkehren und eintreffen, von wannen ſie zuerſt zum Umlauf waren gebracht worden. Dies iſt die allgemeine Idee, die ſich ein jeder Sprachverſtändiger, wenn er nur das Wort *Circulation* höret, von demſelben machen muſs.

Aber ein Staatsmann — von dem wird erfordert, daſs er durch ſeine Einſichten tiefer in dieſen Wortverſtand eindringe, und die Sache ſelbſt auf das genaueſte und untrüglichſte kennen lerne. Er muſs die Folgen, welche aus dem erwähnten allmäligen Umlauf und Rührung entſtehen, vorherſehen, ſie mit einander vergleichen, und die Wirkungen vor Augen haben, die dadurch hervorgebracht werden.

Er muſs, zu dem Ende, nicht allein auf die Münze, die ihren beſtändigen Werth hat, und aus einer Hand in die andre geht, ſondern auch auf die Folgen, welche aus der Verſchiedenheit des Aufwands, wozu das roulirende Geld Anlaſs giebt, entſpringen, klugen Bedacht nehmen.

Z. E. Ehe eine Guinea von London nach York kommt, kann ſie ein Mittel ſeyn, daſs tauſendmal ſo viel, ja noch eine weit gröſsere Summe, als ſie werth iſt, durch ihren Fortlauf und Umſetzung verzehret wird, ehe ſie nach London wieder zurückkehret. So oft dieſe Guinea unterwegs in ihrem Laufe aufgehalten wird, ſo iſt es ein Zeichen, daſs ihr Beſitzer keinen Trieb gefühlt hat, etwas aufgehen zu laſſen. Wenn alſo in irgend einem Lande nur eine einzige Guinea circuliren ſollte, ſo würde aller Aufwand ſehr leicht ſtocken, (oder auch anſtatt des Handels würde man wieder zum Vertauſchen einer Nothdurft gegen die andre Zuflucht nehmen müſſen,) ſobald dieſe einzige Guinea in die Hände eines Geizhalſes fiele. Dieſe Betrachtung leitet uns auf den zweiten Gegenſtand, den ein Staatsmann nicht aus dem Geſichte verlieren muſs.

II. *Er muſs jederzeit ſorgfältig darauf ſehen, daſs ein richtiges Verhältnis zwiſchen den Producten des Fleiſſes, und dem circulirenden baaren Gelde, welches in den Händen ſeiner Unterthanen das Aequivalent zur Anſchaffung ſolcher Werke der Induſtrie ausmacht, beobachtet werde, damit er, mittelſt einer vernünftigen und auf ſichere Grundſätze geſtützten Landesverwaltung, es zu allen Zeiten in ſeiner Macht habe,*

habe, entweder einer schädlichen Verschwendung und einreiſſenden Ueppigkeit Einhalt zu thun, oder auch den Fleiſs und die Geschicklichkeit arbeitsamer Hände, zum Behuf einer groſsen einheimischen Consumtion zu ermuntern, und zwar alles nach dem Maaſse, als der natürliche Hang seiner Nation, die Conjuncturen seiner Zeit, und die herrschenden Sitten und Gebräuche, entweder das eine oder das andre erheischen mögen.

Zu dem Ende muſs er die Verfaſſungen und Umſtände ſeines Landes aus drey Geſichtspuncten genau unterſuchen, das iſt, er muſs die Neigung der Reichen zum Aufwand, die Fertigkeit der Armen zur Indüſtrie, und das Verhältnis des circulirenden Staatsvermögens und Landescapitals zu Beidem, in Balanz bringen.

Sobald alſo das circulirende Geld gegen die Bedürfniſſe des Lebens, und einen eingeführten Luxum, in Unterbalanz geräth, ſo fällt die Indüſtrie von ſelbſt weg; weil alsdann es an dem Aequivalent der Werke des Fleiſſes und der Künſte gebricht, welches in den Händen derer ſeyn ſollte, die darin einen Aufwand machen wollen; und weil das Aequivalent, das ſie etwa bieten können, für die Gewinnſtbegierde derer, die gern ihre Waaren an ſie abſetzen möchten, bey weitem nicht hinreichend iſt.

Wir wollen dieſes mit einem Gleichnis erläutern, welches von einer Partie Quadrille hergenommen iſt.

Wenn man ſich zum Spiel ſetzt, und übereingekommen iſt, nach alter Engliſcher Weiſe, nur ſimpel Spiel zu ſpielen, da ein jeder nur ſeinen Satz macht, ſo bedarf es gar weniger Marken, das Spiel herumgehen zu laſſen. Wenn man aber, nach Franzöſiſcher Art, im ſogenannten Pott ſpielt, da die fünf erſten, die Matadors, die Honneurs &c. bezahlt werden, und Bête auf Bête ſich häufen, ſo gehört ein ganzes Käſtchen voll Contracte und ſimple Marken dazu, und jeder Spieler muſs wenigſtens ein Käſtchen mit 500 Marken vor ſich haben.

Hieraus erhellet, daſs die Anzahl der Marken oder Münzzeichen allemal mit der Circulation des Spiels in Verhältnis ſtehen müſſe.

Nun gehet es aber mit der Circulation, nach vorkommenden Umſtänden, in einem Staate eben ſo unregelmäſſig zu, als beym Spieltiſche. Das Glück kann eine Zeitlang unter den Spielern eine ſolche Balanz halten, daſs einer kaum nöthig hat, mehr als etwan 100 Marken anzugreifen; und ſo lange das Spiel auf dieſen Fus fortdauret, ſo findet man nicht, daſs die Circulation im mindeſten unterbrochen werde.

Allein, man laſſe mir einen einzigen Mitſpieler auſſerordentlich glücklich ſeyn, ſo wird man bald gewahr, daſs die Markenkäſtchen der übrigen Drey nach und nach völlig leer werden, und der ganze Behalt vor den Gewinner zu liegen komme. Das günſtige Glück verurſacht beim Quadrilleſpiel eine Stockung des circulirenden Aequivalents: und eine ähnliche Stockung erfolgt auch, ſowol aus einer übertriebenen Verſchwendung, als auch aus der Kargheit, ja auch ſelbſt aus der Induſtrie. Denn, iſt das Spiel dahin gediehen, daſs der ganze Vorrath ſich in den Händen eines einzigen Mitſpielers befindet, muſs man nicht dem Spiel ein Ende machen, oder von dem Gewinner die Marken wieder einlöſen? Allenfalls muſs man von ihm borgen, und auf Credit ſpielen; und ſolches ſtellet ein wirkliches fremdes Anleihen vor. Kauft man ihm aber inzwiſchen mit Gelde Marken ab, das Spiel fortzuſetzen, oder ein neues anzufangen, ſo heiſst dieſes eben ſo viel, als unſer ſolides Eigentum angreifen und in Circulation bringen.

Aus dieſem Gleichnis, das einem jeden ſehr leicht zu begreifen ſeyn wird, kann man abnehmen, wie höchſtnothwendig es iſt, daſs ein Fond zur Circulation beſtändig vorhanden ſey, um bey dienlichen Gelegenheiten angelegt werden zu können.

Es iſt unmöglich, genau zu beſtimmen, wie ſtark oder ſchwach das Verhältnis der umlaufenden Eſpecen in einem Lande ſeyn müſſe; beſonders in einem ſolchen, wo weder die baaren Anleihen, noch der Papiercredit, (welcher ſo viel ſagen will, als, ſein ſolides Eigentum gleichſam ſchmelzen, und in kleine Partikeln verwandeln,) genug bekannt und eingeführt ſind.

Der Grund hievon lieget hierin. Es kommt nicht auf die Menge der vorhandenen baaren Münze allein an, ſondern zugleich auf das Naturel derjenigen, die ſie im Beſitze haben; und gleichwie dieſe Neigungen mit jedem neuen Beſitzer ſich verändern, alſo würde auch die aufgeworfene Frage nicht anderſt, als unter unendlichen Einſchränkungen und Ausnahmen, zu beantworten ſeyn.

Es iſt daher eine weſentliche Pflicht unſers Staatsmanns, aus allen Kräften vorzubeugen, daſs nur die Circulation nicht zerſtöret werde; und wenn es ihm unmöglich werden ſollte, dieſen politiſchen Verſtopfungen (wie man ſie wol nennen kann,) dadurch Luft zu ſchaffen, daſs die eingeſperrten Schätze einiger Landeseinwohner zum gemeinen Beſten in viele Hände kommen: ſo

muſs

muſs er, nach Bedürfniſs der Mehrheit des ihm anvertrauten Volks, welches anfängt zu ſchmachten und an baarem Gelde Mangel zu leiden, darauf bedacht ſeyn, eine ſymboliſche Münze einzuführen.

Ob ein Staatsmann ein groſses Genie ſey, das läſst ſich beſſer aus dem Umfang ſeiner allgemeinen Begriffe und Veranſtaltungen erkennen, als aus der pünctlichen Genauigkeit einer jeden einzeln Verrichtung ſeines Departements. Es iſt ihm rühmlicher, wenn er geſchickt iſt, ein jedes Stück der Regierungskunſt (wäre es auch nur deren Oberfläche) aus allen Geſichtspuncten und nach allen Verhältniſſen einſehen und beurtheilen zu können, als wenn er blos die Fähigkeit hat, in einzeln Amtsgeſchäfften ſehr accurat zu ſeyn; das Detail würde ihm gar zu viel Zeit wegnehmen, und ein Staatsmann muſs ſich bey Bagatellen nicht aufhalten.

Ich kann nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit eine ſehr vernünftige Anmerkung einzuſchalten, die ich dem Herrn de Melon, einem berühmten Franzoſen, und politiſchen Schriftſteller, welcher vom Herzoge von Orleans, während deſſen Regentſchaft, beſtändig gebraucht und routiniret worden iſt, zu danken habe.

„Derjenige," ſagt er, „welchem obliegt, einem jeden Zweige der Lan„desregierung die gehörige Richtung zu geben, darf nichts weiter als Haupt„plane entwerfen, ſo hat er ſeiner Pflicht ſchon völlige Genüge geleiſtet; man „muſs von ihm nicht erwarten, daſs er zur Ausführung ſeiner Entwürfe im „Kleinen ſich in einem jeden Fache zu ſchicken wiſſe: ſeine Unwiſſenheit „hierin iſt ihm zu verzeihen, und er ſoll nur verſtehen, tüchtige Leute zu „wählen, denen er ſich anvertrauen kann, um ſeine Abſichten erfüllet zu „ſehen. Ein Mann, der gar zu pünctlich iſt, und ſich mit den geringſten „Kleinigkeiten ſelber befaſst, iſt ſelten fähig, ſich im Groſsen hervorzuthun. „Für einen Staatsmann iſt es genug, durch Erfahrung und Nachdenken reine „Grundſätze geſammlet zu haben, und ſeine weiſe Maximen zu rechter Zeit „in Ausübung zu bringen."

Es ſey mir erlaubt, von dieſer Stelle auf gegenwärtiges Süjet Anwendung zu machen. Ein Staatsmann, der nur allein zum Augenmerk hätte, die Circulation zu befördern, und zu dem Ende die Ueppigkeit und jede Art des Aufwands zu begünſtigen, könnte leicht die Sache übertreiben, und die Induſtrie, die er ermuntern will, ſtatt ihr aufzuhelfen, vielmehr unterdrücken.

Und dies trägt sich wirklich zu, wenn die Bedürfnisse der Landeseinwohner sich allzuweit erstrecken, und daher Alles im Preise steigt, und dem Exportationshandel dadurch Abbruch geschieht.

Der Staatsmann muss daher genau zu unterscheiden wissen, wann es Zeit und Umstände erlauben, zur Erweckung des Fleisses und der Industrie, den Luxus zu begünstigen, und wiederum, wann es nöthig sey, diesen einzuschränken, damit er nicht in eine Luxurie abarte.

Wenn in dem Lande, das er regiert, die Einfalt der Sitten und Gebräuche herrscht, und er wünschet, dem Volk einen verfeinerten Geschmack, und den Trieb zu Künsten und Wissenschaften beizubringen, so muss er, wie ich schon erwähnet, die einheimische Consumtion aufmuntern, um desto mehr fleissige Einwohner zu bekommen, und ihnen zum Brode zu helfen. Findet er, dass ein Theil des Landescapitals hie und da im Lande vest sitzt, so muss er darauf bedacht seyn, wie er es aus den Händen der Particuliers, zum Besten des Publicums, in Circulation bringe; und was an baarem Gelde abgeht, das muss er in gehörigem Verhältnis durch Papiercredit zu ergänzen suchen.

In jedem Lande, wo Einfalt der Sitten und Sparsamkeit herrschen, kann es nicht fehlen, dass nicht beträchtliche Summen aufgelegt werden sollten, so bald es daselbst nicht an gemünztem Gelde gebricht; und zwar aus der Ursache, weil in einem solchen Lande wenig aufgewandt und verzehrt wird; folglich muss darin entweder gar wenig baares Geld, oder auch ein beträchtlicher Reichtum gesammelt seyn.

In solchen Fällen muss demnach ein Staatsmann die Besitzer solcher Schätze zu bewegen wissen, dass sie zum Besten derer, die baaren Geldes benöthiget, und im Stande sind, genugsame Sicherheit zu bestellen, ihre Kästen aufschliessen. Zu dem Ende muss er ein Gesetz einführen, wie viel für dergleichen zu erhaltende Anleihen jährlich an Zinsen abgetragen werden solle.

Findet er, dass das mangelnde Zutrauen bemittelter Leute die Erreichung seiner Absicht erschweret, so muss er, ihnen zum Besten, auf Mittel bedacht seyn, wodurch er selbst Debitor werden könne, welches ihm, vermittelst Alienirung dieser und jener Regalienrechte, und Bewilligung neuer Privilegien (anstatt der Zinsen), gewiss gelingen wird. Wenn er nun die Reichen angekörner hat, sich von ihrem Gelde zu scheiden, so ist er selbst im

Stande,

Stande, es an ſolche Landeseinwohner wieder auszuthun, denen es zwar weder an ſichern Hypotheken, noch an Neigung und Geſchicklichkeit, es nützlich anzulegen, gebricht, die aber, aus Mangel eines circulirenden baaren Fonds, bis dahin abgehalten worden ſind, im Ueberfluſs zu leben und Figur zu machen.

Geld auf Zinſen zu leihen, iſt alſo ein vortreffliches Mittel, die Circulation zu beſchleunigen, und die Induſtrie aufzumuntern.

Hier möchte zwar der Einwurf Raum finden, daſs die geſetzliche Zinſenſtipulation auf geſchehene Anleihen, von verſchiedenen Völkern als ein Plan beurtheilt werde, der ſich mit den Geboten der chriſtlichen Religion nicht vertragen wolle, und von einem gewiſſenhaften Staatsmann nicht zu unterſtützen ſey.

Ich bin kein Caſuiſt, und alſo laſſe ich mich in die Erörterung dieſer Frage nicht ein. Indeſſen kann ich einen Nebenweg vorſchlagen, wodurch der Noth, Capitalien auf Zinſen zu nehmen, ausgewichen werden kann; und da dieſer Vorſchlag zugleich dienet, die von mir nur eben vorgetragene Grundſätze zu erläutern, ſo will ich ihn mittheilen.

Wenn ein Regent erlaubet, daſs in ſeinem Lande auf geborgte Gelder Zinſen genommen werden, ſo geſchieht ſolches nicht in der Abſicht, denen, die ſonſt ihr Geld unfruchtbar ſtehen laſſen würden, ein neues Revenu zu verſchaffen, ſondern damit diejenigen, die mit unbeweglichen Gütern angeſeſſen ſind, welche als ein ſicheres Unterpfand haften können, im Stande ſeyn mögen, ein bewegliches circulirendes Aequivalent, zu Beſtreitung ihrer Nothdurft, Betreibung nützlicher Geſchäffte, und Befriedigung erlaubter Neigungen, in die Hände zu bekommen. Wenn alſo ein Staatsmann durch die Lehrſätze ſeiner Kirche zurückgehalten wird, mittelſt Authoriſirung zinsbarer Anleihen, den Reichen ihr baares Vermögen aus den Händen zu winden, und zum Umlauf zu bringen, ſo iſt nichts leichter, als die Erfindung einer andern Art von Circulation, bey welcher keine Zinſen Statt finden.

Er darf nur ein öffentliches Comtoir oder Rentkammer aufrichten, wo ein jeder Eigentümer liegender Gründe, mittelſt Verpfändung derſelben, ihren verhältnismäſſigen Werth an Papieren von unterſchiedenem Valeur, ſo wie ſie zu Aufrechthaltung ſeines Credits, und zur Fortſetzung der Circulation am dienlichſten erachtet werden, aufnehmen kann.

In

In dieſen Papieren von verſchiedener Benennung müſsten die Zahlungstermine dem Schuldner bequem beſtimmt werden, damit er Gelegenheit habe, ſeine Obligationen unterdeſſen einzulöſen, und ſein Eigentum frey zu machen. So bald aber die Zahlungstermine abgelaufen wären, ſo müſste ſein Landgut entweder ſeinen Gläubigern zugehören, oder auch der Staat ſelbſt müſste die ausgeſtellten Scheine, auf Verlangen des Gläubigers, einlöſen; wodurch der Staat berechtigt würde, um ſich wieder bezahlt zu machen, entweder die verpfändeten Ländereyen öffentlich zu verkaufen, oder auch ſich zum Genuſs eines Theils der Einkünfte immittiren zu laſſen, oder aber, nachdem es am zuträglichſten wäre, ſich der ganzen Hypothek anzumaaſsen.

Ferner wäre eine dingliche Sicherheit für alle Arten von Schulden, die auf veſtes Eigentum gemacht ſind, oder noch gemacht werden, einzuführen, ſo daſs diejenigen, welche auf Waaren und Unterpfänder, ſie haben Namen wie ſie wollen, den Eigenern Credit gegeben haben, mit dieſen auf die leichteſte Art liquid werden könnten.

Einen ſo wichtigen Endzweck zu erreichen, müſsten alle zurückfallende Vermächtniſſe, Familienſtiftungen, Subſtitutiones und Fideicommiſſa &c. wodurch ein Eigentümer bey der Verwaltung und Veräuſſerung ſeiner Güter eingeſchränkt wird, gänzlich aufgehoben werden: wohingegen derſelbe die Befugniſs erhalten müſste, über ſeine liegenden Gründe eben ſo frey zu ſchalten und zu walten, als über ſein loſes Eigentum.

Wenn die Landesregierung von ſolchen Grundſätzen eingenommen iſt, und die oberwähnte Art von Papiercredit den vorkommenden Umſtänden anmiſst, und ſie nach denſelben bald einzieht, bald erweitert: ſo wird der Geſchmack an einem vernünftigen unſchädlichen Aufwande gewiſs nicht lang ausbleiben.

Was dem Aufkommen der Indüſtrie am meiſten im Wege ſteht, iſt der allgemeine Mangel des Credits von beiden Seiten. Denen, die der Producten des Fleiſſes bedürfen, fehlt es an einem circulirenden Aequivalent zu Anſchaffung derſelben; und die Schwierigkeit, ihre Schulden durch Verſilberung eines Theils ihrer Güter abzuſtoſsen, benimmt ihnen ſo guten Muth als Glauben: und diejenigen, denen es an jenem Aequivalent nicht fehlt, werden durch die gar zu vielen Exempel von indüſtrioſen Einwohnern, welche, wegen ſchlechter Zahlung, ihre Nahrung verloren und aus dem Lande gelaufen

laufen ſind, abgeſchreckt, jungen Anfängern, die zum beſſern Betrieb ihrer Profeſſion nicht Vermögen genug haben, mit einem Vorſchuſs beizuſtehen.

Aus dieſen Vorausſetzungen kann man abnehmen, daſs ein Staatsmann, der die Abſicht hat, die Indüſtrie und einheimiſche Conſumtion zu vermehren, vor allen Dingen dahin ſtreben müſſe, einen circulirenden Fond, der einen oder andern Art zuwege zu bringen, zu welchem der Zugang allemal offen, und denen zu Dienſte ſeyn muſs, die ein reelles Aequivalent für den Aufwand, welchen ſie zu machen geneigt ſind, untern Füſsen haben, und als eine Sicherheit der Caſſa einſetzen können; denn ſobald ſichs zuträgt, welches oft geſchieht, daſs das baare Geld in Abnahme geräth, muſs man auch andre Mittel, der Noth abzuhelfen, geſchwind bey der Hand haben.

Der Nutzen dieſer Art des Credits, oder des papiernen Geldes, äuſſert ſich vornemlich bey ſeinem erſten Eintritt in die Circulation; denn nur *alsdann* iſt er das Mittel, den vorhandenen Mangel an eignen baaren Eſpecen zu ergänzen; und durch dieſe hülfreiche Erfindung und Einrichtung wird die Begierde, zu conſumiren, gleichſam eine Schöpferin des circulirenden Aequivalents, ohne welches kein Abſatz der Werke der Indüſtrie würde Statt gefunden haben, und folglich die Indüſtrie ſelbſt einen gewaltigen Stoſs hätte leiden müſſen.

Dieſer Nutzen des Papiercredits währet aber nur ſo lange, als er in den erſten Händen iſt; in den dritten und vierten höret er wieder auf, weil die nächſtfolgenden Inhaber, welche von andern Leuten dergleichen Papiere, die ſie dagegen verwechſeln können, in Händen haben, bereits mit einem circulirenden Aequivalent verſehen ſind, womit ſie ihrer Bedürfnis abhelfen und Aufwand machen können. Wäre alſo der Umſtand nicht, daſs die baaren Münzen ſich leichter vergreifen, und abnutzen laſſen, und daſs ſie gleichwol ſchwerer zu erlangen ſind, ſo würde es ſo wenig dem Staate, als der Circulation nachtheilig ſeyn, wenn dergleichen papierne Münzen hiernächſt entweder wieder aufhörten zu courſiren, oder auch wieder eingezogen, durch den Schuldmann realiſiret, und an ihrer Stelle geprägtes Gold und Silber in Gang gebracht würden.

Ich will verſuchen, dieſe vorgetragene Lehren durch ein neues Gleichnis in helleres Licht zu ſetzen.

Man gedencke sich ein Reich, wo aufs mindeste ein Landescapital von einer Million Goldstücken rouliren muss, um die gewöhnliche Circulation zu unterhalten, und wo noch eine andere Million von denen, die am Aufwand kein Vergnügen finden, unfruchtbar niedergeleget ist. Man nehme an, dass der Abwurf der Landesproducten jährlich eine Million austrüge, dass aber, wenn der Fonds selbst geschätzt werden sollte, sein Werth an die 20 Millionen heransteigen würde. Man stelle sich vor, dass in diesem Reiche weder Credit, noch papierne Münzen bekannt seyn, und dass ein jeder, der zu einigem Aufwand geneigt ist, sich, ehe er seine Leidenschaft befriedigen kann, im voraus mit einem Theile der circulirenden baaren Million versorgen müsste.

Was wird, unter diesen Umständen, ein erleuchteter Staatsmann unternehmen, um die Indüstrie auszubreiten? Er findet, dass, so bald sein Volk an einem stärkern Aufwande Geschmack finden dürfte, diejenige Million, welche bisher genug war, sodann zur Circulation nicht weiter hinlänglich seyn würde: er thut also den Vorschlag, dass diejenigen, welche die zweite Million eingesperrt halten, sich entschliessen mögen, sie ihm gegen 5 proCent anzuleihen; und damit sie sich hiezu desto leichter bequemen, so giebt er die Versicherung, dass von den anzulegenden und auf sämmtliche Landeseinwohner haftenden Impoſten, jährlich 50000 Goldstücke an die Gläubiger wieder abgetragen werden sollen.

Wird dieser Entwurf angenommen, so ist er im Stande, die erhaltene Million an solche Personen, die in dem Falle sind, und Lust haben, gegen bestellte gute Sicherheit, fremde Gelder zu gebrauchen, in kleinen Summen wieder vorzustrecken; oder er kann auch durch zu bewilligende Prämien und andere Anlockungen seinen noch in der Kindheit liegenden Manufacturen und Fabriken aufhelfen, welches eben so viel ist, als diese Million den Händen des Publicums zu überlassen, und zum gemeinen Landesbesten in Circulation zu bringen.

Dies wäre also die eine Methode, den circulirenden Fonds zu vergrössern, nach der Maasse, als die zunehmenden Bedürfnisse, und der stärkere Vertrieb der Producten und der Indüstrie, mehr Credit oder Geld erfordern.

Aber wir wollen itzt den Fall setzen, dass dieser regelmässige Plan, Geld zu borgen, sich mit den Grundgesetzen des Landes, oder mit der herrschenden Religion, oder mit dem Geschmack der Einwohner nicht vertrüge,

auf was für andre Mittelwege ſollte wol ein Staatsmann verfallen können, um den nämlichen Endzweck dennoch zu erreichen?

Er kann auf nichts anders verfallen, als auf die Ausdehnung der Arten von Unterpfändern, und daſs er anſtatt der beweglichen, auch unbewegliche, als Ländereyen, Häuſer &c. einführe. Der Monte Pietà (Lombard oder Leihebank) zu Rom, gibt Papiergeld aus für jede bewegliche Sicherheit, die dagegen deponirt wird. Der Staatsmann hat alſo nichts anders zu thun, als, ohne Erzwingung einiger Zinſen, dieſe Einrichtung nachzuahmen, nur mit dem Unterſchied, daſs anſtatt der beweglichen, die unbeweglichen Güter der Landeseinwohner, als eine vorzüglich-ſichere Hypothek, angenommen werden. Dieſes papierne Geld muſs ſeinen Werth ſo lange behalten, als die Ländereyen exiſtiren; weil ich eine ſolche Einrichtung ſupponire, wodurch, vermöge der entgegen genommenen Papiere, ein unſtreitiges Recht an den verſetzten Ländereyen erworben wird.

Der Vortheil eines ſolchen Etabliſſements wird darin beſtehen, daſs da vorher niemand vermögend war, ſich von den Werken der Indüſtrie das geringſte anzuſchaffen, ohne von der roulirenden Million Goldſtücke ein Theilchen vor ſich gebracht und in Händen zu haben, ein jeder nun in den Stand geräth, ſeiner Neigung zum Aufwande genug zu thun, indem er nach Belieben ſo viel papiernes Geld aufbringen mag, als ſeine Güter werth ſind, folglich diejenigen Dinge, nach deren Beſitz und Genuſs er ſich ſehnet, ſogleich bezahlen kann.

Nun räume ich ein, daſs dieſe papierne Münzen mit dem Laufe der Zeit und dem zunehmenden Geſchmack am Depenſiren, bis zum Werthe von 5 Millionen Goldſtücken heranwachſen können: dann frage ich aber, ob der wahre Werth dieſes Papiers aus der Urſache etwas verliere, weil er alles im Lande vorhandene Gold und Silber bey weitem überſteigt, und folglich auf einmal mit baarem Gelde nicht liquidirt werden kann? Und dieſe Frage beantworte ich mit Nein; weil die papierne Münze ihren innern Werth nicht von dem Metall erhält, das ſie vorſtellet, ſondern von den Ländereyen, wozu ſie ein Recht gibt.

Ich frage weiter, ob das Land, worin dergleichen Münzen gäng und gäbe ſind, dadurch reicher geworden ſey? und antworte nochmals mit Nein; weil, wenn der innere Werth der Landgüter, wofern ſie zum Verkauf ausgeſtellt

ſtellt würden, ſich auf 20 Millionen beliefe, die Einhaber der Papiermünze hier von dieſen 20 Millionen nur 5 an ſich gebracht haben, folglich für den Eigentümer der Landgüter nicht mehr als 15 Millionen übrig bleiben.

Nun laſſet uns annehmen, daſs eine ganze Million dieſer papiernen Münzen denjenigen in die Hände gerathe, die keinen Trieb fühlen, davon einigen Aufwand zu machen.

Dies iſt der Fall bey ſparſamen und zuſammenſcharrenden Leuten, welche natürlicherweiſe darauf verfallen werden, ihre Papiere dadurch zu realiſiren, daſs ſie ſich in den Beſitz derjenigen Landgüter, von welchen ihre in Händen habende Papiere die Vorſtellung und das Aequivalent waren, veſtſetzen.

Sobald dieſe Operation Stand ergreift, ſo wird die ganze Million papierner Münze vernichtet, und das übrig bleibende circulirende Capital, zu 4 Millionen an Papieren, und einer Million baarer Eſpecen, herunter geſetzet. Von der andern Seite wollen wir annehmen, daſs die, ſo baare Schätze in Händen haben, zu deren Ausleihung auf Zinſen ihnen die Gelegenheit fehlt, wenn ſie ſehen, daſs nur papiernes Geld courſiret, und dadurch auf liegende Gründe ein Recht erworben werden kann, ſich entſchlieſſen, ihre Million Goldſtücke gleichfals in Papiere zu verwandeln, um dadurch Acquiſitiones verhältniſsmäſſig von liegenden Gründen zu machen: was wird aus dieſer doppelten Operation mit dem circulirenden Fond für eine Wirkung entſtehen? Ich antworte, daſs dieſer Fond, anſtatt vorher aus einer Million Münze und 5 Millionen Papier beſtanden zu ſeyn, nunmehr, da das Papier aufgekauft worden iſt, 2 Millionen Münzen und 5 Millionen Papier ausmachen wird; und ſo bald als dieſe 2te Million baarer Münze in ſo viel Papier verwandelt worden, und in Landgütern realiſirt iſt, folglich deſſen Werth dadurch verloren geht und getilget wird, ſo ſteiget die circulirende baare Münze ſchon auf 2 Millionen, und von dem Papiercredit bleiben nur 4 übrig.

Hier haben wir alſo eine ſehr vernünftige Methode, denenjenigen Sparſamen, die ihr Geld bis dahin in ihren Käſten verſchloſſen hielten, ſolches abzudringen, ohne daſs man nöthig habe, Zinſen einzuführen, und als eine Lockſpeiſe zu Hülfe zu nehmen.

Man laſſe mich nur noch einen Schritt weiter thun, hernach will ich für diesmal von einer Materie abbrechen, die ich im folgenden Buche fleiſsiger und gründlicher zu bearbeiten gedenke, und nicht, zur Unzeit, hier anticipiren

piren mag. Geſetzt nun, der Staatsmann fängt an zu bemerken, daſs durch beſtändiges Roulliren die gemünzten Eſpecen abgenützt werden, und unvermerkt von ihrem Werthe verlieren, der doch gänzlich auf das Verhältnis ihres Gewichts ankommt, und daſs die Verminderung der edlen Maſſe eine wirkliche Abnahme des wahren Reichtums der Landeseinwohner nach ſich zieht; und er dann aus Staatsklugheit nicht umhin kann, die leicht abzugreifenden Metalle einzuziehen, und davon eine Schatzkammer oder Bank anzurichten, dahingegen aber an deren Statt papierne Münze courſiren zu laſſen, die auf den verſchloſſenen Schatz ein Recht geben: iſt es denn nicht klar, daſs ſo lange dieſer verſchloſſene Schatz dauret und ſicher aufbehalten wird, das circulirende Papier einen eben ſo reellen Werth (obgleich nicht von einerley innern Würde) beibehalten werde, ſo lange der eingeſchloſſene Schatz nicht gerühret wird? Allein, ſo bald dieſer Schatz angegriffen und erſchöpft werden möchte, was würde daraus entſtehen?

Ganz natürlich würde alsdann das Papier, welches auf die verſchloſſen geweſene, nun nicht mehr vorhandene baare Münzen, ein Recht gab, und dieſelben vorſtellte, ſeine Würde verlieren, gleichwie dasjenige Papier, wodurch man auf liegende Gründe eine dingliche Anſprache erhielt, ſeinen Werth verlieret, ſobald ſie von einem Erdbeben verſchlungen werden, oder auch ein fremder Eroberer ſich ihrer bemächtiget.

Die ſymboliſche Münze alſo, welche nichts weiter, als eine Art des öffentlichen Credits iſt, dienet hauptſächlich nur dazu, daſs die Bahn zum Aufwand leichter gebrochen, und die Indüſtrie ſich hervorzuthun gereizet werde; welcher Endzweck auch durch Einführung der gröſsten baaren Geldſummen in ein Land nicht ſo ſicher, als durch die papierne Münzen zu erreichen iſt; weil es dem, der die liegenden Gründe beſitzet, nicht leicht an äquivalirendem Credit mangeln wird, anſtatt daſs derjenige, der nur baare Gelder zum Eigentum hat, ſehr oft und bey tauſend Vorfällen in Verlegenheit gerathen kann. Ein Mann, dem es nicht an Credit fehlt, kann ſich alles anſchaffen, was ihm gelüſtet, ob er gleich bisweilen keinen baaren Heller im Hauſe hat.

Wenn demnach das Staatsintereſſe zu erfordern ſcheint, daſs die reichen Landeseinwohner etwas mehr aufgehen laſſen müſſen, um dem ärmern arbeitſamen Theil ihrer Mitbürger etwas zu verdienen zu geben: dann muſs der Staatsmann auf eine Methode bedacht ſeyn, zwiſchen dem Fortgang der

Indüſtrie und der ſtuffenweiſen Vermehrung des circulirenden Fonds, ein richtiges Verhältniß zu beſtimmen und zu unterhalten, welches geſchieht, wenn den angeſeſſenen Einwohnern ein Weg gezeigt wird, ihre unbeweglichen Güter, anſtatt des abgehenden baaren Geldes, auf eine leichte Manier in Circulation zu bringen. In dieſem Falle iſt es ſchädlich, wenn man den Beſitzern der Landgüter freye Hände läſst, über dieſelben von Erben zu Erben unwiderruflich diſponiren zu können (*here entails are pernicious*).

Hingegen wenn der Luxus anfängt, allzuſehr überhand zu nehmen, und dem auswärtigen Handel nachtheilig zu werden, dann iſt es Zeit, die liegenden Gründe wiederum etwas unveräuſſerlicher zu machen, und zu verſtatten, daſs die urſprünglichen Erb- oder geſetzliche, oder teſtamentariſche Näher-Rechte und Vermächtniſſe ihre alte Kraft wieder gewinnen. Alle perſönliche Schulden *(moveable debts)* (ausgenommen Wechſelbriefe, wodurch fremder Credit erhalten werden muſs) müſſen dann nicht weiter privilegirt ſeyn; am allerwenigſten müſſen die Leute wegen ſolcher contrahirten gemeinen Schulden mit perſönlichem Arreſt belegt werden können, ſo wie in Frankreich ſolches auch niemals ſtatuiret wird.

Der Zinſenwucher muſs alsdann ernſtlich beſtraft werden; und es müſste ein Geſetz eingeführt werden, welches gewiſſermaaſsen dem Senatus Conſulto Macedoniano ähnlich wäre, wodurch eine Schuldverſchreibung abſeiten des Debitors, der noch unter väterlicher Gewalt iſt, für ungültig erkläret wurde. Die Rechnungen der Kaufleute und ihre Bücher müſsten vor andern Schuldverſchreibungen keinen Vorzug haben; vielmehr müſsten dergleichen Schulden binnen einer gar kurzen Friſt verjährt werden können.

Mit Einem Wort, der einheimiſche Aufwand muſs gehemmet, und die auswärtige Circulation befördert werden.

Geräth nun der auswärtige Handel wiederum in Stecken, ſo findet der ehmalige Plan von neuem Statt, und die Circulation im Lande muſs nach der Maaſse abermals erleichtert und beſchleuniget werden, als der aufgeweckte Geiſt der Indüſtrie, die ſchon vorräthigen Werke des Fleiſſes, und der Geſchmack der Landeseinwohner am Ueberflüſſigen, dieſe innere Circulation nothwendig machen.

III. *Ein Staatsmann muſs unter den Zweigen der Circulation, welche die Balanz des Vermögens entweder erſchüttern, oder nicht, einen genauen Unterſchied zu ma-*

machen wiſſen, damit er die Taxen, womit er ſein Volk zu belegen gedenkt, verhältnismäſſig beſtimmen könne.

Bey der Abhandlung dieſes dritten Gegenſtands, auf welchen ein Staatsmann aufmerkſam ſeyn ſoll, will ich mich lediglich an ſolche Grundſätze halten, wodurch die Nothwendigkeit gewiſſer Taxen einleuchtet, die einem Volk aufzulegen ſind, das den Aufwand liebt, und durch die Handlung reich geworden iſt, und unter welchem diejenigen, welche vom Fleiſs ihrer Hände leben müſſen, nicht länger ſubſiſtiren können, als ſolang in dieſem Lande eine ſtarke Circulation im Schwange geht.

In jedem Falle, wo die Wage des Vermögens durch die Circulation erſchüttert wird, und auf der einen oder andern Seite den Ausſchlag droht, findet ſich Gelegenheit, auf conſumirliche Waaren Impoſten zu legen, die aber allemal mit der Gröſse der Circulation in Verhältnis ſtehen müſſen. Durch dergleichen Auflagen nun, und durch ihre gute Anwendung hat es ein Staatsmann in ſeiner Gewalt, jeden Zweig inländiſcher Indüſtrie fortwachſen zu laſſen, oder auch abzubrechen. Durch Auflagen kann er den Luxum, der zu weit um ſich greift, und gar zu viel fleiſſige Hände von viel nothwendigern Arbeiten abruft, einſchränken. Durch Belohnungen und Gratificationen aber, kann er die Conſumtion im Lande, oder auch den Exportationshandel, in Anſehung ſolcher Zweige der Indüſtrie, womit weit mehrere Hände mit Vortheil beſchäfftigt werden könnten, befördern; alsdann aber finden keine Impoſten Statt. Noch iſt ein dritter Weg vorhanden: Der Staatsmann kann nämlich, wenn das auswärtige Verkehr anfängt, mit der inländiſchen Conſumtion in ſchwaches Verhältnis zu gerathen, von dem Luxus Nutzen ziehen, und einen Theil des Vermögens ſeiner Nation gar füglich dem öffentlichen Schatze einverleiben, indem er die Auflagen *allmälich* vermehret: denn wenn dergleichen Auflagen, Vermögensſteuren u. d. g., nur *allmälich* geſteigert werden, ſo leidet darunter der Aufwand gar nicht, und behält ſeinen Fortgang; folglich iſt dieſes die beſte Methode, welche man ergreifen kann, ſolang der Luxus noch unſchädlich iſt. Allein, ſobald er anfängt, gar zu ſtark einzureiſſen, und ruinirlich zu werden, ſo müſſen die Auflagen *plötzlich* ſteigen, damit ſie die Wirkungen jeder andern gewaltſamen Revolution hervorbringen, die allemal mit gewiſſen Unbequemlichkeiten verknüpft ſind, und gleichwol durch eben dergleichen Unbequemlichkeiten und Colliſiones die gute Wirkung der Operation andeuten. Ein Gleichnis ſoll dieſes heller an den Tag legen. Wenn

Wenn es darauf ankommt, einen übermäſſigen Geſchmack, den die Nation an hitzigen Getränken findet, zu dämpfen, ſo müſſen die Mittel zu dieſem Endzweck, als entweder ein ſtarcker Impoſt, oder auch die zu verbietende Ausſchenckung, und andre mehrere hieher einſchlagende Maasregeln, unverzüglich und gleichſam im Augenblick ergriffen werden. Wenn aber ein Staatsmann nöthig findet, aus der Völlerey der Landeseinwohner ein höheres Revenü hervorzubringen: alsdann muſs die Erhöhung der Impoſten, und jede Veränderung der Landeshaushaltung in dieſer Abſicht nur langſam, und gradatim geſchehen.

Beiläufig iſt hier anzumerken, daſs ein Staatsmann, der gewiſſen überhandnehmenden Laſtern ſeines Volkes Einhalt thun will, am beſten thut, wenn er vorher eben dieſen Laſtern eine Zeitlang den Zügel in etwas ſchieſſen läſst, und ihre Ausübung erleichtert und bequemer macht, damit er ſie nur erſt auf einen regelmäſſigen und ſyſtematiſchen Fuſs bringe, danächſt aber, durch eine plötzliche und gewaltſame Veränderung ſeiner bisdahin diſsfalls beobachteten Maasregeln, ſie auf einmal zerſtören und ausrotten könne.

Z. E. würden in London alle Huren in ein zu ihrer Handthierung bequem eingerichtetes geräumiges Gebäude aufgenommen, wo ſie ſich ihren Galans heimlich mit Sicherheit überlaſſen dürften: ich bin gut dafür, es ſollten binnen kurzer Zeit alle liederliche Menſcher von den Gaſſen verſchwinden. Und wenn ſie alle zuſammen unter gewiſſen Reglements ſtünden, wodurch zugleich dafür geſorgt würde, daſs ſie ſich beſſer als bisher ernähren könnten: ſo iſt gar kein Zweifel, daſs die Ausſchweifungen dieſer Gattung und ihre Aergerniſſe nicht nur nicht weiter um ſich greifen, ſondern auch die ſchädlichen Folgen davon gröſstentheils verhütet werden würden. Zu Paris ſind dergleichen feile Weibsbilder in ihren eigenen Wohnungen aufzuſuchen, und werden daſelbſt von der Polizey ſo lange geduldet und ungeſtört gelaſſen, als es bey ihnen friedſam zugeht, und keine Unordnungen und Exceſſe ruchtbar werden, welche die Nachbarſchaft, oder das Publicum in Unruhe ſetzen können. Wenn ſie aber in ihren Häuſern verfolgt werden, ſo bleibt ihnen keine andre Zuflucht übrig, als auf den Gaſſen herumzuſchwärmen, und ſich öffentlich zu proſtituiren. Was geſchieht alsdann? Anfänglich wird ſich zwar die zärtliche Schamhaftigkeit aller keuſchen Unerfahrnen über dergleichen ſchändliche Erſcheinungen empören: allmälich aber wird ſie derſelben gewohnt, und erröthet

thet nicht mehr dafür; und das ſchlimme Exempel, welches dieſe Weibsbilder ihrem eigenen Geſchlechte geben, unterläſſt nicht, manche junge Unſchuld, die den Nachſtellungen des allerſchlauſten Hurenjägers entgangen ſeyn würde, in die Schlinge zu ziehen.

Ich will nicht hoffen, daſs ich durch dieſe Digreſſion in den Verdacht fallen werde, als ſuchte ich mich zum Vertheidiger ſolcher öffentlichen Bordells aufzuwerfen, wo, anſtatt dienlicher Einrichtungen zur Unterdrückung der Frechheit, dieſelbe blos in der Abſicht noch mehr aufgemuntert wird, damit die Gerichtsbedienten, ja ſelbſt der Staat, ſich davon eine Art von Erwerb machen können.

Ein ſolcher allzuſehr connivirender Plan bezeichnet einen Miniſter, der die Waffen, womit er ſich zur Vertheidigung ſeiner Nation gerüſtet hatte, wider dieſelbe aufhebt und gebraucht.

Ich bin weit entfernt, dem Laſter das Wort zu reden: vielmehr iſt meine Abſicht, es ſo tief unterzuhalten als möglich iſt, wenn man es nicht tödten kann; ihm gewiſſe Grenzen zu ſetzen, um es den Augen des Publici, dem es zum Aergernis gereicht, zu entziehen, und die Unſchuld gegen die Eindrücke verführender Beiſpiele zu verwahren.

Nach dieſer Ausſchweifung komme ich nun auf einen andern Gegenſtand der Aufmerkſamkeit eines Staatsmans, nämlich auf diejenige Art der Circulation, wodurch der Wagebalken des Vermögens zwiſchen den beiden Parteyen ganz und gar nicht erſchüttert wird.

Je vollkommener und ausgebreiteter eines Staatsmanns Einſicht in die verſchiedene Glücksumſtände und Situationen aller und jeder von ihm regierten Reichseinwohner ſind: deſto mehr ſteht es bey ihm, ihnen Böſes und Gutes wiederfahren zu laſſen.

Ich ſetze aber immer einen Staatsmann voraus, der edel denkt und ſein Volk liebet.

Die Circulation ſtarker baarer Geldcapitalien bringt auf eine kurze Zeit Reichthümer ans Licht, die vorhin gleichſam vergraben waren, und bald hernach ſich vor den Augen des Publicums auch wiederum verſtecken.

Dieſe einmal hervorgeſchoſſene und in ihrer Art zur Circulation gebrachte Zweige des Eigentums müſſen alſo nicht aus dem Geſicht verloren werden, bis man wahrnimmt, daſs ſie ſich in der vorhin erwähnten andern Art der

Circulation allmälich natürlicherweise verloren haben; das ist, bis das Geld von jenen Capitalien nach und nach ausgegeben ist, und der Wagebalken der Balanz des Reichtums sich von den vorigen Besitzern dieses Gelds abneigt. Nach dieser Revolution werden zwar jene Capitalien noch in kleinen Summen eine Zeitlang circuliren, und wenig oder gar nicht bemerckt werden können: aber mit der Zeit werden sie wiederum hie und dar so stark anschwellen, dass sie eine neue Stockung verursachen würden, wider welche das Ausleihen derselben, oder auch der Ankauf von Landgütern und liegenden Gründen, die einzigen Mittel sind. Hiedurch nun kommen diese Capitalien aufs neue zum Vorschein im Staate, und werden abermals ein Gegenstand der vorigen Aufmerksamkeit des Staatsmanns.

Nichts ist billiger, als dass er ein jedes Eigentum, welches jährlich einen gewissen Nutzen abwirft, auch zur Erleichterung der Landes-Onerum etwas beitragen lasse. Will er aber ein so sehr bewegliches und flüchtiges Eigentum, als das baare Geld ist, mit in Contribution setzen, so muss er solches mit einer sehr sanften Hand und auf eine so feine Art per indirectum thun, dass die Leute kaum merken können, worauf er eigentlich abziele. Hier muss er seinen bemittelten Reichsbürgern mit eben der Delicatesse Taxen aufladen, mit welcher Horaz dem August seine Schmeicheleyen auflud. Er addressirte solche nie unmittelbar an den Kaiser selbst, sondern wusste sie ihm auf eine galante und bescheidene Art durch den Canal untergeschobener Namen und Personen beizubringen. Diesemnach müssen Leute, die für Capitalisten passiren können, und im Stande sind, ihre baaren Reichtümer in einem Augenblick, ohne dass selbst die strengsten gerichtlichen Anstalten es hindern können, aus dem Lande zu bringen, durch gewisse Privilegien und Vorzüge, die man ihnen einräumt, (dergleichen z. E. in England ein Votum im Parlament für eine Grafschaft oder Marktflecken ist,) gleichsam gefesselt, und danächst, zufolge ihres Rangs, nicht wegen ihres Geldes, einer gewissen Abgabe, sie mag nun in Kopfsteuern oder andern ähnlichen Auflagen bestehn, unterzogen werden. Wäre es nicht wohl gethan, den Gläubigern der Nation zuzugestehen, dass sie ihre Repräsentanten im Parlament haben dürften? damit sie, durch eine so grosse Prärogativ gerührt, und zugleich wegen ihrer Fonds dergestalt stärker gesichert, sich desto leichter den nämlichen Taxen unterwerfen möchten, welche über diejenigen Eigenthümer ergehen, die ihre bestimmten Einkünfte haben?

Eine

Eine gewiſſe europäiſche Monarchie giebt uns einen vortrefflichen Wink, wie man dergleichen Taxen am füglichſten einführen könne: Ritterorden, Bänder, Sterne und Kreuze — der vornehmſte dieſer Orden iſt ſo gar mit einer jährlichen Penſion von etwa 130 Pf. Sterl. verknüpft: allein, ſo bald einer mit dieſer Würde gezieret iſt, wird ihm nunmehr die nämliche Summe, vermittelſt der Kopfſteur, wieder abgefordert. Der Fürſt, der den Orden aufrichtete, ſtiftete zugleich die Penſion: ſeine Nachfolger verwandelten ſie in eine Capitation; itzt fühlt man dieſe nicht mehr als eine Beſchwerde: man erträgt die Laſt, weil ſie glänzt, und ringet darnach, weil ſie einen hohen Stand andeutet.

IV. *Wenn ein Staatsmann die Oberbalanz des Vermögens der Induſtriöſen, gegen die Unterbalanz derer, die nicht arbeiten, vergleichet: ſo wird er bey dieſer Vergleichung von ſelbſt auf verſchiedene politiſche Betrachtungen gerathen, denen er mit der gröſsten Aufmerkſamkeit nachhängen muſs. Mich deutlicher auszudrücken: er muſs auf die Verſchiedenheit der Taxen, ſo wie ſie bald diejenigen afficiren, die nur in der Abſicht viel aufgeben laſſen, um noch mehr damit wieder zu erwerben, bald aber auf diejenigen ſtärker wirken, welche blos um ihres Vergnügens willen depenſiren, klugen Bedacht nehmen.*

Beiderley Arten der Conſumtion geben dem Wagbalken des Staatsvermögens eine zitternde Bewegung; er wanket von einer Seite zur andern. So bald aber ſolches geſchieht, ſo können, wie ich ſchon erwähnt habe, proportionirliche Taxen auferlegt werden.

Da aber der Zweck der Taxen, ſo wie ich ſie verſtehe, nur auf die Beförderung des gemeinen Beſten abzielen muſs, welcher Zweck dadurch erhalten wird, daſs man einen Theil der Schätze des Reichen dem Armen in die Hände ſpiele, nicht aber, daſs ein Theil des Volks erſchöpft werde, um den andern zu bereichern: ſo ſollte man Leute, die von ihrer Hände Arbeit leben müſſen, niemals mit höhern Taxen auf *unentbehrliche* Werke ihrer Induſtrie belegen, als in ſolchem Verhältnis, daſs ſie beim Abſatz derſelben beſtehen, und, unerachtet der entrichteten Taxe, dennoch das völlige Aequivalent des Fleiſſes ihrer Hände wieder heraus bringen können. Solchergeſtalt muſs das ganze Gewicht der Taxen nur auf diejenige Ordnung der Landeseinwohner fallen, welche von ihrem ſchon vor ſich gebrachten Vermögen leben und zehren.

Ich kann bey dieſer Gelegenheit nicht unbemerkt laſſen, daſs, wenn die Taxen mit gehöriger Klugheit angelegt werden, weder die von ihrer Induſtrie und täglichem Gewerbe, noch die von ihren Mitteln und Renten lebenden Einwohner, im Stande ſind, von demjenigen Gelde, womit ſie den *überflüſſigen Theil ihres Aufwands* verſteuren oder verzollen müſſen, jemals einen Heller wieder an ſich zu bringen. An Ort und Stelle, wo es ſich beſſer ſchicken wird, als hier, will ich dieſen Satz weiter ausführen und beweiſen; hier würde ich mir ſelber vorgreifen, wenn ich mich bey der Lehre von den Taxen weiter ausbreiten, und die Maximen und Methoden, nach welchen obiger Endzweck zu erreichen ſteht, auszeichnen wollte.

Mein dermaliges Vorhaben ſchränkte ſich blos auf die Recapitulation derjenigen Gegenſtände ein, die ein Staatsmann in Anſehung der Folgen der Circulation und der Erſchütterung der Balanz des Vermögens zu beherzigen hat; und wenn ich gezeigt habe, wie nahe dieſe Grundſätze mit den ächten Principiis der Taxation verwandt ſind, ſo iſt dies allein hinreichend, von ihrer Wichtigkeit einen Begriff zu geben.

V. *Ein Staatsmann muſs den Unterſchied zwiſchen der aus- und inländiſchen Circulation des Nationalvermögens genau bemerken.*

Obgleich dieſer Gegenſtand zum Theil auch auf den auswärtigen Handel ſeine Beziehung hat, ſo muſs er doch hier nicht unbemerkt übergangen werden. Wo iſt wol eine Nation, die nicht mit angrenzenden Nachbarn oder mit fremden Völkern in gewiſſen Verbindungen ſteht? Daher muſs ein Staatsmann, der das Ruder der Regierung über ein Aufwand-liebendes Volk führt, zwar überhaupt ſo handeln, als ſtünde daſſelbe mit keinem andern in Connexion; allein, er hat dennoch auch auf die bis in die Nachbarſchaft und weiter hinaus ſich erſtreckende Folgen der Circulation ſein Augenmerk zu richten.

Alles Handlungsverkehr mit fremden Nationen, das nicht durch Umſatz conſumirlicher Waaren beſtritten werden kann, muſs nothwendig entweder zum Nutzen oder zum Nachtheil des Endzwecks, den wir vor Augen haben, die Balanz des Staatsvermögens ſchwankend machen. Daraus folgt aber noch nicht, daſs der Staatsmann, wenn er dieſe Schwankung wahrnimmt, ſogleich zufahren, und jeden Artikel der Conſumtion auf die nämliche Art mit Taxen belegen dürfe, als wie er in dem Falle darf, wenn ſich die Balanz des Vermögens *innerhalb Landes* nach dieſer oder jener Seite neigen will.

Wenn

Wenn die Conſumtion durch ſeine eigene Unterthanen geſchieht, ſo darf er ohne Bedenken zu Taxen ſchreiten. Und wenn er dieſe ſtuffenweiſe ſo hoch treibt, daſs dadurch die Conſumtion, und mit derſelben der Belauf der Taxenhebung ſelbſt, gemindert wird: ſo wird er hingegen von einer andern Seite, (weil nämlich die auswärtige Importation auf ſolche Art gleichſam ſchüchtern gemacht worden iſt, und folglich der Reichtum der Nation im Lande bleibt,) weit mehr gewinnen, als ihm ſeine Taxe wahrſcheinlicherweiſe würde eingebracht haben, wenn der Nationalreichtum wäre auſſerhalb Landes zerſtreut worden.

Ganz anderſt verhält ſichs, wenn die Conſumtion unſrer Producten durch Ausländer geſchieht; denn wir können keinen, der nicht unſer Unterthan iſt, verpflichten, mehr zu bezahlen, als ihm ſein Verkehr mit uns Vortheil bringt. Alſo muſs ein Staatsmann keine andre, als ſolche Exportationsproducten, die den Nachbarn nicht wol entbehrlich ſind, und wovon ſein Land einen Ueberfluſs hat, mit Impoſt belegen.

VI. *Endlich muſs der Staatsmann ſich ſelbſt Geſetze vorſchreiben, nach welchen er die Taxation erhöhen oder einziehen will, je nachdem er entdeckt, daſs entweder mit der einheimiſchen oder auswärtigen Circulation eine merkliche Veränderung vorgegangen ſey.*

Zu dieſem Ende muſs er ſich die Verhältniſſe der einen gegen die andere genau bekannt machen, und die Gröſse der einheimiſchen Conſumtion, ſowol mit den eigenen Producten der Indüſtrie ſeines Landes, als auch mit der Quantität Waaren, die aus der Fremde eingebracht werden, vergleichen.

Iſt die Conſumtion und der Aufwand in ſeinem Lande der Summe von Beidem gleich, (nämlich der inländiſchen Indüſtrie und der fremden Einfuhr,) ſo iſt unſtreitig, daſs jährlich ſo viel Vermögen aus dem Lande, und für dieſes verloren gehe, als auswärtige Producten hereingeſchafft und conſumiret werden. In dieſem Falle ſind die Taxen und Zölle, beſonders auf Producten, die aus der Fremde kommen, *plötzlich* zu erhöhen, und zwar nicht in der Abſicht, die Schatzkammer dadurch zu bereichern, ſondern nur um dem überhandnehmenden Luxus und der ſchädlichen Zerſtreuung des Nationalvermögens Einhalt zu thun.

Wenn aber die Conſumtion im Lande, ſich nicht weiter als auf die darin erzeugte Producten der Indüſtrie erſtrecket, ſo iſt es ein Zeichen, daſs

der Import- und Exporthandel wenigſtens einander die Balanz halten. In ſolchem Falle iſt die Exportation zu befördern; und bieten ſich hiezu keine andere Wege dar, ſo muſs ein Theil des Ertrags der auf die einheimiſche Conſumtion gehobenen Taxen zu Aufmunterungsprämien für diejenigen, die den Exporthandel empor bringen können, beſtimmt werden. Würde auch dieſes Mittel unwirkſam ſeyn, ſo müſste, zufolge der oben berührten Grundſätze, aller Importhandel mit conſumirlichen Producten gänzlich und auf einmal eingezogen werden.

Wenn endlich die einheimiſche Conſumtion wirklich geringer iſt, als die eigene Producten der Induſtrie, ſo iſt ſolches ein ſicheres Kennzeichen eines blühenden auswärtigen Handels. Dann müſſen die Preiſe, wie ſchon vorhin weitläuftig gezeigt worden iſt, niedrig gehalten werden; folglich wird bey den Taxen kein ſo groſser Gewinn herauskommen, weil jeder Pfennig, der auf Exportationsgüter gelegt wird, wiederum auf die zurückkehrende Umſatzwaaren geſchlagen werden muſs, mithin für das Publicum verloren gehen, und die Koſten nicht einbringen würde, welche auf deſſen Einſammlung verwendet werden müſsten. Der Ueberſchuſs wird demnach gröſſer oder geringer ſeyn, in dem Verhältnis als unſer Abſatz an die Fremden ſtärker oder ſchwächer geweſen iſt.

Je nachdem alſo die inländiſche Circulation gröſſere Progreſſen maeht als die auswärtige, nach eben der Maaſse werden die Taxen nothwendig: damit durch ſie nicht nur die ſchädlichen Wirkungen des Luxus, in Anſehung des Steigerns der Preiſe, eingeſchränkt werden, ſondern auch ein beſtändiger Fonds zu gröſsern Prämien, in Hinſicht auf die dadurch zu befördernde Exportation, vorhanden ſey. Je näher nun ein Staatsmann gewahr wird, daſs alle ſeine Bemühungen, den Handel ſeines Landes empor zu bringen, durch ſeiner Unterthanen zunehmenden Luxus und Geſchmack an der Verſchwendung vereitelt werden: deſto heller wird ihm die Nützlichkeit der Anlage einer ſtarken Schatzkammer und der Auffüllung der Landesſteurcaſſen, in die Augen leuchten. Denn dadurch wird er in Stand geſetzt, ſeine Autorität wider den mächtigen Einfluſs der im Lande zur Circulation gebrachten gewaltigen Privatreichtümer zu behaupten, und ſeine dem Luxus ergebene bemittelte Unterthanen wider die gefährliche Wirkungen der Eiferſucht derjenigen Völker, durch welche ſie bereichert worden ſind, zu decken.

Endlich,

Endlich, ſobald die im Lande verarbeitete einheimiſche Producte anfangen, auf auswärtigen Märkten und Meſſen ſehr begehrlich zu werden, und nach fremden Handelsplätzen einen ſtarken Zug erhalten: dann hat ein Staatsmann die füglichſte Gelegenheit und die triftigſten Bewegungsgründe, ſeinen Unterthanen nach einem gewiſſen Schema beträchtliche Taxen abfordern zu laſſen, ſo lange ſie ſich bey der auswärtigen Handlung intereſſiren. Wenn ſolche Taxen, nach ſchon abgebrochenem Commerz mit den Fremden, fortdauren, und noch immer für nöthig befunden werden: ſo muſs dieſe Nothwendigkeit nur in der Veränderung der Denkungsart und der Sitten der durch fremde Völker ſchon reich und wollüſtiger gewordenen Nation ihren Grund finden.

Unter ſolchen Umſtänden werden auch die Bedürfniſſe und Koſten der Regierung zunehmen, und alle Waarenpreiſe werden ſteigen. Iſt es denn nicht billig, daſs diejenigen, welche in Staatsangelegenheiten gebraucht werden, ein ihren Dienſten angemeſſenes Aequivalent dafür erhalten? Kann man vorausſetzen, daſs ein Mann von hoher Geburt und Rang — Vorzüge, die bey den meiſten Völkern durch ſchöne Eigenſchaften und erworbene Verdienſte kaum balanciret werden können — ſeine Zeit und Mühe zum gemeinen Beſten für die nämliche Belohnung verwenden werde, womit ein Menſch von geringerer Abkunft zufrieden ſeyn würde? Die erhabenen Talente vornehmer und groſser Männer verdienen eben ſowol ihre Belohnung, als die vorzügliche Fähigkeiten geſchickter Künſtler; und der Staat iſt allerdings verbunden, einen jeden ihm geleiſteten Dienſt nicht unvergolten zu laſſen.

Wir haben behauptet, dieſe Circulation eines angemeſſenen Aequivalents ſey das Palladium der Freiheit, und das Band einer gelinden Abhängigkeit unter freyen Leuten; und eben dieſe Maxime muſs auch einen jeden beſondern Theil des Staatscörpers beſeelen. Daſs *nichts umſonſt geſchehen müſſe*, iſt eine politiſche Fundamentalmaxime für jede freye Regierungform; und ſo bald auferlegte und erfüllte Pflichten nicht billig beizeiten vergolten werden, ſo entſtehen daraus nicht nur weit übertriebene Anſprüche, ſondern auch ein Miſsvergnügen und Murren über Undank und Ungerechtigkeit, welches über kurz oder lang in ſchädlichen Folgen ausſchlägt.

Die Fortſetzung der Taxen, nach der Erlöſchung des auswärtigen Handels, bringt noch einen andern Nutzen: ſie kommen der Circulation zu Hülfe,

und

und verrichten gleichſam die Functiones des Herzens eines neugebornen Kindes, welches alsdann nur zu ſchlagen anfängt, wenn das Herz der Mutter zu ſeiner Erhaltung nichts weiter beitragen kann. Der öffentliche Schatz iſt durch den beſtändigen Zufluſs der aus den Taxen entſpringenden Geldquellen im Stande, ſeinen geſammelten Vorrath in die geſchickteſten Canäle wieder zu ergieſſen, und die Indüſtrie grünend und fruchtbar zu erhalten, die ihre Belebung und Blüte vorhin nur dem guten Glücke im ausländiſchen Verkehr allein zu danken hatte.

Nach der Maaſse nun alſo ein Staatsmann beobachtet, daſs die Quellen und Ströme des Reichtums, (wie wir ſie oben genannt haben,) die vorhin über den ganzen Erdboden ſo ergiebig für die allgemeine Circulation daher rauſchten, auswärtig einen langſamern Gang nehmen, und in ihrem Umlauf aufgehalten werden, worauf dann die blos inländiſche Circulation nur noch übrig bleibt: nach der nämlichen Maaſse muſs er Taxationsplane entwerfen und ausführen, wodurch ſo viel Geld einkommt, daſs 1) diejenigen, welche den Exporthandel wiederum in Aufnahme bringen, dadurch aber in Anſehung der Preiſe, welche der bisherige Luxus geſteigert hat, verlieren, durch auszuſetzende Prämien ſchadlos gehalten werden können; 2) daſs die Regierung ihr Anſehn behaupten, und wider die gefährlichen Einflüſſe der inländiſchen Reichtümer geſichert ſeyn könne; und 3) daſs diejenigen, welche dem Staat Dienſte leiſten, gut belohnt werden können.

Ich ſchlieſe mit der Anmerkung: daſs unter einer weiſen Regierung jedes Staatsgebrechen zugleich ein beſonderes Abhelfungsmittel gegen ſich ſelbſt mit ſich führe. Wenn der Luxus tödlich für die auswärtige Handlung iſt, ſo erzeuget er Taxen: Geld aber in den Händen eines guten Staatsmanns iſt ein unverbeſſerliches Mittel, dem Misbrauch abzuhelfen.

XXVIII. Capitel.

Betrachtung der Circulation in Anſehung des Steigens und Fallens der Preiſe der unentbehrlichen Lebensmittel und Manufacturwaaren.

Durch das Wort *Preis* drücken wir hier den Begriff aus, daſs Sachen für Geld veräuſſert werden. Keine andre aber als ſolche Veräuſſerungen, die gewöhnlich ſind, und ſich öfters zutragen, können den Preisfus beſtimmen.

Die Preiſe der unentbehrlichſten Artikel beſtimmen gröſstentheils die Preiſe aller andern Dinge. Nun ſetzt aber eine öftere und gewöhnliche Veräuſſerung ſolcher Artikel viel Indüſtrie und eine zahlreiche Claſſe freyer Hände (free hands) voraus; weil dieſe allein die Käufer ſind. Wenn eine Conſumtion der Lebensmittel durch diejenigen Perſonen geſchieht, deren eigentliches Geſchäffte darin beſteht, daſs ſie dergleichen zu ihrem eigenen Gebrauch hervorbringen, ſo wird keine Veräuſſerung dabey vorausgeſetzt. Würde daher ein Jeder ſich ſelbſt mit den Lebensnothwendigkeiten verſorgen, ſo würde keine Veräuſſerung derſelben vorgehen; folglich würde kein beſtimmter Preis Statt finden. Hieraus folgt, daſs der Preis der unentbehrlichen Dinge von den Beſchäfftigungen eines Volks abhängt, nicht aber von der Quantität ſeines Geldes.

Der beſtimmte Preis der *Subſiſtenzmittel* ſteht demnach in einem zuſammengeſetzten Verhältnis zur Anzahl derer, die genöthiget ſind, zu kaufen, und zur Nachfrage nach den Werken ihrer Indüſtrie. Subſiſtenzmittel können nie ſo hoch im Preiſe ſteigen, daſs geringe Leute (und dieſe machen die zahlreichſten Claſſen eines Volks aus) ganz auſſer Stand geſetzt würden, ſich dergleichen anzuſchaffen; denn ſobald der Preis einer unentbehrlichen Sache das Vermögen des Käufers überſteigt, ſo entzieht ſich allmählich ſeine Nachfrage ganz und gar. Wenn aber die Nachfrage einer zahlreichen Volksclaſſe aufhört; ſo äuſſert ſich für die Reichen ein allzugroſer Vorrath der Subſiſtenzmitteln, als daſs ſolche fernerhin theuer bleiben könnten.

Je gleicher demnach die Vermögensumſtände des indüſtriöſen gemeinen Volks in einem Lande ſind, deſto weniger Noth wird erfolgen, wenn theure

Zeiten einfallen, und keine andre als ſolche Perſonen, deren Mittel nicht hinreichen, jenen regulairen Preis zu zahlen, können Gefahr laufen, zu hungern.

Solchergeſtalt werden die Vermögensumſtände derjenigen, deren Erwerb ſich nur auf das phyſiſch-Benöthigte einſchränkt, in Ländern, wo Induſtrie und Gewerbe iſt, den ordentlichen Preis der Subſiſtenzmittel beſtimmen; und der Werth *in Gelde*, den ſie für ihre Arbeit empfangen, wird den Fus oder das Maaſs ihrer Vermögensumſtände beſtimmen. Folglich muſs der Preis der Subſiſtenzmittel ſteigen oder fallen, je nachdem die Anzahl der Arbeiter, und die Begehrlichkeit ihrer Arbeit, ſtärker oder ſchwächer iſt; das iſt, der Preis der Subſiſtenzmittel muſs in oberwähntem zuſammengeſetzten Verhältnis ſtehn.

Hier leitet mich meine Materie abermals auf eine Unterſuchung der Meinung der Herren von *Monteſquieu* und *Hume*, welche dafür halten, daſs der Preis einer jeden Sache von der *Quantität des baaren Geldes* im Lande abhänge, als wodurch *jedes verkäufliche Ding* vorgeſtellt werde; gleich als ob dieſe zwo Quantitäten, *Waaren* und *baares Geld*, in partes aliquotas, die ſich in der richtigſten Proportion gegeneinander verhielten, getheilt wären.

„Die geprägte und gangbare Münze eines Landes," ſagt Herr Hume, „ſind das *Repraeſentativum* aller ſeiner Waaren und Arbeiten, dergeſtalt, daſs „nach dem Verhältnis, als ſich in einem Lande weniger oder mehr von dieſem „*Repraeſentativo* findet, weniger oder mehr von dem *Repraeſentato*, das iſt, von „Gütern, Waaren, oder Arbeiten, zu erlangen ſeyn wird."

Ich kann einem ſolchen *Repraeſentativo* meinen Beifall nicht gönnen; und ich befürchte, daſs es uns auf Irrtümer verleiten möchte. Ein gehöriges Aequivalent, das den Arbeiten und Manufacturwaaren angemeſſen iſt, mag zwar in gewiſſem Verſtande ein Repraeſentativum genannt werden: allein, woher erſcheinet die Nothwendigkeit, daſs dieſes Aequivalent eben in gemünztem Gelde beſtehen müſſe? Sind nicht Eſſen und Trinken und Kleidung ein gutes Aequivalent für perſönliche Dienſte? Iſt nicht eine freye Wohnung und ein Stück Feld ein gutes Aequivalent für alle Handarbeiten, die ein Weber auf dem Lande ſeiner Grundherrſchaft präſtiren kann? Wenn gleich kein Pfennig in einem Lande zu ſehen wäre, würde daraus folgen, daſs kein Umſatz von Waaren, keine Vergeltung der Arbeiten möglich ſey, und daſs man in einem ſolchen Lande alles würde umſonſt haben können?

Das Geld hat seinen innern Werth; und wenn ein Land, dem es vorher daran gefehlt hat, damit versorget wird, so ist solches Land um so viel mehr werth, und der Zuwachs dieses Werthes muss ihm eben so lieb seyn, als wenn es sein Territorium erweitert hätte; allein, deswegen hat das Geld noch gar kein Recht erhalten, von allen marktgängigen Waaren das vorzügliche Repraesentativum zu seyn, oder das einzige Aequivalent für alle abzusetzende Dinge auszumachen. Das Geld ist zur Bestimmung aller Preise nur darum angenommen worden, weil es rar ist; weil es solide Bestandtheile hat; weil es am leichtesten zum Umlauf gebracht werden kann; weil es, ohne von seinem respectiven Gehalt zu verlieren, einer unendlichen Theilung fähig ist, so, dass folglich jedes Ding, es sey klein oder gross, kostbar oder nicht, darnach willkührlich zwar, aber dennoch genau, geschätzet werden kann; und weil es endlich, seiner harten Natur nach, als ein Metall, nicht so leicht abzugreifen, und ohne vorsetzliche Verfälschung keiner sonstigen Veränderung unter worfen ist.

Wollte nun ein Staatsmann, um Circulation und Commerz in Schwung zu bringen, zu der Operation schreiten, dass von Zeit zu Zeit die Besitzer gemünzter Especen in der einen, und diejenigen, welche nur handelbare Waaren zu ihrem Eigenthum haben, als Handwerker, Künstler, &c. in einer andern Reihe aufgestellet würden, um sie gleichsam mit Einem Blick übersehen zu können; und wollte er alsdann, nach eingezogenem Bericht über das Verhältnis und den Bestand des beiderseitigen Vermögens und Vorraths, nach unsers Autors Regel, einen allgemeinen Tarif der Preise aufrichten: so möchte zwar die Idee von dem Repraesentativo in so fern Statt finden, weil alsdann die abgetheilten Portionen der Manufacturwaaren den vorhandenen gemünzten Geldstücken eben so angemessen zu seyn scheinen würde, wie die Fourage-Rationes für die Cavalerie einer Armee, je nachdem die Magazine bisweilen stark oder schwach sind: allein, kann dieses wol mit der Operation des eigentlichen Commerzes in Vergleichung gebracht oder darauf angewandt werden?

Die Idee, dass das Geld ein Repraesentativum aller Producten der Industrie und Manufacturen eines Landes sey, ist artig; und man ist um deswillen darauf verfallen, damit man eine allgemeine Regel hätte, wornach sich eine bequeme Austheilung und Verbreitung solcher Dinge, die, ihrer Natur nach, äusserst verwickelt sind, bewirken liesse. Hieraus aber hat sich ein Irrtum erzeugt. Wir nehmen einen gar zu viel bedeutenden Ausdruck bald in diesem,

bald in jenem Verſtande, und ziehen dann ſolche Schlüſſe daraus, als ob unſere mit dieſem Ausdruck verknüpfte Idee die einzige wäre, die ſich damit verbinden und veſtſetzen lieſſe.

Wenn in der Algebra, X, Y, Z, &c. mehr als Eine Idee beſtimmten, mehr als Eine Wahrheit oder herauszubringendes Product bedeuteten, ſo würde dieſe ganze Wiſſenſchaft unnütz ſeyn: da aber ein jeder dieſer Buchſtaben in jedem Falle ſeine beſondere Bedeutung hat und beibehält, ſo kann auch ſeine Natur nicht verändert werden, man mag ihn verſetzen, wie man immer wolle.

Mit den Terminis in allen andern Wiſſenſchaften aber hat es nicht gleiche Bewandtnis. Gemünztes Metall wird ein *Repraeſentativum* genannt, weil es ein Aequivalent iſt; und eben daher, weil es ein Repraeſentativum iſt, muſs es mit ſeinem Repraeſentato, in dem allergenauſten Verhältnis ſtehen. Weil nun in verſchiedenen ſpeciellen Exempeln dieſe Repraeſentation Statt zu finden *ſcheinet;* ſo hat ſolches Anlaſs gegeben, eine Generalregel zu abſtrahiren, von welcher gleichwol eine unendliche Verſchiedenheit der Umſtände eben ſo viele Abweichungen erfordert. Geſetzt, ein Kaufmann oder anderer Particulier hätte einen Vorrath Getreide liegen, welches tauſend Pfund Sterling werth wäre: ſo iſt kein Zweifel, daſs der tauſendſte Theil dieſes Getreides auch den tauſendſten Theil dieſer Summe werth iſt, weil beide in ihrem Quali und Quanto beſtimmt ſind: allein, wenn gleich die einzelnen Theile dieſes Kornvorraths dem Preiſe des Ganzen noch ſo genau angemeſſen wären, ſo gewinnen ſie dennoch ihren Werth nicht aus dieſem Verhältnis, ſondern aus dem Totalwerthe der ganzen Maſſa, welcher, wie ich ſchon erwähnt habe, durch die zuſammentreffenden und in einander verwickelten Wirkungen der Nachfrage und der Concurrenz, nicht aber von dem Vorrath der gemünzten Eſpecen eines Landes determinirt wird, als welche weder mit dem Quanto noch Quali des Getreides in ein richtiges Verhältnis gebracht werden können.

Es kann ſeyn, daſs in einem Lande, wo die Werke der Induſtrie in geringer Aufnahme ſind, dennoch groſser Reichtum vorhanden iſt: und auch der umgekehrte Fall kann exiſtiren. Das Geld bleibt beſtändig ein Aequivalent: niemals aber iſt es ein Repraeſentativum, auſſer nur in ſo fern kein andres Aequivalent, welches erfunden werden könnte, im Gange iſt. Wäre das richtig, was obige zweite Propoſition des Herrn Hume lehrt, ſo könnte ein

jedes

jedes Landesproduct und eine jede Waare eben so, wie in unserm vorigen Exempel das Korn, nach der Regel de Tri, abgesetzt werden, und es würde alsdann heissen: Wie sich das Eigentum aller und jeder Güter und Manufacturwaaren eines Landes zu dem Theile derselben, den ich zu veräussern gesonnen bin, verhält, eben so verhält sich alles in einem Lande vorhandene Gold und Silber zu demjenigen Theile desselben, den ich zu empfangen berechtigt bin. Man kann diesem Einfall, Werth und Preise zu bestimmen, zwar nicht den Witz absprechen: allein, man findet nur selten Beispiele, dass diesem Weg nachgegangen werde.

Ich wende mich itzt zur zweiten Proposition des gelehrten Herrn Hume.

„Wenn man," sagt er, "die Waaren vermehrt, so werden sie wohlfeiler: vermehret man hingegen das Geld, so steiget ihr Preis."

Dieser Satz ist viel zu allgemein. Das erste Membrum desselben hat zwar gemeiniglich seine Richtigkeit: das zweite aber wird mehrentheils falsch befunden werden.

Was kann anderst zur Vermehrung der Waaren Anlass geben, als die Begehrlichkeit derselben? Wenn nun diese Begehrlichkeit mit der Vervielfältigung der Waaren in Gleichheit bleibet, so wird keine Veränderung der Preise entstehn.

Man setze, dass ein ausserordentlicher Ueberfluss die gewöhnliche Subsistenz erleichtere, so müssten zwar natürlicherweise die Preise der Lebensmittel fallen. Allein, es kann der Ueberfluss in Magazinen und Kornhäusern aufgeschüttet und nicht abgesetzt werden; und so können die Lebensmittel auch in den fruchtbarsten Jahren im Preise steigen. Ferner, es darf auch nur ausserhalb Landes eine Begehrlichkeit darnach entstehen, so wird es nicht fehlen, dass in solchem Fall die Preise der Lebensmittel steigen werden.

Hingegen müssen entbehrliche Waaren, welche, wegen Mangels der Nachfrage, nicht zur Exportation taugen, und durch solche Handwerksleute und Künstler verfertigt worden sind, deren Metier schon allzustark mit Leuten besetzt ist, nothwendig im Preise fallen.

Eben dieselben Bemerkungen lassen sich anstellen, wenn man auf die Verminderung der Quantität der Waaren ein Auge wirft. Wenn nämlich diese

Verminderung eben ſo ſtuffenweiſe geſchieht, wie die Begehrlichkeit abnimmt, ſo werden die Waarenpreiſe nicht ſteigen.

Wenn der Vorrath an Lebensmitteln geringer iſt, als die Bedürfniſſe der Landeseinwohner erfordern, ſo werden die Lebensmittel ohne allen Zweifel im Preiſe ſteigen.

Wenn ſich der Vorrath von Dingen, die nur zum Ueberfluſs und Wohlleben gehören, vermindert, ſo werden die Preiſe nicht in Verhältnis ſolcher Abnahme, ſondern nur in Verhältnis der Kaufbegierde, das iſt, der Concurrenz, ſteigen.

Was nun hiernächſt den Vorrath an Münzen oder baarem Gelde betrifft, ſo behaupte ich, daſs ſich aus der Vermehrung und Menge der Especen nichts mit Sicherheit auf die Preiſe folgen laſſe, weil die Erfahrung lehret, daſs die Menſchen nicht allemal nach der nämlichen Maaſse, als ſie reicher werden, ihren Hausſtand und Aufwand vermehren. Thun ſie es, ſo werden, ſobald nur ihre neue Begehrlichkeit die Verſchaffung eines hinlänglichen Vorraths bewirket hat, die Preiſe wieder auf den alten Fuſs zurück treten.

Man vermindere aber die Quantität des baaren Geldes, *welches zur Circulation gebraucht wird*, ſo wird man bald gewahr werden, wie dieſe Circulation ins Stocken geräth, und wie muthlos der Handelsmann und der arbeitſame Künſtler dadurch gemacht wird; denn wir ſetzen hiebey voraus, daſs die vorige Quantität baaren Geldes hinreichend geweſen iſt, ſowol die Circulation, als auch die Induſtriöſen in der rechten Proportion zu der Begehrlichkeit und den Bedürfniſſen der Einwohner zu erhalten.

Dieſes ſind nur wenige von den ſich darbietenden unzählbaren Einſchränkungen, Ausnahmen und Modificationen jener Generalregel; und ich hoffe, es werde das, was ich vorgetragen habe, meine Hauptanmerkung über das ganze Lehrgebäude des Herrn Hume vollkommen rechtfertigen, nämlich, daſs es in allen drey Grundſätzen weit mehr ſcheinbar als gründlich ſey.

Nur noch eine Frage will ich über dies Süjet aufwerfen, und dann ſoll dies Capitel aus ſeyn.

Man ſetze den Fall, daſs alles Geld in ganz Europa von Jahren zu Jahren dergeſtalt zunehme, daſs es endlich zehnmal ſo viel ausmache, als itzt; würden dann wol die Preiſe gleichfalls allmälig nach dieſer Proportion ſteigen?

Ich

Ich antworte, daſs eine ſolche Vermehrung des Geldes ſich zutragen könne, ohne den allergeringſten Einfluſs auf die Preiſe zu haben, ob ich gleich auch zugebe, daſs, unter gewiſſen Umſtänden, die Veränderung derſelben gewaltig ſtark ſeyn könne. Wenn die Indüſtrie zehnmal ſo groſs würde, als ſie itzt iſt, das iſt, wenn ſie Früchte brächte, welche nach dem Fus der gegenwärtigen Preiſe zehnmal ſo viel austrügen, ſo möchte jede Manufacturwaare alsdann nicht mehr koſten, als gegenwärtig. Dieſe Vorausſetzung geht nur auf die Möglichkeit der Sache; weil niemand wiſſen kann, wie weit die Indüſtrie durch Begehrlichkeit getrieben werden dürfte. Wenn man hingegen vorausſetzen dürfte, daſs die Begehrlichkeit ſo ſtark zunähme, daſs der ganze Reichtum eines Landes in Circulation käme, ohne gleichwol die Wirkung hervorzubringen, daſs dadurch eine Vermehrung der Waaren und Producten entſtünde, (welches ich aber für unmöglich halte): ſo würden alsdann, wenn ſchon nicht in allen, doch wenigſtens in vielen Artikeln, die Preiſe zehnfach ſteigen müſſen.

Dieſe Auflöſung kann ſowol mit des Herrn Hume, als mit meinen Grundſätzen vollkommen beſtehen; weil bey Annehmung einer bloſsen Hypotheſe nichts leichter iſt, als Verhältniſſe zwiſchen Sachen zu beſtimmen, welche, ihrer Natur nach, und durch Rechnungskunſt, ſich ſchlechterdings mit einander nicht genau vergleichen laſſen.

XXIX. Capitel.

Die Circulation des Reichtums zwiſchen einem Staate und auswärtigen Nationen, iſt eben das, was die Balanz der Handlung iſt.

Im 26ten Capitel haben wir uns bemühet, zu zeigen, welchergeſtalt die Circulation des baaren Gelds, das für conſumirliche Waaren und Güter hingegeben wird, den Wagbalken des *einheimiſchen* Vermögens zu erſchüttern pflege. Itzt wollen wir von den nämlichen Grundſätzen auf die Circulation des *auswärtigen* Verkehrs Anwendung machen, in der Abſicht, auszufinden, ob es wirklich ein ſolches Ding gebe, welches man in dieſem Verſtande *Balanz* nennen kann, und zwar eine ſolche, die über den Reichtum des einen, und die Armuth des andern Landes den Ausſchlag zu geben im Stande ſey.

Es

Es ist bereits angeführt worden, dass, wenn für eine consumirliche Waare Geld bezahlt wird, derjenige, der es empfängt, eine Oberbalanz über den gewinnt, der es bezahlt, sobald dieser anfängt, die empfangene Waare zu gebrauchen oder zu verzehren. Ferner, dass wenn zwo consumirliche Waaren gegeneinander umgesetzt werden, die Balanz im Gleichgewichte zu ruhen anfängt, sobald beide aufgebraucht sind. Ich habe gesagt, dass nur derjenige Theil des Vermögens, welcher in Circulation ist, seine Balanz verändern könne, und dass der übrige Theil des Vermögens entweder fruchtlos stehen, oder in Kleinodien und Silbergeräthe verwandelt, oder auch auf fremden Handel angelegt seyn müsse.

Ich habe gleichfalls schon angemerkt, dass die Quantität des circulirenden Geldes allemal gegen den Vertrieb der Manufacturwaaren und Producten der Industrie in einem gewissen Verhältnis stehe; und dass, wenn der Vorrath ausgeprägter Metalle nicht hinlänglich ist, eine solche Circulation im Gange zu erhalten, die der Begehrlichkeit derer, welche zwar ein reelles Acquivalent und Vermögen, aber kein baares Geld haben, Genüge thun kann, dass alsdann, sage ich, eine symbolische Münze eingeführt werden müsse, die Lücken auszufüllen, sobald das Staatsinteresse dieses Zufluchtsmittel nothwendig mache.

Als eine Art von allgemeiner Grundregel haben wir auch angenommen, dass der Luxus einer Nation vortheilhaft sey, so lang er keine andre Wirkung äussert, als dass er zwischen der Begehrlichkeit seiner Liebhaber, und der Fähigkeit und Neigung, welche der industriöse Theil des Volks zur Befriedigung der Begierden der Erstern spüren läst, ein schickliches Verhältnis aufrecht erhält: dass aber auch der Luxus schädlich sey, und offenbar zum gänzlichen Verfall der auswärtigen Handlung eines Landes gereiche, sobald er anfängt, der Wagschale der einheimischen Nachfrage das Uebergewicht zu geben; welches geschieht, wenn er unter den Landeseinwohnern eine Concurrenz um Sachen, wornach die Fremden streben, erreget. Diese Grundsätze sind alle harmonisch und einander untergeordnet, weswegen wir sie bey der ganzen Betrachtung des vor uns habenden Sujets nicht aus den Augen lassen müssen.

Noch muss ich hinzufügen, dass die schwebende Balanz des Vermögens beständig eine Stellung hat, welche den Industriösen günstiger ist, und sich mehr

mehr zu ihnen neiget, als zu denen, die im Müſſiggang leben und nur blos verzehren.

Dieſes hat aber auch ſeine Abfälle: nämlich, man muſs dabey allemal vorausſetzen, daſs der Fleiſſige mäſſig und ſparſam, der Müſſige aber verſchwenderiſch lebt. Denn wenn der fleiſſige Mann immer wieder verzehret, was ſeine Indüſtrie ihm abwirft, ſo wird er nur gearbeitet haben, ſeine Conſumtion, nicht aber ſeinen Reichtum zu vermehren: und wenn hingegen der unarbeitſame Bemittelte ein guter Haushalter iſt, und nicht mehr aufgehen läſst, als ſein jährliches Einkommen beträgt, ſo kann er dadurch vermeiden, daſs ihn ſeine Trägheit am Ende in Verlegenheit und Armuth bringe. Alſo wird die Balanz zwiſchen beiden im Gleichgewicht bleiben; denn wenn in die eine Wagſchale nur ſo viel Werke des Fleiſſes gelegt werden, als in der andern verhältnismäſſig baares Geld zu liegen kommt, ſo iſt weder von der einen noch der andern Seite ein Ausſchlag möglich; eines erhält das andre in beſtändigem Gleichgewicht.

Wenn daher die Balanz des inländiſchen Vermögens zum Vortheil des armen Mannes den Ausſchlag gewinnen ſoll, ſo wird nothwendig erfodert, daſs er fleiſſig arbeite und ſparſam lebe.

Nun wollen wir dieſe Grundſätze auf eine ganze Nation anwenden, welche in der groſsen menſchlichen Geſellſchaft als ein Individuum zu betrachten iſt. Eine Privatperſon, die ihre Angelegenheiten mit Klugheit zu betreiben weis, muſs ſich entweder auf der Bahn befinden, durch Indüſtrie reicher zu werden, oder doch wenigſtens ihre gewöhnlichen Einkünfte mit Behutſamkeit haushälteriſch verzehren. Hieraus folgt meine Suppoſition, daſs ein Volk, welches wohl und klüglich regiert wird, durch auswärtigen Handel entweder reich gemacht, oder doch mindeſtens in Umſtänden erhalten werden kann, daſs es dadurch nicht ärmer werde.

Eines Staatsmanns Obliegenheit iſt es, auf die auswärtige Correſpondenz, und das Betragen derer, die ſie führen, ein wachſames Auge zu haben, gleichwie es die Pflicht eines guten Hausvaters iſt, den Leuten, die er zu Markte ſchickt, genau auf die Finger zu ſehen.

Ich finde den gelehrten Herrn Hume von der Meinung, daſs ein ſolches Ding, welches man Handelsbalanz nennt, gar nicht exiſtire; daſs alles Geld auf dem ganzen Erdboden einer flüſſigen Materie gleich ſey, die in ihrer Ober-

fläche allemal horizontal ſtehe; und wenn auch bey einer oder andern Nation dieſes Ebenmaas durch einen Zufall verrückt werden ſollte, die Landeseinwohner aber nur in gleicher Anzahl blieben, und ihren Fleiſs nicht ſinken lieſſen, ſo müſſe ſich das Geld gar bald wieder bey ihnen einſtellen, und hiedurch der Reichtum wiederum ſein voriges Ebenmaas erlangen.

Dieſes zu beweiſen, ſetzt Herr Hume den Fall, daſs binnen 24 Stunden von allem in Grosbritannien vorhandenem baaren Gelde vier Fünftheile verloren giengen, welches, nach ſeiner Meinung, zur Folge haben würde, daſs alle Handarbeit und alle Waaren im Preiſe heruntergeſetzt werden müſsten, und daſs daher die auswärtigen Marktplätze durch die Werke der Hände eines ſo induſtriöſen Volkes ſo reichlich würden verſorgt werden, daſs dieſes Volk unfehlbar das verlorne Vermögen in ſolcher Maaſse von den Nachbarn wieder an ſich ziehen könnte, und eben hiedurch in den vorigen wagrechten Stand mit ſeinen Nachbarn kommen müſſe.

Dieſe Art zu vernünfteln, hängt mit den Grundſätzen, die wir nur eben unterſucht, und in dem vorhergehenden Capitel mit Beſcheidenheit verworfen haben, genau zuſammen; beide ſind auf gleichen Grund gebauet, und leiten zu einer Kette von Folgerungen, die von dem ganzen Plan unſrer Unterſuchung völlig abweichen.

Mein Vorſatz zielt nicht ſo ſehr dahin, die Meinungen Andrer zu widerlegen, als nur, ſie beiläufig zu berühren und darüber Anmerkungen zu machen. Allgemeine Sätze, ſo wie dieſe, die wir eben behandelt haben, ſind entweder wahr, oder falſch, je nachdem ſie nämlich unter gewiſſen damit verknüpften Einſchränkungen und Ausnahmen verſtanden und angewandt werden. Dieſerhalb will ich der Hauptpropoſition nichts entgegen ſetzen, ſondern nur unterſuchen, in wie weit das Exempel, welches Herr Hume von der plötzlichen Zernichtung eines groſsen Theils des Reichtums einer Nation hergenommen hat, natürlicherweiſe die Folgen nach ſich ziehen könne, die er ſupponirt hat.

Man laſſe mich zu dieſem Ende eine andre Folge (die von des Verfaſſers ſeiner ganz verſchieden iſt, und aus unſern bisherigen Lehrſätzen flieſst) beibringen, welche ſich leicht zutragen könnte, wenn vier Fünftheile von allem in Grosbritannien vorhandenen Gelde auf Einmal verloren giengen. Ich bekümmere mich hier nicht um die Wirkungen, welche eine ſo ſchnelle Revolution

lution verursachen könnte; denn da der Verfasser keine Rücksicht darauf genommen hat, so kann ich sie hier ebenfalls füglich weglassen. Ich setze also voraus, obiger Fall habe sich zugetragen, die Preise wären gefallen und jeder unmittelbaren Inconvenienz wäre vorgebeugt worden. Meine einzige Untersuchung soll auf die unvermeidlichen Folgen gerichtet seyn, die eine solche Revolution in Ansehung der auswärtigen Handlung, der Wiederherbeiziehung des verschwundenen Geldes, und der Erhaltung der nämlichen Anzahl Einwohner und des bisherigen Grads der Industrie, haben muss. Wenn ich zeigen kann, dass allein die Begebenheit der verschwundenen Baarschaft und der proportionirten Reduction der Preise, (welche ich als eine Folge davon zugestehen werde,) die Wirkung haben wird, sowol der Industrie als den Industriösen ein Ende zu machen: so kann hernach nicht weiter behauptet werden, dass die Revolution die Wirkung haben könne, einen proportionirlichen Theil des allgemeinen Reichtums Europens wieder herbeizuziehen; weil die Erhaltung der Industriösen als eine hauptsächliche Erfordernis zu diesem Endzweck betrachtet wird.

Hier ist also die Folge, welche, nach meinem Ermessen, sehr wahrscheinlicherweise auf einen so ausserordentlichen Fall sich zutragen würde; und ich schmeichle mir, dass meine Leser meine Entscheidung schon vorher werden errathen haben.

Die Einwohner Grosbritanniens, welche bey einer solchen Gelegenheit im Besitz aller exportablen Lebensnothwendigkeiten und vieler andern Waarensorten, die auf auswärtigen Märkten verlangt werden, sich befänden, würden selbige nicht etwa an ihre armen Landsleute verkaufen, und zwar zu einem Preise, der dem Tarif unsers Autors und der Verminderung des baaren Gelds, von welchem er sagt, dass es jene Güter und Waaren vorstelle, angemessen wäre: sondern sie würden solche nach Frankreich, nach Holland, und nach jedem andern Lande verkaufen, wo sie das Meiste daraus lösen könnten; die Einwohner Grosbritanniens aber würden Hunger sterben.

Wendet man ein, dass die Exportation nicht würde zugestanden werden, so antworte ich, dass ein solches Verbot zwar an und für sich selbst überaus schicklich wäre, aber mit dem Principio, eine offene Handlung zu treiben, gar nicht bestehen könnte, und in der Ausführung unmöglich seyn würde, wie dieser Autor ganz richtig anmerkt, da er sagt: „Kann man sich wol vor-

„ſtellen, daſs alle Waaren für $\frac{1}{10}$ des Preiſes, den ſie jenſeit der Pyrenäen gelten „würden, in Frankreich könnten abgeſetzt werden, ohne den Weg nach Spa„nien zu finden?“ Geſetzt, die Frage lautete alſo: Kann ſich jemand vorſtellen, daſs in Grosbritannien Lebensmittel für den 4ten Theil des Preiſes, den ſie im veſten Lande gelten würden, verkauft werden könnten, ohne ihren Weg dahin zu finden? ſo harmoniret dieſes vollkömmen mit unſern Grundſätzen, und ſtöſst die ganze erſtere Suppoſition des Herrn Hume um; weil die Exportation der Lebensmittel die Einwohner völlig ruiniren und gleichſam zernichten würde.

Hieraus ſchlieſſe ich, daſs eine Nation, wenn ſie gleich noch ſo fleiſſig und volkreich iſt, ſich mitten unter ihren reichen Nachbarn in Armuth und Mangel ſetzen könne, gleichwie eine Privatperſon, wenn ſie gleich reich iſt, mitten unter den Ergötzlichkeiten und dem Wohlleben der Städte London und Paris, ſich in dürftige Umſtände ſetzen kann. Und ich ſchlieſſe ferner, daſs Beide, wofern ſie in ihrem Betragen andre Wege einſchlagen, groſſe Summen Reichtums erwerben können, die der Nachbarn ihren weit übertreffen.

Die Unterſuchung dieſer Materie iſt in keine gar zu groſſe Schwierigkeiten verhüllt. Nicht die Einfuhr fremder Waaren, und das dafür aus dem Land gehende Gold und Silber, ſondern nur die Conſumtion der eingebrachten Waaren iſt das, wodurch eine Nation arm wird. In dem Augenblick, da die Conſumtion anfängt, verändert ſich die Balanz; folglich läuft das Verkaufen confiſcirter Waaren innerhalb Landes, oder auch das Verbrennen oder die ſonſtige Zernichtung derſelben, offenbar gegen die Grundſätze, die wir itzt erwägen. Das einzige Mittel, den Schaden, den dergleichen Unterſchleif anrichtet, zu erſetzen, iſt dieſes, daſs man die Waare aus dem Lande führe, und ſie in andern Ländern wohlfeil verkaufe, um dadurch der Handlung desjenigen Landes, das dieſe Waare zuerſt geliefert hat, einen Nachtheil zuzufügen. Hieraus können wir auch ſchlieſſen, daſs die nach Indien handelnde Nationen, welche Gold und Silber dahin ſenden, und lauter entbehrliche und ſehr geſchwind vergängliche Waaren, deren Conſumtion aber in ihrem eigenen Lande verboten iſt, dagegen nehmen, im Grunde nicht ihr eigenes Geld dafür ausgeben, ſondern das Geld ihrer Nachbarn, welche dieſe Waaren kaufen, um ſolche ſelbſt zu conſumiren. Folglich kann eine Nation, durch die beſtändige Exportation ihres Geldes, und Einfuhr aller conſumirlichen Waarenſorten, unermeſslich

ermeſslich reich werden. Aber ſie würde wohl thun, ſich vor dieſer Handlung inacht zu nehmen, wenn ihre Landeseinwohner einen Hang zur Verſchwendung ſpüren laſſen, damit ſie nicht jenem Saufbruder ähnlich werde, der einen Weinhandel anfieng, um ſich und alle ſeine Freunde, die ihn zu beſuchen pflegten, in einem köſtlichen Wein beſaufen zu können; oder jener Spitzenhändlerin, welche die feinen Spitzen, die ſie für ihre Kunden verfertigt hatte, zu ihrem eigenen Putz verbrauchte.

Wenn eine reiche Nation, wo der Luxus auf den höchſten Grad geſtiegen iſt, wo die Begierde nach Gewinn zur Indüſtrie anſpornt, wo die Armen alle beſchäfftigt ſind, damit ſich die Balanz des einheimiſchen Reichtums auf ihre Seite neigen möge; wenn, ſage ich, eine ſolche Nation nicht nur alles das, was ihre eigene Einwohner an Arbeit geliefert haben, ſondern noch überdies Werke fremder Indüſtrie conſumiret: ſo muſs ſie eine deſto nachtheiligere Handlungsbalanz bekommen, je ſtärker ihre Conſumtion in fremden Waaren iſt; und dafür muſs ſie entweder baares Geld bezahlen, oder die Schuld jährlich verzinſen; auf welche Art ſich ihr voriges Capital verringert. Währt dieſer Handel lange, ſo wird die Nation am Ende nicht nur kein Geld mehr haben, ſondern es kann gar ſo weit mit ihr kommen, daſs ſie ihre Ländereyen exportirt. Dieſes klingt wunderlich: und gleichwol iſt es nichts Ungewöhnliches. Die Corſicaner haben den beſten Theil ihrer Inſel nach Genua exportirt, das iſt, dahin verkauft; und nun, nachdem ſie den Preis dafür in Damaſt und Sammet vertragen haben, können ſie jenes nicht wieder zurückbringen, indem ſie das Eigentum der Genueſer confiſciren, welche nicht nur für die Inſel bezahlt, ſondern auch den Preis dafür, vermöge ihrer Oberbalanz in der Handlung über dieſe Inſulaner, zurück geholt haben. Es wäre zu wünſchen, daſs allein Corſica ein Beiſpiel dieſer Art geben möchte.

Erfodert nicht daher die Pflicht eines Staatsmanns, der Conſumtion fremder Producten vorzubeugen? Wenn die Einfuhr von Tapezereyen oder andern zierlichen Meubles, dergleichen man in einer gewiſſen groſsen Hauptſtadt in Europa ſieht, bey einer gewiſſen benachbarten Nation erlaubt wäre: wer zweifelt, daſs dieſer Artikel viel Geld von dieſer Nation wegſchleppen würde?

Man könnte hier einwenden, daſs ja dieſe Nation ihren Nachbarn eben ſo viel Galanterien von andrer Art dagegen ſenden könne. Wahr iſts, und es wäre ein Glück für ſie, wenn ſie dieſes thun könnte: aber alsdann müſsten wir auch vorausſetzen dürfen, daſs beide Nationen in gleichem Grade zierliche Arbeit lieferten, und ferner, daſs jede derſelben an den zierlichen Producten der andern einen Geſchmack fände. Nun kann zwar wirklich der Geſchmack des einen Landes beiden Nationen gemein ſeyn: allein, es kann ſich auch zutragen, daſs der Geſchmack der einen Nation nicht der Geſchmack der andern Nation iſt, ob er gleich vielleicht, nach der Meinung einer dritten Partey, nicht ſchlechter iſt. Der Unterſchied kann daher rühren, daſs die Leute des einen Landes in das andre reiſen, wo die Einwohner in ihrer Heimat bleiben; ein Umſtand, welcher für das Land der Reiſenden ſehr nachtheilig ſeyn würde, wenn nicht ein weiſer Staatsmann, mittelſt dienlicher Verbote, die er auf gewiſſe fremde Conſumtionsartikel legt, den ſchlimmen Folgen zuvorkäme, die ein Geſchmack an Dingen, welche ſeine Unterthanen nicht liefern können, nach ſich ziehen würde.

Dieſes bringt mich auf den Gedanken, daſs es in einer groſsen Monarchie keine ſchlimme Maxime wäre, wenn jedem daſelbſt reſidirenden auswärtigen Miniſter ein auf Koſten des Staats erbautes beſondres Hotel eingeräumt würde, deſſen Zimmer zwar im Aeuſſerlichen, ſoviel als möglich, nach dem Geſchmack des Landes, von dem er abgeſandt worden, eingerichtet wären, die Ausmeublirung derſelben aber in lauter Stücken von der zierlichſten und dabey leicht exportablen einheimiſchen Handarbeit beſtünde, welche für alle auswärtige Länder zum Gebrauche bequem, und nach der Mode eines jeden beſondern Landes façonirt wären. Eine ſolche Anſtalt würde ohne allen Zweifel ſehr annehmlich ſeyn, weil die fremden Miniſters viel dabey erſparen, zugleich aber unmerklich einen Geſchmack an den Manufacturen und dem Luxus ihres Reſidenzortes gewinnen würden. Es müſste aber der Staat, der dieſe Höflichkeit gegen fremde Miniſters beobachtet, nicht ein Gleiches von andern Höfen gegen ſeine eigene Geſandten verlangen: vielmehr würde ich anrathen, daſs er jeden Miniſter, den er auswärts verſchickte, mit einem vollſtändigen zierlichen Ameublement beſchenken ſollte, mit der Bedingung, ſelbiges am Ende ſeiner Geſandtſchaft zu verkaufen. Eine ſolche Ausgabe würde der Nation keinen Pfenning koſten, und ein Mittel ſeyn, die unbehutſamen Ausländer

der an ſich zu ziehen, die hernach für die Höflichkeitsbezeigungen, welche die Geſandten ihres Landes bey uns genoſſen, theuer genug werden bezahlen müſſen. Ich komme wieder zur Sache.

Ohne in den Rechnungen über Ein- und Ausfuhr ſehr bewandert zu ſeyn, oder eine ſehr genaue Vergleichung der verſchiedenen Wechſelcourſe zwiſchen den verſchiedenen europäiſchen Handlungsplätzen anzuſtellen, darf ein Staatsmann ſich nur immer nach folgender Maxime richten: Soviel die Nation, die er regieret, an ausländiſchen Waaren conſumiret, um ſoviel hat ſie die Handlungsbalanz zu ihrem Nachtheil: und ſoviel ſie an eigenen Producten und Werken der Induſtrie bey den Ausländern abſetzt, um ſoviel hat ſie eine vortheilhafte Handlungsbalanz.

Eine Nation kann gewiſſermaſſen einem Landedelmann verglichen werden, der von ſeinen Ländereyen lebt, die ſein ganzes Vermögen ausmachen. Er zieht aus denſelben unmittelbar ſeine Lebensmittel, und zu den Kleidern, die er trägt, iſt vielleicht das Tuch und Leinen in ſeiner Familie geſponnen worden. Wenn er ſo ſehr wirthſchaftlich lebt, daſs er nie etwas auf dem Markt einkauft, ſo iſt jedes erſparte Product, das er verkaufen kann, ſo gut als baares Geld für ihn. Will er ſich dann und wann mit einer Bouteille Wein, der nicht auf ſeinem Boden wächſt, gütlich thun, ſo muſs er ſie, mit dem Beutel in der Hand, kaufen; und ſobald ſeine Bouteille ausgetrunken iſt, ſo iſt er um ſoviel ärmer, als vorher. Geht er noch weiter, und vergröſſert ſeinen Aufwand in Dingen, die er alle kaufen muſs, ſo wird endlich alles Geld aus ſeinem Beutel fliegen, und er wiederum genöthigt ſeyn, blos von den Producten ſeiner Länderey zu leben. Wenn dann dieſer Landedelmann ärmer wird, ſo muſs gewiſs jemand reicher werden; und da dieſer Reichergewordene nicht aus ſeiner Familie iſt, ſo muſs es einer von ſeinen Nachbarn ſeyn.

Eben ſo muſs eine Nation, die nicht nöthig hat, das zu ihrer eigenen Conſumtion Erforderliche von fremden Märkten herzuholen, unfehlbar nach Maasgabe ihrer Exportation reich werden.

Dieſe Reichtümer nun werden nicht nach Proportion der einheimiſchen Conſumtion in Naturproducten und Manufacturwaaren, ſondern nach Proportion des aus ihrem Verkauf gelöſeten Geldes, im Lande circuliren; und der Ueberſchuſs von dieſen Reichtümern wird auf eine oder andre Art, in den Händen der Geldſammler, die wenig verzehren, ſtocken.

Solang

Solang eine hinreichende Quantität Geldes vorhanden ist, um wechselseitige Veräusserungen damit vornehmen zu können, so werden jene Geldsammler nicht vermögend seyn, ihr ruhendes Geld innerhalb ihres Landes auf Interessen auszuleihen. Sobald aber wegen ihres Zusammenscharrens das baare Geld im Publico seltener wird, und die nöthige Circulation nicht mehr damit bestritten werden kann, so wird sich Gelegenheit genug zeigen, die eingesperrten Gelder auszuleihen, und sie auf eine Zeitlang in Circulation zu bringen, bis solche, durch die Wirkung der nämlichen Ursachen, in ihre vorigen Verwahrörter zurückfallen.

Wollte man hiergegen einwenden, dass die Vermehrung der Reichtümer einer Nation keine Stockung des Geldes zur Folge haben könne, weil, *da, nach Proportion des Zunehmens dieser Reichtümer, die Preise steigen*, aller neu erworbene Reichtum mit in Circulation kommen müsse: so werden Vernunft und Erfahrung die Schwäche dieses Einwurfs zur Gnüge zeigen.

Solang demnach eine Nation in Ansehung der auswärtigen Handlung eine günstige Balanz behält, so wird sie täglich reicher, und die Preise bleiben, vermöge der ineinander verwickelten Operationen der Nachfrage und Concurrenz, auf dem ordentlichen Fusse, wie zuvor; und wenn eine Nation reicher wird, so müssen andre Nationen ärmer werden. Dieses ist ein Beispiel von einer vortheilhaften Handlungsbalanz.

Wenn dieser Ueberfluss des Reichtums nur den verschwenderischen Privatpersonen zu gute kommt, statt dass er dem Staat selbst zu gute kommen sollte, damit dieser die dadurch erlangten Vortheile desto besser sichern könnte: so nimmt die Balanz eine entgegengesetzte Wendung an. Dieses ist der Fall, wenn die Einfuhr auswärtiger Consumtionsartikel entweder deswegen erlaubt wird, weil man den schwelgerischen Begierden der Reichen gerne willfahren will, oder weil, wegen der einheimischen Concurrenz, der Preis der Waaren im Lande gestiegen ist. Wird die Einfuhr blos den Erstern zu Gefallen erlaubt, so zeigt es einen unanständigen Leichtsinn und Unachtsamkeit des Staatsmanns an. Geschieht es aber um der zweiten Ursache willen, so kann man daraus abnehmen, dass er entweder die reellen Folgen eines auf so kurze Zeit wirksamen Mittels nicht einsehe, oder sich um die Wohlfahrt der niedrigen Volksclassen schlecht bekümmere.

Jede

Jedes Aufschlagen der Preise im Lande muss eine nothwendige Folge vieler einheimischen Umstände seyn, und muss, wie gezeigt worden ist, durch eine Verbesserung derselben abgestellt werden. Aber wir wollen den Fall annehmen, dass, von der Vermehrung des Reichtums *allein*, die Manufacturen ihre verfertigte Waaren nicht mehr so wohlfeil, wie andre Nationen, liefern können: so erfodert alsdann, meines Bedünkens, die Menschenliebe und die Klugheit, dass ein Volk sich der Inconvenienz, solche Waaren theurer zu zahlen, gutwillig unterwerfe. Die Menschlichkeit will es, weil ihr, durch Einführung ausländischer Manufacturwaaren, eben diejenigen Leute, die euch bereichert haben, in Hungersnoth versetzet: und die Klugheit will es nicht weniger, weil ihr, indem ihr einer solchen Einfuhr eure Häven öffnet, eure Superiorität des Reichtums, deren Erwerbung euch so viel Mühe gekostet hat, geflissentlich verschleudert.

Ich gebe gerne zu, und bin selbst der Meinung, dass Privatpersonen weder bey ihren Ausgaben, noch bey ihren Entwürfen, Geld zu erwerben, die eigentliche Absicht führen, das gemeine Beste zu befördern. Wer einen Rock zu kaufen nöthig hat, der wird sehr froh seyn, wenn er ein Stück ausländisches Tuch wohlfeil bekommen kann. Ein andrer wird sich glücklich schätzen, wenn er ein Stück Waare, worauf ein hoher Zoll gesetzt ist, heimlich ins Land prakticiren kann. Aber die Frage ist, ob ein Staatsmann die Consumtion solcher ausländischen Waaren erlauben solle? Dies kommt mir beinah eben so vor, als wenn man fragen wollte, ob ein rechtschaffener Hausvater seinen Bedienten erlauben solle, ihre Camaraden, statt sie in eine öffentliche Schenke zu führen, in seinen Keller einzuladen, um daselbst mit einander zu trinken.

Wollte man aber mit dem Herrn Hume sagen: „Man könne, wenn die „Handlung offen gelassen werde, versichert seyn, dass der Reichtum in allen „Ländern natürlicherweise in ein Gleichgewicht kommen werde, und dass alle „Furcht vor einer schlechten Handlungsbalanz die Frucht einer unaufgeklär„ten Einbildungskraft sey," (Siehe den 5ten Abschnitt seiner politischen Discourse): so kann man diesem Einwurf verschiedene Antworten entgegensetzen. Die erste wäre: dass eben um diese Art der Balanz von sich abzuhalten, jede Nation sich in Unruhe setzt; denn durch das Wort *Balanz* wird hier eine Gleichheit verstanden, und nur reiche Nationen können in Sorgen stehn, dass

es mit ihnen zu einer ſolchen Gleichheit kommen möchte. Bey der Frage, die wir hier vor uns haben, verſteht man durch die zum Nachtheil einer Nation ausſchlagende Balanz den Verluſt ihrer Superiorität. Wenn alſo einer Nation, die, in Vergleichung mit ihren Nachbarn, arm iſt, daran gelegen ſeyn muſs, die Handlung offen zu erhalten, damit der Reichtum, wie eine flüſſige Sache, auf allen Seiten in gleicher Höhe zu ſtehen komme: ſo bin ich verſichert, daſs das Intereſſe einer reichen Nation erfodere, alles nachtheilige Handlungsverkehr durch ſolche Hinderniſſe, dergleichen die Zölle und die Einſchränkungen und Verbote der Ausfuhr ſind, abzuſchneiden, damit der Reichtum der Nation, hiedurch als gleichſam durch Dämme eingezwängt, *über* dem Ebenmaas des ihn umgebenden Elements ſtehen bleibe.

2) Man könnte antworten, daſs eine offene Handlung nicht der Weg ſey, den vorgeſetzten Endzweck zu erlangen, weil ſelbige, wo nicht überall, wenigſtens in einigen Gegenden, zum Verderben der Induſtrie gereichen würde. Eine Manufactur muſs in der That auf einem überaus veſten Fus ſtehen, wenn ihr eine Erlaubnis, die nämlichen Waaren aus andern Ländern einzuführen, keinen Tort thun ſoll. Schon die Natur des Luxus bringt mit ſich, daſs er die Leute reizet, öfters aus bloſser Caprice, und um der Neuigkeit willen, einen Aufwand in ſolchen Sachen zu machen, die wirklich von den einheimiſchen Künſtlern und Arbeitern beſſer und artiger geliefert werden. Setzt man mir entgegen, daſs dieſer Beweis auch dem Gegner zu ſtatten komme; denn wenn eine Nation blos aus Caprice ausländiſche Waaren conſumire, ſo könnten ja andre Nationen eben ſowol aus Caprice die auf dem Lager gebliebenen Waaren dieſer Nation abnehmen und verbrauchen: ſo ſcheint zwar dieſes Raiſonnement, der Theorie nach, ziemlich richtig zu ſeyn, ſo lang man gewiſſe politiſche Betrachtungen dabey auf die Seite ſetzt. Allein, der arme Handwerksmann, der nichts zu arbeiten hat, und nichts verdienen kann, weil die Artikel, die er in ſeinem Métier verfertigt, von Ausländern geliefert werden, kann nicht ſo lange hungern, bis es den Ausländern einfällt, nach Artikeln von ſeiner Arbeit zu fragen. Wo eine gewiſſe Anzahl Einwohner ſich mit einem unentbehrlichen Conſumtionszweig beſchäfftiget, da muſs für die Erhaltung einer beſtändigen Nachfrage nach ſolchen Waaren geſorgt werden; und alles, was dieſe Nachfrage unſicher machen kann, wird die Unternehmung, und mit ſelbiger zugleich die Arbeiter, zu Grunde richten.

3) Man

3) Man könnte auch antworten, daſs jede Nation, welche ihre Häven der Einfuhr aller möglichen auswärtigen Waaren öffnete, ohne verſichert zu ſeyn, daſs alle ihre Nachbarn ein Gleiches gegen ſie beobachten werden, mit ſchnellen Schritten zu ihrem Untergang eilen würde; und wenn dieſes wahr iſt, ſo dient es zum Beweiſe, daſs eine Handlungsbalanz allerdings eine mögliche Suppoſition iſt, und daſs vernünftige Einſchränkungen in Anſehung der Einfuhr fremder Waaren einem Staate zum Vortheil gereichen müſſen.

Ein Staatsmann, der die Indüſtrie befördern will, muſs ſich nicht blos paſſiv verhalten, das iſt, dieſes und jenes erlauben, und ſeine Unterthanen beſchützen, ſondern er muſs auch activ ſeyn. Wenn man bedenkt, wie viel Nutzen England aus ſeinen Wollenmanufacturen gezogen hat, wie hätten wol eben dergleichen Manufacturen in Frankreich eingeführt werden können, wofern nicht der König ſich derſelben mit allem Ernſt angenommen hätte, da er die Unternehmer mit groſsen Privilegien begünſtigte, und die Einfuhr aller ausländiſchen Tücher ſcharf verbot? Giebt es wol einen andern Weg, irgendwo neue Manufacturen anzulegen?

Dieſemnach würde eine ganz offene Handlung die Wirkung haben, daſs ſie wenigſtens alle zum Luxus dienende Künſte niederdrücken, folglich die Conſumtion, mithin auch die Quantität des circulirenden baaren Geldes vermindern, folglich das Hegen und Aufſchütten deſſelben befördern, folglich die Armuth in allen *Staaten* Europens verbreiten würde. Eine allgemein-offene Handlung kann unmöglich beſtehen, auſſer etwa in einer Univerſalmonarchie, die nach einerley Geſetzen regiert, und nach einerley wohlangelegten Plan verwaltet wäre. So lang es verſchiedene Staaten giebt, muſs es verſchiedene Intereſſen geben, und wenn dieſe verſchiedene Intereſſen nicht durch Einen Staatsmann beſorgt werden, ſo iſt ein gemeines Wohl eine Chimäre; wo es aber kein gemeines Wohl giebt, da muſs jedes Intereſſe abſonderlich betrachtet werden. Indeſſen da der Plan, eine ganz offene Handlung anzulegen, wahrſcheinlicherweiſe in der Ausübung niemals Statt finden wird, ſo können wir die Mühe ſparen, den etwanigen Folgen einer ſolchen Handlung tiefſinnig nachzugrübeln. Es iſt genug, wenn wir anmerken, daſs ſie von ſehr verwickelter Natur ſeyn müſſe; und wenn ich hier einige von ihren Folgen angeführt habe, ſo iſt es blos in der Abſicht geſchehen, unſre Grundſätze zu appliciren, und zu zeigen, wie die Folgen auf einander kommen *können:* aber,

vorher zu ſagen, wie ſie auf einander folgen *müſſen*, iſt ſchwer, wo nicht unmöglich.

In meinen bisherigen Diſcourſen über die Handlungsbalanz hab ich dieſelbe nur in ſo fern betrachtet, als dadurch das baare Geld eines Landes vermehrt wird. Im folgenden Buch aber, wo ich Gelegenheit haben werde, dieſe Materie noch einmal unter die Hände zu bekommen, werde ich zeigen, daſs die Balanz ungemein-günſtig für eine Nation ſeyn könne, ohne gleichwol ihre Maſſe Goldes und Silbers zu vermehren, z. E. wenn ſie für eine vergröſserte Anzahl Einwohner Subſiſtenz verſchafft; wenn ſie die Seemacht vermehrt, welche gleichfalls ein Artikel des Reichtums iſt; wenn ſie viele andre Völker zu Schuldnern dieſer Nation macht, und wenn ſie zur Einfuhr vieler dauerhafter Waaren Anlaſs giebt, die nicht weniger den Artikeln des Reichtums beizuzählen ſind, gleichwie ein wohlmeublirtes Haus, ein Keller mit einem ſtarken Weinlager, eine anſehnliche Garderobe, ein Stall voll ſchöner Pferde u. ſ. w. dem Beſitzeigentum eines begüterten Mannes einen höhern Werth beilegen.

Alsdann werde ich auch Gelegenheit finden, zu zeigen, wie die Indüſtrie den dauerhaften Werth einer Nation erhöhe, nach der Maasgabe, als der Ackerbau jährlich die Landesproducten vermehrt.

XXX. Capitel.

Vermiſchte Fragen und Anmerkungen über Handlung und Indüſtrie.

Es iſt nunmehr Zeit, dieſes zweite Buch zu ſchlieſſen. Handlung und Indüſtrie ſind unerſchöpfliche Materien, wenn wir ſie nach allen ihren Zweigen betrachten, und allen Folgen derſelben nachſpüren. Meine Abſicht iſt geweſen, die urſprünglichen Grundſätze zu unterſuchen, welche auf generelle Operationen einen Einfluſs haben, und ſich auf jede Combination, mehr oder weniger, anwenden laſſen. Ich habe die Handlung in ihrer Kindheit, in ihrem männlichen, und in ihrem höhern Alter vorgeſtellt, und mich bemüht, für jede dieſer Perioden beſondre Geſundheitsregeln vorzuſchreiben. Wenn man ſich nur mit den Grundſätzen recht bekannt gemacht, und es darin zu einer Veſtigkeit gebracht hat, ſo iſt man allemal im Stand, ſie auf beſondre

sondre Fälle zu appliciren, vorausgesetzt, dafs man von allen Umständen eine genaue Kenntnis habe.

Ich habe mir in diesem Capitel vorgesetzt, einige Theile meines Sujets die ich bisher noch nicht völlig in ihr gehöriges Licht gesetzt zu haben glaube, aufs neue vorzunehmen; in mancherley Stücken einen merkwürdigen Unterschied zwischen der alten und neuern Staatswirthschaft in Absicht auf Circulation und Industrie auszuzeichnen; und überhaupt gewisse Umstände, woraus die veränderte Denkungsart der neuern Zeiten erhellt, neben einander zu setzen und zu vergleichen, um hernach eine Reihe übereinstimmiger Maximen daraus zu ziehen. Alles, wodurch wir Verhältnisse kennen lernen, ist nützlich; denn alles, was wir wissen, geschieht durch diesen Canal. Es werden aber nur gar zu oft gewisse Verhältnisse für ausgemacht angenommen, die es doch nicht sind. Daher ist bey politischen Untersuchungen nichts nöthiger, als die Verhältnisse deutlich zu zeigen und auseinander zu setzen, mit ganz kurzen Schritten fortzuwandeln, und immer Erfahrung und Facta vor Augen zu haben, so oft man aus einem generellen Satz einen Schluss ziehen will. Der Schluss mag, dem Ansehen nach, an sich noch so richtig seyn: finden wir ihn aber, nach angestelltem Vergleich, mit der Erfahrung nicht einig, so kann man Zehn gegen Eins wetten, dafs wir einen oder andern Umstand, welcher mit in die Combination hätte kommen müssen, übersehen haben.

Ein Beispiel hievon zu geben, berufe ich mich auf ein Versehen von mir selber, welches ich im 2ten Capitel des ersten Buchs, Seite 17, begangen, und bisher mit Fleis unverbessert gelassen habe. Daselbst behauptete ich ganz zuversichtlich, dafs derjenige Staatsmann kurzsichtig und sorglos für die Zukunft sey, der, wenn sich günstige Gelegenheiten zeigen, grofse Summen von einem Volke zu heben, die Taxen blos nach Proportion der Zinsen von geliehenem Geld vergröfsere. Ich erinnere mich, dafs mir dieses zu der Zeit, da ichs niederschrieb, so klar und augenscheinlich vorkam, dafs ich es gar wohl verantworten zu können glaubte, wenn ich diesen Satz bey Gelegenheit vorläufig mit einfliessen liesse. Als ich aber die Sache genauer durchgieng, fand ich, dafs ich stark geirret hatte, wie ich an seinem Orte zeigen werde. Hätte ich gegen meine andern Uebereilungen eben so viel Verschonung bewiesen, wie bisher gegen diese, so würde mir die Verbesserung meiner eige-

nen Fehler itzt mehr zu schaffen machen, als der ganze Verfolg meines Sujets. Leute, die sonst mit ziemlicher Richtigkeit von dergleichen Materien raisonniren, fallen gemeiniglich durch ihre generellen Sätze in Irrtum. Die Sätze können, in dem Cirkel der Combinationen, die der Verfasser zur selbigen Zeit in seinem Kopfe hatte, wahr genug seyn: und können doch in jedem andern Falle falsch seyn. Ich schliesse hieraus, dass jeder von meinen Lesern, der mit seinen Combinationen weiter reichen kann, als ich mit den meinigen, auf jeder Seite meines Werks Stoff genug zum Kritisiren finden wird. Desto besser! denn eben durch solche Kritiken und Untersuchungen werden die besondern Zweige der menschlichen Kenntnisse zur scientifischen Gewissheit gebracht.

Je simpler ein Plan der Staatswirthschaft ist, desto leichter ist es, nach allgemeinen Regeln zu regieren. Je verwickelter aber der Plan wird, desto nöthiger ist es, dass ein Staatsmann Combinationen anstelle. Allein, wenn allmeine Regeln lange Zeit eingeführt gewesen sind, so gewinnen sie über die Gemüther des Volks ein solches Ansehen, dass die geringste Abweichung davon wie eine Ketzerey in Religionssachen betrachtet wird. Und wie selten ist ein Volk mit einem Regenten gesegnet, welcher Einsicht genug hat, einen, jeder Verbindung der Umstände angemessenen Plan zu erfinden; Geschicklichkeit genug, ihn dem Volke beliebt zu machen; und Macht genug, ihn auszuführen.

Es kann sich in einem Staat keine Veränderung zutragen, die nicht für eine oder andre Classe vortheilhaft wäre; und wenn das gemeine Beste erfordert, solchen Vortheilen eine Ende zu machen, so wird man allemal eine Menge Misvergnügte finden. Demnach sind die Umstände wohl zu überlegen, eh man sich in neue Administrationsplane einlässt. Ist aber ein solcher Plan einmal angenommen, so müssen die, welche ihn kritisiren wollen, von sich überzeugt seyn, dass sie gröffere Talente, und von allen Umständen bessere Nachricht haben, als der Urheber der Neuerung. Daher ist es nicht sonderlich gefährlich, eines Staatsmanns Meinung, wenn er solche von sich giebt, zu censiren: aber sehr gefährlich ist es, sein Verfahren zu tadeln, wenn man seine Beweggründe nicht kennt.

In den vorigen Capiteln haben wir die Natur und Folgen der Circulation, die Wirkung der Vermehrungen und Verminderungen der Capitalien, und

die

die Lehre des Herrn Hume von der Handlungsbalanz, durchgegangen. Die Deutlichkeit, mit welcher ſich dieſer Verfaſſer auszudrüken pflegt, macht ſeine Ideen ohne Mühe begreiflich; und wenn man einander recht verſteht, ſo hat gemeiniglich das Diſputiren bald ein Ende.

Um alſo die Natur der Handlungsbalanz zwiſchen Nationen meinen Leſern noch heller aufzuklären, will ich, da wir den Inhalt des vorigen Capitels noch in friſchem Gedächtnis haben, folgende Fragen unterſuchen.

Erſte Frage. Läſst ſich aus der bey einer Nation vorhandenen Quantität baaren Geldes ein richtiger Schluſs auf den Zuſtand ihrer Handlungsbalanz ziehen?

Ich antworte Nein. Es kann in einem Lande, gegen welches ſich die Handlungsbalanz ſchon ſeit vielen Jahren ungünſtig bewieſen hat, ein groſser Theil von allen Baarſchaften Europens befindlich ſeyn: und es kann in einem andern Lande, welches ſeit eben ſo vielen Jahren die Handlungsbalanz beſtändig zu ſeinem Vortheil gehabt hat, ſehr wenig Geld vorhanden ſeyn.

Es kann die Balanz in jedem Handlungsartikel eine Nation begünſtigen, die den ganzen Profit davon in auswärtigen Kriegen verſchwendet.

Es kann die Balanz in jedem Handlungsartikel zum Nachtheil eines Landes ausſchlagen, welches ſo viel Einkünfte hat, daſs jener Verluſt, den es leidet, reichlich erſetzt wird; entweder aus ſeinen Bergwerken, oder aus andern Ländern, die ihm zinsbar ſind, oder die ihm, wegen allerley politiſcher Rückſichten, willig Subſidien geben.

Auſſerdem giebt es noch andere Combinationen, welche ſich auf die Baarſchaften ſelbſt beziehen. Man kann ſagen, daſs das in einem Lande befindliche Geld entweder dem Lande *unbedingterweiſe* (abſolutely) zugehöre, wenn nämlich weder der Staat ſelbſt, noch Privatperſonen, etwas an die Fremden ſchuldig ſind: oder, daſs es ihm nur, *vermöge eines Darleihens* gehöre. Nun gehört zwar das Eigentum des Gelds, es mag geborgt ſeyn oder nicht, dem Lande zu: allein, der Unterſchied liegt darin, daſs, wenn es geborgt iſt, die Acquiſition der edlen Metalle das Nationalerbgut nicht vermehrt; das iſt, es wird durch ſolches Geld kein Reichtum erworben. Iſt es aber durch Indüſtrie verdient worden, ſo vermehrt es den reellen Werth des Landes, zufolge der im 26ten Capitel dargelegten Grundſätze.

Kann nicht alsdann eine Nation, wenn ſie gleich ſehr wenig Gold und Silber hat, eine Subſcription auf Millionen, gegen ſoviel proCent eröffnen?

Werden

Werden ihr nicht die Fremden leihen, wenn es ihre eigene Unterthanen nicht können? Kann sie nicht jährlich, wenn sie die Zinsen von dem geborgten Gelde abzahlt, und dabey in Ansehung ihrer Handlung in Unterbalanz steht, ihr baares Geld beständig verringern, und dennoch, durch neue Contracte, die Masse des circulirenden Werths unversehrt erhalten, ja sogar selbige bis zu einem solchen Grad vergrösern, dass sie zum Besitze einer grösern Quantität baaren Geldes gelangt, als irgend einer ihrer Nachbarn besitzt?

Ferner, kann man wol zweifeln, dass alle Nationen sich bestreben werden, ihr baares Geld, so viel sie dessen nicht zu ihrer eigenen Circulation bedürfen, in diesem Lande anzulegen, wo die Zinsen vom Gelde höher sind, als bey ihnen, und wo folglich die Grundstücke wohlfeiler sind? denn hier können sie entweder höhere Zinsen von ihrem Gelde bekommen, oder liegende Gründe ankaufen. Den Fremden die eigentümliche Acquisition liegender Gründe verwehren, heisst also im Grunde nichts anders, als die freiwillige Einbringung baaren Geldes verwehren. Ich läugne zwar nicht, dass es Leute geben mag, die manchmal dergleichen Kauf nur in der Absicht thun, um die Renten von den gekauften Gütern aus dem Lande heraus zu ziehen: aber was auch immerhin die Absicht des Käufers zur Zeit des Ankaufs seyn mag, so hat doch ein in gutem Stande befindliches Grundstück gemeiniglich die Wirkung, dass es über kurz oder lang seinen Eigener an sich zieht; und wenn dieses nicht geschieht, so pflegt es gemeiniglich bald an einen Andern veräussert zu werden.

Wäre demnach der Ankauf von Ländereyen durchgängig erlaubt; und wäre es überall eingeführt, dass Ländereyeigentum, wenn es sich bis auf einen gewissen Werth beliefe, ein Recht zur Naturalisation geben sollte: so ist kein Zweifel, dass grosse Summen in diejenigen Länder kommen würden, wo die Ländereyen am wohlfeilsten wären. Und da für diese Summen keine zur Exportation schickliche Waaren gegeben werden, so könnte das baare Geld solcher Länder eben sowol die Quantität verkaufter Ländereyen, als auch die Quantität aus dem Lande geführter Waaren, zu erkennen geben. Aus Mangel einer hinlänglichen Erweiterung dieser und vieler andern Combinationen, welche leicht auszufinden wären, ist Herr *Belloni* in seiner Abhandlung vom Commerz, Cap. I. Sect. 5. in verschiedene Irrtümer verfallen, da er die Exportation der Waaren eines besondern Landes aus der Quantität der daselbst befindlichen Baarschaften beurtheilen will. "Essendo

„Eſſendo adunque da ciò venuto,“ ſagt er, „che l'abondanza del „danaro, ovunque ſi ritrovi, ſignifica l'abondanza ſteſſa delle coſe, delle „quali egli è miſura: perciò divizioſi meritamente ſono ſtati detti quelli „uomini, e ricco altreſì quel regno, dove ſi ritrova gran copia di danaro. „Dal altro canto poi ſe ſi conſidera lo ſtato di un regno, ed il danaro che è „dentro di eſſo, tenendo ſempre ſalda l'eſſenza della moneta (che altro non „ſia che la miſura di coſe, e prezzo che viene in compenſo di mercanzie) „ovunque di eſſa vedraſi affluenza, ognuno ben vede, doverſi ſubito neceſ„ſariamente arguire un gran traffico di quel dominio, con eſito di merci, in „uſo degli eſteri; e all' incontro ovunque queſta venga a mancare, doverſene „indurre grande introito di merci, che ſieno ſubentrate nel luogo della mo„neta, e che l'abbiano fatta uſcire.“

Dieſe Folgerungen ſind nur in ſo fern richtig, in ſo fern Geld, als der Preis ein- oder ausgeführter Waaren, in ein Land einkommt, oder aus demſelben weggeht. Allein, wie viel Geld hat nicht Herr Belloni ſelbſt, aus England nach Rom gezogen, für eine Exportation, die in nichts anders als in Wechſelbriefen der Reiſenden beſtund?

Ferner, kann nicht ein Land, welches wirklich im Beſitz einer groſſen Menge Geldes in Gold und Silber iſt, dieſe Metalle zurücknehmen, und ſtatt derſelben eine ſymboliſche Münze circuliren laſſen? kann nicht alsdann eine Nation, ebenſowol als eine Privatperſon, jenes baare Geld in einer einträglichen auswärtigen Handlung anlegen, und täglich damit gewinnen? kann ſie nicht, nach einiger Zeit, ihr Capital wieder herausnehmen, indem ſie ihre Schulden eincaſſirt? Und kann ſie nicht auch ihr Papier wieder zurücknehmen, und doch noch eine hinzu erworbene Summe baaren Gelds in Caſſa behalten? Folglich muſs, ſo lang die Papiercirculation währt, die Handlungsbalanz einer Nation nicht aus dem Zuſtand ihrer Baarſchaft beurtheilt werden; weil man ſupponiren kann, daſs gerade zu der Zeit kein Schilling davon im Lande, ſondern all ihr Geld in fremden Händen ſey. Folglich kann die reichſte Nation in Europa in Anſehung circulirender Eſpecen die allerärmſte ſeyn.

„Die Schriften des Herrn *Gee*,“ (ſagt Herr *Hume* in ſeinem *political Diſcourſe upon the Balance of Trade*,) „ſetzten die ganze Nation in eine paniſche „Furcht, weil daſelbſt mit vielen Umſtänden demonſtrirt ſtund, es habe ſich

„die Balanz ſo ſehr von uns abgeneigt, und zwar für ſo beträchtliche Summen, „daſs in Zeit von fünf bis ſechs Jahren kein Schilling in England übrig ſeyn „werde. Doch gottlob! es ſind zwanzig Jahre ſeitdem verfloſſen; wir haben „die Laſt eines langwierigen und koſtbaren auswärtigen Krieges ertragen: und „nichts deſto weniger iſt, nach jedermanns Geſtändnis, vielleicht nie ſoviel „Geld in England geweſen, als itzt.“ Ich führe dieſe Stelle aus der franzöſiſchen Ueberſetzung an.

Herr *Gee* hatte freilich Unrecht, daſs er ſchloſs, die Handlungsbalanz werde die Wirkung haben, alles Geld aus dem Lande zu ſchaffen: Herr *Hume* hat ſich aber durch dieſen Irrtum verleiten laſſen, zu ſchlieſſen, daſs die Berechnungen des Herrn *Gee* falſch wären. Ich hab in dieſer Sache keine hinlängliche Facta, woraus ich urtheilen könnte; weis auch nicht, ob Herr *Gee* in Anſehung der von ihm abgehandelten Frage ein guter oder ſchlechter Richter geweſen ſey: indeſſen wird hoffentlich aus dem Angeführten erhellen, daſs der Münzzuſtand in England, zu der Zeit als Herr *Hume* ſchrieb, weder für ihn, noch für den Herrn *Gee*, etwas bewieſen habe.

Ein anders iſt, von der Handlungsbalanz urtheilen: und ein anders iſt, vom Reichtum einer Nation nach ihren Baarſchaften urtheilen. England kann ſeine Eſpecen durch ſeine Handlung ungemein vermehren, und durch ſeine Kriege ungemein vermindern; und vielleicht geſchieht ſolches in Facto. England kann auch zu gewiſſen Zeiten eine ihm nachtheilige Handlungsbalanz haben: und groſse Summen, die es auf auswärtige Kriege verwendet hat, können das Mittel ſeyn, ſich die Balanz aufs neue günſtig zu machen. Wenn dieſe Nation den Anfang machen ſollte, die Summen, die ſie Fremden ſchuldig iſt, mit baarem Geld auszuzahlen: möchte ſie nicht die Eſpecen, die ſie gegenwärtig beſitzt, in kurzer Zeit vermindern und vielleicht erſchöpfen? und gleichwol iſt noch niemand ärmer geworden, der ſeine Schulden bezahlt hat. Nichts iſt leichter, als baares Geld zu bekommen, wenn man ein ſolides Eigentum dafür verpfänden kann; und nichts kann ſchlechter ausgedacht ſeyn, als baares Geld von den Fremden verzinsbar aufzunehmen, wenn dieſe Fremden einen circulirenden Werth in Papiergeld erfinden können, um den ſoliden Werth vorzuſtellen, welcher, wegen des Darleihens ihrer Metalle, an ſie verpfändet werden muſs.

Man

Man könnte aber fragen: Wie geht es zu, daſs man eine Nation, wenn gleich die Handlungsbalanz noch ſo ſchlecht für ſie ausfällt, doch nie von allem baaren Geld entblöst findet? Und da wir erwieſen haben, daſs die Eſpecen eines Landes durch eine nachtheilige Handlung vermindert werden, durch welche Maximen wird ihrer völligen Zerſtreuung vorgebeugt?

Dieſe Frage iſt ſehr curiös, und giebt zu einer Menge neuer Ideen Anlaſs, die uns auf weitläuftige Speculationen führen werden, wenn wir auf das Buch vom Credit kommen. Hier werde ich ſie nur überhaupt unterſuchen, in der einzigen Abſicht, eine Anwendung von unſern Grundſätzen zu machen.

1. Gleichwie eine Privatperſon insgemein ſoviel Klugheit beſitzt, daſs ſie nicht leicht ihren letzten Schilling aus der Taſche giebt: alſo läſst ſich auch von einem ganzen Volke vermuthen, daſs eine ähnliche Klugheit daſſelbe antreiben werde, ſeine Handlung zu ſtopfen, eh es ſich völlig dadurch erſchöpfen kann. Die mehreſten Leute trinken Wein: es folgt aber daraus nicht, daſs ſie ſich alle beſaufen.

2. Nichts iſt verwickelter als die Handlungsbalanz, wenn man ſie zwiſchen vielerley Nationen betrachtet. Der allgemeine Reichtum circulirt von einer Nation zur andern; gleichwie das Geld, welches der Pachter ſeinem Gutsherrn giebt, zurückcirculirt, und wieder in die Hand des Pachters kommt. Unter dem Haufen Leute, durch deren Hände das Geld paſſirt, gehören Einige zur Claſſe der Luxuriöſen, andre zur Claſſe der Oekonomen. Jene ſtellen die Nationen vor, welche durch die Balanz verlieren: dieſe die, welche gewinnen. Aber diejenigen Nationen, die vor allen andern die indüſtriöſeſten ſind, und die, welche, wenn man bey ihrer Betrachtung von allen auſſerordentlichen Zufällen abſtrahirt, das Anſehen haben, als ob ſie den Reichtum aller andern Völker verſchlingen würden, ſind, ſobald ſich ſolche auſſerordentliche Zufälle ereignen, zu fürchterlichen Wiedererſtattungen verbunden. Z. E. wie viele Millionen hat nicht England, wegen ſeiner Kriege und Subſidien, dem veſten Land erſetzen müſſen! Es legt alſo einen Grund zu einer vortheilhaften Balanz auf viele mehrere Jahre; und dieſemnach ſehen wir die Balanz zu ſeinem Vortheil zurückkehren, gleichwie das Geld, welches der Staat innerhalb des Landes ausgiebt, am Ende des Jahrs wieder in die Schatzkammer zurückkommt.

3. Wie geht es aber zu, daſs noch niemals eine Nation ihren letzten Heller ausgegeben hat, wie doch manche Privatperſonen gethan haben? Ich antworte, daſs ich keineswegs glaube, es habe ſich dieſes noch nie zugetragen; ja, ich halte ſogar dafür, daſs nichts gewöhnlicher ſey, als eben dieſer Fall, nämlich wenn wir vorausſetzen, daſs durch den Reichtum eines Landes nichts anders gemeint werde, als die dem Land *abſolute* oder unbedingterweiſe zugehörige, nicht aber von andern Nationen geborgte Baarſchaft.

Ich habe oben geſagt, daſs eine durch Indüſtrie geſchehene Gelderwerbung den reellen Werth eines Landes eben ſo ſehr vermehre, als wenn die Grenzen deſſelben durch ein neu hinzugekommenes Stück Land wären erweitert worden. Warum ſollte nun nicht ein Volk ſein baares Geld ausgeben, und zugleich ſeine Ländereyen behalten können? Wenn ein junger Herr, dem ſein Vater anſehnliche Landgüter und zehntauſend Pfund an baarem Gelde hinterlaſſen, die zehntauſend Pfund durchgebracht hat, folgt wol daraus, daſs er keinen Schilling Geld habe? Wenn man die Sache aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, ſo wird man, meines Bedünkens, zugeben, daſs Doctor Swift's Einfall, daſs alles baare Geld in Irland in kurzer Zeit aus dem Lande gehen würde, wenn daſelbſt eine nachtheilige Handlungsbalanz entſtünde, ſo wunderlich nicht ſey, ſondern richtig eintreffen könne, wenn gleich zu ſolcher Zeit ſechsmal mehr Geld, als ſonſt, in Circulation wäre; eben ſo, wie jemand, der ſein Vermögen verſchwendet, gemeiniglich mehr baares Geld in Händen hat, als ſein Vater zu der Zeit hatte, da er es erwarb. Man laſſe Irland ſeine Schulden an England bezahlen, und dann ſein baares Geld nachrechnen. Man laſſe England ſeine Schulden an die ganze Welt bezahlen, und dann ſein Gold und Silber aufwiegen. Geſetzt, daſs beim Auffummiren der Rechnungen nicht Ein baarer Schilling in beiden Ländern übrig bliebe, würde dies beweiſen, daſs es um ſie geſchehen ſey? Keineswegs; denn *Münze iſt zwar einer von den Artikeln unſers Reichtums, kann aber nie der Maasſtab deſſelben ſeyn.*

Ich habe keine ſonderliche Kenntnis vom Zuſtand Irlands: wenn es aber wahr iſt, daſs ſich das Papiergeld in dieſem Lande täglich mehr anhäuft, ſo geſchieht es, denk ich, deswegen, weil daſelbſt das baare Geld täglich nach England exportirt wird, als der Ertrag von den Gütern ſolcher Irländer, die ſich in England aufhalten; und weil die Irländer, anſtatt dieſes Geld zurückzukaufen, um es zu ihrer eigenen Circulation zu gebrauchen, ihr Papiergeld, nach

Pro-

Proportion des Zuwachſes ihrer Indüſtrie vermehren, und nur ſoviel baares Geld kaufen, als ſie nöthig haben, das Saldo ihrer Handlungsbalanz zu zahlen. Nun ſtelle ich mir vor, daſs ſie das baare Geld, welches ſie kaufen, nicht deswegen nach Irland herüber bringen, um es wieder nach England zurückzuſenden, ſondern daſs ſie Kaufmannsgüter dahin ſchicken, die ſoviel werth ſind, als die engliſchen Kaufleute baar, oder in engliſchen Papieren, an die Gläubiger Irlands bezahlen, um an dieſe den Belauf der Intreſſen zu entrichten.

Zur noch beſſern Erläuterung einiger Grundſätze wollen wir den Fall ſetzen, daſs alle Ländereyen Irlands Engländern zugehörten, welche ſich in ihrem eigenen Lande aufhielten, und die ihnen gebührenden Einkünfte jährlich aus Irland zögen: was würde die Folge davon ſeyn? Solang dieſe Portion des Ländereyertrags, welche für Renten weggeht, (und welche, wie ich ſchon geſagt habe, den Fonds ausmacht, woraus für den Unterhalt der freyen Hände, die ſich ihre eigene Lebensmittel kaufen müſſen, geſorgt wird) durch die Irländer ſelbſt gekauft und conſumirt werden könnte, das iſt mit andern Worten, ſolang in Irland eine Nachfrage nach dieſer Portion Früchte wäre: ſo würde die Zahlung dafür entweder in klingender Münze geſchehen, wodurch ſich die Baarſchaft der Irländer vermindern würde, oder mit etwas anders, welches gegen baares Geld umgeſetzt werden könnte, das iſt, mit Producten ihrer Indüſtrie; und ſolchergeſtalt würde dieſe Portion, vermittelſt der Handlung, in die Hände der engliſchen Proprietairs kommen, es ſey nun an baarem Gelde, oder in einer andern Form, die ihnen anſtändig wäre.

Sobald die Nachfrage nach dieſer Portion Früchte ins Stecken geriethe, welches geſchehen würde, wenn es, um ſelbige einkaufen zu können, den Irländern entweder an Geld, oder an Indüſtrie fehlen ſollte: ſo würde der unverkauft gebliebene Reſt in natura nach England übergeſandt werden, oder, durch Handlungsgelegenheit, erſt unter andern Nationen (in geſalzenem Fleiſch, Butter, Unſchlit u. d. g.) circuliren, welche dann den Proprietairs der irländiſchen Ländereyen Gold und Silber dafür geben würden. Eine ſolche Verringerung der einheimiſchen Nachfrage nach Früchten des Landes würde die Entvölkerung Irlands nach ſich ziehen, weil diejenigen, die ſonſt dieſe Früchte zu verzehren pflegten, ſie nun nicht mehr verzehren, das iſt, ſie ſind entweder geſtorben, oder aus dem Lande gezogen.

Kurz, ein groſser Theil des völligen Werths eines Landes beſteht in ſeinen Producten und Manufacturen: aber es folgt nicht, wie Herr Belloni behauptet, daſs dieſe eben ſo nothwendig eine proportionirte Summe des in Europa vorhandenen Goldes und Silbers in daſſelbe Land ziehen, als eine Menge kleine Fiſche die Waſſervögel an ſich zieht, oder als das Almoſen die Armen.

Zweite Frage. Läſst ſich keine Regel ausfinden, nach welcher man die Balanz der Handlung aus dem Zuſtand des baaren Geldes beurtheilen, oder wenigſtens die Wirkung, welche dieſe Balanz auf die Vermehrung oder Verminderung der Maſſa der Reichtümer hat, verſpüren könnte?

Wenn man vorausſetzen dürfte, daſs das baare Geld unter den Nationen nie durch einen andern Weg circulirt hätte, als durch den Weg der Handlung, und durch Umſatz für exportable Waaren, ſo würde dieſes ſtatt einer Regel gelten können.

Bey Nationen, wo die Erde weder Gold noch Silber hervorbringt, und wo dieſe Metalle nur als ein Umſatz für ausgeſandte Werke der Indüſtrie ins Land gebracht werden, würde die ihnen vorteilhaft gewordene Balanz von der Zeit der Einführung des Geldes bis auf dieſen Tag, nach der Quantität des Geldes, welches ſie beſitzen, abgemeſſen werden. Hier hat Herr Belloni ganz Recht.

Ferner, die Conſumtion, die eine Nation während eines eben ſo langen Zeitraums gemacht hat, iſt gleich der Summe aller Naturproducten und Arbeit der Einwohner während ſelbiger Zeit, *minus* der Quantität ſolcher Naturproducten und Arbeit, die der wirklich vorhandenen Nationalbaarſchaft am Werthe gleich ſind oder geweſen ſind.

Hingegen bey Nationen, die ergiebige Gold- und Silbergruben haben, kann die ihnen nachtheilige Handlungsbalanz, von der Zeit an, da dieſe Metalle ein Gegenſtand ihrer Handlung geworden ſind, bis auf dieſen Tag, nach der aus dem Lande geführten Quantität derſelben geſchätzt werden.

Und ferner, die Conſumtion, welche ſolche Nationen in einem eben ſo langen Zeitraum machen, iſt gleich der ganzen Summe der Naturproducten und Arbeit der Einwohner während ſelbiger Zeit, *plus* der Quantität ſolcher Naturproducten und Arbeit, die der Quantität dieſer exportirten Metalle am Werthe gleich ſind oder geweſen ſind.

Dieſe

Dieſe Sätze ſind zwar viel zu generell, als daſs ſie für Grundſätze paſſiren könnten, weil nicht jede Erwerbung oder Veräuſſerung des baaren Geldes ein Handlungsgeſchäffte iſt: ſie können jedoch einſtweil zur Erläuterung der hier vorgetragenen Lehre gute Dienſte thun; auch wird man ſie in vielen andern Fällen ziemlich richtig befinden. Zum Exempel,

Wenn es wahr iſt, daſs anitzt bey irgend einer europäiſchen Nation juſt ſoviel Gold und Silber vorhanden iſt, als vor zehn Jahren daſelbſt vorhanden war; und wenn dieſe Nation, während dieſes Zeitraums, ohne von Ausländern zu borgen, einen koſtbaren Krieg ausgehalten hat, der ihr, ich will den Fall ſetzen, fünf Millionen gekoſtet hätte: ſo iſt ausgemacht, daſs während ſolcher Zeit die einheimiſche Conſumtion fünf Millionen weniger muſs gekoſtet haben, als die Summe der Naturproducten und der Werke des Fleiſſes der Einwohner werth geweſen iſt; und dieſe Summe der fünf Millionen muſs aus fremden Ländern gekommen ſeyn, als ein Umſatz für einen gleichen Werth von Producten und Arbeit, welche, nach Abzug der einheimiſchen Conſumtion, übrig geblieben waren.

Bey dieſer Suppoſition bleibt der Nationalreichtum (nämlich die edlen Metalle) eben ſo wie zuvor: nur die Balanz deſſelben hat ſich geändert. Wie dieſe Veränderung geſchehe, und was die Folgen davon ſeyn, kann durch eine Anwendung unſrer Grundſätze entdeckt werden.

Dritte Frage. Worin beſtund die Wirkung des Reichtums, ehe Handlung und Indüſtrie eingeführt wurden?

Ich kann meinen Leſern nicht genug empfehlen, den Unterſchied der Oekonomie zwiſchen den alten und neuern Zeiten zu vergleichen; denn ich finde, daſs man eine Menge neuer Lehren behauptet hat, die nie zum Vorſchein gekommen wären, wenn man jenen Unterſchied der Umſtände gehörig erwogen hätte. Ich habe mich bemühet, zu zeigen, daſs die Waarenpreiſe, zumal von höchſtnothwendigen Artikeln, wenig oder gar keinen Zuſammenhang mit der in einem Lande vorhandenen Geldquantität haben. Wer den Zuſtand der Circulation in verſchiedenen Zeitaltern nur einigermaſsen einſieht, wird dieſem Raiſonnement Beifall geben müſſen. Aber der allgemeine Geſchmack an der Verſchwendung, der in unſern Tagen ſo ſehr überhand nimmt, iſt Schuld daran, daſs die Leute anfangen, ſich einzubilden, Reichtum und Circulation wären einerley Ding, welcher Satz aber ſchlechterdings

gegen

gegen Vernunft und Erfahrung läuft. Eine mittelmäſſige Unterſuchung dieſer Materie nach verſchiedenen Zeitaltern wird ſie beſſer ins Licht ſetzen, als abſtracte Schlüſſe.

Ich bin noch zweifelhaft, ob die Bergwerke in Potoſi und Braſilien den Spaniern und Portugieſen in den letztern zweihundert Jahren einträglicher geweſen ſeyn, als die, nach Alexanders Tod, in Aſien, Griechenland und Egypten aufgehäuften Schätze den Römern, in den zweihundert Jahren, die auf die Niederlage des Perſeus und die Eroberung Macedoniens folgten.

Wenn ich die Schätze bedenke, deren alle Geſchichtſchreiber erwähnen, die von der durch die Römer geſchehenen Eroberung dieſer Königreiche geſchrieben haben: ſo glaube ich mich nicht weit von der Wahrheit zu entfernen, wenn ich die Schätze der frugalen Griechen mit den Gold- und Silbergruben der neuen Welt vergleiche.

Was hatte das Sammeln und Aufſchütten jener unermeſſlichen Schätze für eine Wirkung in Abſicht auf die Circulation? Gewiſs nicht die mindeſte Wirkung, ſie zu beſchleunigen. Wer nur die geringſte Kenntnis vom Altertum hat, wird nicht behaupten, daſs in ſelbigen Zeiten das circulirende Geld in eben ſo ſtarker Proportion zu den damaligen Schätzen geſtanden habe, als ſich das bey uns circulirende Geld gegen den Reichtum des wirthſchaftlichſten Fürſten in Europa verhält. Zweifelt jemand hieran, der leſe den Appianus, welcher ſagt, daſs die Nachfolger Alexanders, die jene unermeſsliche Reichtümer beſaſſen, überaus ökonomiſch gelebt haben. Ihre Schätze waren demnach, wie ich bereits angemerkt habe, ein reeller Zuwachs zum Werthe ihrer Königreiche, hatten aber nicht den mindeſten Einfluſs auf die Preiſe. Weil damals wenig Geld circulirte, ſo muſsten die Preiſe aller Sachen ſehr niedrig ſtehen, nicht wegen des groſſen Ueberfluſſes daran, ſondern wegen der ſchlechten Nachfrage. Zum Beweis hievon berufe ich mich auf das Exempel eines Landes, welches in einer Zeit von funfzig Jahren weit mehr an baarem Gelde beſaſs, als zu einer andern Zeit der ganze Werth des Landes, an Ländereyen, Häuſern, Sclaven, Kaufmannswaaren, Naturproducten, Mobilien und baarem Gelde, betrug. Herr Hume ſelbſt führt dieſes Exempel an; und ich wundre mich, daſs er nicht auf die natürliche Folgerung daraus verfallen iſt. Denn wenn das Geld, welches dies Land beſaſs, weit mehr wehrt war, als alles ſein übriges bewegliches und unbewegliches Eigentum: ſo konnte fürwahr das Geld

nicht

nicht als das Repraeſentativum ſeiner Indüſtrie, die einen ſo geringen Theil des Ganzen ausmachte, betrachtet werden. Athen beſaſs vor dem peloponneſiſchen Krieg einen Schatz von 10000 Talenten: funfzig Jahr hernach war ganz Athen, wenn man alle obenerwähnte Artikel zuſammen rechnete, keine 6000 Talente werth. (Siehe des Herrn Hume politiſche Diſcourſe über die Handlungsbalanz).

Jene Schätze gingen im Kriege auf, und waren zu keinem andern Zweck aufgehoben worden. Daher iſt meine im 22ten Capitel gemachte Anmerkung richtig, daſs nämlich der Krieg in den alten Zeiten eben die Wirkung gethan habe, welche in den neuern Zeiten die Indüſtrie thut. Er war das einzige Mittel, den Reichtum in Circulation zu bringen. Da nun der Friede eine allgemeine Stockung der Circulation verurſachte, ſo gewöhnten ſich die Leute wiederum zur alten Einfalt in ihren Sitten, und die Preiſe der Lebensmittel blieben auf dem vorigen Fus, weil ſich weder ein Zuwachs in den Begierden, noch eine ſtärkere Nachfrage nach unentbehrlichen Sachen hervorthat. Genug für dismal von dem Zuſtand des Reichtums in den Tagen der Frugalität.

Die Römer brachten alle dieſe Königreiche der Griechen unter ihre Gewalt, und zogen ihre Schätze nach Rom. Die Republik ging zu Grunde, und faſt zweyhundert Jahre hindurch ſaſs eine Reihe der verſchwenderiſchſten Prinzen auf dem römiſchen Thron. Die unermeſslichen Schätze wurden in Circulation gebracht; und ich muſs nunmehr eine Idee von den Wirkungen geben, die aus einer ſolchen Revolution entſtanden ſind.

Ich habe bereits im 28ten Capitel angemerkt, daſs, zufolge der groſſen Verſchwendung in ſelbigen Zeiten, die Preiſe überflüſſiger Dinge überaus hoch ſtiegen, nothwendige Artikel aber überaus wohlfeil waren. Dieſes iſt in Facto unſtreitig; und wer mehr hievon wiſſen will, der wird in des Herrn *Wallace* Diſſertation upon the Numbers of Mankind in ancient and modern Times, p. 132. 133. eine ſchätzbare Sammlung von Beiſpielen des Luxus, des Reichtums, wie auch der Simplicität der Alten, antreffen.

Was läſst ſich aber wol für eine Urſache angeben, warum die überflüſſigen Dinge ſo theuer, und die nothwendigen ſo wohlfeil bey den Alten geweſen ſind? Die Urſache erhellt zur Gnüge aus unſern dargelegten Grundſätzen. Die Geldcirculation hatte damals keine Aehnlichkeit mit der in den neuern Zeiten. Die Wege zum Glück waren Beſtechung, Betrug, Plackereyen,

reyen, Raub und Kargheit, nicht Handlung und Indüſtrie. Seneca brachte innerhalb 4 Jahren 2 Millionen und 400. 000 Pfund Sterling vor ſich. Ein Augur war 3 Millionen Sterling reich. Marcus Antonius war am 15 März 322916 Pfund Sterling ſchuldig; und bezahlte ſie noch vor dem 1. April. Eine ſolche Circulation kennen wir nicht. Jede Revolution war gewaltſam; die Mächtigen waren raubſüchtig und verſchwenderiſch; die Schwachen waren arm; und lebten in der gröſten Simplicität. Folglich waren die Gegenſtände der Begierden der Reichen unermeſslich theur, und die nothwendigen Bedürfniſſe für die Armen waren erſtaunlich-wohlfeil. Dieſes dient dem, was ich im 28ſten Capitel behauptet habe, zur Beſtätigung, daſs nämlich die Preiſe der Lebensmittel jederzeit mit den Vermögensumſtänden der zahlreichen Claſſen der Käufer im Verhältniſs ſtehen müſſen; daſs der Preis einer jeden Sache der darnach entſtandenen Nachfrage proportionirt ſeyn müſſe; und daſs in jedem Falle, da die Lieferung ſich natürlicherweiſe nach Proportion der Nachfrage vermehren kann, eine beſtimmte Proportion zwiſchen dem Preiſe ſolcher Artikel, und dem Preiſe der Subſiſtenzmittel Statt finden müſſe.

Nun finden wir in den Exempeln, die Herr Wallace angeführt hat, daſs diejenigen Dinge, die zu erſtaunlich-hohen Preiſen verkauft wurden, in lauter ſolchen Artikeln beſtanden, die nicht nach Proportion der Nachfrage vervielfältigt werden konnten. Hier iſt ein Verzeichnis derſelben. Groſse Eſel, die aus Spanien gebracht wurden, Pfauen, ſchöne Tauben, Meeräſchen, Lampreten, Pfirſirche, groſse Spargeln, Purpur, Wolle, Juwelen, Tapezereyen, veſtes Byſſinz, Sclaven, die in den feinern Künſten geübt waren, Gemählde, Bildſäulen, Bücher, und Belohnungen für die Lehrer der Wiſſenſchaften. Wenn man einen Blick auf dies Verzeichnis wirft, ſo kann man ſogleich ſehen, daſs der auſſerordentliche Preis von der Unmöglichkeit, die Lieferung nach Proportion der Nachfrage zu vermehren, müſſe hergekommen ſeyn, nicht aber vom Ueberfluſs des Geldes, welches keine Wirkung auf das Aufſchlagen der Preiſe der nothwendigen Lebensmittel hatte. Gleichermaſsen rührte der wohlfeilere Preis der letztern nicht von dem groſsen Ueberfluſſe her: ſondern weil der Preis in Proportion zum Vermögen der zahlreichen Armen bleiben muſste; und weil die Vermehrung des Reichtums der Reichen niemals ihre Conſumtion in irgend einem unentbehrlichen Artikel vergröſſern konnte. Wäre das römiſche Reich ordentlich und ruhig regiert worden, ſo würde der Geſchmack

ſchmack am Luxus, indem er das Geld deſto ſchneller in die Hände der zahlreichſten Volksclaſſen befördert hätte, mit der Zeit die Wirkung hervorgebracht haben, die Anzahl der Indüſtriöſen, durch Entvölkerung des platten Landes, zu vermehren, folglich die Nachfrage nach verkäuflichen Subſiſtenzmitteln zu verſtärken, folglich den Preis derſelben zu erhöhen. Und auf der andern Seite würde die angemeſſene Proportion zwiſchen geleiſteten Dienſten, und den Belohnungen, die das Publicum dafür gab, den andern Circulationszweig, der jene ungeheure Glücksgüter erzeugte, ich meyne Raub und Beſtechung, geſchwächet haben; und da die Indüſtrie eine ordentliche Aufmunterung erhalten hätte, ſo würde jeder Artikel einer auſſerordentlichen Nachfrage nach köſtlichen Gerichten, Vögeln, Fiſchen, Früchten &c. in hinlänglichem Vorrath geliefert worden, und folglich im Preiſe gefallen ſeyn. Aber in *den* Zeiten, wo entweder Deſpotiſmus oder Sclaverey das Erbtheil eines jeden war, der auf die Welt kam, dürfen wir uns keine Rechnung machen, ebendieſelben Grundſätze wirken zu ſehen, die in *den* Zeitaltern wirkten, wo Monarch und Bauer auf gleiche Weiſe frey geboren waren, den von ihren Voreltern ihnen hinterlaſſenen Vorrath zu genieſſen.

Ich komme nun näher zur Sache, und will einen ſehr merkwürdigen Unterſchied unterſuchen, der ſich zwiſchen der praktiſchen Oekonomie vor einigen hundert Jahren, und der Oekonomie gegenwärtiger Zeiten in Anſehung der Methode, Leute und Geld aufzubringen, zeiget.

Dieſe Veränderung iſt eine Folge der Handlung und Indüſtrie; und da bereits die Bahn von mir eröffnet worden iſt, andre Materien in dieſem Buche mit einzuführen, die ihre Exiſtenz gleichfalls jenen zwey Dingen zu danken haben: ſo wird es nicht undienlich ſeyn, in dieſem letzten Capitel die natürlichen Urſachen einer ſolchen Veränderung in der neuern Oekonomie darzulegen. Wenn man blos Wirkungen betrachtet, ohne die Urſachen zu ergründen, die ſie hervorbringen, ſo ſchilt man gemeiniglich auf eine unbeſonnene Weiſe auf das Glück, oder man verfällt auf eine thörichte Bewunderung deſſelben. Erſt alsdann, wenn wir den natürlichen Urſachen nachgeſpürt haben, gerathen wir auf das rechte Mittel, von der Natur eines jeden Misbrauchs und eines jeden Vortheils ein gründliches Urtheil zu fällen.

Der allgemeine Geſchmack, zur Ausbreitung der Indüſtrie etwas beyzutragen, nicht aber die Entdeckung von America, iſt das, was eine ſo gewal-

tige Menge Geldes in Circulation gebracht hat. Wir leſen, daſs in den alten Zeiten Schätze geweſen, die dem ſämmtlichen Reichtum des itzigen Europa ziemlich gleich zu kommen ſcheinen. Appianus, ſo wie ihn Herr Hume anführt, gedenkt eines Schatzes der Könige von Egypten, welcher beinahe 200 Millionen Pfund Sterling betrug; und er ſagt, daſs alle Nachfolger Alexanders beinahe eben ſo reich, insgeſammt aber eben ſo frugal geweſen wären. Die Frugalität kann alſo beim gröſsten Reichtum gar wohl beſtehen. Dieſemnach iſt der Reichtum von America nicht die Urſache der europäiſchen Verfeinerungen des Luxus geweſen: ſondern die Erweiterung der bürgerlichen Freiheit hat die Beſitzer der Schätze, wornach die Menſchen zu allen Zeiten lüſtern geweſen ſind, genöthigt, ihre Käſten aufzuſchlieſſen, um ſich die Dienſte derjenigen zu verſchaffen, die vorher einen Zweig des Eigentums der Reichen und Gewaltigen im Lande ausmachten. Dieſes hat den Grund zur Handlung und Indüſtrie gelegt.

Wie haben aber Handlung und Indüſtrie den Grund zu den Taxen und ſtehenden Armeen gelegt, die doch ſowol der Handlung als der Indüſtrie ſehr nachtheilig zu ſeyn ſcheinen?

Ich antworte kurz, daſs dieſe Revolution ſehr wenig Veränderung in den Dingen ſelbſt gemacht hat: aber in Anſehung der Ordnung der Dinge iſt der Unterſchied ſehr gros. Handlung und Indüſtrie können nicht blühen, wo es nicht methodiſch und regelmäſſig hergeht: Taxen und ſtehende Armeen ſind blos eine ſyſtematiſche Ausführung des alten Plans, um die Macht, Sicherheit und Unabhängigkeit der europäiſchen Nationen aufrecht zu erhalten.

Taxen ſind weiter nichts als die baare Bezahlung ſolcher Dienſte, die vormals in natura geleiſtet wurden.

Stehende Armeen ſind nöthig geworden, damit die reichen Schwelger, welche in ihrer Nachfrage nach den Dienſten der Armen unerſättlich ſind, mit allen ihren Lockungen auſſer Stande ſeyn mögen, auch die zur Vertheidigung des Staats nöthigen Hände in ihren Privatdienſt zu ziehen. Perſönliche Dienſte waren die Taxen der ehmaligen Zeiten. Niemand glaube, daſs je ein Staat ohne den Beitrag ſeiner Unterthanen habe ſubſiſtiren können. Aber ein noch authentiſcherer Beweis für dieſe Meinung iſt, daſs im Jahr 1243, als Carl der Siebente in den langwierigen Krieg mit den Königen von England verwickelt war, die ihm die Oberherrſchafft über Frankreich ſtreitig machen wollten, die

Dienſte

Dienſte der Vaſallen von Frankreich (laut des Edicts von Saumur vom 12ten September) förmlich in eine beſtändige Steur (Taille) verwandelt wurden; und dieſes kann man als die Grundlegung der regulairen Kriegsmacht der franzöſiſchen Nation betrachten. Niemand fiel in ſelbigen Zeiten auf die Muthmaſſung, daſs eine ſolche Auflage die Unterthanen drücken, oder ungerecht ſeyn könne; und wenn diejenigen, welche ihr unterworfen bleiben, anitzt unter der Bedrückung zu ſeyn ſcheinen, ſo ſcheint es blos deswegen ſo, weil ſie in ihrer alten Situation fortfahren. Perſönliche Dienſte ſind unter allen Auflagen die ſchwerſten.

Vierte Frage. Warum ſind denn alſo die Taxen allerwärts ſo ſehr verſchryen? warum ſcheinen ſie eine ſo neue Erfindung zu ſeyn? und warum ſchmeicheln ſich die Leute mit der Vorſtellung, daſs eine Möglichkeit vorhanden ſey, einer ſo allgemeinen Unterdrückung ein Ende zu machen? Ich antworte: Weil die Leute gemeiniglich auf Worte, und nicht auf Dinge, Acht geben. Vormals lebten die mehreſten Einwohner von ihren Ländereyen, und waren an perſönliche Dienſte gebunden. Dieſe Art von Auflage war gewöhnlich, allgemein und gleichmäſſig; jede Claſſe des Volks war zu Dienſten verpflichtet, die ihrem Rang im Staate angemeſſen waren. Die Anzahl ſolcher Indüſtriöſen, die ganz und gar von den Ländereyen unabhängig lebten, und nicht der Privilegien der Städte und Zünfte genoſſen, war ſo gering, daſs ſie keinen Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit ausmachten. Ferner, man wuſste damals von keinen andern als ſolchen Privilegien, die eine Folge des Landeigentums waren; folglich waren jene unabhängige Leute gewiſſermaſſen ohne Protection, ſie waren niemands Vaſallen; folglich hatten ſie niemand, der ſich ihrer annahm; folglich waren ſie der Raub eines Jeden, der Macht hatte; und niemand bekümmerte ſich darum, einen reichen Kerl, der viel Geld zuſammengeſcharrt hatte, und nichts dafür zu thun ſchien, von einem Baron, der ſich im Dienſte ſeines Landes zeigte, ausgeplündert zu ſehen. Wir finden in der Geſchichte der Kreuzzüge, daſs alle dergleichen Geldſammler äuſſerſt verhaſst geweſen ſind. Dieſe waren das, was wir itzt Handelsleute nennen; vornemlich aus Haſs gegen ſie wurde das Geldausleihen auf Zinſen für unchriſtlich erklärt, weil damals die Kaufleute und Geldausleiher hauptſächtlich aus Juden beſtanden.

Als im Anfang des 16ten Jahrhunderts die Fürſten anfiengen, einen Geſchmack an der Pracht zu gewinnen, in ihren eigenen Ländern aber faſt keinen von ihren Unterthanen antrafen, der da fähig geweſen wäre, zur Befriedigung ihres Geſchmacks etwas beizutragen: ſo pflegten ſie nach Flandern oder Venedig zu ſchicken, welche zur ſelbigen Zeit die gröſsten Handlungsſtaaten in allerley Manufacturwaaren vorſtellten. Dieſes iſt die Quelle der auswärtigen Handlung in Europa. Als dieſe zween Staaten den groſſen Vortheil merkten, der ihnen aus dem neuern Geſchmack an der Verſchwendung zufloſs, ſo gaben ſie den fleiſſigen Künſtlern groſſe Ermunterungen. Hätten ſie ſelbige gleich anfangs mit hohen Taxen belegt, ſo würden ſie dadurch Alles ruinirt haben. Die Indüſtrie wurde alſo gleich Anfangs aufgemuntert, und faſt mit gar keiner Auflage beſchwert. Dieſes reimt ſich vollkommen zu unſrer Lehre. Einige Fürſten, welche die tägliche Verringerung ihres Reichtums merkten, beſtrebten ſich, durch ein Verbot dieſer ſchädlichen Handlung die alte Simplicität wieder herzuſtellen: Andre hingegen, z. E. Franz der Erſte von Frankreich, und Heinrich der Achte von England, bemühten ſich ſo viel als möglich, die Indüſtrie in ihren eigenen Staaten floriſſant zu machen. Zu dem Ende wurden den Künſtlern groſse Privilegien bewilliget; daher ſich ihre Zahl täglich vermehrte. Allein, dieſe Revolution entblöste natürlicherweiſe das platte Land von Einwohnern, und verringerte hiedurch die Anzahl der *ſteuerbaren* Leute, wie z. E. in Frankreich, wo die Perſonaldienſte bereits aufgehört hatten. Den weitern Fortgang hievon will ich nicht umſtändlich beſchreiben; ſondern ſogleich auf die Periode der um ſich greifenden Taxation kommen. Als die Indüſtrie ſchon ziemlich im Schwunge war, und die Nationen angefangen hatten, mit den Producten ihres eigenen Bodens, die ihre eigene fleiſſige Unterthanen auf tauſenderley verſchiedene Geſtalt verarbeitet hatten, wohl gekleidet zu ſeyn: ſo wurden die Fürſten bald gewahr, daſs ihre Schätze wegſchmelzten, und ſahen deutlich, daſs ohne eine Methode, das Geld von dieſer neuen Claſſe Einwohner zurückzuholen, der ganze Reichtum des Staats am Ende bey dieſen Leuten zuſammenflieſsen würde: aber das Mittel, zu Gelde zu kommen, war überaus ſchwer. Die Proprietairs der baaren Reichtümer hatten kein dagegen proportionirtes ſolides Eigentum in Grundſtücken; und zu ihrem Gelde war nicht zu gelangen. Einige brauchten Gewalt: andre Betrug; beiderley Mittel brachten die ſchlimmſten Wirkungen hervor.

hervor. Die Gewaltthätigkeit war der Indüſtrie tödtlich, und verſetzte die Indüſtriöſen in elende Umſtände; denn wir haben ſchon bemerket, daſs die einzige Reſſource für Einwohner, die gar keine Feldgüter mehr haben, die Indüſtrie iſt: wenn hingegen einem Bauren ſein Geld noch ſo oft geſtolen wird: ſo hat er noch immer das Grundſtück, das ihn unterhalten kann. Die Betrüger verführten und verderbten die Groſsen; die Miniſters der Fürſten wurden das Schrecken eines jeden, der Geld hatte; ſie bereicherten ſich, indem ſie ſich gütliche Verträge gefallen lieſſen; und der Staat blieb beſtändig im Bedürfnis. Endlich fand der Entwurf proportionirlicher Taxen Platz: zu dieſem Ende aber war es nöthig, die Einwilligung des ganzen Staats zu erlangen; denn keines Fürſten Macht erſtreckte ſich ſo weit; und damals war die Zeit noch nicht erſchienen, wo die Fürſten im Stande waren, ihre Vorrechte zu erweitern. Solche Auflagen wurden alſo zuerſt in Republiken und vermiſchten Regierungsformen eingeführt. Bey Monarchien gieng es mit ihrer Einführung ſchwerer her, weil die Groſsen ebenſowol dadurch mitgenommen wurden, als die Geringern. Als aber langwierige und koſtbare Kriege es zur Nothwendigkeit machten, Geld herbeizuſchaffen, alsdann erfolgte erſt die Beiſtimmung zu den Taxen; und der Fürſt, der nicht Macht genug hatte, ſie *einzuführen*, fand doch leicht ein Mittel, ſie im *Gange zu erhalten*, wenn ſie bereits eingeführt waren.

Aus dieſen Progreſſen können wir leicht die Urſach entdecken, warum die Taxen in einem ſo üblen Rufe ſind. Das Syſtem ſcheint neu zu ſeyn, weil wir uns beinahe doppelter Auflagen erinnern, und wahrnehmen, wie ſolche täglich noch mehr um ſich greifen: allein, wir bedenken nie die Veränderung der Umſtände, und geben ſelten auf die Folgen derjenigen neuen Art der Circulation Acht, welche zwiſchen dem Publico, und denen, die in ſeinen Dienſten ſtehen, geführt wird. Der Staat bezahlt anitzt für jeden ihm geleiſteten Dienſt, weil ihn das Volk zu dieſem Behuf mit Geld verſorgt.

Wenn alſo heutzutage dem Staatscörper aus tauſend Adern Blut gelaſſen wird: ſo empfängt er es durch gerade eben ſo viele Einſaug-Gefäſse (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) wieder zurück. Aus dieſem Umſtand ſchlieſſe ich, daſs die Taxen niemals aufhören werden, ſolange dieſes Syſtem der Staatswirthſchaft die Oberhand behält. Wir haben noch kein Beiſpiel geſehen, daſs ein Staat die Taxen abgeſchafft hätte, obgleich in der That mancher-

eherley Vorſchläge desfalls geſchehen ſind. Um aber bey meinem Gleichnis zu bleiben, ſo kann ich behaupten, daſs wenn alle die Adern, woraus das Blut flieſst, zugebunden würden, alle Saugröhrchen, die aus dem zurückflieſſenden Blute ihre Nahrung ziehen, erſterben müſsten. Doch mehr hievon an einer gelegnern Stelle.

Fünfte Frage. Warum ſind Kriegsheere, die beſtändig auf den Beinen gehalten werden *(ſtanding armies)*, eine Folge der Handlung und Indüſtrie?

Erſtlich, man bedient ſich der Kriegsheere in der Abſicht, Offenſiv- und Defenſivkriege damit zu führen. Dies iſt von je her der Zweck dieſer Einrichtung geweſen, iſt es noch, und wird es künftig ſeyn. Solange die Menſchen fortfahren, einander zu bekriegen, werden die Armeen auf die eine oder andre Art unentbehrlich ſeyn.

Man hat in allen Zeitaltern den Nutzen reguſairer Kriegsheere eingeſehen. Gleichwol finden wir, daſs ſelbige in manchen Jahrhunderten aufgehoben zu ſeyn ſchienen, das iſt, wir leſen weder von Legionen, noch von Regimentern, noch von Truppencorps, welche in Friedenszeiten wären beibehalten und in Waffen geübt worden, wie die Gewohnheit war, ſolange das römiſche Reich fortdauerte. Und nun, ſeitdem die Handlung eingeführt iſt, ſehen wir, daſs die alte militariſche Oekonomie der Römer aufs neue erwacht iſt. Laſſet uns demnach eine Anwendung von unſern Grundſätzen machen, um auch den Grund dieſer Revolution zu entdecken.

Solang ſich die Herrſchaft der Römer erhielt, floſs eine ungeheure Menge Geldes in die Schatzkammern des Staats: aber mehr vom Raube, als von Taxen. Folglich war es nicht ſchwer, anſehnliche Corps regulairer Truppen auf den Beinen zu halten.

Mit dieſen bezwangen die Römer die Welt, das iſt, alle damals bekannte geſittete Nationen, die Carthaginenſer, Griechen und aſiatiſchen Völker. Hätten ſie ſich hieran begnügt, ſo ſtünde vielleicht ihr Reich noch itzt; denn Völker, welche reich, dem Luxus ergeben, und geſittet ſind, pflegen auch friedfertig zu ſeyn. Aber nichts konnte ihre Ehrſucht befriedigen; ſie eroberten Gallien, und erſtrekten die Grenze ihres Reichs von der Straſse von Gibraltar an, bis an die Mündung des Rheins. Alles war auf dieſer Seite friedlich geſinnt, und in zwey bis dreihundert Jahren hatte ſowol Spanien als Gallien die Denkungsart, die Sprache und die Sitten des römiſchen Volks angenom-

nommen. Als ſie aber über den Rhein, die Donau und den Euphrat giengen, fanden ſie Völker, die minder geſittet, und ihnen faſt noch nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Ihre Feinde flohen vor ihnen, und lieſſen ihnen Länder zurück, die kaum des Beſitzes werth waren. Dies war für ihre Eroberungen die allergröſste Hindernis. Indem ſie fortfuhren, dergleichen Völker zu bekriegen, war die Partie ſehr ungleich. Dieſe Nationen konnten Alles gewinnen, und hatten nichts zu verlieren: die Römer hatten Alles zu verlieren, und nichts zu gewinnen. Dieſe Kriege wurden fortgeſetzt, bis die Barbaren die römiſche Diſciplin erlernten, und gute Krieger wurden. Dies war der vortheilhafteſte Handel für ſie, und das einzige Mittel zu ihrer Sicherheit. Daſs dieſes wirklich der Plan ihrer Oekonomie geweſen ſey, erhellet klar aus der Regierungsform, die ſie überall einführten. Wo jeder freye Mann ein Soldat war, da gab es keine Gelegenheit zu einer regulairen Miliz.

Die Menſchen werden mehr durch Vorurtheil, als durch Vernunft regiert. Dieſem Umſtand ſchreibe ich die plötzliche Veränderung in der Regierung Europens zu. Anſtatt Eines Menſchen, der die Welt regierte, wie ſolches von den römiſchen Kaiſern geſchah, wurde es, vermöge der neuen Denkungsart, zur Gewohnheit, daſs alle Soldaten einander gleich waren, und ein König war nichts weiter, als *primus inter pares*. Die ſchnelle Revolution hatte die Wirkung, Alles übern Haufen zu werfen. Wiſſenſchaften, Indüſtrie, Staatskunſt, Alles gieng zu Trümmern. *Eine Barbarey in einer Reihe von hundert Jahren zernichtet alle löbliche Anſtalten von tauſend Jahrhunderten.* Dieſen Zeitpunct müſſen wir als das Datum annehmen, da die ſtehenden Armeen aufhörten. Ein mächtiger Fürſt, ſo wie Carl der Groſſe, den ein höherer Geiſt beſeelte, und der ſich die Welt zu eigen machte, konnte, ſolang er lebte, die alte Oekonomie veſtſetzen. Aber die allgemeine Errichtung einer lehensmäſſigen Regierungsform, welche, ob ſie gleich allenthalben die Spuren der Barbarey verrieth, doch ohne Zweifel zur Beibehaltung eines groſsen Reichs die beſte war, führte, nachdem ſich die ſchwache Denkungsart der Thronfolger dieſes Prinzen hinzugeſellet, eine neue Regierungsform ein, die zwar minder barbariſch als die vorige war, ſich aber mit einer zahlreichen ſtehenden Miliz eben ſo gut vertrug. Jeder Baron wurde ein Souverain, und ſeine Vaſallen waren zur Uebung in den Waffen auferzogen. Da ſie ſich aber genöthigt ſahen, um ihres Unterhalts willen eben ſowol den

Pflug, als die Waffen zu handhaben: ſo wurden die Kriege ſo geführt, daſs ſelbige zugleich mit dem Betriebe des Ackerbaus beſtehen konnten. Gewiſſe Monate des Jahrs wurden zum Kriegführen, die übrigen zu friedlichen Beſchäfftigungen verwandt. Dieſes war leicht ins Werk zu richten; der Krieg war beſtändig vor der Thür; ein Feldzug war in Einer Woche geendigt, weil eines jeden nächſter Nachbar gemeiniglich ſein ſchlimmſter Feind war.

Europa blieb einige Jahrhunderte hindurch in dieſem allgemeinen Zuſtand der Verwirrung. Die Fürſten waren, während dieſer Periode, in ihrer Autorität überaus dependent; und wenn eine Nation das Glück hatte, unter einem Regenten zu ſtehen, der die Kunſt verſtand, ſeine Unterthanen in der Eintracht zu erhalten, ſo wurde dieſer Fürſt ſo fürchterlich, daſs es keine Möglichkeit war, ihm zu widerſtehen. In ſelbigen Zeiten hielt es ſchwer, ſich eine Idee von einer Balanz der Macht zu formiren, weil keine Regel vorhanden war, wornach ſich die Macht der Nation beſtimmen lieſs. Unter den Otho's drohete Deutſchland Italien mit Ketten; unter Edward und Heinrich ſchien England auf der Bahn zu ſeyn, ganz Frankreich zu ſeiner Monarchie hinzuzufügen; Ferdinandus Katholikus legte den Grund zu Spaniens Gröſſe, und ſeine Nachfolger trachteten ſchon eine Univerſalmonarchie über ganz Europa auszuhecken. In unſern Tagen läſst ſich, ohne einen vorhergehenden allgemeinen Vertrag zwiſchen allen europäiſchen Mächten, nicht einmal eine kleine Provinz, nicht einmal eine beträchtliche Stadt, durch Eroberung behaupten; und diejenigen, die eine Kenntnis auswärtiger Staaten beſitzen, können in einer Minute die Macht eines Fürſten aus der Anzahl der Truppen berechnen, die er im Stand iſt zu unterhalten; nichts iſt leichter, als den Kriegsſtaat der ſämmtlichen europäiſchen Mächte auf ein Blatt Papier zu entwerfen. Ein Fürſt darf ja kaum ſeine Compagnien durchgehends mit einem Mann verſtärken, ſo weis es ſogleich alle Welt. Wenn ich den Umfang des Credits der Fürſten, und die Talente ihrer Generals und Räthe ausnehme, ſo ſind alle andre Umſtände, die ihre Macht betreffen, zu Gegenſtänden einer ganz leichten Berechnung geworden. Daher iſt die Balanz der Macht, ein in vorigen Zeiten ſo unbekanntes Ding, in unſern Tagen etwas ganz Bekanntes. Genug für itzt von der Sache, wie ſie ſich in facto verhält. Nunmehr wollen wir unterſuchen, warum *Handlung* und *Induſtrie* ein ſo regelmäſſiges Kriegsſyſtem veranlaſſet haben.

Die

Die Urſach iſt, weil in einem Staat, wo jene eingeführt ſind, Alles regelmäſſig eingerichtet ſeyn muſs, auſſerdem Alles zu Grunde gehen muſs. Die Unterhaltung groſser Kriegsheere iſt ein Ueberbleibſel von jenem unruhigen Geiſte, der ſo viele Jahrhunderte unter den Königen herrſchte. In allen Schriften, von den Büchern Moſis an bis auf die heutigen Zeitungsblätter, findet man kriegeriſche Geſinnungen. Ein Kind kann nicht leſen lernen, ohne einen Funken vom Kriegsfeuer zu fangen. Da indeſſen aus der Betrachtung der Totalveränderung in der Denkungsart der europäiſchen Völker augenſcheinlich erhellet, daſs der Krieg nicht mit der Wohlfahrt eines heutigen Staats beſtehen kann, ſo laſſe ich zuweilen meiner Einbildungskraft ſo viel Raum, daſs ich faſt glaube, die Zeit ſey nicht weit entfernt, da kein Krieg mehr Statt finden werde. Es giebt zwar keine untrügliche politiſche Wahrſagerkunſt Ein allgemeiner Friede iſt eine zufällige Folge, die durch tauſenderley ungefährе Begebenheiten hintertrieben werden kann. Der ganze Plan der heutigen Staatskunſt kann umgeſtoſsen werden, ehe die Fürſten entdecken lernen, daſs ihr eigener Vortheil erfodere, ſich ruhig zu verhalten. Die Ehrſucht eines einzigen Fürſten macht, daſs die andern alle die Waffen ergreifen. Der Geldmangel iſt es, der die Friedenscongreſſe veranlaſst, nicht um Frieden zu machen, ſondern damit die Parteyen einige Jahre ausruhen und neue Kräfte ſammeln können.

Dieſemnach kann man nicht ſagen, daſs Handlung und Indüſtrie die ſtehenden Armeen hervorgebracht haben, ſondern nur, daſs ohne Handlung und Indüſtrie kein europäiſcher Krieg in unſern Zeiten möglich wäre. Die Ehrſucht der Fürſten, ihre Herrſchaft weiter auszubreiten, auch zuweilen ihr Commerz zu erweitern, iſt das, was zum Kriege Gelegenheit giebt. Wir ſehen täglich, wie ſchwer es wird, Truppen zu dieſem Behuf mit allem Benöthigten zu verſorgen; und zwar aus keiner andern Urſache ſo ſehr, als wegen der Progreſſen der Handlung und Indüſtrie. Diejenigen, welche Geld haben, können nicht die Leute haben: und die, welche die Leute haben, können nicht das Geld haben. Sehen wir nicht, wie die gröſste Monarchie in Europa, der Fürſt, der die meiſten Millionen Unterthanen hat, den Rang der Macht, den er ſich ſelbſt vorgeſchrieben hat (nämlich das zum Kriege politiſch-Benöthigte für ihn) nicht behaupten kann, wofern er nicht, ſelbſt in den ruhigſten Friedenszeiten, und nach der ſtärkſten Truppenreduction,

welche nur immer mit der Sicherheit des Landes bestehen kann, eine Anzahl von mehr als 30000 Mann fremder Truppen unterhält? Diese kosten weit mehr als Nationaltruppen; tapfere Männer aber sind in allen Ländern einander gleich. Die einzige Ursach also, eine so grosse Anzahl fremder Truppen zu halten, ist diese, dass man, wenn es die Gelegenheit erfodert, ohne viele Mühe sogleich mehrere Leute bey der Hand habe; nicht aber, um die Unterthanen, welche zu Kriegsdiensten willig sind, zu sparen, sondern den Feldbau und die Industrie zu schonen, wenn der überflüssige Vorrath von Beiden sich verringert hat, damit diejenige Anzahl Truppen, die, nach der Erfahrung, solchem Vorrath proportionirt befunden wird, jederzeit completirt werden könne.

Aus dieser kurzen Vorstellung der Sache lasse man mich einen Grundsatz ziehen. Da, nach dem gegenwärtigen System Europens, jeder Staat eine gewisse Anzahl Kriegsmänner zu seiner Vertheidigung nöthig hat, so muss ein Staatsmann sich vor allen Dingen Mühe geben, zu entdecken, wie hoch sich die Anzahl derjenigen von seinen Unterthanen belaufen möge, denen das Soldatenleben lieber ist, als ein Handwerk. Findet er eine grösere Anzahl also gesinnter Unterthanen, als er zur Recrutirung der Armee bedarf, so findet er hier einen guten Grund, den Sold zu verringern, bis die Werbung in ein Ebenmaas mit der verlangten Anzahl kommt. Wenn hingegen die Anzahl der sich anbietenden Volontairs nicht an die benöthigte Anzahl hinreicht: so muss er den Zustand der Balanz zwischen Arbeit und Nachfrage untersuchen, ehe er seinen Unterthanen weitere Aufmunterungen zum Soldatenleben geben kann. Wenn er jene Balanz im Gleichgewicht findet, so muss er Sorge tragen, den Sold der Soldaten nicht so hoch steigen zu lassen, dass Leute von der niedrigsten Classe einer einträglichen Industrie, aus Lust zu diesem Solde, ihr Handwerk verlassen.

Was sind denn also für Maasregeln zu ergreifen? Ich antworte: Zweyerley. Entweder man muss fremde Truppen in Sold nehmen, wie viele Staaten thun; und schon deswegen, weil sie es thun, denke ich, dass sie ihre guten Ursachen dazu haben. Ich würde aber doch einen andern Weg einschlagen. Dieser wäre, dass man eine neue Classe Einwohner errichtete, aus welcher allemal die Armee ergänzt werden müsste, nach dem oben dargelegten Grundsatze, dass derjenige, der Brod und Nahrung schafft, so viele Leute halten und füttern kann, als ihm beliebt.

Ich

Ich würde daher den Militairſold auf einen ſolchen Fus beſtimmen, daſs er dem gewöhnlichen Profit, der aus einem nützlichen Gewerb entſpringt, nicht völlig gleich käme; und alsdann einen jeden zum Soldaten aufnehmen, der ſich freiwillig dazu anböte. Um dieſe Claſſe zu vermehren, würde ich alle Kinder männlichen Geſchlechts, die entweder Fündlinge wären, oder von ihren Eltern ſelbſt zu ſolchem Ende gebracht würden, darein aufnehmen. Dieſe Kinder müſsten zu jeder Art Arbeit, deren der Staat bedarf, auferzogen, und ihre Anzahl bis auf 20 pr. C. über diejenige, die man zur Zeit des hitzigſten Kriegs nöthig erachten möchte, getrieben werden. Aus dieſer Claſſe allein wären die Truppen, die man beſtändig hält, zu recrutiren; und diejenigen darunter, die man nicht zu Soldaten nöthig hat, könnten zu andern öffentlichen Arbeiten bey Arſenalen, Schiffswerften, Wegebeſſerungen, Bauhöfen u.d.g. gebraucht werden. Mittelſt einer gehörigen Vorſorge für die Kinder dieſer ganzen Claſſe würden ſie auf eine ſo groſse Anzahl gebracht werden können, als nur immer der Staat zu ſeinen Dienſten bedürfen mag. Es würde ſich hiedurch die nämliche Denkungsart erhalten; man könnte ſie wechſelsweiſe zu den Kriegsdienſten und militairiſchen Uebungen anhalten; ſo würden ſie insgeſammt diſciplinirt werden. Dieſer Plan iſt in mancherley Fällen erſprieslich, und veranlaſst eine beſſere Eintheilung der Einwohner; die Ausübung geſchieht ſtuffenweiſe, und führt alſo keine plötzliche Veränderung mit ſich. Er taugt aber nur für einen ſolchen Staat, der die Anzahl ſeiner Einwohner vermehren kann, ohne die Lebensmittel für dieſelben aus fremden Ländern zu ſuchen. Auf dieſe Weiſe werden das Landvolk und die Handwerksleute geſchont, und man hat für alle Ueberzähligen in jeder Claſſe immer einen Ausweg bey der Hand.

Im fünften Buche werde ich dieſe Materie noch einmal vornehmen, wenn ich auf die Anwendung des Belaufs der Taxen kommen werde. Hier hat ſie nur deswegen einen Platz gefunden, weil wir die Unterhaltung einer Nationalkriegsmacht mit zu den Gegenſtänden der Aufmerkſamkeit derjenigen Staatsmänner gezählt haben, die über reiche und luxuriöſe Nationen herrſchen, welche ihrer auswärtigen Handlung verluſtig geworden ſind.

Sechſte Frage. Nach welchen Grundſätzen läſst ſich die relative Macht der Nationen ſchätzen?

Wenn man hier nicht gleich anfangs einige Einſchränkungen macht, ſo kann keine Frage ſchwerer aufzulöſen ſeyn, als dieſe. Daher müſſen wir ſie

nur insofern untersuchen, als sie unter dem Einfluss gewisser Grundsätze steht. Es ist eben so unmöglich, die wirkliche Macht einer Nation zu schätzen, als die Kraft einer beträchtlichen Menge Schiesspulvers; und dies aus einerley Ursache. Die Nation kann nicht alle ihre Macht auf einmal äussern, eben so wenig als sich alles aufgeschüttete Pulver auf einmal entzünden kann; und die allmäligen Bestrebungen einer kleinen Macht sind zusammengenommen niemals in eben dem Grade wirksam, wie der aus der Hand einer grosen Macht erfolgende augenblickliche Stos. Je nachdem also die Denkungsart der Individuorum die Richtung bekommen hat, sich mit den öffentlichen Maasregeln zu vereinigen, je nachdem wird ein Volk mächtig; und da ich kein Principium kenne, das vermögend wäre, solche Gemüthsneigungen zu reguliren, so müssen wir selbige ganz aus der Frage weglassen, und die Macht der Nationen nur nach der Quantität Leute und Geldes abmessen, worüber der Staatsmann, zufolge der von ihm eingerichteten Oekonomie, frey zu disponiren hat. Man lasse mich also zwo Nationen voraussetzen, die vollkommen einerley Anzahl Einwohner und einerley Gewicht Goldes und Silbers, und dabey einerley Kriegsgeist und Kriegszucht hätten. Aus dem, was ich vorhin angeführt habe, müssen wir bestimmen, dass diejenige Nation die stärkste sey, die, *ohne die Oekonomie ihres Staats zu verwirren*, die gröste Anzahl Soldaten aufbringen, und die grösten Summen in ihren öffentlichen Schatz ziehen kann.

Wenn man einmal die Anzahl der Einwohner weis, so muss man sich hierauf forderſamst die Natur der Landesproducten bekannt machen, ob solche grösstentheils in Korn, oder Wein, oder Wieswachs bestehen. Je besser der Boden angebaut ist, und je reichlicher jährlich die Erndte ausfällt, desto weniger freye Arbeiter wird das Land, im Verhältnis zur ganzen Anzahl seiner Einwohner, ernähren. Diese Berechnung muss also nach den im 8ten Capitel des I. Buchs dargelegten Grundsätzen angestellt werden.

Wenn man einmal die Anzahl der freyen Hände erfahren hat, so muss man hierauf den Zustand des Luxus untersuchen. Mit Recht sagt man vom Luxus, dass er eine Nation weibisch mache, weil die grose Menge Hände, die beschäfftigt sind, den Reichen die Werkzeuge dazu zu verschaffen, die Anzahl solcher Leute, die zum Krieg gebraucht werden können, ungemein vermindert. Wenn Fabricanten und Leute, die einer sitzenden Lebensart gewohnt sind, in einem gewissen Alter von ihrer Profession weggenommen und

unter

unter die Truppen geſteckt werden, ſo werden ſie ſchlechte Soldaten abgeben; die Stärke einer Nation aber beruht hauptſächlich auf der Tapferkeit und Stärke ihrer Kriegsmänner. Der Luxus macht demnach eine Nation überhaupt weibiſch: aber es folgt noch nicht hieraus, daſs diejenigen, die dem Luxus am ſtärkſten ergeben ſind, auch die Weichlichſten und zum Krieg untauglichſten wären: vielmehr findet man, daſs ſie die bravſten Leute ſind, mit denen man Alles ausrichten kann. Das weibiſche, verzagte, kleinmüthige Weſen findet ſich vielmehr bey dem ſitzenden Haufen. Die Wahrheit hievon könnte aus vielen Beiſpielen in der alten Geſchichte bewieſen werden, wenn die gegenwärtige Beſchaffenheit Europens den geringſten Raum zum Zweifel übrig lieſſe.

Je mehr alſo der Luxus in einem Lande überhand nimmt, deſto weniger gute Truppen können in ſelbigem gehoben werden; und umgekehrt. Es iſt aber nicht genug, Leute zum Krieg zu haben, ſie müſſen auch ſubſiſtiren können; und nach der neuern Art, Krieg zu führen, werden zu ihrem Unterhalt und andern Ausgaben groſſe Geldſummen erfodert. Wir müſſen alſo unterſuchen, wieviel von dem allgemeinen Landesreichtum zu dieſem Zweck dürfe angewandt werden.

Wenn in einem Lande die Reichtümer nur in weniger Perſonen Hände ſind, ſo wird der Staat arm ſeyn: weil das Vermögen des öffentlichen Schatzes gröſstentheils von einer richtigen und proportionirten Austheilung des Reichtums unter den Einwohnern abhängt. Reichtum wird nur auf dreyerley Wegen erworben. Erſtlich, umſonſt, als durch Erbſchaft, Geſchenke, und dergleichen; zweitens, durch Indüſtrie; drittens, durch Kargheit. Leute, die arm ſind, werden ſelten umſonſt, niemals durch Kargheit, und allemal durch Indüſtrie reich gemacht. Wenn in einem Staate ein armer Mann reich wird, ſo verändert ſich in ſo fern die Balanz des Reichtums; denn was ihm zufliesst, muſs einem andern abgehen. Wenn ein Geiſt der Indüſtrie herrſcht, ſo ändert ſich die Balanz allemal zum Vortheil des Fleiſſigen; und da es eine ziemlich allgemeine Regel iſt, daſs die Reichen nicht die Arbeitſamſten ſind, ſo ändert ſich die Balanz insgemein zu ihrem Nachtheil. Da dieſes der Fall iſt, ſo trägt ſich dieſe Veränderung deſto geſchwinder zu, je mehr die Indüſtrie überhand nimmt. Durch ſolche Revolutionen wird der Reichtum *gleichmäſsig vertheilt*; denn durch eine *gleichmäſsige Vertheilung* verſtehe

ſtehe ich nicht, daſs jedes Individuum eine *gleiche* Portion davon bekomme, ſondern nur, daſs ein jeder das Glück, und ich möchte ſagen, die Gewiſsheit haben könne, nach Proportion ſeiner Indüſtrie reich zu werden. Reichtum, der durch Erbſchaft oder andre unentgeldliche Mittel erlangt wird, trägt nicht das Mindeſte zur Circulation bey; der Eigener, wie ich ſchon geſagt habe, verändert nur ſeinen Namen. Reichtum, der durch Knauſerey und Geldaufſchütten gemacht worden iſt, verringert offenbar die Circulation, anſtatt dieſelbe zu vermehren. Dieſemnach wird der Reichtum blos durch die Indüſtrie in Circulation gebracht, und blos durch ſeine Circulation wird das Geld nützlich. Wenn groſse Summen in den Käſten eingeſperrt werden, ſo wird nichts damit erworben; ſie werden demnach eingeſchloſſen, nicht um nützlich zu ſeyn, ſo lang ſie verſteckt bleiben, ſondern damit ſie Nutzen bringen mögen, wenn ſie aus ihrem Gefängnis wieder herauskommen, um veräuſſert zu werden. In einem Staat alſo, wo es wenig ſehr Reiche, und viel ſehr Arme giebt, muſs viel Geld verſchloſſen liegen; denn ohne Geld kann niemand reich ſeyn, und wäre das Geld nicht eingeſchloſſen, ſo müſste es in die Hände der Armen gerathen. Warum? Weil die Reichen es nicht den Reichen umſonſt geben werden; auch werden die Reichen nicht arbeiten, um es zu erwerben; demnach muſs entweder das gemeine Volk faul und träg zur Arbeit ſeyn: oder die Reichen müſſen ſo knauſerig leben, und nur auf die Vermehrung des Mammons im Kaſten gedenken, damit das Geld nicht in die Hände der Armen komme. In dieſen beiden Fällen muſs das in einem Lande befindliche Geld in den Coffers anzutreffen ſeyn.

Aus dieſen Sätzen kann geſchloſſen werden, daſs ein Reichtum, der ſeinem Eigener nichts erwirbt, dem Staate nicht den geringſten Vortheil bringe; folglich, daſs in demjenigen Staat, wo das Geld am geſchwindeſten circulirt, *caeteris paribus*, am allermeiſten von dem allgemeinen Reichtum könne zum Dienſt des Publici gehoben werden. Dies iſts alles, was für itzt zu bemerken nöthig iſt. Wenn wir die Natur des Credits und der Taxen, und die Grundſätze, nach welchen ſich letztere in verſchiedenen Ländern und unter verſchiedenen Regierungsformen heben laſſen, werden unterſucht haben, ſo werden wir noch mehrere Regeln entdecken, die uns zur Schätzung der Macht verſchiedner Staaten behülflich ſeyn können.

Die Grundſätze der Indüſtrie und der Handlung ſind in allen Capiteln dieſes zweiten Buchs dergeſtalt in einander verwebt geweſen, daſs es dienlich ſeyn wird, bevor wir dieſe Materie verlaſſen, der Natur der Indüſtrie etwas genauer nachzuſpüren, und ſie abſtracter zu betrachten, als wäre ſie von ihrem Verhältnis zu dem für ſie gegebenen Aequivalent (welches das Unterſcheidungszeichen der Handlung iſt, und woraus eben die innige Gemeinſchaft zwiſchen beiden herrührt) völlig abgetrennt.

Bisher iſt der Gegenſtand unſrer Unterſuchung geweſen, wie wir die Methode entdecken möchten, Handlung und Indüſtrie bey einem freyen Volk in Aufnahme zu bringen, als ein Mittel, wodurch die ganze Societät, indem alle Mitglieder einander ihre wechſelſeitige Bedürfniſſe zu erleichtern ſuchen, ruhig und bequem leben könne. Wir wollen nunmehr einige weitere Folgen erwägen, und einen andern Proſpect dieſer weitläuftigen Landſchaft unter unſern Geſichtskreis faſſen. Hier werden nicht ſo ſehr die perſonellen Vortheile, die vermittelſt dieſes ſanften Bandes der wechſelſeitigen Abhängigkeit unmittelbar gefühlt werden, als vielmehr die Wirkungen, welche die Indüſtrie in Anſehung der veränderten Geſtalt der Dinge, und der veränderten Sitten eines Volks, hervorgebracht hat, unſre Aufmerkſamkeit feſſeln müſſen.

Um dieſe Idee, die ich ein wenig dunkel finde, verſtändlicher auszudrücken, will ich ſagen, daſs wir bisher unſer Sujet nach den Grundſätzen abgehandelt haben, nach denen ſich ein Staatsmann zu richten hat, um Handlung und Indüſtrie empor zu bringen, indem er die Reichen bewegt, den Armen Brod zu geben. Anitzt aber haben wir die Folgen zu erwägen, die aus der Vollziehung dieſes Plans entſtehen, und wir werden den Unterſchied zwiſchen einem Lande, welches ein Volk bewohnt hat, das ohne Indüſtrie und Arbeit mit allem Benöthigten überflüſſig verſorgt geweſen iſt, und einem andern Lande, deſſen Einwohner blos durch dieſe Mittel ihren Unterhalt gefunden haben, gegeneinander vergleichen; und ferner werden wir ſehen, wie die Indüſtrie Wirkungen hervorbringt, die mehr oder weniger dauerhaft ſind, mehr oder weniger Gutes ſtiften, und der Einfalt der Sitten mehr oder weniger ſchaden, je nachdem ſie auf verſchiedene Gegenſtände gerichtet geweſen iſt.

Ich kann mir leicht eine Nation vorſtellen, die in der gröſsten Simplicität lebt und nacket geht, dabey aber entweder von den freiwilligen Früchten der Erde, oder durch einen den Bedürfniſſen eines Jeden angemeſſenen Acker-

bau, reichlich genährt iſt, und wo ſehr wenig Veräuſſerung oder Tauſch Statt findet. Von dieſem erſten und einfältigen Leben an, kömen die Grade der Indüſtrie, gleich unmerklichen Schatten, vermehrt werden; und dieſe Vermehrung iſt, wie ich muthmaſse, nicht ſo ſehr nach dem Grade der Beſchäfftigung, welche die Einwohner treiben, als nach der Quantität der unter ihnen vorgehenden Vertauſchungen abzumeſſen; denn mich dünckt, bey einem Tauſch werde allemal ein Ueberfluſs von etwas vorausgeſetzt *.

Ein Volk lebt demnach in der äuſſerſten Simplicität, wenn die Erde in ſofern gemeinſchaftlich iſt, daſs niemand das Eigentum darüber erlangen kann, auſſer vermöge ſeines Beſitzes, als des Mittels zum Lebensunterhalt; und wenn ein Jeder beſchäfftigt iſt, ſich, und die, welche ihm angehören, mit Lebensmitteln zu verſorgen. Sobald jemand des Dienſts eines andern bedarf, der nicht von ihm abhängt, ſo muſs er ein Aequivalent dafür zu geben haben. Dieſes Aequivalent muſs etwas Bewegliches ſeyn, irgend eine Frucht der Erde, roh oder verarbeitet, welche überflüſſig, und nicht nothwendig iſt. Die Erde ſelbſt kann dieſes Aequivalent nicht vorſtellen, weil ſie die Grundlage zu unſrer Subſiſtenz iſt; und wir können nie etwas, das zu unſerm Daſeyn erfoderlich iſt, veräuſſern, um etwas Ueberflüſſiges dafür anzuſchaffen. Hieraus können wir den Grundſatz herleiten, daſs die Veräuſſerung conſumirlicher Waaren blos eine Folge des Ueberfluſſes ſey, gleichwie dieſer hinwiederum das Gift der Simplicität iſt. Folglich, wer die Simplicität

* Unſre erſten Eltern im Paradieſe wurden von der Hand Gottes genährt, und waren, durch die Conſtitution ihrer Natur, von allen beſchwerlichen thieriſchen Begierden befreyt. Seit dem Fall iſt das ganze menſchliche Geſchlecht beſchäfftigt geweſen, Mittel zur Erleichterung der Bedürfniſſe, welche die Folgen ſolcher Begierden ſind, zu erfinden und zu gebrauchen.

Hieraus ſchlieſse ich, daſs, wenn der Menſch nicht gefallen wäre, die menſchlichen Beſtrebungen auf etwas ganz Anderes gerichtet ſeyn würden, als ſie nun ſind. Beinahe möchte ich die Muthmaſsung wagen, daſs wir in einem ſo glücklichen Zuſtand, vielleicht mit einer Fähigkeit wären begabt geweſen, unſre complexeſten Begriffe einander mit eben der Deutlichkeit mitzutheilen, als wir anitzt Linien, Winkel, Zahlen, Farben &c. vorſtellig machen. Hieraus ſchlieſſe ich, daſs alsdann kein Unterſchied in den Meinungen, kein Diſputiren, kein Wettſtreit über irgend eine Sache würde Statt gefunden haben. Die Progreſſen in Erwerbung nützlicher Kenntniſſe, und das Vergnügen, die gemachten Entdeckungen einander mitzutheilen, würde uns einen Fonds von Glückſeligkeit verſchafft haben, der eben ſo unerſchöpflich geweſen wäre, als die Wiſſenſchaften ſelbſt. Die

tät bis auf den höchſten Grad treiben wollte, der müſste alle Veräuſſerung verwehren, folglich auch alle Dependenz unter den Menſchen, folglich auch alle Subordination aufheben; ein jeder müſste blos von ſeiner eigenen Arbeit, und ſonſt von nichts abhängig ſeyn.

Befänden ſich die Menſchen entweder in dieſen erſten Zuſtand der Unſchuld zurückverſetzt, oder in einen viehiſchen Zuſtand heruntergeſetzt; wären ſeine Betriebe entweder blos geiſtig, oder erſtreckten ſie ſich nicht weiter, als bis zur Willfahrung ſeiner thieriſchen Begierden, und Erwerbung ſeines *phyſiſch-Benöthigten:* ſo möchte eine ſolche Oekonomie wol noch mit der Societät beſtehen können. Da wir uns aber in einem mittlern Zuſtand zwiſchen beiden befinden, und gewiſſe Begierden beſitzen, die von beiden etwas gemein haben, und deren Willfahrung dasjenige ausmacht, was wir unſer *politiſch-Benöthigtes* genannt haben, welches wir uns nicht ſelbſt verſchaffen können, weil ſchon die Natur deſſelben vorausſetzt, daſs es eine Superiorität, eine Subordination, und eine wechſelſeitige Abhängigkeit unter den Menſchen gebe: ſo läſst ſich eine völlige Verſtopfung der Alienation gar wohl mit der Regierung, folglich auch mit der menſchlichen Societät zuſammenreimen; und da dieſes der Fall iſt, ſo iſt alle Simplicität der Sitten nur etwas Relatives. Unſre Väter hielten die Sitten ihrer Vorfahren für ſimpel: dieſe hingegen bewunderten die Simplicität der Erzväter; und vielleicht kann die

Die erſten Menſchen lebten alſo anfänglich nach einem Syſtem, wo keine beſchwerliche Arbeit, keine Indüſtrie, keine Bedürfniſſe, keine Dependenz, keine Subordination, Statt fanden. Folglich, wenn ſie in dieſem Zuſtand geblieben wären, ſo würde der Verfluſs der Zeit keine Veränderung in irgend einer Sache, auſſer nur in dem Zuſtande des Wiſſens, hervorgebracht haben. Nachdem aber der Menſch aus dem Paradies verjagt worden, fieng er an, die Erde umzugraben, folglich ihre Oberfläche zu ändern; er baute Häuſer, ſchlug Brücken, machte Wege; und mit der Länge der Zeit brachte er es ſo weit, daſs er, mittelſt unzähliger Beſchäfftigungen und Gewerbe, die ihm allemal ſeine Bedürfniſſe, das iſt, ſeine Unvollkommenheiten, und die Begierden, die ihm dieſe einflösten, in den Sinn gaben, auch ſeinen Neigungen willfahren konnte. Wenn die Bedürfniſſe befriedigt ſind, ſo iſt die phyſicaliſche Glückſeligkeit des Menſchen ſo hoch als möglich getrieben. Da wir aber ſelten in einem Zuſtand der Zufriedenheit verharren, und unſre Natur uns ohn Unterlaſs antreibt, zu den Arten unſers vorigen Genuſſes etwas Neues hinzuzufügen: ſo gehen natürlicherweiſe Societäten, die einmal errichtet ſind, und im Frieden leben, von einem Grade der Verfeinerung zu einem andern über, das iſt, die Menſchen werden täglich arbeitſamer.

Zeit kommen, da man die Sitten des 18ten Jahrhunderts die edle Simplicität der Alten nennen wird.

Da alſo die Einfalt der Sitten nur beziehungsweiſe zu verſtehen iſt, ſo können wir behaupten, daſs ein entbehrlicher überflüſſiger Aufwand inſofern und ſo lange zu billigen ſey, wenn er, dadurch daſs er den Armen zu Brod hilft, mehr Gutes ſtiftet, als er, dadurch daſs er die Reichen verführt, Böſes anrichtet. Auſſerdem iſt er nicht zu billigen.

Hier könnte aber der Einwurf gemacht werden: Da der Ueberfluſs nur inſofern gut iſt, als er den Armen Brod ſchafft, warum ſollten die Betriebe der Indüſtrie nicht auch auf Gegenſtände, die das Herz nicht verderben, gerichtet werden können? Warum ſollten die vielen Menſchen, die itzt blos arbeiten, um der menſchlichen Schwachheit (einen härtern Ausdruck mag ich nicht wagen) durch Verſchaffung ſchnell vorüber rauſchender Vergnügungen zu willfahren, wohin ich koſtbare Kleider und Garnituren, zierliche Gaſtmale, prächtiges Hausgeräthe, Schildereyen, Vergoldungen und geſtickte Arbeit rechne, nebſt allem Pracht, der in Palläſten, Gärten, Opern, auf Balls und Maſkeraden, bey Proceſſionen, Schauſpielen, Pferderennen und dergleichen Luſtbarkeiten geſehen wird; warum ſollten, ſage ich, die vielen Menſchen, die durch ihrer Hände Arbeit alle dieſe Anſtalten befördern müſſen, nicht eben ſowol zu Geſchäfften, die der Societät nützlich wären, und zugleich den zukünftigen Geſchlechtern ein gutes Beiſpiel gäben, z. E. zur Verbeſſerung der Wege und Straſsen, beym Brückenbau, bey Canälen, Brönnen, Veſtungsbau, Häven, öffentlichen Gebäuden u. ſ. w. gebraucht werden können? Solche Beſchäfftigungen ſind ewige Denkmale der Gröſse; ſie haben ihren dauerhaften Nutzen, und ſind eben ſo wenig mit der in unſern Tagen herrſchenden frivolen Indüſtrie zu vergleichen, als eine ägyptiſche Pyramide mit dem Luxus der Cleopatra, oder der *via Appia* mit den Abendſchmäuſen des Heliogabalus. Dieſes war der Geſchmack in den tugendhaften Tagen der alten Simplicität. Die Gröſse eines Volks erſchien in der Pracht groſser nützlicher Werke; und ſo wie allmälich die Tugend verſchwand, ergriff ein Luxus Platz, der dem in den neuern Zeiten ähnlich war. Die Waſſerleitungen, die Tempel, die Heerſtraſsen, die Begräbnisplätze, ſogar die Cloake, waren die Zierden Roms unter ſeinen Bürgermeiſtern. Unter ſeinen Kaiſern waren es die Amphitheaters und Bäder; und die Schändlichkeit

der

der Sitten (sagen die Patronen der Simplicität), die Rom seinen Verfall zuzog, sollte diejenigen schrecken, die sich zu Verfechtern des heutigen Luxus und der Verschwendung aufwerfen.

Um diese Frage ins Licht zu setzen, und sowol den Alten als den Neuern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wollen wir noch einmal die Umstände erwägen, und die Wirkungen in den Ursachen suchen, welche sie hervorbringen. Diese sind in allen Zeitaltern einförmig; und wenn die Sitten verschieden sind, so muss die Ursache des Unterschieds angegeben werden, ohne die Grundsätze der Vernunft und des gemeinen Menschenverstands umzustossen.

Siebente Frage. Auf was für Art und Weise kann demnach ein Staatsmann die Industrie in seinem Lande auf einen solchen Fus einführen, dass sie die Simplicität nicht vertreibe, noch zu einer schnellen Veränderung in den Sitten seines Volks, dessen grosse Classen in Ruhe und Glückseligkeit zu leben supponirt werden, Gelegenheit gebe, und damit zugleich alle Bedürftige mit den Lebensnothwendigkeiten versorgt werden können?

Die Bemerkungen, die wir itzt anzustellen im Begriff sind, werden die Antwort auf diese Frage an die Hand geben; sie werden uns die Staats-Wirthschaft der Alten noch weiter entwickeln, und uns erklären, wie es zugegangen sey, dass, ungeachtet der grossen und sehr kostbaren Werke, welche die Alten aufgeführt und im Stand erhalten, und von deren nutzvollen Pracht und edlen Einfalt wir uns so erhabene Begriffe machen, die Sitten so rein vom schädlichen und lasterhaften Luxus geblieben sind. Diese Bemerkungen werden auch die Richtigkeit eines im I. Cap. dieses 2ten Buchs gemachten Unterschieds zwischen Arbeit *(labour)* und Industrie, bestätigen, indem wir sehen werden, dass Arbeit *(labour)* jederzeit kann verschafft werden, sogar mit Gewalt, wenn man nur den Arbeiter mit seinem physisch-Benöthigten, aus welchem kein Ueberfluss entstehen kann, versorgt: dahingegen die Industrie nicht anderst als durch ein adäquates Aequivalent, welches nicht dem schlechterdings Benöthigten, sondern dem vernünftigen Verlangen der Industriösen proportionirt ist, in Gang gebracht werden kann; welches Aequivalent hernach das Mittel wird, eine Neigung zum Luxus unter alle Classen des Volks zu verbreiten.

Wenn ein Staatsmann gewiſſe Individua in der Dürftigkeit ſieht, ſo muſs er ſie entweder ernähren, in welchem Fall er ſie ſo, wie er es gut findet, beſchäfftigen mag: oder er muſs ihnen ein Stück Feld geben, als ein Mittel, wodurch ſie ſich ſelbſt nähren können. Giebt er ihnen Land, ſo kann er kein Aequivalent dafür verlangen, weil ein Menſch, der Nichts hat, nichts anders als ſeine Arbeit geben kann; und wenn er verbunden iſt, für ſeine Nahrung zu arbeiten, ſo kann er nicht mit Arbeit die Erde ſelbſt kaufen, die der Gegenſtand der Arbeit iſt. Fragt man, ob ein Staatsmann beſſer thue, wenn er Brod giebt, als wenn er Land giebt? ſo dünkt mich, es ſey augenſcheinlich, daſs Erſteres beſſer gethan ſey, weil er alsdann ein Aequivalent fodern kann; und da der Dürftige auf die eine oder andre Art genährt ſeyn muſs, ſo iſt das Product ſeiner Arbeit allemal klarer Gewinn. Um aber Brod zu geben, muſs man es zu geben *haben*, und ſelbiges muſs entweder ein überſchüſſiges Product von öffentlichen Ländereyen, oder eine Contribution vom Volke ſeyn. Beide Fälle ſetzen eine Arbeit voraus, welche über die perſönlichen Bedürfniſſe derer, die das Land bauen, hinausgeht. Wenn dieſer Fonds angewendet wird, denen Brod zu geben, die der Staatsmann in Beſchäfftigung ſetzt, den Boden des Landes überhaupt zu verbeſſern; ſo wird dieſes keine unmittelbare Wirkung haben, die Simplicität ihrer Sitten zu vertreiben, ſondern blos der Fonds ihres Unterhalts wird dadurch erweitert werden. Gebraucht ſie der Staatsmann zur Arbeit an den Landſtraſsen, Waſſerleitungen, gemeinen Abflüſſen, Brücken u. d. g. ſo wird ſolches die Gemeinſchaft zwiſchen den verſchiedenen Plätzen des Landes erhalten, und das Stadtleben bequemer und angenehmer machen; und dieſe Veränderungen zwecken offenbar auf die Verbannung der Simplicität ab. Man merke aber bey dieſer Gelegenheit, daſs die Induſtrie einzelner Perſonen keinen Schaden leidet, wenn die Induſtrie auf Koſten des Publici betrieben wird. Die überflüſſigen Nahrungsmittel, worüber der Staatsmann zu diſponiren hat, werden Leuten gegeben, die in der Noth ſtecken, und die beſchäfftigt werden, *den Bedürfniſſen des Publici, nicht der Privatperſonen*, abzuhelfen. Wenn nun aber, wegen der angelegten Heerſtraſsen, ein Einwohner Luſt bekommen wird, lieber im Wagen zu fahren, als zu reiten oder zu Fuſse zu gehen, ſo muſs er jemand beſtellen, der ihm die Maſchine mache. Dieſes erweitert ſchon die Beſchäfftigung auf Seiten der Arbeiter: aber die Folge dieſer Beſchäfftiſ-

ſchäfftigung iſt ganz anderſt, wenn ſie in Anſehung der Einfalt der Sitten betrachtet wird. Die Urſache iſt klar; für die Erfindung und künſtliche Arbeit muſs bezahlt werden; und dieſer Ueberfluſs in den Händen des Künſtlers oder Handwerkers giebt ihm eine Anlage, ſich dem Luxus zu ergeben.

Die Indüſtrie zerſtört die Einfalt der Sitten bey demjenigen, der ein Aequivalent für eine überflüſſige Sache giebt; und das dafür gegebne Aequivalent giebt öfters Anlaſs, daſs bey dem Handwerksmann eine untergeordnete Gattung des Luxus entſteht. Wenn daher die Indüſtrie eine Ermunterung durch Privatperſonen erhält, die ein Aequivalent geben, um ihre wachſende Begierden zu befriedigen, ſo dient dieſes zum Beweiſe, daſs ſie von der bisherigen Einfalt der Sitten abweichen. In dieſem Falle werden die Bedürfniſſe und Begierden der Menſchen die Mutter der Indüſtrie, welches wir ſchon im erſten Buche vorausgeſetzt haben.

Aber mit der Indüſtrie der alten Zeiten verhielt ſichs ganz anderſt. Da war immer eine Menge Sclaven bereit, alles, was der Staat, oder ihre Herren befahlen, zu vollbringen; denn da das Aequivalent dafür blos in einem ſchlechten Unterhalt beſtand, ſo konnte der Reichtum unmöglich in die Hände indüſtriöſer freyer Leute gerathen; und wer für die Befriedigung eines Verlangens nach einer überflüſſigen Sache kein circulirendes Aequivalent zu geben hat, muſs bey ſeiner vorigen Simplicität bleiben. Da demnach die Arbeit in ſelbigen Tagen keine Circulation hervorbrachte, ſo konnte ſie die Sitten des Volks nicht verderben; denn da ſelbiges beſtändig arm blieb, ſo konnte es den Aufwand in überflüſſigen Sachen niemals verſtärken.

Ich muſs mich bey dieſer Stelle auf die Autorität eines alten Schriftſtellers berufen, um die Richtigkeit dieſer Schilderung der Staatswirthſchaft der Alten zu erläutern und zu beweiſen.

Wir haben vom Xenophon eine Abhandlung übrig, welche die Verbeſſerung der athenienſiſchen Staatseinkünfte betrifft. Ueber die Authenticität dieſes Werks trage ich nicht den geringſten Zweifel. Es iſt ein Meiſterſtück in ſeiner Art; und man kan über die Materie, die wir vor uns haben, mehr Licht daraus ſchöpfen, als aus allen andern mir bekannten Schriften der Alten und Neuern.

Aus dieſem alten Denkmal erkennen wir die Geſinnungen des Verfaſſers in Anſehung einer dienlichen Beſchäfftigung der drey vornehmſten Claſſen

des

des athenienſiſchen Volks, nämlich der Bürger, der Fremden, und der Sclaven. Aus ſeinem vorgelegten Plan erhellet offenbar, daſs in dem athenienſiſchen Staate (der wegen der Künſte des Luxus mehr als irgend ein andrer Staat des Altertums berühmt iſt) kein Politicus ſichs jemals einfallen lieſs, ſelbſt unter den niedrigſten Claſſen der *Bürger* die Indüſtrie einzuführen; und Xenophon's Plan gieng dahin, wie ſeine Athenienſer alle Vortheile, die wir gegenwärtig aus der Indüſtrie genieſſen, einerndten möchten, ohne daſs dadurch eine Veränderung in ihrer Denkungsart entſtehen ſollte.

Der Staat war zu ſelbiger Zeit gewohnt, ſeine conföderirten Städte mit Taxen zu belegen, um das gemeine Volk davon zu unterhalten. Xenophon's Abſicht war, nicht ſowol einen Plan zu entwerfen, nach welchem ſich Jeder durch Indüſtrie ernähren könnte, als die Staatseinkünfte dergeſtalt zu verbeſſern, daſs ein jeder Bürger täglich drey Obolos (das iſt 3¼ Schilling Lüb.) zu verzehren bekommen ſollte.

Ich werde hier nicht alle Artikel ſeines Plans durchgehen, noch die Hülfsquellen auszeichnen, auf die er verfallen war, um einen zu dieſem Behuf hinlänglichen Fonds auszumachen. Aber er ſagt, daſs wofern die inländiſchen Einkünfte des Staats nicht hinreichend zu dieſem Zweck befunden werden ſollten, ſich genug auswärtige Fürſten, angeſehene Fremde, und andre Perſonen von allen Orten her, angeben würden, die ſichs zur Ehre ſchätzten, ihren Beitrag dazu zu leiſten, blos in der Abſicht, damit ihres Namens in den öffentlichen Denkbüchern rühmlich gedacht werden, und die Nachwelt ſie als Wohlthäter und Unterſtützer eines ſo groſſen Inſtituts verehren möchte.

In unſern Tagen würde eine ſolche Idee lächerlich ſeyn: in Xenophon's Tagen war ſie nichts weniger als ungereimt. Damals waren groſſe Quantitäten Goldes und Silbers in den Käſten der Reichen verſchloſſen, die ihnen im gemeinen Leben gröſstentheils unnütz waren, und nur dann und wann, aus Stolz und Pralerey, angegriffen wurden.

In unſern Tagen werden die ſtärkſten Einkünfte gemeiniglich ſo gering befunden, daſs die couranten Ausgaben des Eigentümers nicht damit beſtritten werden können. Daher kommt es, daſs die Preſenten, die groſſen Hochzeit- und Leichenkoſten, die Gevatterngeſchenke u. d. g. die in vorigen Zeiten ſo ſehr gewöhnlich bey uns waren, anitzt mehr und mehr aus der Mode kommen. Dieſes ſind auſſerordentliche und unvermuthete Ausgaben, die

bey

bey unſern Vorfahren überaus beliebt waren, weil ſolche ihrer Eitelkeit ſchmeichelten, ohne den Fonds ihrer gewöhnlichen Ausgaben zu verringern. Itzt aber, da wir nicht mehr die vollen Geldkäſten haben, wozu wir unſre Zuflucht nehmen könnten, fallen uns dergleichen Ausgaben überaus zur Laſt, und wir ſuchen ſie immer mehr und mehr einzuſchränken und möglichſt zu vermeiden, nicht etwan aus Sparſamkeit (das weis der Himmel), ſondern zufolge einer Veränderung in unſern Sitten.

Auſſer einer täglichen Penſion von 3 Obolis für jeden athenienſiſchen Bürger, er mochte nun reich oder arm ſeyn, ſchlug Xenophon ferner vor, auf Koſten des Staats, viele Kauffardeiſchiffe, Gaſthöfe, und Converſationshäuſer für alle in den Seehäven ankommende Fremden zu erbauen, wie auch Buden, Waarenlager, Packhäuſer und Börſen anzulegen, aus deren Renten man die Staatseinkünfte vergröſſern könnte, ſo wie überhaupt obige Anſtalten die Schönheit und Pracht der Stadt vermehren würden. Kurz, Xenophon empfiehlt dem Staate, durch die Hände ſeiner Sclaven und Fremden dasjenige auszurichten, was in unſern Tagen ein freyes Volk in jedem Lande, wo Indüſtrie getrieben wird, zu verrichten beſtändig beſchäfftigt iſt. Solange die athenienſiſchen Bürger fortfuhren, ihren täglichen Gehalt einzunehmen, welcher dem Werthe ihres blos phyſiſch- Benöthigten proportionirt war, ſo beſtand ihr ganzes Geſchäffte darin, daſs ſie zu Kriegszeiten Soldaten waren, in Friedenszeiten aber den öffentlichen Verſammlungen beiwohnten, und die Schauplätze beſuchten; in ihrer Kleidung giengen ſie ungefähr wie die Capuziner. Auf ſolche Art wurden ſie gewöhnt, wie freyen Leuten geziemte, die Arbeit der Indüſtrie zu verachten, und ſich auf die Rauhigkeit und Einfalt ihrer Sitten etwas einzubilden. Der Pomp und die Pracht der perſiſchen Kaiſer war in Griechenland zum Geſpötte geworden, und diente zum Beweis ihrer Barbarey und der Sclaverey ihrer Unterthanen. Aus dieſer ungeſchminkten Darlegung des xenophontiſchen Plans wird hoffentlich der charakteriſtiſche Unterſchied zwiſchen der alten und neuern Oekonomie augenſcheinlich werden; ſolchen Leſern aber, die ſich aus der Vergleichung der Syſteme der Simplicität und des Luxus ein beſondres Vergnügen machen, empfehle die von mir angeführte vortreffliche Abhandlung im Xenophon ſelbſt nachzuſchlagen.

Wenn ich alſo alle dieſe Umſtände zuſammennehme, und ſie mit dem Contraſt vergleiche, der zu unſrer Zeit in allen Stücken gegen jene abſticht: ſo läſst man, meines Bedünkens, nur den Neuern Gerechtigkeit widerfahren, wenn man zugiebt, daſs der ausgebreitete Luxus, welcher täglich bey allen Claſſen des Volks überhand nimmt, vielmehr der aufgehobenen Sclaverey, der gleichmäſsigen Vertheilung der Reichthümer, und der Circulation eines angemeſſenen Aequivalents für jeden Dienſt, zuzuſchreiben ſey, als daſs man ſagen könnte, die Verderbnis der Sitten ſey bey uns gröſſer als bey den Alten.

Um der Indüſtrie eine eigentliche Richtung auf den öffentlichen Nutzen zu geben, muſs das Aequivalent dafür in den Händen des Publici, nicht aber einzelner Perſonen ſtehen. Muſs nicht die Beſchäfftigung dem Geſchmacke deſſen angemeſſen ſeyn, der ſie kauft? Nun wurden in den alten Zeiten die mehreſten öffentlichen Werke entweder durch Sclaven verrichtet, oder für den Preis des blos phyſiſch-Benöthigten freyer Leute. Eine Pyramide, deren Herodotus erwähnt, koſtete gerade ſoviel aufzuführen, als die Quantität Rüben, Zwiebeln und Knoblauch koſtete, welche die, ſo daran bauten, verzehrten. Ich ſtelle mir vor, daſs die Arbeiter am *via Appia* eben ſo arm geweſen ſind, als dieſer Weg fertig war, wie ſie geweſen waren, da ſie den Anfang daran machten; und ſo muſs es allemal gehen, wenn die Arbeit keine beſondere Geſchicklichkeit auf Seiten des Arbeiters erfodert. Wenn man hingegen findet, daſs die Arbeiter einen groſsen Lohn erworben haben, alsdann müſſen die Folgen eben ſo geweſen ſeyn, wie in unſern Tagen.

So lange demnach die Indüſtrie nicht auf ſolche Gegenſtände gerichtet iſt, die eine beſondre Geſchicklichkeit erfodern, welche, nach den im 21ſten Capitel dargelegten Grundſätzen, den Profit *über* das phyſiſch-Benöthigte erhöhen, ſo können die Indüſtriöſen niemals reich werden; und wenn ſie ihre Bezahlung in Geld erhalten, ſo muſs dieſes Geld in die Hände derjenigen zurückkehren, welche ſie ernähren; und wenn nirgend kein Ueberfluſs gefunden wird, auſſer in den Händen des Staats, ſo mag zwar eine ſolche Indüſtrie ein Surplus von Lebensmitteln conſumiren, aber nie wird ſie einen Pfenning in Circulation bringen. Dieſes halte ich für eine richtige Anwendung unſrer Grundſätze auf den Zuſtand der Indüſtrie unter der römiſchen Republik, und auf diejenige Gattung der Indüſtrie, welche wir Arbeit *(labour)* nennen. Wir dürfen daher den damaligen Geſchmack an Beſchäfftigung

nicht

nicht der Tugend ſelbiger Zeiten zuſchreiben. Wenn jemand reich war, und viel verzehrte, ſo that er ſolches ohne Zweifel, um ſeinen Begierden zu willfahren, wie ſolches auch bey uns geſchieht; und wenn die Einfalt der Zeiten ihrer eigenen Erfindung nicht zu ſtatten kam, ſo war die Folge, daſs das Geld nicht verzehrt, ſondern eingeſchloſſen wurde. Ich habe ſchon manche Leute ſagen hören: Hätte ich ſo viel Geld, ich wüſste nicht, wie ich es verzehren ſollte. Es verhält ſich in Wahrheit alſo; denn ſelten gerathen Leute auf den Einfall, ihr Geld zum Dienſte des Publici anzuwenden.

Vermutlich wird niemand leugnen, daſs das Geld beſſer angelegt ſey, wenn man es auf einen Hausbau verwendet, oder ſich etwas Nützliches und Dauerhaftes dafür anſchafft, als wenn es für überflüſſige Dinge, die von kurzer Dauer ſind, ausgegeben wird. Allein, welches politiſche Principium kann auf den Geſchmack der Eigener des Reichtums einen Einfluſs haben? Da dieſes der Fall iſt, ſo muſs der Staatsmann eines von dieſen zwey Mitteln ergreifen: entweder, daſs er der Indüſtrie geſtatte, in einen Canal einzufliefsen, der dem Staate wenig Nutzen bringt, und ſeiner Natur nach nicht dauerhaft iſt: oder, daſs er die Armen des daraus entſpringenden Vortheils beraube. Vielleicht darf ich auch noch weiter behaupten, daſs ein Staatsmann, der über ein Volk geſetzt iſt, deſſen Geſchmack auf lauter frivole Ausgaben geht, ſehr wohl thue, wenn er den Fonds der Verſchwendung ſeiner Unterthanen verringert, indem er, mittelſt der Taxen, einen Theil des circulirenden Aequivalents, welches ſie dafür gegeben haben, wieder an ſich zieht. Wenn er einmal durch dieſe Contributionen reich geworden iſt, ſo geräth er in einerley Situation mit den alten Staatsmännern, nur mit dem Unterſchied, daſs dieſen ihre Sclaven zu Gebot ſtunden, welche ſie ernährten und verſorgten, dahingegen der neuere Staatsmann es mit freyen Leuten zu thun hat, welche ein Aequivalent haben, womit ſie ſich ſelbſt ernähren und verſorgen können. Er kann demnach gemeinnützige Werke in Schwung bringen, und durch ſein Beiſpiel einen vernunftmäſsigern Geſchmack an der Indüſtrie veranlaſſen, welcher das gemeine Beſte befördern, und der Nation einen dauerhaften Nutzen gewähren kann.

Ich habe oben geſagt, daſs Geld, welches durch Verkauf der Werke der Indüſtrie an die Fremden erworben, oder für conſumirliche Waaren gelöſet wird, ein Weg ſey, den allgemeinen Werth einer Nation zu vermehren.

Nun ſage ich, daſs derjenige, welcher die conſumirlichſten Waaren eines Landes in die dauerhafteſten und nützlichſten Werke verwandeln kann, eine groſse Verbeſſerung ſtifte. Wenn demnach Eſſen und Trinken, welche Dinge am geſchwindſten conſumirt werden, gegen Seehäven, Heerſtraſsen, Canäle und öffentliche Gebäude umgeſetzt werden kann: iſt nicht die Verbeſſerung unmöglich auszudrücken? Dieſes zu vollführen, ſteht in der Macht eines jeden Staatsmanns, der über die Subſiſtenzmittel diſponiren kann: hingegen überſchreitet es das Vermögen eines jeden andern Staatsmanns, der ſolches nicht kann. Um ein Land zu verbeſſern, braucht man kein Geld. Alle die prächtigen Gebäude, welche Italien zieren, ſind vielmehr ein Beweis des kümmerlichen Unterhalts in ſelbigen Zeiten, als des vielen Goldes und Silbers in dieſem Lande. Ich will zum Beſchluſs des bisher Geſagten etliche vermiſchte Anmerkungen hinzufügen.

Erſte Anmerkung. Wenn ich die Pracht und edle Gröſse öffentlicher Gebäude in einem Lande bewundere, z. E. Kirchen, Amphitheaters, Heerſtraſsen, Dämme, Canäle; mit Einem Wort, wenn ich Holland, welches unter allen Werken, die jemals Menſchen verfertigt haben, vielleicht das allergröſste iſt, betrachte, ſo wundre ich mich nie über die Unkoſten. Ich vergleiche dieſe Werke gegen die Anzahl der Menſchen, welche gelebt haben, ſie in Stand zu bringen. Wenn ich ein andres ſtark bewohntes Land ſehe, wo dergleichen Werke nicht ſind, ſo führt der Contraſt auf eine Menge Reflexionen.

In Anſehung des erſtern Landes ſchlieſſe ich, daſs während der Errichtung ſolcher Werke entweder Sclaverey, oder Taxen müſſen eingeführt geweſen ſeyn, weil ſichs ſelten zuträgt, daſs ein Fürſt aus ſeinem eigenen Vermögen ſich in ſolche groſse Ausgaben einläſst, blos um dem Publico zu dienen. Oeffentliche Werke werden vom Publico aufgeführt; und zu dieſem Ende müſſen entweder die Perſonen, oder das Geld einzeler Perſonen, dem Publico zu Dienſten ſtehn. Erſteres nenne ich Sclaverey, das iſt, perſonelle Dienſte; Letzteres, Taxen, das iſt, öffentliche Contributionen in Geld oder in Lebensmitteln.

Zweite Anmerkung. Ich ſchlieſſe ferner, daſs aus jenen Werken kein Schluſs gezogen werden kann, der uns bewegen könnte, uns hohe Begriffe von dem Reichtum oder einer andern Art der Pracht des Volks, welches ſie aufgeführt hat,

zu machen. Alles, was von seiner Oekonomie in diesem Stücke Positives gesagt werden kann, ist, dass zu der Zeit, da diese Werke aufgeführt wurden, der Ackerbau müsse als eine Handlung getrieben worden seyn, um ein hinlängliches Surplus zum Unterhalt der Arbeiter zu verschaffen: oder dass die Lebensmittel aus der Fremde müssen hergekommen seyn, entweder als ein Umsatz für andre Industriezweige, oder ohne Entgeld, das ist, durch Raub, Tribut, oder dergleichen.

Dritte Anmerkung. Die Folge von solchen Werken ist, dass Essen, Trinken und andre Lebensnothwendigkeiten, aus den Händen derer, die daran einen Ueberfluss haben, in die Hände derer kommen, die zur Arbeit gebraucht werden; oder dass diejenigen, die vorher nur für sich selbst arbeiteten, nunmehr genöthigt sind, zum Theil auch für Andre zu arbeiten. Um dieses ins Werk zu setzen, wird eine Subordination erfodert; denn wer wird wol aus freyem Willen seine Arbeit vergrössern, um Leute zu ernähren, die nicht für ihn, sondern fürs Publicum arbeiten? Um diese Combination haben wir uns im ersten Buche nicht bekümmert, weil wir dort den Menschen die Freyheit liessen, dem Hang ihrer Neigungen zu folgen. Dies war nothwendig, um eine richtige Idee von der Materie zu geben, die wir damals abhandeln wollten, und um die verschiednen Wirkungen der Sclaverey und Freiheit zu zeigen. Anitzt aber, da wir formirte Handlungsnationen und eine Menge vest eingewurzelter wechselseitiger Abhängigkeiten vor uns haben, welche die Glieder zusammen verbinden, laufen wir weniger Gefahr, wenn wir Einschränkungen einführen; weil die Vortheile, die aus einer wohleingerichteten Societät entspringen, die Leute bewegen, die Inconvenienzen, welche sich bey der Aufrechthaltung und Verbesserung derselben hervorthun, desto williger zu ertragen. Es ist eine allgemeine Maxime, dass Lehren mit guter Art beigebracht werden müssen. Man muss ein junges Pferd streicheln, wenn man ihm das erstemal den Sattel auflegen will. Alles was hart scheint, wäre es auch noch so nützlich oder nöthig, muss anfänglich auf eine andre Zeit ausgesetzt werden, um erst den guten Willen der Creatur, die man belehren will, zu gewinnen.

Vierte Anmerkung. Wenn ein Staatsmann die Grösse und Beschaffenheit seines Landes dergestalt kennt, dass er einen Ueberschlag machen kann, wieviel Menschen das Land nähren könne: so kann er seinen politischen Wirthschafts-

schaftsplan entwerfen, und auf seinem Papier die Einwohner so vertheilen, als ob ihre Anzahl bereits vollständig wäre. Hier wird es allein auf seine Beurtheilungskraft, und auf die Gegeneinanderhaltung der auswärtigen und einheimischen Umstände ankommen, um, bey jeder Periode der Vollstreckung seines Plans, die Classen so zu vertheilen und zu beschäfftigen, wie es zur Aufnahme des Ackerbaus und einer durchgängigen Verbesserung aller Ländereyen seines Volks am zuträglichsten ist. Hiebey ist als eine Grundregel zu beobachten, dass die Landleute in voller Beschäfftigung erhalten werden müssen, damit sie ihr Surplus der Erndte so hoch als möglich treiben; weil dieses Surplus die vornehmste Triebfeder aller Veräusserung und Industrie ist. Hiernächst muss er aber auch dieses Surplus in Circulation bringen; es muss kein Mensch umsonst davon essen. Welch ein erstaunlicher Unterschied findet sich nicht, wenn man zwey Länder betrachtet, die von gleicher Grösse, von gleicher Fruchtbarkeit, gleichmässig angebaut, gleichmässig bevölkert sind, davon aber das eine unter einer solchen Landesökonomie steht, als ich hier vorgestellt habe, in dem andern aber ein Jeder beschäfftigt ist, nur sich selbst zu nähren, und für sich und die Seinigen zu sorgen!

Bey solchen Umständen sollte ein Staatsmann folgendermaßen raisonniren. Ich habe ein Land, welches, (ich will den Fall setzen,) eine Million Einwohner ernährt, und im Stande ist, wol noch eine Million zu ernähren. Ich finde einen Jeden beschäfftigt, sich selbst zu ernähren; und wenn ich die Einfalt der Sitten dieser Leute bedenke, so könnte die ganze Summe ihrer Arbeit durch eine weit geringere Anzahl Leute bestritten werden. Die Folge ist, dass Viele beinahe müssig sind, während dass Andre, die viele Kinder haben, fast verhungern. Ich will mein Volk zusammenrufen, und ihm zeigen, wie unbequem es ist, keine Heerstrassen zu haben. Er thut hierauf den Vortrag, dass jeder, den bey anzulegenden Heerstrassen arbeiten will, von der Gemeinde ernährt und versorgt werden soll, und dass seine Felder unter diejenigen vertheilt werden sollen, die geneigt sind, sie zu übernehmen. Der Vortheil ist sichtbar; die Leute sind daher genöthigt, ein wenig härter zu arbeiten, damit sie die Bestellung der Felder, welche jene verlassen haben, zugleich mit verrichten können. Zufolge dieser Veränderung ist die Arbeit *(labour)* vermehrt, der Boden wird auf den vorigen Fus gebauet, und die neu hinzugekommene Arbeit der Landleute ist aus der schönen Heerstrasse

er-

erſichtlich. Iſt wol dieſes etwas andres, als eine Methode, den einen Theil eines Volks zur Arbeit zu bewegen, um einen andern Theil deſſelben zu erhalten?

Fünfte Anmerkung. Hier frage ich, ob es nicht beſſer ſey, einen Menſchen zu ernähren, damit er arbeite und nützlich werde, als ihn zu ernähren, damit er leben und ſein Eſſen und Trinken verdauen könne? Letzteres war der Fall bey ganzen Haufen Menſchen in den Zeiten der alten Sclaverey, und iſt auch die Folge einer unüberlegten Mildthätigkeit in den neuern Zeiten. Das eine ſchickt ſich eben ſowol, als das andre, eine Einfalt der Sitten hervorzubringen; und Horaz hat dieſe Verfaſſung nach dem Leben gemahlt, wenn er ſagt:

Nos numerus ſumus, et fruges conſumere nati.

Ich habe dieſe Stelle ſehr drollicht, obgleich etwas ſchmuzig, alſo überſetzen hören: Wir vermehren die Anzahl der Dr- - ckhaufen. Eine ſehr richtige Schilderung Vieler unter dem menſchlichen Geſchlechte! Zu ihrer Schande ſey es geſagt! Es giebt aber auch Anlaſs, einige Blicke auf die Religion und Regierung zu werfen.

Die Erfahrung beſtätigt dieſe Grundſätze, indem wir in Ländern, wo eine groſse Freiheit herrſcht, keine groſse und öffentliche Staatsgebäude finden. Bey den Tatarn, oder bey Indianern, die von der Jagd leben, ſiehet man nichts dergleichen. Dieſe nenne ich freye Nationen, nicht aber die europäiſchen Republiken, wo ich eben ſoviel Subordination und Zwang, als irgendwo ſonſt, angetroffen habe.

Ich habe bey verſchiednen Gelegenheiten, da ich von der Mildthätigkeit redete, einige Ausdrücke einflieſſen laſſen, wovon ich eine Misdeutung beſorge. Es wird daher dienlich ſeyn, daſs ich mich dieſerhalb vertheidige. Niemand wird ſolches einer unlautern Abſicht auf meiner Seite zuſchreiben können, weil ich es nur in der Abſicht thue, meine Materie beſſer ins Licht zu ſetzen.

Wenn ich ein reiches und prächtiges Cloſter eines Bettelordens ſehe, deſſen ſtattliches Gebäude mit der künſtlichen Bildhauerarbeit, ſtolzen Thürmen, marmornen Bekleidung, ſchönen Gipsböden, und dergleichen, gezieret iſt; und wenn ich die Ausführung und die Koſten aller dieſer Dinge mit dem Vermögenszuſtand des wohlhabendſten Mannes vergleiche: ſo finde ich

gar

gar keine Proportion zwischen dem, was Bettelmönche mit dem Betrage von Privatalmosen ausgerichtet haben, und dem, was ein reicher Lord mit einem übergrosen Vermögen ausgerichtet hat. Ja, es giebt Clöster, die, wenn Fürsten sie erbauet hätten, in der Geschichte, von einer Generation zur andern, als ewige Denkmäler der allergrösten Verschwendung, berühmt seyn würden. Hier sieht man also die Wirkung der Mildthätigkeit, die ich von vielen Leuten, und zwar, wie mich dünkt, ohne sonderlichen Grund, habe verdammen hören. Heist das nicht den Reichtum, sagen diese Leute, liederlich wegwerfen? Wie nützlich hätte nicht alles dieses Geld können angewandt werden, wenn man es zu Anlegung von Manufacturen, Errichtung einer Seemacht, und zu manchen andern guten Absichten, verbraucht hätte? Ich hingegen bin mit den Wirkungen, die aus der Vollführung einer so prächtigen Anstalt, wie ein solches Closter ist, entspringen, so vollkommen zufrieden, dass ich mir selten die Zeit lasse, an die erste Absicht der Unternehmung zu gedenken. Der Bau dieses Closters hat die industriösen Armen ernährt, hat eine Aufmunterung zu den freyen Künsten gegeben, hat den Geschmack der Einwohner verbessert, hat die Neugierde der Fremden herbeigezogen; und wenn ich in meinem Beutel nachsehe, so finde ich, dass ich mich, anstatt aus einer mildthätigen Gesinnung, etwas zu diesem Bau beigetragen zu haben, aus blosser Neugierde habe bewegen lassen, einen Theil der Kosten dazu beizutragen. Ich verzehre mein Geld in diesem Lande, wie andre Fremde auch thun, und bringe nichts dagegen aus dem Lande heraus. Keine Handlungsbalanz ist so klar, wie diese. Die wunderthätige Zunge des heiligen Antonius von Padua hat mehr Geld in diese Stadt gebracht, als tausend Weber mit aller ihrer Industrie hätten thun können. Der gegebene Almosen ist nicht den Mönchen, sondern denen, die sie in Arbeit setzen, gegeben worden. Wenn daher junge Witzlinge über eine solche Devotion spotten, so frage ich: wer ist auslachenswerth? die, welche ihr Geld weggeben, um die Rarität zu sehen? oder die, welche das Geld empfangen, um die Rarität zu zeigen?

In einem Lande, wo es gewöhnlich ist, dergleichen Werke aufzuführen, hören sie grösstentheils auf, nützlich zu seyn, sobald sie zu Stande gebracht worden sind. Also sollte gleich darauf ein neues solches Werk unternommen werden; denn was will man sonst mit den Leuten anfangen, die nichts zu arbeiten haben? Man muss jedoch hieraus nicht schliessen, als ob man bey

Auf-

Auffführung öffentlicher Werke nicht hauptſächlich auf ihre Nutzbarkeit zu ſehen hätte. Je mehr Nutzen ein Werk, wenn es vollendet iſt, verſchafft, deſto beſſer iſt es, weil es alsdann die Wirkung haben kann, auch denen, die nicht daran gebaut haben, Brod zu verſchaffen. Allein, das Werk mag in der Folge nützlich ſeyn, oder nicht, ſo muſs es wenigſtens ſolange nützlich ſeyn, als daran gearbeitet wird; und Viele, die mit Vergnügen tauſend Pfund Sterl. zur Auszierung einer Kirche hergeben, würden keinen Schilling zum Bau der Weſtminſterbrücke oder des Havens zu Rochefort beitragen wollen; indeſſen verdienen doch die Armen ihr Brod dabey, es mag nun das eine oder das andre geſchehen. Dieſemnach ſind koſtbare öffentliche Bauanſtalten ein Mittel, die Armen zu ernähren, und die Indüſtrie zu befördern, ohne der Einfalt der Sitten zu ſchaden. Und dies wäre eine Antwort auf die ſiebente Frage.

Sechste Anmerkung. Wenn man in einem Lande groſse öffentliche Werke, und in einem andern keine dergleichen antrifft, ſo iſt dies kein Beweis, daſs das erſtere es dem andern an Arbeit und Indüſtrie zuvorgethan habe: der Contraſt giebt nur die verſchiedene Eintheilung des Eigentums, oder den verſchiedenen Geſchmack in den Ausgaben zu erkennen. Eine jede Unternehmung bezeichnet ein beſondres Intereſſe. Palläſte zeigen an, daſs es reiche Individua giebt; kleine wohlgebaute Häuschen in der Nachbarſchaft der Städte zeigen ein geringes, aber doch gemächliches Auskommen an; Hütten ſind ein Merkmal der Armuth; Waſſerleitungen, Heerſtraſsen &c. zeugen von einer vortheilhaften Landesverfaſſung; und wenn man dergleichen Anſtalten in einem Lande findet, wo ſich keine Spur von ſtarken Privatausgaben ſehen läſst, ſo muſs ich alsdann ſchlieſsen, daſs ſie durch Sclaven oder durch Unterdrückung müſſen ins Werk geſetzt worden ſeyn; ſonſt würde wenigſtens Jemand bey der Vollführung gewonnen haben, und ſein Gewinn würde auf eine oder andre Art an ſeinen Ausgaben wahrzunehmen ſeyn.

Siebente Anmerkung. In Ländern, wo die Glücksgüter ungleich ausgetheilt ſind, wo wenige Reiche und viele Arme geweſen ſind, findet man gemeiniglich dauerhafte Denkmale von ſchwerer Arbeit, weil groſse Glücksgüter allein vermögend ſind, dergleichen zu Stande zu bringen. Zum Beweiſe hievon dürfen wir nur die veſten Schlöſſer *(Caſtella)* der alten Zeiten, ich meyne vor vier oder fünfhundert Jahren, mit den modernen Gebäuden vergleichen. Damals war der Reichtum weit ungleicher vertheilt, als gegenwärtig; daher

finden wir die Wohnungen der Groſsen in den mehreſten Ländern nicht ſehr zahlreich, hingegen von ungemeiner Gröſse und Dauerhaftigkeit. Anitzt wird ein Gebäude nicht nach dem Gelde, das es gekoſtet hat, beurtheilt, ſondern nach der Arbeit, die dazu erfordert worden iſt. Aus den Häuſern in einem Lande beurtheile ich den Reichtum der Groſsen, und die Proportion der Glücksgüter unter den Einwohnern. Der Geſchmack, nach welchem die alten Schlöſſer gebauet ſind, bezeichnet die Macht derer, die ſie erbauet haben; und da ihre Anzahl gering iſt, ſo können wir aus der Natur des Menſchen, der ſo ſehr zur Nachahmung geneigt iſt, ſchlieſsen, die einzige Urſache davon ſey dieſe geweſen, daſs nur Wenige ſich im Stande befanden, dergleichen zu bauen. Warum finden wir in den neuern Zeiten ein weit geringeres Misverhältnis zwiſchen der Bequemlichkeit, womit jederman wohnt, als vormals? blos darum, weil, wegen der obgemeldten Wirkungen der Indüſtrie, der Reichtum gleicher vertheilt iſt.

Achte Anmerkung. Wir können hieraus abnehmen, daſs dauerhafte Monumente kein vollſtändiger Maasſtab der Indüſtrie eines Landes ſind. Heutiges Tages kann der Aufwand, den ein Fürſt mit einer prächtigen Hofhaltung, mit einer ſtarken Truppenzahl, mit öfteren Reiſen, koſtbaren Feſtins, Opern, Maskeraden, Turnieren und Schauſpielen macht, eben ſo vielen Leuten zu Arbeit und Brod verhelfen, als der Geſchmack des Erbauers einer Pyramide thun konnte; und der Rauch des Schieſspulvers bey ſeinen Revüen, und der Fackeln und Wachslichter bey ſeinen Gaſtmalen, kann der Nachwelt eben ſo viel nützen, als der Schatten einer Pyramide, der doch die einzige ſichtbare Wirkung iſt, die daraus entſteht. Nur iſt der Unterſchied, daſs das eine beſtändig fortdauert, und von dem andern keine Spur zurückbleibt. Selbſt die Ueberbleibſel von den groſsen Werken der Alten, ſo wenig ſie an und für ſich ſelbſt brauchbar ſind, werden doch als ein Zierrath nützlich, und flöſsen den Nachfolgern der Fürſten edle Geſinnungen der Nacheiferung ein, deren Wirkungen immerzu die gute Folge haben werden, daſs ſie das Volk in der Beſchäfftigung erhalten. Die Ausgaben der neuern Fürſten ſchmeicheln der Sinnlichkeit, und ſchaffen Ergötzungen: von einer vernünftigen Wahl iſt hier nicht die Rede. Alle unnütze Koſten unterhalten nur die Eitelkeit; Zufälle allein machen die eine Gattung etwas dauerhafter, als die andre.

Die

Die Geldbeſitzer kann der Staatsmann durch allerley Lockungen und Aufmunterungen dahin *vermögen*, einen Theil ihres Geldes unter die armen Leute kommen zu laſſen: aber nie muſs er ſie, zum Nachtheil ihrer Nachkommenſchaft, dazu *zwingen*. Immerhin mag er, wenn er kann, den Reichen einen guten und nützlichen Geſchmack an Ausgaben beizubringen ſuchen; hieran handelt er ſehr wohl: aber nie muſs er der Verſchwendung des baaren Geldes in der Abſicht Einhalt thun, um Privatperſonen beim Wohlſtand zu erhalten. Er überlaſſe dieſe Vorſicht der eigenen Klugheit eines jeden Particuliers. Ein Jeder hat unſtreitig eben ſowol ein Recht, ſeine Nachkommenſchaft zu erhalten und zu verſorgen, als ein Staat das Recht hat, die fortdaurende Wohlfahrt der ganzen Gemeinde zu beſorgen. Die Combination aller Privatintereſſen iſt dasjenige, was die gemeine Wohlfahrt ausmacht. Hieraus ſchlieſſe ich, daſs, wofern nicht die ſtärkſten Gründe, das Gegentheil zu thun, vorhanden ſind, der Staatsmann den mit liegenden Gütern Angeſeſſenen die perpetuirlichen Subſtitutionen des Eigentums eben ſo in ihrer Freiheit laſſen ſollte, als es denen, welche viel baares Geld haben, erlaubt ſeyn müſste, ſolches in Käſten zu verſchlieſſen.

Achte Frage. Was für Grundſätze haben einen Einfluſs auf die Errichtung der Handlungscompagnien? und was für Wirkungen bringen dieſe auf das Handlungsintereſſe hervor?

Die Grundſätze, welche die Compagnien betreffen, ſtehen in genauer Verbindung mit den Grundſätzen, auf denen die Zünfte beruhen, und die wir im 23ten Capitel unterſucht haben. Beide haben vortreffliche Folgen, ſind aber auf gleiche Art dem Misbrauch unterworfen. Eine gehörige Erwägung der Grundſätze iſt das beſte Mittel, erſtere zu befördern, und letzterem vorzubeugen.

Die Vortheile der Handlungscompagnien beſtehen in dieſen zwey Stücken.

1. Indem ſie die *Fonds* verſchiedener Handelsleute miteinander vereinigen, ſo kann die Compagnie ſolche Geſchäffte treiben, die das Vermögen einer einzigen Perſon weit überſchreiten.

2. Indem ſie die *Intereſſen* verſchiedner Handelsleute, welche ihr *auswärtiges* Commerz auf den nämlichen Gegenſtand richten, miteinander vereinigen, ſo wird die Concurrenz zwiſchen ihnen *auswärts* aufgehoben; und

was auf ſolche Art gewonnen wird, iſt eben ſo viel klarer Profit, nicht nur für die Compagnie, ſondern auch für die Societät, deren Mitglieder ſie ſind.

In Rückſicht auf dieſen letztern Umſtand haben Handlungsgeſellſchaften, die ſich zu einer auswärtigen Handlung miteinander vereinigt haben, einen Anſpruch auf Privilegien von ziemlich weitem Umfang. Doch ſollten ſolche Aſſociationen nicht ſtärker aufgemuntert und begünſtigt werden, als um des gemeinen Beſten willen unumgänglich nöthig iſt. Das Publicum mag ſinnreichen, induſtriöſen und erfindſamen Privatperſonen Belohnungen geben, und Privatunternehmungen, ſo weit es billig iſt, unterſtützen: aber jede Aufmunterung muſs auf Koſten der ganzen Gemeinde, nicht aber beſondrer Claſſen der Einwohner, geſchehen.

Der Nachtheil, der aus Handlungscompagnien entſpringt, iſt ſelbſt aus der Natur der allererſt angezeigten Vortheile leicht zu errathen; und das Verhältnis zwiſchen Beiden wird die gehörigen Mittel an die Hand geben.

1. Das Gewicht des Geldes in den Händen der Compagnien, und die öffentlichen Aufmunterungen, die ſie genieſsen, überwältigen die Bemühungen andrer zu Unternehmungen aufgelegten Particuliers, während daſs ihr glücklicher Fortgang Nacheiferung erweckt, und jedem Particulier das Verlangen einflöſst, eine eben ſo vortheilhafte Handlung zu treiben.

Hier ſollte ein Staatsmann aufs genauſte die Vortheile unterſuchen, welche auf einer Seite die Compagnie aus ihrem gemeinſchaftlichen Fonds einerndtet, und welche auf der andern Seite aus der zur Unternehmung gegebenen öffentlichen Aufmunterung entſpringen; damit er mit unpartheyiſcher Hand die öffentlichen Beneficia gleichmäſsig austheilen könne. Und wenn er es unmöglich findet, zur Beförderung der gemeinen Wohlfart dadurch etwas beizutragen, daſs er Privatperſonen, die etwas wagen wollen, die Privilegien der Compagnien ertheilet: ſo müſste er jeder Perſon, die mit den erfoderlichen Eigenſchaften verſehen iſt, den Zugang zu dergleichen Aſſociationen verſtatten.

2. Der zweite Nachtheil, den die Compagnien mit ſich führen, iſt unzertrennlich mit derjenigen Wohlthat verknüpft, welche der Staat aus der Vereinigung der Mitglieder, ſolange ſie Käufer auf auswärtigen Handelsplätzen abgeben, ſo ſichtbar empfindet. Nämlich, eben die Verbindung, welche

zur

zur Zeit des Einkaufs, die Compagnie vor aller Concurrenz sichert, ist allen denen, welche im Lande wiederum von ihnen kaufen müssen, auf gleiche Weise nachtheilig. Denn die Compagnie ist Meister über ihre Preise, und kann ihren Profit nach Maasgabe der *hohen* Nachfrage reguliren, da sie doch solchen beständig dem reellen Werth der Waare proportionirt halten sollte.

Die Vortheile, die aus der Vereinigung vieler Privatfonds fliessen, sind allen Handlungscompagnien gemein: aber diejenigen Vortheile, wovon ich gesagt habe, dass solche aus der Vereinigung ihrer Interessen herrühren, sind denen besonders eigen, die eine ausschliessende Handlung in gewissen weit entfernten Welttheilen treiben. Ich habe in einem der vorigen Capitel die Maxime angeführt, welche der Staatsmann bey Regulirung der Waarenpreise zum Grund zu legen hat, da er nämlich auf die Balanz zwischen Arbeit und Nachfrage genau Acht geben, und die Grundsätze der Concurrenz in ihrer vollen Wirksamkeit erhalten muss. Aber hier zeigt sich ein Fall, wo die Concurrenz auf der einen Seite des Contracts keine Wirkung haben kann, und wo die Einführung derselben, mittelst Aufhebung der ausschliessenden Privilegien der Compagnie, in gewissen Ländern Handlung zu treiben, um der gemeinen Wohlfahrt willen verboten ist.

Was für einer Methode soll man sich demnach bedienen, um den Vortheil beizubehalten, welchen die Nation aus dem Einkauf, den die Compagnie in fremden Ländern thut, ohne einer Concurrenz ausgesetzt zu seyn, einerndtet? und um zugleich dem Nachtheil vorzubeugen, den die Individua der Societät innerhalb zu befürchten haben, wenn sie sich, in Concurrenz gegeneinander, bestreben, von einer Compagnie zu kaufen, welche, kraft des nämlichen ausschliessenden Privilegii, in ihrem Interesse sich zusammen verbunden hat, und Meister ist, so hohe Preise zu verlangen, als ihr nur beliebt.

Es kann hierauf geantwortet werden, dass man von Handlungscompagnien nicht, wie von Privatkaufleuten, sagen könne, dass sie von jedem kleinen Umstand der Concurrenz profitiren, um ihre Preise zu steigern. Erstere bleiben bey ihren vestgesetzten Preisen, und alle Welt kauft von ihnen zu einerley Preis, so dass die Wiederverkäufer, welche die zur Consumtion bestellten Sachen herbeischaffen, einestheils diesen beträchtlichen Vortheil haben, dass, da sie insgesammt zu einerley Preis einkaufen, keiner von ihnen

wohlfeiler verkaufen kann, als der andre; und die Concurrenz zwischen ihnen sichert das Publicum vor unmäßigen Preisen.

Ich gestehe, daß diese Vortheile augenscheinlich und reell sind: aber sie beweisen doch nichts weiter, als daß die Errichtung der Compagnien dem Interesse derer, die ihre Güter verzehren, nicht so nachtheilig sey, als sie seyn würde, wenn die Compagnien von ihren ausschliessenden Privilegien den völligen Gebrauch machten, und die Waaren auch im Kleinen verkauften. Allein, es folgt hieraus nicht, daß der Profit aus einer solchen Handlung (zufolge ihrer Privilegien) nicht denjenigen Fus überschreite, welcher dienlich wäre, das ganze Commerz einer Nation in Flor zu bringen. Selbst die Jalousie und die Unzufriedenheit, die bey andern Kaufleuten, welche eben so fleissige und eben so gute Bürger sind, beym Anblick der grossen Vortheile, die jene Compagnien unter dem Schutz ihrer ausschliessenden Privilegien geniessen, rege wird, ist ein Nachtheil für die Handlung überhaupt, streitet mit dem Principio der Unparteilichkeit, das ein rechtschaffener Staatsmann nie aus den Augen verlieren muß, und sollte auf alle mögliche Weise vermieden werden. Wir wollen also auf den Grund der Sache zu kommen suchen; und indem wir die Progressen solcher kaufmännischen Unternehmungen erwägen, die sich zur Gründung ganzer Handelsgesellschaften am besten schicken, und diesen ein Recht geben, gewisse ausschliessende Privilegien zu verlangen und zu erhalten, so wollen wir eine Methode ausfündig zu machen suchen, nach welcher ein Staatsmann dergleichen Societäten auf einen solchen Fus errichten kann, daß er es in seiner Macht habe, ihren inländischen Verkauf gewissen Reglements zu unterwerfen, die im Stande seyn, den Mangel der Concurrenz zu ersetzen, und die den Profit der exclusiven Handlung nicht beträchtlich über das Ebenmaas *derjenigen* Handlung steigen lasse, die, ohne einen solchen Beistand vom Publico zu geniessen, getrieben wird.

Solang das Interesse der Compagnien nur in den Händen weniger Personen steht, so ist die Vereinigung der Mitglieder viel genauer, und ihre Angelegenheiten werden geheimer gehalten. Dieses geschieht allemal beim Anfang solcher Unternehmungen. Aber der Mangel an Erfahrung verursacht öfters einen ansehnlichen Verlust, und solange dieses der Fall ist, so hört man nicht über solche Associationen klagen. Es kommt nur Wenigen in Sinn, sich zu Rivalen aufzuwerfen, und gemeiniglich sind die Compagnien anfänglich mehr

ein

ein Gegenſtand des Spottes, als der Eiferſucht der andern Kaufleute. Während dieſer Zeit ſollte der Staatsmann den Grund zu ſeiner Autorität über die Compagnien legen; er ſollte keine Mühe und keine Aufmunterung ſparen, das Unternehmen zu unterſtützen; er ſollte die Fähigkeit der Directeurs unterſuchen, ſich ihre Projecten vorlegen laſſen, und, wenn er ſolche vernünftig und wohlüberdacht befindet, allen Verluſt, der ſich nicht vorher ſehen läßt, auf ſeine eigene Gefahr nehmen. Er arbeitet fürs Publicum, nicht für die Compagnie; und je mehr Sorgfalt und Koſten er anwendet, die Unternehmung zu Stande zu bringen, deſto mehr iſt er berechtiget, die Fortſetzung derſelben auf das gemeine Beſte zu richten. Dieſe Art geleiſteten Beiſtands giebt ihm auch das Recht, ihre Bücher nachzuſehen, und dieſe werden ihm, mehr als alle andre Nachrichten, zu einer richtigen Kenntnis aller die Handlung der Compagnie betreffenden Umſtände verhelfen. Bey dieſer Art zu verfahren, werden auf Seiten unternehmender Privatkaufleute *(Adventurers)* keine Klagen entſtehen: ſie werden ſich mit Freudigkeit in jede vernünftige Unternehmung einlaſſen, da ſie des öffentlichen Beiſtands verſichert ſind; ihr Capital wird gewiſſermaſen aſſecurirt; Privatperſonen werden aufgemuntert, ihnen Credit zu geben, und aus Creditoren werden ſie natürlicherweiſe Aſſociirte bey der Unternehmung. Sobald das Project ſich in einer ſolchen Lage befindet, daſs es Eiferſucht erweckt, ſo kann man noch weiter gehen, und neue Aſſociirte in die Geſellſchaft aufnehmen, anſtatt den urſprünglichen Proprietairs zu erlauben, daſs ſie ihr Capital mit geborgtem Gelde vermehren; und auf dieſe Weiſe kann der Fonds der Compagnie nach Proportion der vorfallenden Geſchäffte vergröſsert werden, und jedermann wird zufrieden ſeyn.

Wenn die Sachen auf dieſe Art betrieben werden, ſo iſt die Autorität, welche der Staatsmann hat, ſich die Bücher der Compagnie vorlegen zu laſſen, ihrer Handlung gar nicht nachtheilig; den Bedienten der Compagnie wird die Gelegenheit, ja ſogar die Möglichkeit zum Unterſchleif abgeſchnitten; es werden keine Geheimniſſe, die nur zu Misbräuchen Anlaſs geben, Statt finden; die Handlung wird in Ehren bleiben, Sicherheit genieſsen, nicht betrüglich noch willkührlich ſeyn; weil ſie unter der Aufſicht ihres Beſchützers zunehmen wird, der ſie, um des gemeinen Beſten willen, mit ſeinem Schutze begünſtigt.

Warum

Warum verlangen Compagnien ausſchlieſsende Privilegien? und warum werden ihnen dergleichen bewilliget? Geſchieht es nicht darum, damit diejenigen belohnt werden, die ſich in groſse Koſten geſetzt haben, eine Wiſſchaft zu erlangen, die dem Staate nichts gekoſtet hat? Und warum geben ſich die Compagnien die äuſserſte Mühe, ihre Handlungsgeheimniſſe zu verbergen, und den Profit für ſich allein zu behalten? Geſchieht es nicht darum, damit ihnen das Publicum die Koſten ihrer Unternehmung zehnfach erſtatten möge?

Wenn Compagnien einmal in ihrer Einrichtung veſt gegründet ſind, ſo muſs hiernächſt der Staatsmann Sorge tragen, daſs der Profit, den ſie aus ihrer Handlung machen, nicht einen gewiſſen Fus überſchreite. Ich rede hier nur von ſolchen Compagnien, die, wegen ihrer ausſchlieſsenden Privilegien, keine Concurrenz bey ihrem Verkauf zu befürchten haben. Ein ſehr gutes Mittel, die Preiſe niedrig zu halten, iſt, daſs man die Compagnien der Nothwendigkeit unterwerfe, ihren Fonds, inſoweit es ihre Handlung vertragen kann, durch die Aufnahme neuer Aſſociirten zu vermehren; indem man den Fonds der Compagnie vermehrt, ſo vermehrt man auch die Quantität der Waaren, worüber ſie diſponiret, und vermindert folglich die Concurrenz derer, die darnach fragen. Da aber ſelbſt dieſes nicht die Wirkung haben wird, die Preiſe auf den adäquaten Werth der Waare herunter zu bringen, als welches blos durch Concurrenz geſchehen kann: ſo darf der Staatsmann ſelbſt ſich durch eine auſſerordentliche Operation ins Mittel ſchlagen. Er mag die Compagnie inſofern begünſtigen, daſs er ihr den hohen Profit auf alle Artikel des einheimiſchen Luxus nicht abſchneidet, damit es ihm deſto beſſer gelingen möge, die Preiſe ſolcher Waaren, die entweder zur Exportation, oder zur einheimiſchen Verarbeitung beſtimmt ſind, herunter zu bringen.

Dieſes kann nur geſchehen, wenn er es mit Compagnien zu thun hat: in jedem andrem Falle machen die Principia die Concurrenz zwiſchen verſchiedenen Kaufleuten, welche mit einerley Waaren handeln, und ein verſchiedenes Intereſſe haben, die Sache unmöglich. Wo aber die Verkäufer, welche die Compagnie ausmachen, ein vereinigtes Intereſſe haben, und wo keine Concurrenz iſt, da ſind ſie Meiſter des Preiſes, zufolge der im 7ten Capitel erläuterten Grundſätze. Wenn nur die Dividende vom ganzen Capital eine hinlängliche Erſtattung iſt, ſowol für den Werth des eingelegten Fonds, als auch

für

für die Indüſtrie derer, welche arbeiten, um etwas zu gewinnen: ſo iſt der Endzweck ſchon erfüllt. Auſſerordentliche Gewinne aus einer beſondern Gattung der Handlung geben Anlaſs zum ſchläfrigern Betrieb aller übrigen Gattungen.

Wir ſehen ſehr oft, daſs groſse Handlungscompagnien das Mittel werden, einen öffentlichen Credit zu Stande zu bringen. Bey dieſen Gelegenheiten iſt es dienlich, zwiſchen dem Handlungsfonds der Compagnie, der im Beſitze derſelben bleibt, und den Actien, Obligationen, Annuitäten, Contracten &c. welche ihren Namen von den Compagnien führen, und auſſerdem nichts mit einander gemein haben, einen Unterſchied zu machen. Der Preis des erſtern richtet ſich beſtändig nach dem Profit, den die Handlung austrägt: der Preis der letztern aber nur nach dem couranten Werthe des Geldes.

Laſſet uns nun auch den Vortheil bemerken, der einer Nation zufliesen könnte, die einen vernünftigen Staatsmann hat, der ſich ins Mittel ſchlägt, um einen Tarif der Preiſe in Anſehung ſolcher Waaren veſtzuſetzen, die, ohne einige Concurrenz auf Seiten der Verkäufer, zum Verkauf ausgeboten werden.

Nach unſern bisherigen Grundſätzen muſs der Staatsmannn, ſoviel ihm immer möglich iſt, alle Conſumtion auswärtiger Waaren, inſonderheit wenn ſie ſchon verarbeitet ſind, verbieten, die Ausfuhr ſolcher Waaren aber auf alle mögliche Weiſe befördern. Wenn nun z. E. das, was die Engliſche oſtindiſche Compagnie an Ausländer verkauft, aus dem Lande führt, und gegen Geld umſetzt, gerade ſoviel beträgt, als die Summe Geldes, die ſie vorher exportirt hat: ſo ſteht die Balanz der oſtindiſchen Handlung gleich. Fällt aber die Concurrenz der Franzoſen und Holländer der engliſchen Compagnie bey ihrem auswärtigen Verkauf hinderlich: ſo kann ja wol die Engliſche Regierung, aus Gefälligkeit für die Compagnie, den Profit derſelben auf Thee, auf chineſiſches und japaniſches Porcellan u. d. g. welches lauter entbehrliche Artikel des Aufwands der Reichen ſind, erhöhen, um dadurch die Compagnie in Stand zu ſetzen, ihre Seiden- und Wollenzeuge an die Ausländer um einen leidlichern Preis zu verkaufen. Dieſes, ſage ich, läſst ſich gar wohl ins Werk richten, wo eine Compagnie ohne Concurrenz verkauft: doch muſs es der Staatsmann nicht eher thun, als bis er ſich den wahren Zuſtand der Compagnie bekannt gemacht hat; denn es könnte ſich leicht zutragen,

exportable Waaren nicht ſowol wegen gröſserer Vortheile, welche andre Nationen bey Führung einer ähnlichen Handlung genieſsen, als nur durch Misbräuche und ſchlechte Anſtalten, ſich in hohen Preiſen erhielten. Das einzige Mittel gegen Misbräuche iſt die Abſchaffung derſelben. Wie oft aber ſehen wir nicht, daſs ein ganzes Volk blos zur Unterhaltung der Misbräuche in Contribution geſetzt wird!

Ich habe geſagt, daſs Compagnien ihren Anfang den Schwierigkeiten zu verdanken haben, denen eine Handlung in ihrer Kindheit ausgeſetzt iſt. Wenn einmal dieſe Schwierigkeiten überwunden ſind, und die Compagnie auf einen dauerhaften Fus errichtet iſt, ſo zeigen ſich täglich neue Gegenſtände, wobey ein Gewinn zu machen ſteht; dergeſtalt, daſs neuhinzukommende Angelegenheiten der Societät die urſprüngliche Einrichtung öfters vereiteln. Dieſemnach hat ein Staatsmann ſich vorzuſehen, daſs die ausſchlieſſenden Privilegien, welche einer Geſellſchaft zu einem gewiſſen Endzweck bewilligt werden, nicht auf andre Angelegenheiten, die mit dem angegebenen Zweck, wovon die Societät den Namen führt, gar keine Verbindung haben, ausgedehnt werden mögen. Und ſo oft er ausſchlieſſende Privilegien ertheilt, ſo ſollte er ſich jedesmal das Recht der Inſpection aller Angelegenheiten der Compagnie vorbehalten, um im Stande zu ſeyn, ſolche Maasregeln zu nehmen, wodurch den ſchlimmen Folgen in Abſicht auf das allgemeine Intereſſe der Nation, oder auch nur beſondrer Claſſen, vorgebeugt werden kann.

Genug für dieſesmal von den Privilegien, die von Compagnien in Abſicht auf die auswärtige Handlung genoſſen werden. Itzt wollen wir die Natur ſolcher Societäten überhaupt unterſuchen, um ihren Einfluſs auf das Handlungsintereſſe einer Nation zu entdecken; und ſehen, wie ſie jedem Zweige der Handlung eine Art der Vollkommenheit verſchaffen, wenn ſie unter der Aufſicht einer weiſen Regierung errichtet und fortgeſetzt werden.

Auſſer den oben erwähnten vortheilhaften und nachtheiligen Umſtänden finden ſich noch andre mehr, die eine Folge errichteter Handlungscompagnien ſind. Erſtere entſpringen aus dem gemeinſchaftlichen und *vereinigten*, letztere aus dem *getrennten* Intereſſe.

Ein gemeinſchaftliches Intereſſe vereiniget, und ein abſonderliches Intereſſe trennet die Mitglieder einer jeden Societät; und behielte nicht erſteres bey den Menſchen das Uebergewicht, ſo würde gar keine Societät Statt finden.

den. Leute von einerley Nation können in Anſehung der Ausländer ein gemeinſchaftliches, aber, in Abſicht auf ſie ſelbſt untereinander, ein getrenntes Intereſſe haben. Die Mitglieder der nämlichen Handlungscompagnie können in Anſehung der Dividende ein gemeinſchaftliches, in Anſehung der Verwaltung des Fonds aber, der die Dividende hervorbringt, ein getrenntes Intereſſe haben. Die Kinder von einerley Eltern, ja ſogar ein Mann und ſeine Frau, obgleich ein gemeinſchaftliches Intereſſe ſie zuſammen verknüpft, können durch die Wirkungen eines Privatintereſſe ſich veruneinigen. Die Menſchen gleichen den Magneten, die beim einen Pol an ſich ziehen, und beim andern zurück ſtoſsen. Wenn alſo ein Staatsmann ſeine Societät aneinander zu beveſtigen ſucht, ſo muſs er die Kunſt verſtehn, einen jeden, ſo viel als möglich, dahin zu bewegen, daſs er ſeinen anziehenden Pol auf den beſondern Mittelpunct der gemeinen Wohlfahrt richte.

Aus dieſer emblematiſchen Vorſtellung der menſchlichen Societät ziehe ich den Schluſs, daſs die gemeine Wohlfahrt Gefahr laufe, wenn eine allzugenaue Vereinigung zwiſchen den Gliedern einer ſubalternen Geſellſchaft vergönnet wird. Sind die Glieder einer ſolchen Geſellſchaft in allen und jeden Stücken zuſammen verbunden, ſo werden ſie gewiſſermaſsen unabhängig von dem groſsen Staatscörper: iſt aber ihre Vereinigung nicht ſo gar genau, ſo ſind ſie auch zu andern Connexionen fähig, die ſie an die allgemeine Maſſe veſt knüpfen *.

Nur nach dieſen Grundſätzen ſollten Handlungscompagnien erlaubt ſeyn. Ihre kaufmänniſche Angelegenheiten allein ſollten inſoferne miteinander vereinigt werden, als die Vereinigung derſelben zum fruchtbaren und einträglichen Betrieb ihrer Unternehmungen erfoderlich iſt: aber auſſer dieſem müſsten ihnen alle Nebenvortheile, wovon die Aſſociirten, vermöge ihrer Vereinigung, profitiren könnten, abgeſchnitten werden; und das Publicum ſollte ſich bemühen, bey allen Gelegenheiten, wo ſie aus ihrer Vereinigung einen Vortheil ziehen, der den Rechten einzelner Perſonen zu nahe tritt, das Intereſſe jedes Particuliers gegen ſie zu vertheidigen. Ich will dieſes durch ein Exempel erläutern. Eine Anzahl Weber, Fiſcher, oder andre Profeſſioniſten, legen ihr Capital zuſammen, um diejenigen Schwierigkeiten zu überwinden, denen einzelne Handwerksleute, wegen der vielfältigen Ausgaben,

* Ich ſchrieb dieſes, ehe die Geſellſchaft der Jeſuiten in Frankreich aufgehoben wurde.

die aber durch eine Aſſociation zum Theil erſpart werden können, ansgeſetzt ſind. Dieſe Geſellſchaft ſucht und beſtellt nunmehr eine groſse Quantität roher Materien, die ihr zu Betreibung ihres Geſchäffts nöthig ſind. Durch dieſe ſtarke Beſtellung ziehen ſie eine Menge indüſtriöſer Leute, die nicht zünftig ſind, und denen es um Brod und Arbeit zu thun iſt, in ihre Dienſte. Dieſe Leute ſind in ſoweit glücklich: aber in der Maaſse, als ſich die Unternehmung weiter verbreitet, und die Societät in den Stand kommt, Alles, oder doch das Meiſte, was bey einer ſolchen Profeſſion vorfällt, ganz allein an ſich zu ziehen, bereitet ſie ihren Concurrenten den Untergang zu; und indem ſie beim Einkauf der erſoderlichen Materialien, und beim Verkauf ihrer Manufacturwaaren ein einzelnes Intereſſe formiret, ſo profitirt ſie, im erſtern Falle, indem ſie den Verdienſt ihrer ſubalternen Helfer unter den gehörigen Fus heruntersetzt, und im zweiten Falle, indem ſie ihren eigenen Profit über die Gebühr erhöhet.

Solchen Misbräuchen kann alſo nicht vorgebeugt werden, es ſey denn, daſs der Staatsmann ins Mittel trete; nicht zwar, um die Geſchäffte der Compagnie gewaltſam einzuſchränken, ſondern nur, um ihr das Gewicht eben ſolcher Grundſätze, als diejenigen ſind, wodurch ſie ſo ſtark profitirt, dergeſtalt entgegen zu ſetzen, daſs ihr unbilliges Verfahren unwirkſam bleibe. Wenn die Weber z. E. die Spinner unterdrücken, ſo können Mittel ausgedacht werden, Letztere, wo nicht zünftig machen, doch wenigſtens zu einerley Intereſſe zu vereinigen, damit ſie nicht durch ihre Concurrenz einander ſchaden. Den übertriebenen Muth ſolcher Compagnien, die in ihren Unternehmungen gar zu weit gehen, kann der Staatsmann in etwas niederſchlagen, wenn er andre Compagnien errichtet und unterſtützt, damit immer eine Concurrenz bleibe; und er kann jede Uebertretung der Geſetze, welche auf die Einführung einer abſoluten Abhängigkeit von der Compagnie abzielt, mit Strenge beſtrafen. Kurz, ſolang ſolche Geſellſchaften noch nicht errichtet ſind, ſo muſs der Staatsmann ihr Beſchützer ſeyn: ſind ſie aber einmal in ihrem Weſen, ſo muſs er ſich derer annehmen, die leicht von ihnen unterdrückt werden könnten.

Wenn Compagnien in der Abſicht errichtet werden, Manufacturen anzulegen, ſo iſt es zuträglich, zu ſolchen Unternehmungen keine andre als ſolche Leute zu gebrauchen, die ſchon von Kindheit an zu den verſchiedenen

nen Zweigen ihres Geſchäfftes auferzogen worden ſind. Wenn bemittelte Leute, die aber unwiſſend ſind, und nur Projecte ausbrüten, ſich, in der Abſicht, geſchwind reicher zu werden, mit anzulegenden Manufacturen befaſſen, ſo ſind ſie ſo erpicht, nach Proportion ihres Capitals groſſe Gewinne zu machen, daſs ihre Hoffnungen insgemein vereitelt werden, und die Unternehmung mislingt. Leute, die ſichs ſauer werden laſſen, und früh zur Frugalität gewöhnt ſind, nehmen mit einem kleinern Profit vorlieb. Aber, unter der Protection des Staats, werden dieſe kleinern Gewinne endlich zu einer groſſen Summe aufſchwellen, und aus ihrer Zuſammenhäufung wird eine neue Claſſe bemittelter Leute aufſtehen, welche die Frugalität, wozu ſie erzogen ſind, beibehalten werden.

Ich will den Fall ſetzen, es ſollten Fiſchereyen angelegt werden. Anſtatt nun Subſcriptionen dazu von Privatperſonen anzunehmen, die theils aus patriotiſcher Geſinnung, theils auch in der Abſicht, gute Intereſſen zu heben, oder gar am Ende einen erſtaunlichen Gewinn auf einmal zu ziehen, (und dieſe Letztern nenne ich Projectmacher) ihr Geld dabey anlegen wollen, ſollte das Publicum die erfoderlichen Koſten dazu hergeben; und Böttcher, Segelmacher, Seiler, Schiffszimmerleute, Netzmacher, kurz, alle bey ſolcher Unternehmung brauchbare Leute, ſollten unentgeldlich in das Fiſcheramt aufgenommen, und eines kleinen Antheils an dem Profit theilhaftig gemacht werden; und wenn ſie zuſammen in Einem Gebäude oder Stadt wohnen, deren Lage vortheilhaft zur Betreibung des Werks iſt, ſo bekommt die Compagnie an jeden dieſer Handwerksleute einen Entrepreneur, der von allen Artikeln, die zu ſeiner Profeſſion gehören, die Lieferung thut. Keiner, der unmittelbar bey der Unternehmung intereſſirt iſt, müſste an einem andern Orte wohnen; und einem jeden von den Aſſociirten müſste frey ſtehn, diejenigen Sachen zu liefern, die an demſelben Orte nicht für geſetzte Preiſe verfertigt werden können. Auf dieſe Art können alle Koſten, die das Publicum zu Unterſtützung des Unternehmens angewandt hat, durch die Hände derjenigen circuliren, welche die Unternehmung betreiben; und jeder von ihnen hält den andern in Schranken wegen der Dividende von dem Ertrage des ganzen Gewinnſts. Ein groſſer Vortheil, Unternehmungen auf dieſe Art zu betreiben, beſteht darin, daſs, obgleich die Intereſſenten gar keinen Profit aus der Unternehmung ſelbſt ziehen, ſie dennoch ihre Rechnung dabey finden,

den, in Ansehung verschiedener Zweige ihrer eigenen Industrie. Der Heringshandel wurde in Holland anfänglich durch eine Compagnie Kaufleute angelegt, denen er mislung; und da ihr Vorrath an Heringsbuysen und Fischen unter Preis verkauft wurde, so kauften ihn Privatpersonen an sich, welche in allen diesen Handel betreffenden Stücken (auf Kosten der verunglückten Compagnie) waren unterrichtet worden, und ihn hernach mit dem besten Fortgang trieben. Wäre die Compagnie gleich Anfangs auf die hier angeführte Art errichtet worden, ihr Handel würde nimmermehr einen Stos erlitten haben.

XXXI. Capitel.

Recapitulation des zweiten Buchs.

Nachdem ich im ersten Buche zur Untersuchung der Grundsätze der neuern Staatswirthschaft die Bahn gebrochen habe, so zeige ich in der Einleitung zum zweiten, die herrschende Regel bey dieser Wissenschaft sey zu allen Zeiten diese gewesen: Man müsse voraussetzen; dass, in Dingen, die das Publicum betreffen, ein Jeder aus dem Bewegungsgrunde des Privatnutzens handeln werde; und der Staatsmann habe kein Recht, von seinen Unterthanen eine andre patriotische Gesinnung, als einen genauen Gehorsam gegen die Gesetze, zu erwarten. Die Vereinigung sämmtlicher Privatinteressen macht die gemeine Wohlfahrt aus; diese zu befördern, ist des Staatsmanns Pflicht, der selbige zum Beweggrund aller seiner Handlungen machen sollte; weil die Güte einer Handlung von der Uebereinstimmung ihres Beweggrunds mit der Pflicht des Handelnden abhängt. Wir können daher die Handlungen eines Staatsmanns eben so wenig nach den Gesetzen einer Moralität, die bey Privatpersonen Statt findet, beurtheilen, als wir von den Verfügungen der Vorsehung aus demjenigen urtheilen können, was wir für recht oder unrecht halten. *)

I. Capi-

*) Blos darum, weil auf diesen Unterschied wenig Acht gegeben wird, sind Einige auf den gotteslästerlichen Einfall gerathen, die Schuld des Bösen auf das höchste Wesen zu schieben. Es giebt in der Welt *(in the Universe)* gar nichts Böses, alles ist gut, alles ist durchaus vollkommen. Die grösten Schandthaten gereichen zum allgemeinen Besten; man kann sie sogar in einem gewissen Verstande Handlungen Gottes nennen, indem alles, was geschieht, durch ihn geschieht. Inzwischen ist

der

I. Capitel. Beim Vortrag der Grundſätze einer Wiſſenſchaft müſſen im Anfang viele an ſich ſehr verſchiedene Dinge miteinander vermengt werden. Im erſten Buch betrachtete ich die Bevölkerung und den Ackerbau als einerley: im zweiten werden Handlung und Indüſtrie als wechſelſeitig von einander abhängend vorgeſtellt. Um dieſes Verhältnis zu zeigen, gebe ich eine Erklärung vom einen und vom andern, woraus erhellt, daſs, wo eine Handlung *(trade)* Statt finden ſoll, ein Abnehmer der Waare *(Conſumer)*, ein Handarbeiter, und ein Kaufmann ſeyn müſſe: und wo Indüſtrie Statt finden ſoll; da muſs der Indüſtrioſe Freiheit haben. Sein Beweggrund, warum er arbeitet, muſs ſeyn, damit er ſich, vermittelſt der Handlung, ein Aequivalent verſchaffe, womit er alles Nothwendige kaufen, und dann noch einen Ueberſchuſs, die Belohnung ſeines Fleiſſes, zurücklegen kann. Demnach iſt ein Unterſchied zwiſchen Indüſtrie, und einer Arbeit *(labour)*, wozu man gezwungen werden kann, und womit gemeiniglich nichts Andres als der bloſse Unterhalt verdient wird. Hier nehme ich Gelegenheit, zu zeigen, was für ſchädliche Wirkungen die Sclaverey in Abſicht auf die Progreſſen der Indüſtrie habe; und ich ſchlieſſe daraus, daſs die Subordination der Claſſen unter der lehensmäſigen Regierung der Aufnahme der Indüſtrie ungemein hinderlich geweſen ſey, ſo wie hingegen dieſe ſich emporgeſchwungen hat, ſeitdem jenes Syſtem aufgehoben iſt. Ob die Handlung die Urſache der Indüſtrie, oder dieſe die Urſache der Handlung ſey, iſt eine Frage, woran nicht viel gelegen iſt: aber die Grundurſache, von welcher beide dependiren, iſt ein Geſchmack am Ueberflüſſigen auf Seiten derer, die ein Aequivalent geben können. Dieſer Geſchmack iſt dasjenige, was zur *Nachfrage*

der *Beweggrund*, den Gott dabey führte, im höchſten Grade rein: die Handlung iſt nur in Anſehung des Menſchen, der ſie verrichtet, ſchlimm und gottlos. Seine Bosheit entſteht nicht aus der Handlung ſelbſt, ſondern nur aus dem Mangel der Conformität zwiſchen ſeiner Pflicht und dem Beweggrund ſeines Verfahrens. Wenn nun die Beſtrafung einer ſolchen böſen That (welche gleichfalls als die Handlung des höchſten Weſens betrachtet wird) mit zum Syſtem des allgemeinen Wohls gehört, iſt es nicht höchſt thöricht, ſie ungerecht zu nennen? Wir kennen die Pflichten des Menſchen, wir kennen die Pflichten der Regenten: aber wir kennen nicht die Pflichten Gottes (wenn es mir erlaubt iſt, mich eines ſo unſchicklichen Ausdrucks zu bedienen); und blos um dieſer Urſache willen können wir nicht von der Güte ſeiner Vorſehung urtheilen. Wir müſſen ſie daher für ausgemacht annehmen; und dies gehört mit zu dem, was bey den Theologen der *Glaube* heiſst.

frage Anlaſs giebt; und dieſe hinwiederum iſt die vornehmſte Triebfeder der ganzen Operation.

II. Capitel. Ich habe mich, durch dies ganze Buch hindurch, des Worts *Nachfrage* oder *Begehr* bedient, um dasjenige damit auszudrücken, was wir im erſten Buche *Bedürfniſſe* nannten; und weil die Materie verwickelter wird, und wir nunmehr eine gröſsere Anzahl Verhältniſſe annehmen müſſen, ſo habe ich alle die verſchiedenen Bedeutungen des Wortes *Nachfrage* angeführt.

1. Die *Nachfrage* bezieht ſich allemal auf *Waare*. Der Käufer iſt derjenige, der nach der Waare fragt: der Verkäufer bietet ſie feil. 2. Die Nachfrage heiſst *wechſelſeitig*, wenn eine doppelte Operation vorgeht, das iſt, wenn ſich der Verkäufer im erſten, und der Käufer im zweiten Falle befindet; und wenn wir alsdenn beyde Operationen in einerley Abſicht annehmen, ſo geben wir denen, welche den höchſten Preis bezahlt haben, den Namen der *Nachfrager*. 3. Die Nachfrage iſt entweder *einfach*, oder *zuſammengeſetzt*: *einfach*, wenn keine Concurrenz zwiſchen den Käufern iſt; *zuſammengeſetzt*, wo eine ſolche Concurrenz iſt. 4. Die Nachfrage iſt *ſtark*, oder *ſchwach*, nach Maasgabe der geſuchten Quantität. 5. Sie iſt *hoch* oder *niedrig*, nach Maasgabe des angebotenen Preiſes. Die Natur einer *ſtuffenmäſſigen* Verſtärkung der Nachfrage iſt, daſs ſie eine Aufmunterung zur Indüſtrie giebt, indem ſie die Lieferung gröſser macht: hingegen die Natur einer *ſchnellen* Verſtärkung der Nachfrage iſt, daſs ſie einen Aufſchlag der Preiſe verurſacht. Dieſes Principium hat aber nicht allenthalben die nämliche Wirkſamkeit, dieſe Abwandlungen hervorzubringen; bey Kaufleuten, die ihren Profit ſuchen, wird es in ſeinen Operationen gehemmet; bey andern Privatleuten aber, denen es um ihren Unterhalt, um die Lebensnothwendigkeiten, oder um die Befriedigung ihrer Neigung zum Luxus zu thun iſt, wird es in ſeinen Wirkungen beſchleunigt.

III. Capitel. Hier komme ich auf die Herleitung des Urſprungs der Handlung und Indüſtrie, den ich aus den Grundſätzen des erſten Buchs entdecke, wo wir unter Handlung die Umtauſchung der Nothwendigkeiten verſtunden; und ich finde, daſs die Aufnahme der letztern den Progreſſen der Bevölkerung und des Ackerbaues zuzuſchreiben iſt. Wenn es mit einem Volke zur moraliſchen Unmöglichkeit kommt, ſeine Anzahl zu vermehren, ſo werden dadurch die Progreſſen des Tauſchs gehemmet. Derſelbe erwächſt zur

Hand-

Handlung, wegen einer eingeführten neuen Bedürfnis, nämlich des Geldes, als des allgemeinen Gegenstands, wornach alle Menschen verlangen. Solang ihre Begierden sich nach ihren physischen Bedürfnissen richten, so werden sie in gewissen Schranken gehalten. Sobald sie sich aber andre Begierden, die von politischer Natur sind, anschaffen, alsdann sind alle Schranken durchgebrochen. Die Schwierigkeit, Bedürfnisse andern Bedürfnissen anzupassen, führt natürlicherweise den Gebrauch des Geldes ein, das ein angemessenes Aequivalent für alle andre Sachen ist. Dieses Geld giebt Anlass zum Verkauf der Waaren, einer Operation, die schon etwas Feineres an sich hat, als das Umtauschen. Nur noch einen Schritt weiter, so ist die Handlung da. Diese ist ein doppelter Verkauf. Der Kaufmann kauft nicht für sich, sondern für Andre. Er ist eine Maschine von zusammengesetzter Natur. Habt ihr Mangel an etwas, er liefert es euch; liegt euch etwas zur Last da, er befreyt euch davon; bedürft ihr eine Portion vom allgemeinen Aequivalente, Geld, er giebt es euch, indem er, nach Beschaffenheit eurer Umstände, einen Credit auf euch formirt. Die Einführung einer so nützlichen Maschine reizt Jeden zum Wunsche, dass er es doch auch so weit bringen möchte, sich ihrer zu bedienen. Und hierin liegt die Ursache, warum die Menschen mehr arbeiten, als die blosse Stillung ihrer physischen Bedürfnisse erfodert.

Die Handlung verkürzt also die beschwerlichen Operationen des Verkaufs und des Tauschs, und bringt viele Dinge zum Vorschein, woran Individuis, die davon leben, dass sie die Bedürfnisse Andrer befriedigen, überaus viel gelegen ist. Sie bezeichnet nämlich den Fus der *Nachfrage*, welcher gewissermassen die Stimme des Staatsmanns ist, der die Geschäffte der Industrie auf die Stillung der Bedürfnisse, und die Circulation der unentbehrlichen Lebensmittel in die Wohnungen der Nothleidenden lenket.

IV. Capitel. Die Folge hievon ist, den Werth der Waaren zu bestimmen, und den Unterschied zwischen den *ersten Kosten* und den *Verkaufspreisen* zu bezeichnen. Erstere hängen ab von der Zeit, die man verwendet hat, von dem, was die Arbeiter gekostet haben, und von dem Werthe der rohen Materien. Letztere sind die Summe von jenen, die noch mit dem Profit, der aus der Veräusserung entsteht, vermehrt wird. Es ist nicht wenig daran gelegen, dass man zwischen diesen zween constituirenden Theilen des Preises, nämlich Kosten und Profit, einen Unterschied mache. Jene sind, wenn sie

einmal ihre Bestimmung bekommen haben, unwandelbar: die andern aber nehmen beständig zu, entweder weil man die Waaren, anstatt sie sogleich loszuschlagen, eine gute Zeit an sich gehalten, oder weil man einen sehr starken Absatz damit gemacht hat. Je genauer alle Umstände, welche die ganze Zergliederung der Manufacturen betreffen, untersucht werden, desto leichter wird es einem Staatsmann, jedem Fehler oder Misbrauch, der einen Aufschlag der Preise über den gehörigen Fus nach sich ziehen könnte, abzuhelfen.

V. Capitel. Nichts erleichtert so sehr die Einführung einer vortheilhaften auswärtigen Handlung, als niedrige und festgesetzte Preise. Erstlich ziehen selbige die Fremden herbey. Dies nennen wir ein *passives Commerz*. Zweitens geben dergleichen Preise den Kaufleuten bequeme Gelegenheit an die Hand, die Producten ihres Landes mit gröserm Vortheil unter andre Nationen zu vertheilen; und dies nennen wir die *active auswärtige Handlung*. In diesem Capitel beschreibe ich die Wirkungen der letztern Gattung. Ich zeige, wie Kaufleute im Anfang von der Unwissenheit ihrer Correspondenten profitiren; wie sie selbige zum Luxus verleiten; wie die Concurrenz zwischen ihnen, wenn die Gewinne hoch sind, sie veranlasset, einander zu vervortheilen; und wie die unwissendsten Wilden belehrt werden, aus dieser Entdeckung Vortheil zu ziehen; wie diese Veränderung diene, die entlegensten Nationen miteinander zu vereinigen, und zugleich sie zu verbessern; und wie natürlich sie, durch ihr wechselseitiges Interesse gedrungen, sich bestreben, einander Dienste zu leisten und nützlich zu werden.

VI. Capitel. Hiernächst bemühe ich mich, die Wirkungen der Handlung bey solchen Nationen zu zeigen, welche sie nur auf eine passive Art treiben. Hier nehme ich Anlas, einen Zusammenhang zwischen den Grundsätzen der Handlung und des Ackerbaus fühlbar zu machen; und ich zeige, bey was für Gelegenheiten eine passive Handlung zur Verbesserung der Landereyen gereichen könne, und bey was für andern Gelegenheiten sie diese Wirkung nicht leiste. Hierauf baue ich den Grundsatz, dass, wenn die passive Handlung eine Vermehrung der einheimischen Consumtion an Lebensmitteln mit sich führt, und, ohne diese Consumtion zu vermehren, nicht fortgesetzt werden kann, der Ackerbau alsdann allerdings durch sie befördert werde, auf eine andre Weise aber nicht; und da sich Ersteres gemeiniglich zuträgt, so schliess ich daraus, dass die Handlung die natürliche Wirkung habe, in jedem

Lande,

Lande, wo sie eingeführt ist, die Zahl der Menschen zu vermehren. Ich beleuchte hierauf die Folgen eines überhand nehmenden Geschmackes am Ueberflusse bey Nationen, die in der Einfalt leben; und ich zeige, wie natürlicherweise dieser Geschmack die Indüstrie bey den niedrigern Classen, wenn solche frey sind, befördere, oder sie, wenn sie Sclaven sind, arbeitsamer mache. Und hieraus schliesse ich, dass freye Leute sich am besten zu solchen Arbeiten schicken, wo es auf den Kopf, d. i. auf sinnreiches Nachdenken und Erfindsamkeit ankommt: wo es aber mehr auf die Hände, das ist, auf mühselige Handarbeit, ankommt, da sind Sclaven vortheilhafter. Die Sclaverey hätte Holland machen können: aber nur die Freiheit konnte Holländer machen.

VII. Capitel. Nachdem ich eine rohe Idee von der Handlung überhaupt gegeben, wende ich mich zu einer genauern Untersuchung der Grundsätze, die ein Staatsmann vor Augen haben muss, der die Handlung zur Vollkommenheit bringen will, indem er sich ihrer als eines Mittels bedient, seinem Lande Wohlstand und Ueberfluss von innen, und Macht und Superiorität in den Augen der Ausländer zu verschaffen. Gleichwie ein Privatmann nach Proportion seiner Indüstrie in bessere Vermögensumstände kommt, und auf solche Art es seinen Camaraden zuvorthut: eben so wird eine indüstriöse Nation reich, und erlangt eine Superiorität über alle ihre Nachbarn, die ihr es an Indüstrie nicht gleich thun.

Die *Nachfrage* legt den Grund zur Handlung: die *Concurrenz* aber unterstützt sie und erhält sie im Gang. Diese Wörter werden so oft miteinander verwirret, oder wenigstens vermengt, dass unrichtige, dunkle, oft auch widersprechende Begriffe daraus entstehn. Deswegen hab ich für nöthig gehalten, sie auseinander zu setzen, miteinander zu vergleichen, und ihre Verhältnisse, Abweichungen und Uebereinstimmungen zu zeigen.

Nachfrage und *Concurrenz* beziehen sich beide aufs Kaufen und Verkaufen. Aber *Nachfrage* kann nur vom *Käufer* herkommen: *Concurrenz* hingegen kann sowol bey *Käufern*, als *Verkäufern* Statt finden.

Nachfrage zeigt eine Lust an, etwas zu haben: *Concurrenz* aber einen Wetteifer, um den Vorzug zu bekommen.

Nachfrage kann ohne *Concurrenz* existiren: *Concurrenz* aber muss allemal eine Nachfrage mit sich führen.

Einfache Nachfrage heißt, wenn nur ein einziges Intereſſe auf Seiten der Käufer erſcheint.

Einfache Concurrenz heißt, wenn die Concurrenz blos auf Einer Seite des Contracts Platz ergreift, oder wenn der Wetteifer wenigſtens viel ſtärker auf der einen, als auf der andern Seite iſt.

Zuſammengeſetzte Nachfrage heißt, wenn ſich zwiſchen denen, welche zu kaufen verlangen, mehr als Ein Intereſſe findet.

Zuſammengeſetzte Concurrenz heißt, wenn ſich auf beiden Seiten des Contracts zu gleicher Zeit ein Wetteifer hervorthut.

Einfache Concurrenz erhöhet die Preiſe: *doppelte Concurrenz* ſchränkt ſie auf den angemeſſenen Werth der Waare ein.

Solang eine *doppelte Concurrenz* herrſcht, ſo ſteht die Balanz zwiſchen Arbeit und Nachfrage, bey einer gelinden Hin- und Herbewegung, im Gleichgewicht. Die *einfache Concurrenz* aber zerſtört jene Balanz, und wirft ſie um.

Die Gegenſtände der *Concurrenz* beſtimmen öfters die Kraft derſelben. Kaufleute kaufen, um wieder zu verkaufen; folglich ſteht ihre *Concurrenz* in Proportion mit ihren Abſichten, zu gewinnen. Hungrige kaufen, um zu eſſen, und ihre *Concurrenz* ſteht in Proportion zu ihrem Vermögen. Wollüſtige kaufen, um ihren Begierden zu willfahren; ihre *Concurrenz* ſteht alſo in Proportion zu den letztern. Eine ſtarke *Concurrenz* auf Einer Seite macht die auf der andern Seite ſchwächer; und wird ſie ſo ſtark, daſs ſie wirklich die Intereſſen auf einer Seite des Contracts miteinander vereiniget: ſo wird die Concurrenz ſchlechterdings *einfach;* dieſe aber ſtößt die Balanz ganz und gar übern Haufen, und muſs in kurzer Zeit das getheilte Intereſſe zerſtören.

VIII. Capitel. Hier unterſuche ich die Bedeutungen der bezüglichen Wörter: *Koſten*, *Profit*, und *Verluſt*. Oft werden die Beziehungen, die ſie mit ſich führen, nicht ausgedrückt, welches dann zu mancherley Misverſtand Anlaſs giebt. *Nationalkoſten* heiſſe ich demnach, wenn das Capital der Nation, zum Vortheil andrer Staaten, durch die Koſten verringert wird. *Oeffentliche Koſten* heiſſen, wenn das Geld, welches aus den Contributionen der Nation herauskommt, vom Staate innerhalb des Landes verwendet wird. Und *Privatkoſten* heiſſen, wenn Geld ausgegeben wird, welches Privatperſonen zugehört, oder auf Privatangelegenheiten einen Einfluſs hat. Letzteres thut keine andre Wirkung, als daſs es die einheimiſche Circulation befördert.

Ich

Ich mache ferner einen Unterschied zwischen Geld *verzehren*, und Geld *vorschießen*. Ersteres zeigt eine Absicht an, Aufwand zu machen: Letzteres aber eine Absicht, nachher Veräuserungen damit zu machen.

Gewinn ist entweder *positiv*, oder *relativ*, oder zusammengesetzt.

Positiver Gewinn ist, wenn jemand gewinnt, und niemand dadurch verliert. *Relativer Gewinn* ist, wenn jemand gerade dasjenige gewinnt, was ein Andrer verloren hat. Und *zusammengesetzter Gewinn* heißt, wenn jemands Profit einen Verlust auf Seiten des Andern mit sich bringt, doch so, daß dieser nicht völlig so viel verliert, als jener gewinnt. Eben diese Distinction läßt sich auch auf den Verlust deuten.

IX. Capitel. Nachdem ich die Hauptgrundsätze, welche auf die Betriebe der Handlung und Industrie einen Einfluß haben, dargelegt habe, so betrachte ich ihre politischen Folgen, und die Wirkungen, die in Ansehung eines Staats entspringen, der den Anfang gemacht hat, seine politische Wirthschaft nach dem Handlungsinteresse einzurichten; und einen solchen Staat nenne ich eine Handlungsnation.

Die erste Folge ist eine Vermehrung der Nachfrage nach der Arbeit der Einwohner; denn diese fangen nunmehr an, auch für die Befriedigung fremder Bedürfnisse zu sorgen. Wenn diese Vermehrung plötzlich geschieht, so wird sie die Nachfrage *erhöhen*: geschieht sie aber stuffenweise, so wird sie die Nachfrage nur *verstärken*. Wenn bey einem sich weit verbreitenden Zweige der Industrie die Preise steigen, so muß alles theurer werden, weil eine Concurrenz, um Leute zur Arbeit zu bekommen, entstehen muß. Der Landmann sieht sich nach Knechten um, und muß dem Weber seine Gesellen abspenstig machen; und um soviel nunmehr seine Kosten gröser sind, um soviel theurer muß er seinen Vorrath an unentbehrlichen Lebensmitteln verkaufen. Und wenn dieses geschieht, wehe denen, die den Fonds ihrer Subsistenz nicht nach Proportion ihrer vermehrten Ausgaben vergrössern können! Nichts ist so angenehm, als das stuffenmäßige Steigen des aus der Industrie entspringenden Gewinns: nichts aber auch so traurig, als wenn es damit zum Stillstand kommt, welches doch eine nothwendige Folge aller Vermehrungen ist. Wenn die Preise hoch steigen, so wird der Markt leer von Leuten, und andre Nationen profitiren von diesem Umstand, um einen Vorzug zu bekommen. Hieraus schliesse ich, daß eine *erhöhte* Nachfrage der Vorbote des Ver-

falls der Handlung; eine *verstärkte* Nachfrage hingegen die wahre Grundlage einer langdaurenden vortheilhaften Handlung sey. Da aber eine Vermehrung der Lieferung auch eine Verstärkung der Anzahl der Einwohner nothwendig machen kann, so muss der Staatsmann die Nahrungsmittel beständig in einer bequemen Proportion zu der sich darnach äussernden Nachfrage halten. Hierauf kommt alles an. Reichlicher Ueberfluss an Victualien ist das unfehlbare Mittel, die Preise niedrig zu erhalten; und plötzliche und gewaltsame Veränderungen im Werthe derselben müssen für die Industrie verderblich seyn, wenn ihr gleich alle übrigen Umstände noch so günstig wären. Die Ursach ist offenbar: Der Artikel der Subsistenz allein begreift $\frac{3}{7}$ der ganzen Ausgaben aller untern Classen in sich, und ihre Gewinne müssen im Verhältnis zu ihren Ausgaben stehn: aber da die Gewinne derer, die für die Exportation arbeiten, bey einer Handlungsnation durch die Wirkungen der auswärtigen Concurrenz vestgesetzt sind, so müssen sie, wofern die Preise ihrer Lebensmittel nicht immer auf dem nämlichen Fus erhalten werden, in Ansehung ihrer Nahrung immer in Unsicherheit leben, und sich eine beständige Abwechselung des Mangels und Ueberflusses gefallen lassen. Hieraus kann man abnehmen, wie unendlich viel daran gelegen sey, bey jeder Handlungsnation, wo die Preise der Lebensmittel grossen und plötzlichen Veränderungen unterworfen sind, einen Unterschied zu machen zwischen denen, die an Ausländer, und denen, die an ihre eigenen Landsleute Lieferungen thun. Auch kann man hieraus den unbeschreiblichen Vortheil abnehmen, der aus einer solchen Kornpolizey, wodurch die Kornpreise in bestimmten Grenzen erhalten würden, entspringen müsste.

X. Capitel. Diese Lehre führt mich natürlicherweise auf die Betrachtung der Verhältnisse zwischen *Nachfrage* und *Lieferung;* und, um meine Ideen dem Leser desto besser mitzutheilen, hab ich diese beiden Stücke als zwo Quantitäten betrachtet, die auf den zwo Schalen einer schwebenden politischen Balanz oder Wage liegen. Die eine Wagschale enthält die verfertigte *Arbeit*, die andre die *Nachfrage.* Das Wort *Arbeit (Work)* gefällt mir besser als das Wort *Lieferung (Supply)*, weil wir hier hauptsächlich auf die Vortheile der Arbeiter zu sehen haben.

Wenn die *Arbeit (Work)* der *Nachfrage* proportionirt ist, so erhält sich die Balanz in einer zitternden Bewegung *(Vibration)* unter dem Einfluss einer doppel-

doppelten Concurrenz; Handlung und Indüſtrie blühen. Weil aber die Wirkung natürlicher Urſachen dieſes Gleichgewicht zerſtören muſs, ſo iſt nöthig, daſs der Staatsmann immer ſeine Hand anlege, daſſelbe zu erhalten.

Nachdem ich die verſchiedenen Wege, auf welchen die Balanz (durch das *poſitive* oder *relative* Uebergewicht einer von beiden Wagſchalen) umgeworfen wird, kenntlich gemacht habe, ſo zeige ich auch die Folgen, die entſtehen, wenn der Staatsmann in dieſem Stücke ſeiner Verwaltung nachläſſig iſt. Wenn die Wagſchale der *Arbeit* das Uebergewicht bekommt, das iſt, wenn mehr Arbeit als Nachfrage iſt, ſo müſſen die Arbeiter entweder in eine ſchädliche Concurrenz gegeneinander gerathen, welches ihren Profit unter den gehörigen Fus heruntersetzt, und ſie zu hungern zwingt: oder ein Theil ihrer verfertigten Waaren bleibt unabgeſetzt liegen, und dieſes benimmt ihnen Luſt und Eifer zur Arbeit. Bekommt aber die Wagſchale der *Nachfrage* das Uebergewicht, ſo werden entweder die Preiſe ſteigen, und conſolidirte Gewinnſte entſtehn, welcher Umſtand fremde Nebenbuler erwecken wird: oder die Nachfrage wird auf einmal aufhören, welches der anwachſenden Indüſtrie einen gewaltigen Stos giebt.

Jede Zerſtörung dieſer Balanz alſo führt eins von dieſen vier Uebeln mit ſich: Entweder die Profeſſioniſten nehmen einander das Brod vor dem Munde weg: oder ein Theil ihrer verfertigten Arbeit findet keinen Abſatz: oder ihr Profit ſteigt zu hoch, und conſolidirt ſich mit den Preiſen: oder ſie liefern nicht ſo viel Arbeit, als verlangt worden iſt. Dies nenne ich die unmittelbaren Wirkungen der zerſtörten Balanz. Hierauf komme ich auf die weitern Folgen, welche ſie nach ſich ziehen, wenn der Staatsmann ſelbigen nicht durch ſeine Wachſamkeit vorbeugt.

Ein Staatsmann muſs beſtändig auf ſeiner Hut ſeyn, und ſo bald er merkt, daſs eine von den Wagſchalen gar zu oft Mine macht, überzuſchlagen, ſo ſollte er der gegenſeitigen Wagſchale mit guter Manier deſto mehr Gewicht zuſetzen, nie aber, auſſer im höchſten Nothfall, etwas aus der ſchwerern Schale herausnehmen. Wenn alſo die Wagſchale der Nachfrage das Uebergewicht bekommen hat, ſo muſs er neue Unternehmungen in Schwung zu bringen ſuchen, um die Lieferung zu verſtärken, und die Preiſe auf dem vorigen Fus zu erhalten. Findet ſich aber das Uebergewicht auf Seiten der Wagſchale der Arbeit, ſo muſs jedes zur Verſtärkung der Exportation dienliches

liches Mittel zur Hand genommen werden, um zu verhüten, daſs die Gewinne nicht ſo ſehr niedrig ausfallen, daſs die Arbeiter ihren nothwendigen Unterhalt nicht dabey finden können.

XI. Capitel. Hier unterſuche ich, woher es komme, daſs dieſe gleiche Balanz endlich dennoch zerrüttet wird.

1. Der beſtändige Zuwachs der Arbeit bringt mit ſich, daſs die Anzahl der Einwohner zunimmt, und folglich auch eine gröſsere Quantität Lebensmittel erfodert wird. Die Quantität der Lebensmittel aber hängt von der Gröſse und Fruchtbarkeit des Bodens ab. So bald demnach der Boden nicht mehr eine gröſsere Quantität Lebensmittel hervorbringen kann, ſo müſſen ſelbige bey den Fremden geſucht werden; und wenn die Koſten, ſie herbeizuſchaffen, einen gewiſſen Fus überſchreiten, ſo werden die Lebensmittel theuer; dieſes ſteigert die Preiſe; die bisherigen Käufer ſtellen ſich nicht mehr auf ſolchen Märkten ein, und die Wagſchale der Arbeit bekommt das Uebergewicht, bis die Indüſtriöſen in eine ſchädliche Concurrenz gegeneinander gerathen, und einer dem andern das Brod wegnimmt. Hier wird nothwendig erfodert, daſs der Staatsmann mit einem Theil der öffentlichen Gelder zu Hülfe komme.

2. Wenn ein müſſiges Volk, das reichlich mit Lebensmitteln geſegnet iſt, ſich auf die Indüſtrie zu legen anfängt, ſo kann es Manufacturwaaren eine Zeitlang zu den wohlfeilſten Preiſen liefern, weil es die Indüſtrie nicht in der Abſicht treibt, davon zu *leben*, ſondern nur ſich damit zu *amüſiren*. Dies iſt die Urſache, warum ehmals alle Waarenſorten, die auf dem Lande verfertigt wurden, ſo wohlfeil waren, und warum noch zu unſern Zeiten die künſtliche Arbeit der Nonnen ſo wohlfeil verkauft wird. Wenn aber das platte Land ſeine überflüſſigen Eſſer verliert, und wenn dieſe ſich in den Städten niederlaſſen, und hier blos von ihrer Indüſtrie zu leben genöthigt ſind: ſo ſteigen die Preiſe, und der Markt wird ledig.

3. Wenn ein Staatsmann unbedachtſamerweiſe Taxen auflegt, ſo, daſs eigentlich die Fremden dasjenige Quantum erſtatten müſſen, welches von den Indüſtriöſen, die ihnen Waaren geliefert haben, bezahlt worden iſt: ſo ſteigert dieſes ebenfalls die Preiſe, und die Käufer bleiben weg. Solchemnach muſs, aus einer Wirkung natürlicher Urſachen, jede Vermehrung endlich zum Stillſtand kommen, wofern nicht die Hand des Staatsmanns unabläſſig

ſig

sig bemühet ist, die unmittelbaren schlimmen Wirkungen derselben abzuhalten. Wenn sich ein Mangel an Lebensmitteln hervorthut, und die Verbesserung der Ländereyen gar zu kostbar fällt, so muss er das ganze Publicum zur Verbesserung des Bodens in Contribution setzen. Wann dann, wegen fernerer Vermehrungen, die Preise der Lebensmittel noch immer steigen, so muss er sie mit öffentlichen Geldern herunterhalten; und wenn auch diese Operation zu weitaussehend für ihn wird, so muss er sich begnügen, wenigstens in Ansehung desjenigen Theils der Lebensmittel, die von denen, welche Lieferungen auf auswärtige Märkte thun, verzehrt werden, eine Erniedrigung des Preises zu verschaffen.

XII. Capitel. Einheimische Gebrechen allein sind nicht hinlänglich, eine Handlungsnation zu ruiniren: sondern sie muss Rivalen haben, die im Stande sind, aus jenen ihren Vortheil zu ziehen.

Solang die Balanz einer Nation zwischen *Arbeit* und *Nachfrage* durch abwechselnde Gewichtsvermehrungen schwankend erhalten wird, so tritt sie triumphirend einher, und hat nichts zu befürchten. Wenn aber diese Vermehrungen aufhören, so muss sie, durch Hülfe abwechselnder *Vermehrungen* und *Verminderungen*, sich zu einem Stillstand gewöhnen, bis die Misbräuche bey andern Nationen sie abermals in Stand setzen, durch *Gewichtsvermehrungen* die vorige Schwankung hervorzubringen. Sobald aber ein Uebergewicht in der Wagschale der Arbeit, mittelst einer Verminderung der Anzahl fleissiger Arbeiter, berichtiget ist, und die Schwankungen der Balanz, durch abwechselnde *Verminderungen*, fortgesetzt werden, um die Indüstrie fernerhin mit hohen Gewinnen zu begünstigen: alsdann ist alles verdorben, und auswärtige Nationen errichten, trotz aller Hindernisse, die eine neue Unternehmung begleiten, eine glückliche Rivalität; sie nehmen das Brod denen aus dem Munde, die ihnen vorher dienten; und indem sie von den Vortheilen, welche die vorigen Handelsleute genossen, profitiren, so bringen sie ihre eigene Balanz in eine Schwankung, vermittelst solcher Gewichtszusätze, welche machen, dass die Handlung der Andern in langsamen Stuffen immer schwächer wird, bis sie endlich ganz erlöschet.

XIII. Capitel. Die Rivalität zwischen Nationen giebt mir Anlass, zu untersuchen, inwiefern ihre Regierungsform der Concurrenz zwischen ihnen vortheilhaft oder nachtheilig seyn könne. Bey dieser Gelegenheit mache ich

eine Ausschweifung, und gehe auf den Ursprung der Macht und Subordination unter den Menschen zurück, insofern selbige der Vernunft gemäs ist, und mit der natürlichen Billigkeit bestehen kann; und ich ziehe den Schluss, dass alle *Subordination* zwischen Menschen und Menschen, in was für einem Verhältnis sie auch immerhin gegeneinander stehen mögen, in einer Proportion zu ihrer *wechselseitigen Abhängigkeit* stehen müsse. Die Stuffen dieser letztern sind so mannigfaltig, als die Schatten einer Farbe. Ich bringe sie jedoch unter viererley Classen: 1) die Dependenz der Sclaven von ihren Herren; 2) der Kinder von ihren Eltern; 3) der Pachtbauren von den Proprietairs der Ländereyen; 4) der freyen Arbeiter, die Gewerbe treiben und Manufacturwaaren verfertigen, von ihren Kunden. Und indem ich auf einen Augenblick über meine Sphäre hinausschreite, behaupte ich, dass, bey allen freyen Regierungen, die Subordination der Unterthanen gegen ihre Souverains sich nicht weiter erstrecke, als auf einen pünctlichen Gehorsam gegen die Gesetze. Hierauf schreite ich zur Untersuchung einiger vorhergegangenen Grundsätze fort; und aus einer Vergleichung, die ich zwischen der Politik unsrer Vorfahren und dem neuern System anstelle, schliesse ich, dass das grosse politische Hindernis für die Progressen der Handlung und Industrie mehr aus einer willkührlichen, unregelmässigen und unbestimmten Subordination zwischen den Classen herrühre, als von dem Unterschied in der ordnungsmässigen eingeführten Form ihrer Regierung, Gesetzgebung, und der Verwaltung und Ausübung der höchsten Autorität. Solang die Gesetze allein regieren, so liegt nicht so viel daran, wer sie gemacht habe, oder wer sie vollziehe.

XIV. Capitel. In diesem Capitel suche ich meinen Lesern eine Erholung zu verschaffen, indem ich unsre Grundsätze auf die Staatswirthschaft der lacädemonischen Republik applicire, um zu zeigen, dass Handlung und Industrie zur Sicherheit und Glückseligkeit eines Volks nicht wesentlich-nothwendig sind; und indem ich den Plan des Lykurgus zergliedere, zeige ich, dass die Vollkommenheit desselben gänzlich der Simplicität seiner Einrichtung zuzuschreiben sey.

XV. Capitel. Hier komme ich zur Application allgemeiner Grundsätze auf besondre Modificationen der Handlung.

Die

Die Balanz zwischen Arbeit und Nachfrage befördert die *auswärtigen* und *innerlichen* Angelegenheiten einer Nation auf gleiche Weise. *Erstere*, indem sie die Macht und Superiorität der Nation auswärts vermehret: *letztere*, indem sie einen Jeden im Lande beschäfftigt und bey Nahrung erhält. Auf diese Vortheile haben Grundsätze, die ganz von einander unterschieden sind, einen Einfluss; und dies gibt Gelegenheit, eine neue Combination anzustellen, welche die höchste Aufmerksamkeit verdient.

Im ersten Buche haben wir die Abnehmer und Verschaffer der Bedürfnisse *(Consumers and Suppliers)* als Glieder Einer Societät betrachtet, deren Interessen miteinander vermengt sind: sobald aber die Rede von einer auswärtigen Handlung ist, so werden Beide gänzlich voneinander getrennt. Jedes Land wird hier insofern betrachtet, als es unter der Direction eines besondern Staatsmanns steht, und die Staatsmänner spielen gleichsam Schach gegeneinander. Derjenige, unter dessen Aufsicht die Abnehmer stehen, muss sich äusserst bestreben, sein Volk gelehrig zu machen, dass es sich selbst mit allem Benöthigten versorge: und derjenige, der über die Verschaffer der Bedürfnisse zu gebieten hat, muss thun, was *er* kann, die Bestrebungen der andern Nation unfruchtbar zu machen, indem er einen wohlfeilen Verkauf befördert, und dadurch die gegenseitigen Unterthanen durch ihren eigenen Vortheil anzureizen, die Waaren lieber von seiner Nation, als von ihren eigenen Landsleuten zu kaufen. Hier sind also zween einander ganz entgegengesetzte Plans auszuführen; und ich suche die Grundsätze ausfündig zu machen, welche auf das Betragen der respectiven Unternehmer, in jeder Stuffe ihres zuwachsenden oder abnehmenden Glücks, einen Einfluss haben müssen. Ich gebe endlich auch die Mittel an, aus jedem günstigen Umstand noch grössere Vortheile zu ziehen, damit der vorgesetzte Zweck erreicht werde; und ich zeige, wie jede unvermeidliche Inconvenienz mit den besten Palliativmitteln zu mässigen sey, wenn kein vollkommenes Hülfsmittel dagegen angebracht werden kann.

XVI. Capitel. Hier setze ich mein abgebrochenes Raisonnement fort, um die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Unterschied zwischen den Grundsätzen der *auswärtigen* und *einheimischen* Handlung zu lenken; und indem ich die Untersuchung der letztern noch eine Weile aussetze, so betrachte ich den Unterschied zwischen denjenigen Zweigen der auswärtigen Handlung, wo-

durch Nationen auf eine *nothwendige* Art, und denen, wodurch sie nur *zufälligerweise* voneinander dependent werden. Auf die erstern kann man sichere Rechnung machen: aber letztere sind, ihrer Natur nach, unsicher, und ihre Erhaltung erfodert die besondere Sorgfalt des Staatsmanns.

Die Methode, welche in dieser Absicht zu befolgen ist, besteht darin, dass der Preis eines jeden Exportationsartikels auf einem solchen Fus gehalten werde, welcher der Möglichkeit, den Artikel zu liefern, proportionirt ist; und dass man diesen Preis niemals höher steigen lasse, gesetzt auch, dass die auswärtige Nachfrage die günstigste Veranlassung dazu gäbe. Nicht in dem hohen Profit, sondern in der *Consolidirung* desselben, liegt die Gefahr, die zu vermeiden ist. Diese Betrachtung muss also die Regel seyn, nach welcher der Staatsmann sein Verfahren in diesem Stücke einrichtet. Er muss aber auch auf der andern Seite Sorge tragen, dass die grossen Classen der Industriösen, welche für die auswärtige Nachfrage Lieferungen thun, und in Ansehung des Profits, aus politischen Ursachen, auf das *minimum* eingeschränkt sind, nicht etwa, durch eine zufällige Verminderung jener auswärtigen Nachfrage, so weit heruntergesetzt werden, dass sie von ihrem Verdienst nicht mehr ihren nothdürftigen Lebensunterhalt bestreiten können. So viel demnach an der auswärtigen Nachfrage abgeht, so viel muss er ersetzen, indem er Anstalt macht, dass alles, was von der verfertigten Arbeit unabgesetzt geblieben ist, auf einem oder andern Wege verkauft werde; und wenn sich hiebey ein Verlust äussert, so ist es besser, dass ihn die ganze Gemeinde tragen muss, die ihn vielleicht noch ertragen kann, als dass er auf eine einzelne Classe falle, die dadurch ruinirt werden muss.

XVII. Capitel. Wenn Fabricanten und Handwerksleute ohne Beschäfftigung gefunden werden, so hat man forderſamst die Ursache hievon nach allen Umständen genau zu erforschen. Es kann solches von einem Aufschlag der Preise, oder von einer schwächern auswärtigen Nachfrage, oder auch von neu angelegten einheimischen Manufacturen herrühren. Gegen jede dieser Ursachen ist das gehörige Mittel zu gebrauchen. Die Klagen der Fabricanten sind nicht das untrügliche Kennzeichen eines Verfalls der Handlung; sie klagen am meisten, wenn ihnen ihr unmässiger Profit abgeschnitten wird. Die Klagen derer, welche wirklich leiden, welche ihr unentbehrlich-Benöthigtes verlieren, sind schwach, und erstrecken sich selten über die Sphäre ihres eigenen

eigenen Elendes hinaus. Die wahren Symptomen eines Verfalls der Handlung sind in den Wohnungen der Reichen zu suchen, wo die Consumtion auswärtiger Waaren zuerst ins Auge fällt. Ein Staatsmann wird den Verfall *der* Handlung, *welche das Volk ernährt und reich macht*, weit sicherer aus dem *guten Fortkommen* der industriösen Classen, als aus ihrem *Nahrungsmangel* beurtheilen. Auswärtige Nationen werden denen, die ihnen Dienste thun, gerne *Brod*, selten aber *etwas mehr, als dieses* geben. Und hieraus schliesse ich, dass, je mehr Handwerksleute ihr bequemes Auskommen haben, desto sorgfältiger müsse ein Staatsmann zu verhüten suchen, dass dieser vergängliche Vortheil nicht ebensowol die ganze Nation, als einzelne Personen in Armuth stürze.

Wenn die Besorgung einheimischer Bedürfnisse durch Ausländer zu geschehen anfängt, und wenn diese von unsern Märkten wegbleiben, oder die Waaren, die wir ihnen zuführen, verschmähen: alsdann haben wir einen untrüglichen Beweis von dem Verfall unsrer Handlung; obgleich jeder Fleissige, der seine bisherige Kundschaft verloren hat, sich durch die stärkere einheimische Nachfrage sogleich wieder erholen, und sogar ein besseres Auskommen, als vorher, finden kann, wenn er nunmehr für den Luxus seiner Landsleute arbeitet.

Ein Staatsmann muss gegen alle Fehler und Gebrechen des Staats mit Mitteln versehen seyn. Wenn es das Ansehen gewinnt, als wolle der Luxus die auswärtige Handlung vertilgen, so stehe er beständig auf der Lauer, alle die Handwerksleute, die der Eigensinn der Moden aus der Arbeit gesetzt hat, aufzufangen, und ihnen nützliche Beschäfftigungen zu geben. Er kann den Beispielen derer, die sich mehr als Andre im Luxus hervorthun, sein eigenes Exempel entgegensetzen; und je mehr er gewahr wird, dass solches fruchtet, desto mehr Canäle muss er für den Absatz der verfertigten Arbeit derer eröffnen, die er, zur Wiederherstellung der auswärtigen Handlung, in Arbeit gesetzt hat. Hingegen wenn er selbst ein Liebhaber des Luxus ist, und gerne allerley Aufmunterungen dazu geben möchte, so muss er sich in Acht nehmen, dass das Exempel, welches er durch seine eigene Verschwendung giebt, nicht die Wirkung habe, die Anzahl derjenigen Arbeiter zu vermindern, die zugleich für die einheimische Consumtion und für die auswärtige Nachfrage Arbeit liefern. Diese Absicht erreicht er, wenn er macht, dass beständig

Lebensmittel genug in seinem Lande vorhanden seyn, und wenn er, indem er nach Proportion der verstärkten Nachfrage nach und nach mehrere Arbeiter annimmt und beschäfftiget, die Preise aller Sorten von Manufacturwaaren niedrig erhält. Auf diese Art wird sein Luxus ihm mehrere Leute zur Arbeit herbeiziehen, ohne seiner auswärtigen Handlung zu schaden. Seine vornehmste Kunst besteht also darin, dass er seine Administration den Umständen anpasse, und sie nach unveränderlichen Grundsätzen einrichte.

XVIII. Capitel. Da aber ein Staatsmann nicht allemal der Urheber derjenigen Oekonomie ist, nach welcher sein Volk regiert werden muss, so sollte er den daraus entstehenden Inconvenienzen ebensowol abzuhelfen als vorzubeugen wissen; weil er die Folgen von den Fehlern seiner Vorgänger gröstentheils zu verantworten hat. Wenn also Jene den natürlichen Ursachen, welche eine Erhöhung der Preise und den Verfall der auswärtigen Handlung wirken, ihren Lauf gelassen haben, so muss er jeden die Industrie betreffenden Umstand aufs genauste zergliedern, um die reelle Ursache solcher Vermehrungen aufs gründlichste zu heben. Falsche Mittel, die gegen einen Fehler, den man nicht recht eingesehen hat, angewendet werden, ziehen sehr oft die traurigsten Folgen nach sich.

Wenn z. E. ein Staatsmann das Mittel gegen *consolidirte Gewinne* brauchen, und die bey einer Manufactur beschäfftigten Arbeiter, zu einer Zeit, da die hohen Preise nur von den theuren Lebensmitteln herrühren, vermehren wollte: so wird er schon blos durch dieses Versehen Alles verderben; diejenigen, die wirklich nicht mehr als ihr physisch-Benöthigtes gewinnen, werden alsdann in eine schädliche Concurrenz gegeneinander gerathen, und einander das Brod wegnehmen. Wenn er aber, anstatt die Anzahl der Arbeiter zu vermehren, die Lebensmittel vermehrt, so werden die Preise fallen; und wenn alsdann die Anzahl der Arbeiter in der gehörigen Proportion zur Nachfrage erhalten wird, so werden die Preise natürlich und stuffenweise auf den niedrigsten Fus herunterkommen; und die Exportation wird glücklich von statten gehen.

Consolidirte Gewinne und *hohe Preise der Lebensmittel* betrachte ich als solche Fehler in einem Staate, denen ein sorgfältiger Staatsmann allerdings abzuhelfen im Stande ist. Es giebt aber auch eine dritte Ursache hoher Preise (das ist, solcher, die, mit den Preisen in andern Ländern verglichen, *relative* hoch

hoch sind); und diese werden ebenfalls die auswärtige Handlung, trotz aller gebrauchten Vorsicht, zu Grunde richten.

Dieses trägt sich zu, wenn andre Nationen gelernt haben, sich ihre gröfsere natürlichen Vortheile zu Nutzen zu machen. Ich habe gezeigt, wie unsre einheimischen Fehler die Ausländer in Stand setzen, unsre Rivalen zu werden: aber, auch ohne diesen Beistand, wird jede wohl-regierte Nation vermögend seyn, von ihrer eigenen natürlichen Superiorität zu profitiren, ungeachtet der besten Einrichtungen auf der Gegenseite. Das einzige Hülfsmittel, welches in einem solchen Falle die Nation, deren Handlung wegen der gröfsern natürlichen Vortheile andrer Nationen, abzunehmen beginnt, ergreifen kann, besteht darin, dafs sie unwandelbar bey ihrer *Frugalität* verharre; dafs sie kein Mittel unversucht lasse, ihren Nebenbulern einen Geschmack am Luxus einzuflöfsen; und dafs sie mit Geduld die Zeit abwarte, da die unvorsichtigen Anfänger, aus einer Wirkung eben dieses Luxus, die Unbequemlichkeiten der Theurung und consolidirter Gewinne erfahren werden. Auffer diesem Mittel giebt es noch andre, wobey es auf eine vernünftige Anwendung öffentlicher Gelder ankommt. Diese sind eine unwiderstehliche Maschine bey der Handlung, und sind vermögend, das Commerz einer andern Nation (die dasselbe nicht durch ähnliche Maasregeln unterstützt) ganz übern Haufen zu werfen, und den Exporthandel, wenn es gleich an den meisten natürlichen Vortheilen fehlt, glücklich fortzusetzen. Aber diese Grundsätze verspare ich bis ins fünfte Buch, wenn wir von der Anwendung der Taxen handeln werden.

Nachdem ich die Methode bezeichnet habe, wodurch eine bereits eingerichtete auswärtige Handlung im Stand erhalten werden kann, so untersuche ich hiernächst, wie diejenigen Nationen, welche unbedachtsamerweise selbst viel dazu beigetragen haben, dafs andre industriösere Nationen, mit denen sie, zu ihrem eigenen Nachtheil Handlung getrieben, ihnen über den Kopf gewachsen sind, der gänzlichen Ausleerung ihrer Schatzkammern vorbeugen können; wie sie lernen können, sich mit allem Benöthigten zu versorgen; und wie sie dahin gebracht werden können, sich ihre natürlichen Vortheile dergestalt zu Nutzen zu machen, dafs sie die Rivalen derer werden, die vielleicht an ihrer Armuth schuld sind, und dafs sie sich nicht nur in ihren vorigen Rang hinaufschwingen, sondern auch den Grund zu einer solchen

Staats-

Staatswirthschaft legen, wodurch sie den allerblühendsten Staaten die Wage halten können.

Ich schliesse mein Capitel mit einer Erinnerung an meine Leser, dass sie immer auf den grosen Unterschied achtsam seyn mögen, der zwischen *Theorie* und *Praxis* herrscht. Bey *jener* erscheinen alle zu verbessernde Fehler klar und unvermischt: bey *dieser* sind sie oft schwer zu entdecken, und dermasen ineinander gewürkt, dass es kaum möglich ist, ein Mittel zu gebrauchen, welches nicht sehr grose Inconvenienzen mit sich führte. Wären die Hülfsmittel gegen Misbräuche so leicht ins Werk zu setzen, als die Theorie sie an die Hand giebt, so würden die Verbesserungen überall geschwind genug zu Stande kommen.

Nie traue also ein Theoreticus seiner Wissenschaft zuviel zu, wenn er, in Regierungsangelegenheiten, entweder denen, die ihm blindlings zu folgen geneigt sind, einen Rath ertheilt, oder wenn er sich von selbst in dergleichen Sachen mischet. Ein alter Prakticus fühlt Schwierigkeiten, die er weder auf Grundsätze reduciren, noch jemand begreiflich machen kann: und der Theoreticus, der sich kühn unterfängt, allem Uebel abzuhelfen, und der nichts von der entgegengesetzten Seite vorhersieht, wird höchstwahrscheinlicherweise einen Fehl gebären, und dann sehr vernünftige Gründe anführen, warum die Unternehmung mislungen sey. Ein guter Theoreticus mag also, solang es auf Berathschlagungen ankommt, ein vortrefflicher Mann seyn: aber ohne eine lange und veste Erfahrung wird er in der Praxi allemal ein ungeschickter Staatsmann seyn.

XIX. Capitel. Nachdem ich die Hauptgrundsätze der *Handlung* und *Industrie* erwogen, und die Lehre von *Nachfrage* und *Concurrenz*, die Theorie der *Preise*, nebst den Ursachen ihres *Steigens* und *Fallens*, den Unterschied zwischen den *ersten Kosten* und dem *Profit*, die *Consolidirung* von beyden, und die Wirkungen einer solchen *Consolidirung* bey jedem Manufacturzweig, erklärt habe: so setze ich mein Süjet in ein neues Licht, und stelle es meinen Lesern unter einem weitläuftigern Gesichtskreise dar. Und da wir bisher, so zu sagen, die Specialkarte jeder Provinz vor uns gehabt, so haben wir uns itzt auf der Generalkarte des ganzen Landes umzusehen. Hier sind nur die vornehmsten Flüsse und Städte bezeichnet: alle Bäche, Dörfer u. d. g. sind weggelassen. Hier recapituliren wir nur kürzlich, was wir schon vorher besonders

ders durchgegangen haben. Die Handlung, in dieſer Abſicht betrachtet, theilt ſich von ſelbſt in drey Diſtricte ein, die ich ihre Lebensſtuffen nennen möchte, nämlich ihre *Kindheit*, ihr *männliches* und ihr *hohes Alter*.

Während daſs die Handlung in ihrer *Kindheit* iſt, ſollte der Staatsmann für die Grundlegung der Indüſtrie ſorgen. Er muſs die Bedürfniſſe vervielfältigen, und, zur Verſchaffung derſelben, Aufmunterungen geben; kurz, er muſs den Grundſätzen des erſten Buchs folgen, mit dieſem Zuſatz, daſs er alle Einfuhr ausländiſcher Waaren von ſeinem Lande abhalte. Solang der Luxus blos die Wirkung hat, dem Müſſigang zu ſteuren, den Dürftigen Brod zu ſchaffen, und die Geſchicklichkeit zu befördern, ſo bringt er die herrlichſten Früchte.

Wenn man es bey einem Volk einmal ſoweit gebracht hat, daſs es Luſt zur Arbeit findet, der Trägheit feind iſt, und ſich in den Künſten vollkommen zu machen ſucht: ſo muſs der Staatsmann auf die Wegräumung derjenigen Hinderniſſe bedacht ſeyn, welche aus der Vollziehung des erſten Theils ſeines Plans entſprungen ſeyn müſſen. Das Gerüſte muſs weggenommen werden, wenn der Bau zu Stand gebracht iſt. Jene Hinderniſſe ſind die hohen Preiſe, die er zu geſtatten ſich genöthigt fand, ſolang er bemühet war, zur Aufnahme des Ackerbaus und der Manufacturen, ſeinen Unterthanen eine Neigung zur Indüſtrie einzuflöſsen. Nun er aber auf Lieferungen für die Ausländer denkt, ſo muſs er eine gröſsere Anzahl Arbeiter haben, muſs eine Concurrenz zwiſchen ihnen veranlaſſen, und die Preiſe der Lebensmittel ſowol, als der Manufacturwaaren, herunter bringen; und wenn ihm der Luxus ſeines Volks die Sache erſchweret, ſo muſs er einen Angriff auf die Sitten der Reichen wagen, und der einheimiſchen Conſumtion entbehrlicher Dinge Einhalt thun, um deſto mehr Arbeiter zur Verſchaffung der ausländiſchen Bedürfniſſe zu bekommen.

Die letzte Lebensſtuffe der Handlung iſt die glänzendſte unter allen, da nämlich, nach Erlöſchung der auswärtigen Handlung, der erworbene Reichtum innerhalb des Landes circulirt. Die Mannigfaltigkeit der neuen Grundſätze, die aus dieſer Revolution entſtehen, macht die Materie zu den folgenden Capiteln aus.

XX. Capitel. Ehe ich mich in die Grundsätze der inländischen Handlung einlasse, bahne ich erst den Weg dazu, mittelst einer kurzen Abhandlung über die Bedeutung des Wortes *Luxus*. Ich suche dasselbe aus dem Grunde zu analysiren, um jede Idee, die es mit sich führen mag, zu entdecken und in Ordnung zu bringen. Zugleich beweise ich die Richtigkeit der Definition, die ich vom Luxus gegeben habe, dass er nämlich in der Consumtion entbehrlicher Dinge bestehe; und ich zeige, dass er, in sofern ich ihn empfehle, weder den Namen eines Lasters, noch eines Misbrauchs, verdiene.

Ich mache daher einen Unterschied zwischen *Luxus*, *sinnliche Wollust*, und *Ausschweifung*; drey Wörter, die öfters miteinander vermengt werden, oder gar nicht einerley Bedeutung haben. Es kann jemand grosse Quantitäten unnöthiger Sachen, entweder um damit gross zu thun, oder in der politischen Absicht, eine Aufmunterung zur Industrie zu geben, consumiren: eine solche Person nenne ich *luxuriös*. Ein geringer Mann in seiner Hütte kann ebensowol der *sinnlichen Wollust* nachhängen, als ein vornehmer Mann in seinem Pallaste; und *Ausschweifung* bezieht sich lediglich auf Umstände. Es kann demnach sowol der *Luxus*, als die *sinnliche Wollust*, oder jede andre Leidenschaft bis zur *Ausschweifung* getrieben werden: und so werden sie lasterhaft. Nun ist die Ausschweifung im Aufwand in sofern lasterhaft, als unser *moralisches*, *physisches*, *häusliches*, oder *politisches* Interesse darunter leidet, das ist, unsre *Seele*, unser *Cörper*, unser *Privatvermögen*, oder der *Staat*. Wenn der Aufwand, den wir machen, in keiner von diesen Rücksichten schadet, so kann man ihn gemässigt und unschuldig nennen.

Unser *moralisches* und *physisches* Interesse leidet durch Ausschweifung in *Essen*, *Trinken*, *Liebe*, *Ruhe* oder *Gemächlichkeit*, je nachdem die Befriedigung der Triebe zu diesen Dingen entweder die *Seele*, oder den *Cörper*, oder beide zugleich angeht.

Unser *häusliches* Interesse nöthigt uns oft, dasjenige *Ausschweifung* zu nennen, was die Natur kaum *hinlänglich* befindet: und bey andern Gelegenheiten gehen Seele und Cörper durch solche *Ausschweifungen* zu Grunde, die behülflich gewesen sind, die grössten Glücksgüter zusammen zu bringen.

Die unmittelbarste *politische* Inconvenienz von einem ausschweifenden Luxus ist der Verlust der auswärtigen Handlung. Die Nebenübel fliessen mittelbar aus denen bereits angeführten, weil sie die in des Staats Diensten

stehende

stehende Personen nachlässig und ungeschickt, raubsüchtig und schlimmgesinnt machen können; wiewol diese Uebel vielmehr für *unmittelbare* Wirkungen der Unvollkommenheiten der Seele, als für Folgen, die *natürlicherweise* aus einer Ausschweifung in der Consumtion überflüssiger Dinge fliessen, anzusehen sind. Sie müssen daher als secundaire Wirkungen betrachtet werden, weil sie eben sowol vom Geiz, als von Verschwendung herrühren können. Die Verbesserung politischer Fehler gleichet dem Ausjäten des Unkrauts auf einem Beete zarter Blumen, wo alle Wurzeln durcheinander laufen, und die Blätter fast einander gleich sind. Daher gehöret zu einer solchen Operation ein verständiger und erfahrner Gärtner.

XXI. Capitel. Vom *Luxus* komme ich auf das *physisch-Benöthigte*, welches ich aus der damit verbundenen Consumtion definire. Ein Mensch, der *Nahrung* und *Kleidung* hat, und gegen das, was ihm *von aussen schaden kann, geschützt ist*, hat sein *physisch-Benöthigtes*. Weil aber die Erfahrung lehret, dass der Genuss dieser drey Stücke seine Begierden keineswegs befriedige, so müssen wir auch ein *politisch-Benöthigtes* annehmen. Dieses messe ich ebenfalls nach der damit verbundenen Consumtion ab, das ist, nach derjenigen, die dem *Range* der Person gemäs ist.

Der *Rang* wird hinwiederum durch die *gemeine Meinung der Leute* bestimmt, und diese *Meinung* gründet sich auf Umstände, die auf die *Geburt*, *Erziehung* oder *Gewohnheiten* der Person eine Rücksicht haben. Wenn die gemeine Meinung jemand in einen gewissen Rang gesetzt hat, so wird er dadurch berechtiget, gewisse Artikel zu geniessen, die *physischerweise* überflüssig sind, und zu demjenigen gehören, was sein *politisch-Benöthigtes* ausmacht. Also haben solche Personen, die man nicht völlig zur untersten Classe der Einwohner zählen kann, das Recht, sich ein Sonntagskleid anzuschaffen; der Bauer trägt einen feinern Rock, als sein Grosknecht: der Dorfpriester muss einen Kirchenrock, der Rathsherr einer kleinen Stadt Manschetten, vielleicht auch seidene Strümpfe, der Bürgermeister einen Sammetrock, und der Lord-Mayor einen Staatswagen haben. Diese und andre dergleichen Dinge machen dasjenige aus, was ich das *politisch-Benöthigte* nenne.

Eines Menschen Rang nöthigt ihn zuweilen zu solchen Ausgaben, wodurch er in Ansehung seines *physisch-Benöthigten* zu kurz kommen kann. Wie oft sehen wir nicht Leute, die auf Kosten ihres Magens ihre Schultern mit

galonirten Kleidern behängen! Die Concurrenz zwiſchen den Begierden unſrer *Seele*, und denen, die aus unſrer *thieriſchen Oekonomie* entſpringen, iſt ſo ſtark, daſs es oft ſchwer fällt, zu beſtimmen, ob die Unfähigkeit, unſre *phyſiſchen Bedürfniſſe* zu ſtillen, von einer übertriebenen Willfahrung unſrer Begierden, oder von einer wirklichen Armuth herkomme.

In einem Lande, das Handlung treibt, müſſen die niedrigſten Claſſen eines Volks auf ihr phyſiſch-Benöthigtes eingeſchränkt werden: aber dieſe Einſchränkung iſt nicht durch *Unterdrückung*, ſondern allein durch die Wirkungen einer *Concurrenz* ins Werk zu ſetzen. Solang ſich dieſe unter Leuten von einerley Claſſe erhält, ſo werden ſie alle auf das *phyſiſch-Benöthigte* eingeſchränkt. Können ſie aber, um der Concurrenz willen, nicht einmal *dieſes* erwerben, ſo wird die Concurrenz nachtheilig, und man muſs ihr Einhalt thun. Wenn es aber einige beſonders geſchickte und erfindſame Arbeiter in einerley Claſſe giebt, ſo werden ſie ſich über jenes Ebenmaas erheben: und je mehr ſie ſich über die Concurrenz hinausſetzen können, deſto gröſser wird ihr Gewinn ſeyn. Indem ſie Meiſter in einer Kunſt werden, ſo genieſſen ſie einen Theil von dem Profit ihrer Geſellen und Helfer; und ſo ſteigen ſie an Rang und Glück, wenn ſie nur, bey ihren übrigen natürlichen oder durch Kunſt erlangten Vortheilen, mäſsig und ſparſam bleiben. Daher iſt dieſes eine Grundmaxime: *Die Concurrenz muſs ſolange durchaus begünſtigt werden, bis ſie die Wirkung gehabt hat, Leute, die von ihrer Induſtrie leben, auf das phyſiſch-Benöthigte zu reduciren: weiter herunter aber muſs man ſie nicht kommen laſſen.* Hieraus erhellet die Nothwendigkeit, von jedem Mittel Gebrauch zu machen, wodurch gewiſſen Claſſen, bey denen man ihre Geſchlechtsvermehrung zu befördern ſucht, ihre Kinderlaſt erleichtert werden kann, und zu verhüten, daſs ſie nicht durch unproportionirte Vertheilung der Taxen und andrer Bürden ungleich beſchwert werden.

XXII. Capitel. Ich komme nunmehr geradeswegs auf die inländiſche Handlung, als welche, nach Erlöſchung der auswärtigen, Platz ergreift, wenn alle Verſuche, ſie wieder zu bekommen, vergeblich befunden werden. Bey einer ſolchen Lage der Sachen hat ſich eine reiche Nation nicht für verloren zu ſchätzen. Ein geſchickter Staatsmann muſs ſein Volk in jeder Situation glücklich zu machen wiſſen. Es iſt eine allgemeine Maxime im Privatleben und in der Staatskunſt, daſs man immer vorwärts ſehen, und aus der Erfahrung

rung des Vergangenen das Gegenwärtige verbeſſern ſolle. Eine groſse Inconvenienz, die aus einer *bereits verlornen* auswärtigen Handlung entſpringt, iſt dieſe, daſs nun nicht mehr an neu zu erwerbende Reichtümer zu gedenken iſt, und daſs hinfort von allem dem Gelde, das aus dem Lande geht, kein Pfenning dahin zurückkommt. Allein, die gröſsten Inconvenienzen werden in dem Verluſt einer ſolchen Handlung empfunden; ſie ſind unzählig, wenn nicht ein geſchickter Staatsmann bey der Hand iſt, um ihnen abzuwehren.

Damit ich ſie in der Ordnung darſtellen möge, mache ich eine kurze Recapitulation von unſern Grundſätzen; der geringſte Wink iſt hinreichend, ihre Kraft zu zeigen; und wenn meinem Leſer vor einer Wiederholung ekelt, die er überflüſſig befindet, ſo bitte ich ihn, zu bedenken, daſs eben dieſer Umſtand die Probe von der Richtigkeit unſrer Grundſätze ſeyn muſs. Wir müſſen uns ihrer bey dieſer Wiſſenſchaft bedienen, wie ein Zimmermeiſter ſeines Richtſcheits; dieſes Inſtrument hat für ihn nichts Neues: gleichwol kann er daſſelbe in keinem Stücke, das zur Accurateſſe ſeiner Arbeit gehört, entbehren.

Ich bringe in dieſem Capitel eine kurze Abhandlung von dem Unterſchied des alten und neuen Luxus an. Ich erkläre kürzlich ihre Natur, und beruſe mich auf ihre Wirkungen. Ich bemerke die Aehnlichkeit zwiſchen dem Luxus der neuern Zeiten, und dem Luxus der wenigen groſsen Handelsſtädte des Altertums, z. E. Tyrus und Carthago; und zeige, wie der letzere ſey von demjenigen unterſchieden geweſen, der den Reichen Aſiens und Roms den Untergang zuzog.

Wenn Reiche einmal eingerichtet waren, ſo wurden ſie durch den Luxus ruinirt: mittelſt des Kriegs aber erholten ſie ſich wieder, weil dieſer ihren Reichtum in Circulation brachte.

Wenn Handlungsſtaaten kriegeriſche Neigungen annahmen, und die Eroberungsſucht hatten, ſo erfolgte bald ihr Untergang, weil der Krieg die Induſtrie vertrieb, worin vorher ihre Gröſse beſtand.

Die Urſache des Unterſchieds finde ich hierin, daſs bey *Monarchien* der Reichtum, aus welchem der Luxus entſprang, die Wirkung des Raubes war: bey den *andern* Regierungsformen aber die Wirkung der Induſtrie. Jene gaben kein Aequivalent für ihren Reichtum: die andern aber gaben eins. Wo bey der Erwerbung kein Aequivalent gegeben wird, da iſt bey der Verſchwen-

dung alle Proportion verloren. Der Luxus der Räuber war monſtruös, und mit lauter Gewaltthätigkeit verknüpft: der Luxus der Kaufleute war ſyſtematiſch und verhältnismäſſig. Der Luxus der Monarchien erzeugte eine Verſäumnis der öffentlichen Geſchäffte: in den Städten war jene Verſäumnis dasjenige, was ihren Luxus zerſtörte. Der Luxus hatte weiter nichts zu ſeiner Empfehlung, als die Willfahrung wilder Leidenſchaften: der Luxus der Republiken und Städte war ihnen niemals nachtheilig, auſſer um eben dieſes Umſtands willen. Aus dem Contraſt, den ich entworfen habe, ſetze ich den Unterſchied zwiſchen dem alten und neuern Luxus veſt. Erſterer war gewaltthätig: letzterer iſt ſyſtematiſch, und kann blos durch Indüſtrie und Freiheit beſtehen. Hieraus folgt ferner, daſs die Indüſtrie, ſo wenig ſie ſich mit dem Raube verträgt, eben ſo wenig unter einer willkührlichen Macht gedeihen könne. Wenn folglich unumſchränkte Fürſten die Indüſtrie in ihrem Lande in der Abſicht einführen, damit ſie der Annehmlichkeiten des Luxus und Reichtums deſto beſſer genieſſen können, ſo legen ſie hiedurch unvermerkt den künftigen Landesregenten einen Zaum in den Mund, ſo daſs dieſe blos um ihrer Vorfahren willen ſichs müſſen gefallen laſſen, ihre Regierung nach einem regulairen Syſtem der Geſetze und Staatswirthſchaft zu bequemen.

Dieſer Plan, die willkührliche Macht der Fürſten einzuſchränken, iſt beſſer als alle Rebellionen, die jemals ausgeheckt worden ſind. Willkührliche Macht entſteht allemal aus Verwirrung, und wird durch Ordnung wieder aufgehoben.

XXIII. Capitel. Wenn eine Nation, welche lange Zeit mit den Ausländern Handlung getrieben, und ſich, durch ein mit ihnen unterhaltenes wechſelſeitiges Commerz in Manufacturwaaren, bereichert hat, endlich findet, daſs die Handlungsbalanz zu ihrem Nachtheil ausſchlägt: ſo erfodert ihr Intereſſe, dieſe Handlung gänzlich abzubrechen, und lieber ſo zu bleiben, wie ſie iſt, als ein Verkehr beſtändig fortzuſetzen, welches, wenn ſich die Umſtände noch weiter ändern, ſolche Wirkungen hervorbringen möchte, die den vorigen Vortheilen, die es verſchaffte, ganz entgegengeſetzt ſind. Eine ſolche Stopfung läſst ſich durch Zölle und Verbote bewirken, die ein Staatsmann auf Importationsartikel legen kann, ſobald er merkt, daſs ſolche in Anſehung der *Exportationsgüter* ſeines Landes das Uebergewicht zu bekommen anfangen.

Ich

Ich erläutere dieſen Grundſatz durch eine Unterſuchung derjenigen Sätze, welche auf die Veſtſetzung zünftiger Städte und Flecken einen Einfluſs haben. Ich zeige, wie dieſe als ſoviele Staaten können betrachtet werden, welche der einheimiſche Luxus, die Taxen, und der hohe Preis der Lebensmittel, auſſer Stand geſetzt haben, eine Concurrenz mit den Fremden, (das iſt, mit dem offenen Lande, wodurch wir hier die ganze übrige Welt verſtehn) auszuhalten. Ich zeige, daſs ſolche ausſchlieſſende Privilegien, zum Beſten derer, welche die Laſten, die der Communität beſonders ankleben, untereinander theilen, nur inſofern vernunftmäſſig und billig ſind, als ſie die Verſchaffung der zur eigenen Conſumtion dieſer zünftigen Städte erforderlichen Artikel betreffen; und ich führe die Methoden an, nach welchen man allem dem zuvorkommen kann, was den Muth zur Indüſtrie niederſchlagen möchte, ſo oft dieſe Indüſtrie die Verſchaffung der Bedürfniſſe derjenigen Oerter zum Gegenſtand hat, welche jenen zünftigen Städten und Flecken nicht mit incorporirt ſind.

Aus dem ſeit langer Zeit immer üblich geweſenen Herkommen, in den zünftigen-Städten *Taxen* zu heben, ſchlieſſe ich, daſs *Taxen* eine ſehr natürliche Folge des Luxus, und des Verluſts einer auswärtigen Handlung ſeyn; und da die Fürſten, nachdem ſie die erſte Idee davon den Städten *(Cities)* abgeborgt, hernach das Ding erweitert, und allgemeine Taxen ausgeſchrieben haben; ſo iſt es kein Wunder, daſs, zufolge ſolcher unüberlegten Erweiterungen, die auswärtige Handlung hie und da hat ein Ende nehmen müſſen.

XXIV. Capitel. Ich komme nunmehr auf die Methoden, wozu ein Staatsmann bey den bedenklichen Umſtänden einer ſo groſsen Revolution, als diejenige iſt, da ein Volk ſich des Rechts, als eine Handlungsnation betrachtet zu werden, entſetzet ſieht, am ſicherſten ſeine Zuflucht nehmen kann.

Wenn er auf jeden Artikel der Einfuhr ein wachſames Auge richtet, und genau unterſucht, wozu jede in ſein Land eingeführte Waare verbraucht werde: ſo wird er leicht unterſcheiden können, ob er die Einfuhr begünſtigen, ob er ſie einſchränken, oder ob er ſie verbieten müſſe.

Inzwiſchen muſs er bey dieſer Unterſuchung jedes Verhältnis zu Rathe ziehen, weil die Einfuhr einer fremden Waare ſich auf mancherley verſchiedene Intereſſen bezieht, deren einige innerhalb, andre auſſerhalb der Nation ſind, und einige ſie unmittelbar angehen, andre ſie durch mittelbare Folgen

be-

berühren. Nichts ist complexer, als das Handlungsintereſſe. Die Einfuhr einer Waare kann im Anfang denenjenigen Einheimiſchen vortheilhaft ſeyn, welche die Exportationsartikel, wofür die eingebrachte Waare ein Umſatz iſt, geliefert haben. Die Einfuhr kann zur Beförderung der Manufacturen nützlich ſeyn, wofern ſie in dazu tauglichen rohen Materien beſteht: und dennoch, wenn der ganze daraus verarbeitete Vorrath blos zur einheimiſchen Conſumtion dient, ſo wird durch beſagte Einfuhr das Nationalintereſſe im Ganzen leiden. Die Einfuhr von Wein und Branntewein iſt für die nordlichen Länder eine groſse Kornerſparung, weil ſie ſonſt deſto mehr Bier brauen, und deſto mehr Kornbranntewein brennen würden. Dieſe und viele andre Verhältniſſe muſs ein Staatsmann wohl bedenken, ehe er zum Verbot eines Importationsartikels ſchreitet. Erſt nach angeſtellter Unterſuchung, und abgewogenen beiderſeitigen Gründen, muſs er jeder nachtheiligen Einfuhr abwehren; und wenn dann, nachdem er dies gethan hat, eine allgemeine Stockung der Ausfuhr entſteht, ſo iſt alsdann die auswärtige Handlung ſeines Volks mit allem Anſtand begraben, ohne daſs eine gewaltſame Revolution erfolgt; denn ich ſetze voraus, daſs er ſtuffenweiſe verfahren, und unterdeſſen ſich unabläſſig beſtrebt habe, die Conſumtion innerhalb Landes zu vergröſsern, und zwar nach Maasgabe, als die Fabricanten und Handwerksleute, durch die andern Operationen, aus ihrer Arbeit und Nahrung geſetzt worden ſind.

Wenn die auswärtige Handlung zu Ende geht, ſo muſs die Anzahl der Einwohner auf die Proportion der Lebensmittel, die der Boden des Landes verſchaffen kann, reducirt werden, im Fall ſelbige bey den vorigen glücklichern Umſtänden dieſe Proportion überſchritten hätte. Die Nation muſs ihren Reichtum ganz behalten, und dieſer muſs ſo in Circulation gebracht werden, daſs er allen Einwohnern Nahrung und Beſchäfftigung ſchaffe.

XXV. Capitel. Eine Nation mag in Anſehung ihrer auswärtigen Handlung noch ſo ſehr heruntergekommen ſeyn: ſo wird ſie doch noch allemal einige Nachfrage der Ausländer nach ihren überflüſſigen Naturproducten finden; und wenn ſie hiebey klüglich zu Werke geht, ſo wird ſich der Nationalreichtum dadurch vermehren können.

Wenn die Ausfuhr der Lebensmittel gut von ſtatten geht, Viele im Lande aber deswegen darben müſſen, ſo wird eine Einſchränkung der Ausfuhr

fuhr das Uebel nicht heben; weil die Aermſten noch immer Noth leiden werden, wenn ihnen gleich in ſoweit geholfen wird, daſs ſie die Lebensmittel ihres eigenen Landes den Ausländern ſtreitig machen können. Die vornehmſte Urſache dieſer Erſcheinung iſt in dem Uebergewicht der Wagſchale der im Lande verfertigten Arbeit zu ſuchen. Wenn die einheimiſche Nachfrage das Leere, wovon wir geredet haben, nicht ausfüllt, ſo entſteht eine ſchädliche Concurrenz zwiſchen denen, die für das phyſiſch-Benöthigte arbeiten; der Preis ihrer Arbeit fällt tiefer, als der allgemeine Maasſtab der Subſiſtenz in allen Ländern mit ſich bringt; ihre Portion Lebensmittel wird aus dem Lande geführt, und ſie müſſen ſchmachten.

Ein Staatsmann alſo, der ein luxuriöſes Volk regiert, muſs ſich bemühen, ſeine Balanz wagrecht zu erhalten. Iſt aber ihr Umſturz unvermeidlich, ſo iſts allemal beſſer, wenn er vom Uebergewicht der Wagſchale der Nachfrage herrührt. Hier iſt mein Grund, warum ich dieſe Alternative vorziehe.

Alle Umſtürze ſind ſchlimm, und von böſen Folgen begleitet. Wenn die Wagſchale der Arbeit das Uebergewicht hat, ſo müſſen die Indüſtriöſen hungern, und ihre Subſiſtenzmittel werden den Ausländern zugeführt. Die Nation gewinnt zwar durch die Balanz: aber es hat gewiſſermaſsen das Anſehen, als verkaufte ſie ihre Einwohner. Hat die Wagſchale der Nachfrage das Uebergewicht, ſo muſs der Luxus zunehmen, aber der Arme wird auf Koſten des Reichen genährt, und der Nationalfonds des Reichtums bleibt auf dem vorigen Fus. Wenn demnach die auswärtige Handlung aufhört, ſo muſs der Staatsmann entweder viele Einwohner verlieren, oder Aufmunterungen zum Luxus geben.

Hat er die Angelegenheiten des ausländiſchen Verkehrs ſeiner Nation in Ordnung gebracht, ſo muſs er ſich nun um die innerlichen Angelegenheiten mehr als jemals bekümmern. Er muſs hauptſächlich auf folgende drey Stücke aufmerkſam ſeyn: 1) den ſteigenden Luxus ſo zu reguliren, wie es der Anzahl der Arbeiter, die durch ihren Fleis die Werkzeuge dazu verſchaffen wollen, gemäs iſt; 2) den Progreſſen des Luxus, das iſt, der Vermehrung des Volks, nach Proportion des Umfangs und der Fruchtbarkeit des Bodens, Schranken zu ſetzen; und 3) ſein Volk in Claſſen zu theilen, ſo wie es die Umſtände (wovon er nicht Meiſter iſt) erfordern mögen.

Hier geb ich auch die Urſachen an, warum ein ſtarker Luxus einem groſsen Königreiche weniger ſchadet, als einem kleinen Staat; warum Geſetze, die den Aufwand einſchränken, in deutſchen Reichsſtädten gut ſind, in London oder Paris aber ſchädlich ſeyn würden; und warum die beſtändige Unterhaltung eines Kriegsheers, in einem *vollbevölkerten* und reichen Lande, mit Beſtrebungen zur Verminderung des Luxus verknüpft ſeyn ſollte, um zu verhüten, daſs die Wagſchale der Nachfrage nicht allzuſehr überwiege, und die Preiſe nicht zu hoch ſteigen, als wodurch alle Hoffnung abgeſchnitten ſeyn würde, jemals wiederum eine auswärtige Handlung anzufangen.

Nachdem ich die Gegenſtände, die ein Staatsmann zu beherzigen hat, durchgegangen habe, ſo komme ich auf die Unterſuchung der natürlichen Folgen dieſer wichtigen Veränderung auf die Denkungsart, Regierung und Sitten eines Volks, welches, da es vorher induſtriös und genügſam geweſen, itzt Luxus treibt und galant wird.

In der Maaſse, als die Handlung fällt, ziehen die Intereſſenten derſelben ihr Capital wieder heraus, und leihen es an Leute, die im Lande mit liegenden Gründen angeſeſſen ſind, und dieſe werden dadurch in Stand geſetzt, gröſsern Aufwand zu machen. Hiedurch werden die Induſtriöſen für den Verluſt der auswärtigen Nachfrage entſchädiget. Wenn das Geld, welches vorher ausgegeben wurde, um damit mehr zu gewinnen, anfängt im Lande zu circuliren, um entbehrliche Dinge damit anzuſchaffen, und den einheimiſchen Aufwand zu vermehren, ſo wird man täglich einen gröſsern Ueberfluſs im Lande gewahr; Handwerksleute und Fabricanten, die vorher auf das phyſiſch-Benöthigte eingeſchränkt waren, befinden ſich nun in guten Umſtänden; ſie machen gröſsern Aufwand; dieſer beſchleunigt die Circulation; man ſieht es dem ganzen Lande an, daſs Wohlſtand und Ueberfluſs daſelbſt herrſcht, und ſelbſt die Folgen ſeines Herunterkommens werden als unſtreitige Beweiſe ſeines wachſenden Glücks ausgelegt.

Ein Staatsmann kann die Reichtümer auf dreyerley Art betrachten: als eine Goldgrube, ſolang ſie in den Käſten ruhen; als einen Gegenſtand der Handlung, wenn ſie gebraucht werden, um mehr damit zu gewinnen; und als einen Gegenſtand des Luxus und einen Fonds zu Taxen, wenn ſie zur Befriedigung unſrer politiſchen Bedürfniſſe angewandt werden.

Die

Die allgemeine Gemüthsart und Geſinnung der Einwohner jedes Landes in Abſicht auf das Geld läſst ſich, meines Erachtens, auf die eine oder andre von dieſen drey Modificationen bringen. Es kommt nur auf einen Staatsmann an, der die Denkungsart ſeines Volks ſo zu lenken weis, daſs er, durch unmerkliche Stuffen, den Geſchmack, den es an Ausgaben findet, modellire, und ihn in eine Harmonie mit demjenigen Grundſatz bringe, der am meiſten zur Wohlfahrt des Landes gereicht. Wenn Privatperſonen noch ſoviel Geld hegen, ſo wird der Staat ſchwerlich jemals einen Vortheil davon genieſſen: wenn aber der Staat viel Geld in ſeiner Schatzkammer hat, ſo bringt es ganz andre Folgen, wie wir ſogleich ſehen werden. Wenn das Geld gebraucht wird, um mehr damit zu gewinnen, ſo kann es ſeinem Beſitzer weder Macht, noch Anſehen verſchaffen; wenn es aber, wie im andern Falle, zur Befriedigung der Begierden angewandt wird, ſo erwirbt es ſeinem Beſitzer, wofern er ehrſüchtig iſt, Macht und Anſehen, und kann ihm auf die Gemüther des Volks beinahe eben den Einfluſs verſchaffen, den eigentlich nur das Haupt des Staats haben muſs. Eben dieſes iſt die Mutter des Aufruhrs, und die Wurzel, aus welcher alle ſchädliche Parteyen hervorwachſen. Auf ſolche Art trägt ſichs zu, daſs Regierungen (ſie mögen gut oder ſchlecht ſeyn) in Anarchien verwandelt werden. Privatreichtum war das Verderben und zuletzt der Untergang der vortrefflichen römiſchen Republik: und durch Privatreichtum allein erhob ſich die Freiheit von Holland auf den Ruinen der ſpaniſchen Tyranney. Sobald demnach die Einwohner eines Landes anfangen, ihren Reichtum zu gebrauchen, um ihren Neigungen zu willfahren, ſo ſollte zu gleicher Zeit der Staatsmann anfangen, ſich ſelbſt reich zu machen, damit er diejenige Superiorität behaupten könne, die ihm, als dem Haupte, das den ganzen Staatscörper beleben muſs, ſo weſentlich-nöthig iſt. Kann er es nicht ſo weit bringen, ſo wird die Macht, die er hatte, bald verſchwinden, und die Regierung wird eine andre Geſtalt annehmen.

Ein Staatsmann erlangt Reichtum, wenn er ſeinem Volke Taxen auflegt. Raub iſt die Taxe des Deſpoten. Monarchen legen Kopfgelder, Ländereytaxen und andre Abgaben, die auf Perſonen gehen, auf: eingeſchränkte Regierungen belegen gewiſſe Conſumtionswaaren mit einer Acciſe. Die erſtere Methode ſchlägt alles nieder; die zweite macht ſich über den anwachſenden Reichtum her; die dritte beſchleunigt ſeine Zerſtreuung. Ich ſchlieſſe

mein Capitel mit einigen hiſtoriſchen Erläuterungen, betreffend die Macht und den Einfluſs der Groſsen eines Staats, unter verſchiedenen Umſtänden.

XXVI. Capitel. Hier betrachte ich die Natur der ſogenannten *Handlungsbalanz.* Je ſtärker in einem Lande die Circulation iſt, deſto wichtiger wird dieſer Gegenſtand. Solang der gröſste Theil der Münzen einer Nation ungebraucht da lag; oder nur durch Raub und Plackerey circulirte, ſo merkte man nicht leicht die Wirkungen des Geldes, die man in den neuern Zeiten entdeckt hat, wo es durch die Indüſtrie, und als ein adäquates Aequivalent für geleiſtete Dienſte, circuliret.

Das baare Geld, oder die circulirende Münze eines Landes, iſt als ein Theil des Nationalerbguts anzuſehen. Dieſes kommt in einem Lande, wo die Indüſtrie in Aufnahme iſt, beſtändig aus einer Hand in die andre; und wem irgend ein Theil davon eigen zugehört, der iſt inſofern ein Eigener des öffentlichen Fonds.

Mit dieſer Gattung des Eigentums können alle andre Gattungen deſſelben erlangt werden. Wenn es als der Preis für Länderey gegeben wird, ſo bringt ein ſolcher Wechſel keine Veränderung in den reſpectiven Umſtänden der zwo Parteyen hervor. Ein Grundſtück iſt weder beſſer, noch ſchlechter, als ein andres in der Münze von dem nämlichen Werthe. Wenn ich mit dem Gelde, das ich in der Taſche trage, eine Annuität kaufe, oder meine Schulden bezahle, ſo geht weder bey mir, noch bey der Perſon, mit der ich den Handel abgemacht habe, in Anſehung unſrer Vermögensumſtände die geringſte Veränderung vor.

Wenn ich aber mein Geld für conſumirliche Waaren, zu meinem eigenen Gebrauch, ausgebe, ſo werde ich, ſo oft ein Theil von dem, was ich gekauft habe, conſumirt iſt, jedesmal um ſoviel ärmer; denn dieſe Operation vernichtet, ſo zu ſagen, das Geld, welches ich hatte, in Anſehung meiner Perſon. Dieſes nenne ich eine Vibration in der Balanz des Reichtums; ich werde ärmer, und derjenige, welcher die conſumirliche Waare zu meinem Gebrauch verfertigt hat, wird ſoviel reicher. Die Balanz hat ſich alſo verändert; ſie iſt mir nachtheilig; und ihm günſtig geworden.

Da demnach viele Leute ſich von Verfertigung conſumirlicher Waaren nähren, ſo iſt einer von den Dienſten, die das Geld leiſtet, dieſer, daſs es denjenigen Theil conſumirlicher Waaren, der zu unſrer eigenen Conſumtion

tion überflüſſig iſt, gleichſam unconſumirlich macht. Durch dieſe Operation kommt der Ueberfluſs in andre Hände, die ihn conſumiren, und das Geld, welches der Künſtler oder Handwerksmann dafür empfängt, kauft ihm alle ſeine Bedürfniſſe, nach Maasgabe, als er dieſelben befriedigen will.

Der ſchwankende Zuſtand (*Vibration*) der Balanz des Reichtums beſteht alſo in nichts anders, als in den Veränderungen, welche täglich in Anſehung der relativen Proportion der Reichtümer zwiſchen den Individuis eines Staats vorfallen; und da ſolche Schwankung nur alsdann Statt finden kann, wenn das Geld, welches jemand beſitzt, aus ſeinen Händen verſchwindet, ohne daſs er ein reelles Aequivalent, welches er für den nämlichen Werth veräuſſern könnte, dafür im Beſitz behält: ſo folgt hieraus, daſs ſich die Balanz beſtändig zum Vortheil derer verändert, die entweder ihre Effecten, oder ihre Dienſte, oder ihre Arbeit verkaufen; und dieſe vortheilhafte Balanz behalten ſie, je nachdem ſie mehr gewinnen, als verzehren. Für die müſſigen Verzehrer hingegen fällt die Balanz immer nachtheilig aus, weil ſie nichts durch Handel, oder Dienſte, oder Arbeit, hervorbringen; folglich gereicht ihr ganzer Aufwand zur Verminderung ihres Reichtums.

Bisher iſt die Frage nur von der Balanz des beweglichen Reichtums, das iſt, des Geldes, geweſen: aber die Einführung des letztern, nebſt einem Geſchmack an überflüſſigen Dingen, hat die Wirkung, *ſolides Eigentum* in ſogenannte *ſymboliſche Münze* zu verwandeln.

Wenn einmal dieſe in Anſehung des Geldgebrauchs erfundene Verfeinerung Platz ergreift, ſo ſehen wir Häuſer, Ländereyen, Gerichtsbarkeiten, Provinzen, Fürſtentümer, Cronen, Scepter und Reiche in Circulation kommen, vermittelſt der ſymboliſchen Münze, das iſt, Banknoten, Ab- und Zuſchreiben in Banco, Rechnungen, Schuldverſchreibungen, Hypotheken, Veräuſſerung der Domainen, Verſetzung der Taxen, und Ceſſionen in den Definitivtractaten.

Gleichwie Frugalität und Induſtrie in unſern Tagen behülflich ſind, die gröſsten Glücksgüter in ſolidem Eigentum zu ſammeln: alſo iſt die Verſchwendung derſelben, vermittelſt der ſymboliſchen Münze, ein eben ſo gewiſſes Mittel, ſie zu vernichten. Hieraus ſchlieſſe ich, daſs Verſchwendung Frugalität, und Frugalität Verſchwendung mit ſich bringt. In jedem Lande, wo eine ſtarke Circulation iſt, balanciren und zerſtören beide einander; und da

an keine Erhaltung einer Gleichheit der Glücksgüter zu denken ist, wofern nicht die Veräusserung, das ist, die Circulation, aufgehoben wird, so ist, meines Bedünkens, das nächste beste Mittel, ein Volk gleich zu machen, dieses, dass man die Einwohner wechselsweise reich mache.

Ich schliesse mein Capitel mit einer Untersuchung der Wirkungen, welche die Nationalschulden auf die Vibration dieser Balanz haben; und aus den dargelegten Grundsätzen ziehe ich den Schluss, dass, in Rücksicht auf das collective Interesse des Staats, das ist, zwischen dem Staate selbst, seinen Creditoren, und dem Volke, keine Vibration des Reichtums durch Darleihen ans Publicum hervorgebracht werde; dass aber, je nachdem das geborgte Geld innerhalb oder ausserhalb Landes ausgegeben worden ist, die Balanz insofern entweder zu einer Schwankung zwischen inländischen Individuis gebracht, oder zum Nachtheil des Staats und zum Vortheil fremder Nationen verändert worden sey.

XXVII. Capitel. Hier bemühe ich mich, zu zeigen, wie nöthig es einem Staatsmann sey, sich eine gründliche Kenntnis von der Natur und Wirkungen der Circulation zu machen. Hiedurch kommt er in Stand, zu beurtheilen, ob die im Lande *circulirende* Münze hinlänglich sey, die Veräusserungen damit zu bestreiten; und wenn sie nicht dazu hinlänglich ist, so lernt er die Quantität des Geldes vermehren, indem er es aus den Sammelkästen herauslockt, so oft er die Einwohner geneigt befindet, es daselbst müssig stehn zu lassen; oder, indem er, statt desselben, symbolische oder Papiermünze einführt, wofern es wirklich an Gold und Silber fehlt.

Bey dieser Gelegenheit merke ich an, dass, bey jeder Nation, die *circulirende* oder *courante* Münze beständig mit dem Geschmacke an der Verschwendung bey den Reichen, und mit der Lust zur Arbeit bey den Armen, in Proportion stehe.

Wenn die Verschwendung der Reichen die Wirkung hat, dass den Industriösen nicht mehr für die Exportation arbeiten wollen, so sollte der Staatsmann, anstatt durch die leichte Einführung symbolischer Münze, die Versilberung liegender Gründe zum Besten der einheimischen Circulation zu erleichtern, diese Operation vielmehr schwerer machen; und erlauben, dass die Ländereyen mit Vermächtnissen von einem Erben zum andern, mit Substitutionen, Fideicommissen, Leibgedingen, und andern Erfindungen, beschwert

ſchwert würden, die dem Credit junger Leute nachtheilig ſind, wohin z. E. die ſpätere Veſtſetzung ihrer Majorennität und andre dergleichen Verordnungen gehören.

Hingegen ſolang die Ländereyen ſchlecht angebaut bleiben; ſolang die zahlreichen Claſſen müſſig und arm bleiben; und ſolange viel Geld verſchloſſen gehalten wird: ſo iſt ein ganz entgegengeſetztes Verfahren dienlich. Man muſs alsdann jedes Mittel ergreifen, den Credit derer, die liegende Gründe haben, zu erleichtern und zu beveſtigen. Hieher gehört, daſs Anleihen auf Zinſen eingeführt werden; daſs man Subſtitutionen bey Grundſtücken aufhebe; daſs man ihren Verkauf befördre, um die rechtmäſsigen Anſprüche damit zu befriedigen, welche die Induſtriöſen gegen die Proprietairs formiren; daſs man bey Proceſſen in allen zweifelhaften Fällen mehr den Creditoren als die Schuldner begünſtige; und endlich, daſs gegen böſe Schuldner Perſonalarreſt verhängt werden dürfe; denn weiter als bis dahin müſſen ſich, bey einer freyen Nation, die Privilegien der Gläubiger nicht erſtrecken. Kurz, alle diejenigen Verfügungen werden nützlich, die den Fleiſſigen aufhelfen, die Circulation beſchleunigen, und Jedem, nach Proportion ſeines Vermögens, einen Credit veſtſetzen.

Jemehr Geld zur Beſtreitung des Aufwands nöthig wird, deſto leichter iſt es, Taxen zu heben. Dieſe dienen zur Beförderung des gemeinen Beſten, indem ſie von den Reichen einen Fonds ziehen, welcher hinreichend iſt, *verdienſtvolle* Leute ſowol als *arme* Leute zum Dienſte des Staats zu beſchäfftigen: oder ſie verbeſſern auch die ſchlimmen Folgen, welche der einheimiſche Luxus auf die auswärtige Handlung hat, indem ſie ein Capital verſchaffen, wovon Gratificationen auf die Ausfuhr bezahlt werden können.

Ein Staatsmann, welcher Taxen auflegen will, muſs auf die Natur derjenigen Circulationszweige Acht geben, wo die Balanz in eine gelinde Schwankung gebracht wird, um ſie von den andern, wo keine Schwankung vorgeht, zu unterſcheiden. Wenn jemand ein Landgut kauft, ſo wäre es ungereimt, ihn hundert pr. C. bezahlen zu laſſen, ob man ihm gleich ohne Bedenken ſoviel abfodern kann, wenn er ein Nöſel Aquavit, oder ein Pfund Chocolat kauft.

Bey Taxen auf die Conſumtion hat man ſich beſonders in Acht zu nehmen, daſs man diejenigen Taxen, die von Leuten entrichtet werden, welche

nur

nur consumiren, um ihren Begierden zu willfahren, nicht mit denen vermische, die von Leuten entrichtet werden, welche consumiren, um arbeiten zu können; das ist, die Taxen für die Reichen mit den Taxen für die Industriösen.

Ferner, ein Staatsmann muss deutlich einsehen, in wie fern die Auflegung der Taxen einen Einfluss auf die Preise exportabler Güter haben könne; und in so fern die Preise solcher Güter dadurch gestiegen sind, müssen die Taxen wiederum mit Interesse erstattet werden; und wenn auch dieses nicht hinreicht, die auswärtige Concurrenz zu erhalten, so müssen Prämien und Gratificationen hinzukommen, welche auf Kosten neuer Auflagen, womit die Consumtion beschwert wird, ausgetheilt werden.

Da es mit allen Vermehrungen endlich zum Stillstand kommen muss, so müssen auch endlich diese Mittel, die auswärtige Handlung gegen den Einfluss einheimischer Misbräuche zu unterstützen, ihre Wirkung versagen. Wenn aber die auswärtige Handlung aufgehört hat, so können die Taxen vergrösert werden, weil nunmehr die Rücksicht auf die Exportation aufhört. Der Staatsmann muss aber alsdann seinen Plan verändern, und die Macht und den Einfluss, den er sich durch eine reiche Schatzkammer erworben hat, zur Ausrottung derjenigen Misbräuche anwenden, welche die Quelle, woraus sonst sein Land einen beständigen Zufluss von Reichtümern erhielt, ausgetrocknet haben.

Ich schliesse mein Capitel mit dieser Reflexion: Dass unter einer weisen Administration jeder Fehler in einem Staate sein eigenes Gegenmittel mit sich führt.

Wenn der Luxus die auswärtige Handlung vertilgt, so lässt er Taxen entspringen; und Geld in den Händen eines guten Staatsmanns ist eine unwiderstehliche Maschine, womit sich alle Misbräuche heben lassen.

Wenn ich von Taxen schreibe, so meyne ich öfters, das Beste, was ich davon sagen könne, sey mir in die Feder geflossen. Richte ich aber mein Haupt wieder auf, und sehe mich in der Welt um, so finde ich, dass die Politik meines Cabinets sehr von derjenigen unterschieden ist, die in der Zeit, worin ich lebe, im Schwange geht. Ich muss es gestehn, der Unterschied ist frappant; indessen Vernunft bleibt doch allemal Vernunft; und ich sehe nicht ein, warum sie nicht zur Praxis werden könne.

XXVIII. Capitel. Hier betrachte ich die Natur der Circulation in Anſehung des Steigens und Fallens der Preiſe der unentbehrlichen Lebensmittel und der Manufacturwaaren. In Anſehung der Preiſe der Lebensmittel zeige ich, daſs ſolche nicht von der Quantität des baaren Geldes, das ein Volk beſitzt, abhängen, ſondern von den Beſchäfftigungen dieſes Volks; wie auch, daſs ſie niemals einen gewiſſen ordentlichen Fus überſchreiten, das iſt, ſo hoch ſteigen, daſs die niedrigſten Volksclaſſen vom Kaufe derſelben gänzlich abzuſtehen genöthigt wären, ſondern daſs ſie jederzeit in einem zuſammengeſetzten Verhältnis zur Anzahl derer, die genöthigt ſind, zu kaufen, und zur Nachfrage nach den Werken der Indüſtrie, ſtehen müſſen. Da die Herren de Monteſquieu und Hume entgegengeſetzter Meinung ſind, und behaupten, der Preis aller Dinge dependire von der Quantität des in einem Lande vorhandenen Geldes, welches letztere ſie als das Repraeſentativum aller Dinge betrachten: ſo beſtrebe ich mich, zu zeigen, inwiefern dieſe Meinung, anſtatt eine ſo wichtige Frage ins Licht zu ſetzen, zu Irrtümern verleite; und hierauf trage ich eine andre Lehre vor, welche darin beſteht: daſs nichts den Werth einer verkäuflichen Waare irgendwo beſtimmen könne, auſſer *die in einander verwickelten Operationen der Nachfrage und Concurrenz*, auf welche zwar auch öfters der Reichtum einen *Einfluſs hat*, doch ſo, daſs ſie nicht durch ihn *regulirt* werden.

XXIX. Capitel. In dieſem Capitel gehe ich die Ideen, die Herr Hume in ſeinen politiſchen Diſcourſen vorgetragen, nach der Ordnung durch; und da ihn ſeine Grundſätze verleitet haben, zu glauben, das, was wir eine ſchlechte Handlungsbalanz für ein Volk nennen, ſey eine Chimäre, und er vielmehr dafür hält, die Natur des Geldes gleiche einem Fluido, welches überall nach dem Ebenmaas ſtrebt: ſo zeige ich, bey Durchgehung der Folgen unſers vorigen Raiſonnements, daſs nichts ſich leichter zutragen könne, und gewöhnlicher ſey, als eine richtige oder ſchlechte Handlungsbalanz; und ich bemerke, das, was wir durch das Wort Balanz meynen, beſtehe nicht darin, daſs das Fluidum in ein Ebenmaas geſetzt werde, ſondern darin, daſs ſolches entweder in einigen Ländern, vermittelſt der Nationalindüſtrie und Frugalität, ſich anhäufe und hoch anſchwelle; und dies heiſst eine gute Balanz: oder, daſs es in andern Ländern, durch die Ueppigkeit und Verſchwendung der Nation, niedergedrückt werde; und das heiſst eine ſchlechte Balanz. Die

allgemeine Lehre von dem Ebenmaas oder Gleichgewicht kann ſolchergeſtalt nur vermöge der Suppoſition Statt finden, daſs alle Nationen in gleichem Grade ſparſam und induſtriös ſind, oder vielmehr, daſs ſie eine gleiche Miſchung von dieſen und den entgegengeſetzten Eigenſchaften haben, nebſt einer wechſelſeitigen Handlung, die völlig offen ſteht. Wenn die Begriffe der Leute, die über eine Sache verſchiedener Meinung ſind, gehörig auseinander geſetzt ſind, ſo kann jede Frage ohne Streit aufgelöſet werden; Unrichtigkeiten im Schlieſſen ſchleichen ſich ſelten ein, auſſer wenn man ſich einander in Anſehung des Gebrauchs der Wörter nicht recht verſteht.

XXX. Capitel. Da ich bey meiner Unterſuchung nicht die Abſicht führe, Bevölkerung, Ackerbau, Handlung, Induſtrie, als beſondre Sujets abzuhandeln, ſondern nur als ſolche Gegenſtände, welche ihren Einfluſs auf die Staatswirthſchaft der neuern Zeiten haben: ſo iſt mein Zweck erreicht, ſobald ich finde, daſs ich die allgemeinen Grundſätze, die ſich auf jeden dieſer Gegenſtände beziehen, hinlänglich hergeleitet und unter generellen Rubriken rangirt habe. Daher wird ein Capitel von vermiſchten Fragen und Anmerkungen gute Dienſte leiſten, dem Nachdenken des Leſers in Anſehung unſrer bisherigen Grundſätze eine Uebung zu verſchaffen; Fragen, die zwar in keiner unmittelbaren Connexion mit unſrer Hauptmaterie ſtehen, doch aber auf eine mittelbare Weiſe dahin einſchlagen, aufzuwerfen und aufzulöſen; und einige Stücke, die ich zu kurz abgehandelt habe, genauer durchzugehen.

Bey der erſten und zweiten Frage bemühe ich mich, zu zeigen, daſs die Quantität Geldes in einem Lande keine hinlängliche Regel ſey, wornach der Zuſtand ſeiner auswärtigen Handlung beurtheilt werden könne; weil ſich auch durch andre Operationen, die keineswegs kaufmänniſch ſind, Geld erwerben und ausgeben laſſe. Eine Nation kann bey Ausländern weit mehr borgen, als die Summe des Schadens, der ſich aus ihrer nachtheiligen Handlungsbalanz ergiebt, austrägt; ſie kann an Subſidien und Koſten für auswärtige Kriege weit gröſsere Summen auszahlen, als ihr eine vortheilhafte Balanz eingebracht hat. Sie kann ihre Gelder wieder eincaſſiren, und auswärts damit handeln, während daſs ſie, an deſſen Stelle, Papiergeld im Lande circuliren läſst: oder ſie kann es auch in Banken deponiren, aus denen es nicht wieder ins Publicum kommt. Kurz, eine ganze Handlungsnation kann in Abſicht auf ihre Reichtümer mit einem Privatkaufmann verglichen werden; dieſer kann unermeſslich reich ſeyn, und doch ſehr wenig baares Geld im Beſitze haben. Auf

Auf der andern Seite aber kann man die Reichen einer verſchwenderiſchen Nation mit einem verſchwenderiſchen Privatmanne vergleichen, der eine Menge Geld haben kann, das er von allen Orten her, auf den Credit eines ſtarken Fonds an liegenden Gründen, geborgt hat.

Die 3te Frage betrifft die Wirkungen des Reichtums in ſolchen Ländern, wo man wenig von Handlung und Induſtrie weis. Bey ſolchen Umſtänden muſs das Geld eingeſchloſſen werden: oder die Tugend muſs zu Grund gehn. Warum? Weil, wenn in einem Lande, wo keine Induſtrie iſt, Geld circulirt, die Einwohner kein adäquates Aequivalent an verfertigter Arbeit oder an Dienſtleiſtungen dafür bekommen; das iſt, das Geld circulirt nur zur Willfahrung der Leidenſchaften, oder in einer ungeheuren Verſchwendung. Die Erfahrung hat bewieſen, daſs dieſer Grundſatz richtig iſt. Solange die griechiſchen Monarchen von Aſien und Aegypten im Beſitz ihrer unſäglichen Schätze blieben, ſo erhielt ſich die Tugend und Einfalt der Sitten unverſehrt: als aber jene Reichtümer unter den erſten römiſchen Kaiſern in Circulation kamen, ſo ſah man erſchreckliche Folgen davon. Was hätte wol ſonſt jene Ungeheuer hervorbringen können, als ein Geſchmack an der Verſchwendung, wobey es ihnen an vernünftigen Gegenſtänden fehlte, ſich ihres Reichtums zu entladen? Wenn alles Geld in der ganzen Welt in die Hände eines ausſchweifenden Fürſten unſrer Zeit käme, ſo würde es keinen Einfluſs auf ſeine moraliſche Seite haben; der Geſchmack am Luxus würde ihn bald davon entledigen; und die Folge wäre, daſs diejenigen reich würden, die ſeinen Begierden willfahret haben, und dies beinahe nach dem Verhältnis ihrer ihm geleiſteten Dienſte. Aber in den alten Zeiten hemmte die Gewaltthätigkeit der Regierung die Progreſſen der Induſtrie; und die Folge davon war, daſs die wenigen Producten derſelben zu unmäſſig-hohen Preiſen verkauft wurden; und der Reichtum, den Privatleute geſammelt hatten, zog ihnen gemeiniglich ihr Verderben zu, weil Raub das einzige Mittel war, welches die Fürſten kannten, um ihre Schatzkammer anzufüllen.

Wenn ich die alte Staatswirthſchaft mit unſrer neuern vergleiche, ſo finde ich beide merkwürdig und unterhaltend. Ein Contraſt bringt uns öfters auf Reflexionen über Umſtände, die wir ſonſt nie würden bemerkt haben.

Bey der 4ten und 5ten Frage applicire ich unſre Grundſätze, um zu entdecken, warum die Einführung der Handlung und Induſtrie natürlicherweiſe

den Urſprung eines ordentlichen Taxationsſyſtems, und einer beſtändigen Unterhaltung regulärer Truppen, veranlaſst haben.

Dieſes führt mich auf eine Vergleichung der Umſtände zwiſchen der europäiſchen Staatsökonomie vor einigen hundert Jahren, da man faſt nichts von Taxen wuſste, und der Oekonomie des neuern Zeiten, wo ſie täglich gewöhnlicher werden; und ich zeige, daſs ſie gröſstentheils anſtatt perſönlicher Dienſte bezahlt werden, wozu die Unterthanen ehedem verbunden waren, und wodurch der Staat unterhalten wurde. Treibt man ſie über dieſe Proportion hinaus, ſo geſchieht es zufolge einer neuen Circulation, die ſich zwiſchen dem Staat, und denen, die ihm dienen, eröffnet hat, dergeſtalt daſs, in einem löblich-regierten Lande, die Taxen die Wirkung haben, Geld von denen, die es im Ueberfluſs beſitzen, auf eine gute Art umſonſt zu bekommen, um es wiederum denen zuzuwenden, die willig und fähig ſind, dem Staate zu dienen; dieſes heiſst mit andern Worten: Durch Taxen nöthigt man Privatperſonen, ihr Geld zum Dienſt ihres Landes herzugeben.

Aus eben dieſen Grundſätzen und aus einer ſehr kurzen hiſtoriſchen Herleitung des wirklichen Zuſtands der Miliz in Europa aus den Zeiten der Römer, ſuche ich zu erweiſen, daſs ſtehende Armeen heutiges Tages nöthig ſind, ſolange die Fürſten die leidige Sucht, einander zu bekriegen, beibehalten; denn wenn ſie ihre Truppen nicht auch zur Friedenszeit auf den Beinen hielten, ſo würden die Luxuriöſen dieſe Leute an ſich ziehen und in Arbeit ſetzen; und dieſe würden hernach von ihrer Arbeit nicht abgehen wollen, wenn ſie der Fürſt zu ſeinen Kriegsdienſten aufböte.

Dieſe Fragen leiten mich auf eine Unterſuchung der Methode, wornach die relative Macht verſchiedener Staaten bey ihrem Kriegführen geſchätzt werden könnte.

Hier ſetze ich alle Macht in *Leute* und in *Geld*. Die Leute, die zu des Staats Befehl ſtehen, ſind diejenigen, die ein ſchlechtes und ungewiſſes Auskommen haben, oder die wenigſtens nicht ſo viel verdienen können, als ihnen der Staat für ihre Kriegsdienſte anbietet; folglich, jemehr ein Volk auf eine nützliche Art beſchäfftigt iſt, deſtoweniger Rechnung wird man ſich machen dürfen, viele Soldaten aus demſelben zu bekommen. Daher ſagt man vom Luxus, daſs er eine Nation weibiſch mache; ein Satz, der, wenn er recht verſtanden wird, ſeine Richtigkeit hat, wiewol nur in Anſehung der induſtriöſen, nicht aber der luxuriöſen Claſſen des Volks. Die

Die jährlichen Einkünfte eines Staats ſtehn im Verhältnis zur Circulation; weil nur alsdann, wenn eine ſtarke Circulation im Schwange geht, die National-Contributionen mit den mindeſten Unbequemlichkeiten können gehoben werden. Geld, das nicht circuliret, hilft ſeinem Eigener nichts, und kann alſo auch dem Staate nichts helfen.

Credit ſteht in Proportion zu dem Vermögen, die Zinſen vom geborgten Gelde zu bezahlen.

Nachdem ich die Vortheile der Indüſtrie in Verſorgung der Armen mehr als hinreichend bewieſen zu haben glaube, ſo komme ich nunmehr auf die Betrachtung ihrer fortwährenden Wirkungen, nachdem der erſte Zweck ſchon erreicht iſt. Wenn tauſend Pfund zu einem Feuerwerk bewilligt werden, ſo bekommen eine Menge Leute was zu thun dabey, und verdienen auf eine kurze Zeit ihren Lebensunterhalt. Wenn eben dieſe Summe beſtimmt wird, einen Canal, zur Bewäſſerung der Felder einer Provinz, zu graben, ſo kann eine gleiche Anzahl Menſchen dadurch ihr Brod verdienen. Bisher laufen beiderley Anſtalten auf Eins hinaus. Aber wenn das Feuerwerk abgebrannt iſt, was bleibt anders übrig, als der Rauch und Geruch vom Pulver? Hingegen der Canal verſchafft einem vorher unfruchtbaren Boden eine beſtändige Fruchtbarkeit. Hier laſſe ich mich abermals in eine Unterſuchung und Gegeneinanderhaltung der alten und neuern Oekonomie ein. Ich zeige, daſs die Pracht der Alten nicht zur Verbannung der Simplicität gereichte, wie der Luxus der neuern Zeiten, weil die Alten ihre Pracht nur der Sclaverey der untern Volksclaſſen, die für alle ihre harte Arbeit nichts als den nothdürftigen Unterhalt bekamen, zu verdanken hatten. Hingegen die neuere Pracht dependirt von der Indüſtrie, die eine ſolche Belohnung der Arbeit an Geld nach ſich zieht, daſs diejenigen, die zuerſt zum Luxus andrer beförderlich waren, in kurzer Zeit in Stand kommen, gleiche Dienſte von einer untern Claſſe zu verlangen, welche dann in diejenige Bahn eintritt, von welcher die Reichgewordenen abgetreten ſind.

Ich ſchlieſse dieſes Capitel mit einer Unterſuchung der Grundſätze, nach welchen die Errichtung der Handlungscompagnien zu reguliren iſt. Dieſe Grundſätze beziehen ſich auf die *vortheilhaften* und *nachtheiligen* Umſtände, die mit ſolchen Geſellſchaftserrichtungen verknüpft ſind. Der Hauptvortheil, der allen Handelscompagnien gemein iſt, kommt von der Vereinigung der ver-

verschiedenen Privatsfonds her; folglich muss der Staatsmann die Compagnien nur insofern beschützen, als diese Vereinigung den Zweck befördert, weswegen sie errichtet sind. So oft er aber findet, dass die Compagnie die Stärke ihrer vereinigten Capitalien zur Unterdrückung der ihr nicht incorporirten Industriösen anwendet; so muss er sich dieser letztern annehmen, und *ihrer* Industrie einen Ausweg verschaffen. Hiedurch wird er alle Versuche vereiteln, die dahin abzielen, dasjenige in ein Monopolium zu verwandeln, was lediglich die Ausbreitung der Handlung und Industrie zur Absicht hatte.

Der zweite Vortheil ist nur solchen Compagnien eigen, die, vermöge ausschliessender Privilegien, nach andern Welttheilen handeln. Diese gereichen dem Staat insofern zum Nutzen, dass die Preise auf auswärtigen Märkten niedrig erhalten werden; weil die Compagnie von der Concurrenz ihrer eigenen Landsleute befreyt ist. Hingegen entsteht daraus die Inconvenienz, dass die Compagnie, gleichwie sie ohne Concurrenz *kauft*, also auch ohne Concurrenz *verkauft*. Hievon die bösen Folgen abzuwenden, sehe ich kein andres Mittel ab, als dass der Staat die vornehmsten Kosten aller solcher Etablissements, zum Besten der auswärtigen Handlung, selbst auf sich nehme, und ausschliessende Privilegien zum Besten der Handlung überhaupt bewillige, nicht aber auf die gemeine Art, als eine Schadloshaltung für Privatpersonen wegen der Kosten, die sie auf die erste Einrichtung verwendet haben, noch aus andern politischen Rükschichten. Wenn ein ausschliessendes Privilegium nach *diesen* Grundsätzen bewilligt wird, so kann sich der Staatsmann die Macht vorbehalten, sich von allen Geschäfften der Compagnie Rechenschaft geben zu lassen, und kann, je nachdem sich die Handlung verstärkt, eine Subscription für neue Mitglieder eröffnen, anstatt den ersten Interessenten zu erlauben, ihren Fonds mit geborgtem Gelde zu vergrössern. Durch solche Mittel wird dem Unterschleif vorgebeugt: es wird ein tüchtiger Grund zu verschiednen kaufmännischen Operationen gelegt, welche die Glückseligkeit des Staats höher treiben, ohne der Concurrenz zu schaden; und alle Misgunst fällt weg, wenn man bey Zeiten dahin sieht, dass eine allzugenaue Connexion zwischen den Mitgliedern, wofern ihre Anzahl gering ist, nicht in ein unterdrückendes und ärgerliches Monopolium ausarte.

Ende des zweiten Buchs.

UNTER-

UNTERSUCHUNG
DER
GRUNDSÄTZE
DER
STAATS-WIRTHSCHAFT.

DRITTES BUCH.
VON RECHNUNGS- UND REELLER MÜNZE.

ERSTER THEIL.
HERLEITUNG DER GRUNDSÄTZE DES MÜNZWESENS, UND ANWENDUNG DERSELBEN AUF DIE MÜNZE VON GROSBRITANNIEN.

Nachricht.

Dieſes Buch, worin vom Münzweſen die Rede iſt, enthält eine ſolche Mannigfaltigkeit von Materien, daſs ich für dienlich erachtet habe, zween Theile daraus zu machen. Im erſten werden die Grundſätze hergeleitet, und vornemlich auf die innerliche Verfaſſung angewandt, in welcher ſich Grosbritannien im Jahr 1760 befand, da dieſes Buch geſchrieben wurde. Der zweite Theil handelt von den Angelegenheiten des ausländiſchen Commerce, und vom Münzzuſtande der zwo groſsen Handlungsnationen, mit denen wir in Verbindung ſtehn.

Anſtatt den Inhalt dieſes Buchs, am Ende deſſelben, in einem beſondern Capitel ſummariſch zu wiederholen, halte ich für beſſer, den Leſer auf die vollſtändige Tabelle des Inhalts zurückzuweiſen, als welche ihm gute Dienſte thun wird, die ganze Materie auf einmal zu überſehen, und das Geleſene in ſeinem Gedächtnis erneuren zu können.

Unterſuchung der Grundſätze der Staats-Wirthſchaft.

DRITTES BUCH.

Von Geld und Münzen.

ERSTER THEIL.

Herleitung der erſten Grundſätze, worauf Geld und Münze beruhen, *und Anwendung dieſer Grundſätze auf die Engliſchen Münzen.*

Einleitung.

Bey einer Unterſuchung, wie dieſe, wo man, faſt bey jedem Schritte, die abzuhandelnde Materie ſich in neue Zweige von Beziehungen verbreiten ſieht, welche uns auf verſchiedne Ketten von Folgerungen leiten, iſt es nützlich, ſich jedes Hülfsmittels, wodurch man das Ganze in ordentlicher Verbindung zuſammenfaſſen kann, zu bedienen.

Zu dieſem Ende ſcheint es nöthig zu ſeyn, den neuen Gegenſtand mit einem Capitel, das zur Einleitung in denſelben dient, zu eröffnen.

Man wird bemerkt haben, daſs die letzten Capitel des vorhergehenden Buchs (ich meyne diejenigen, wo von der ſchwankenden Balanz des Reich-

tums und der Circulation die Rede war) in der Absicht geschrieben worden sind, den Leser nach und nach zu einer Abhandlung von Geld und Münze vorzubereiten.

Ich hielt für besser, einige Grundsätze, indem ich sie sogleich in unmittelbarer Verbindung mit den Handlungsgrundsätzen vortrug, voraus zu erläutern, als sie nun erst besonders abzuhandeln.

Der Beistand, den eine solche Vertheilung dem Gedächtniss leistet, muss die wenigen Wiederholungen, die einigermaßen unschicklich scheinen, entschuldigen.

Ich habe in den beiden letzten Capiteln des zweiten Buchs, auf welche ich mich hier beziehe, Gelegenheit gehabt, einige wesentliche Unterschiede zwischen dem reellen und Papiergelde gelegentlich zu berühren, und beiläufig vestsetzen müssen; und ich habe den grosen Nutzen des Papiergelds in Erhaltung der Circulation gezeigt.

Ob ich nun gleich, bey der Definition des Papiergelds im 26sten Capitel des zweiten Buchs, das Wort *Credit* in eben derselben Bedeutung gebraucht habe, so ist es doch nur darum geschehen, um unsre Begriffe einfacher zu machen, als welches eins der besten Mittel ist, eine verwickelte Materie aufzuklären. Nunmehr aber ist nöthig, den Unterschied zwischen Papiergeld und Credit näher zu bestimmen.

Das symbolische oder Papiergeld ist nur eine Gattung des Credits; es ist nichts weiter, als das Maas, wornach der Credit gerechnet wird. Credit ist die Grundveste aller Contracte zwischen den Menschen. Wenige wechselseitige Verbindungen können so geschwind vollzogen werden, dass nicht irgend etwas von der einen oder andern Seite zu leisten übrig bliebe, wäre es auch auf noch so kurze Zeit. Derjenige also, der an seinem Theile den Contract erfüllt, gibt dem andern Contrahenten, der ihn nur verspricht zu erfüllen, Credit. So mancherley nun die Contracte, die Natur der darin stipulirten Prästationen, d.i. dessen, was geleistet werden soll, und die Arten der Sicherheit wegen Erfüllung des noch nicht Geleisteten, seyn können: so mancherley Form kann der Credit annehmen, und so verschiedene Ideen verbinden wir damit. Papiercredit oder symbolisches Geld hingegen ist weit simpler. Es ist eine Verbindlichkeit, den innerlichen Werth gewisser auf dem Papier enthaltenen Geldbenennungen zu zahlen. Demnach beruht der Unterschied

zwi-

zwiſchen einer Zahlung, die nach dem innerlichen Werthe, und einer andern, die in Papier geſchieht, auf Folgendem. Derjenige, der nach dem innerlichen Werthe zahlt, ſetzet die Perſon, die er bezahlt, in den wirklichen Beſitz deſſen, was er ihr ſchuldig war; und wenn dieſes geſchehen iſt, ſo bedarf es keines Credits mehr. Derjenige hingegen, welcher in Papier zahlt, ſetzt ſeinen Gläubiger nur in den Beſitz der Obligation einer andern Perſon, die dieſem den Werth gut thun ſoll; hier iſt alſo noch *nach* geſchehener Bezahlung Credit nöthig.

Es muſs demnach ein oder andrer innerlicher Werth ausfündig gemacht werden, der dem Papiergelde zur Baſis diene; denn ſonſt iſt es unmöglich, denen auf dem Papier enthaltenen Geldbenennungen einen veſtgeſetzten gehaltmäſſigen Werth zu beſtimmen.

Unter allen in meinem Werke abgehandelten Materien hat mir keine ſo viel Schwierigkeiten gemacht, ſie auf Grundſätze zu reduciren, als die Lehre von den Münzen: doch habe ich mich dieſe Schwierigkeiten nicht abſchrecken laſſen, einen Verſuch zu machen, wie ich ſie überwinden möchte. Es liegt einem Staatsmann ungemein viel daran, daſs er dieſe Lehre gründlich inne habe; und für die Handlung und den Credit iſt es eine Sache von der äuſſerſten Wichtigkeit, daſs die Münzen einer Nation auf einem beſtändigen und unveränderlichen Fuſse erhalten werden.

Um die Combinationen ſo viel als möglich einzuſchränken, inſofern es nämlich die Natur dieſer Materie erlauben will, hab ich mich im erſten Theile nicht weiter ausdehnen wollen, als zur Herleitung der allgemeinen Grundſätze meines Subjects erforderlich war, und zur deſto beſſern Erläuterung derſelben hab ich allenthalben den gegenwärtigen Zuſtand der in England gangbaren Münzen mit eingeſchaltet.

Im zweiten Theile werde ich die Wirkungen des Ausmünzens unterſuchen, inſofern ſelbiges als eine Manufactur zu betrachten iſt, und der Preis der Prägkoſten zum Werthe der Münzen hinzukommt; zugleich werde ich die Folgen beſtimmen, welche dieſe hinzugekommene Combination auf den Wechſel und auf das Intereſſe handelnder Nationen zu haben pflegt.

I. Capitel.

Von Rechnungsmünzen.

Unterſchied zwiſchen Rechnungs- und reeller Münze.

I. Die ganze Materie vom Geld und den Münzen kann nicht in ihr gehöriges Licht geſetzt werden, wenn man, wie im gemeinen Leben oft geſchieht, die Rechnungsmünze (Money of accompt) und die reelle Münze oder Geld (Coin) nicht ſorgfältig voneinander unterſcheidet *).

Was ich *Rechnungsmünze* nenne, iſt nichts anders als *ein aus gleichen Theilen beſtehender willkührlicher Maasſtab, wornach der Werth verkäuflicher Dinge gemeſſen wird.*

Die Rechnungsmünze iſt demnach ein ganz andres Ding als das Geld oder die reelle Münze, welche letztere eigentlich der *Preis* iſt. Erſtere würde exiſtiren können, wenn gleich in der Welt keine ſolche Subſtanz vorhanden wäre, welche ein angemeſſenes und proportionirtes Aequivalent für jede Waare vorſtellen könnte.

Ich werde demnach in dieſem erſten Capitel Folgendes darlegen: 1) die Grundſätze, welche den Werth der Dinge beſtimmen; 2) den Nutzen eines unveränderlichen Maasſtabs, wornach ihr Werth ausgemeſſen wird; 3) wie ſich die Erfindung der Rechnungsmünze, einestheils zur Abmeſſung des Werths, und anderntheils zur Abmeſſung des Preiſes, unvergleichlich wohl ſchicke; 4) wie ſich die Rechnungsmünze mitten unter der Unſtetigkeit, welcher nicht allein der Werth der Dinge ſelbſt, ſondern auch das Gold und Silber, die man gemeiniglich als die Maaſse des Werths der Dinge betrachtet, unterworfen ſind, gleichwol immer unveränderlich erhält.

Die Rechnungsmünze iſt ein Maasſtab, den Werth der Dinge zu meſſen.

Die Rechnungsmünze leiſtet in Anſehung des Werths der Dinge eben das, was Grade, Minuten, Secunden &c. in Anſehung der Winkel, und was die Maasſtäbe bey den Landkarten oder bey jeder andern Zeichnung, leiſten.

Bey allen dieſen Erfindungen wird eine gewiſſe Benennung beſtändig für die Einheit angenommen.

Dieſe

*) Dieſe Verwirrung iſt bey den Engländern gewöhnlicher, als in Deutſchland, weil nach ihrem Sprachgebrauch die Wörter *Money* und *Coin* gar öfters miteinander verwechſelt werden. A. d. Ueberſ.

Dieſe Einheit iſt in Winkeln der Grad, in der Erdbeſchreibung die Meile, in Riſſen der Fus, oder die Ruthe, bey der Rechnungsmünze das Pfund Sterling, der franzöſiſche Livre, der Gulden &c.

Der Grad hat keine beſtimmte Länge; eben ſo wenig hat ſie derjenige Theil des Maasſtabs auf Riſſen, der die Einheit bemerket; indem ſich die Nutzbarkeit aller dieſer Erfindungen lediglich auf die Bezeichnung der Proportion einſchränkt.

Auf gleiche Weiſe kann die Einheit in der Rechnungsmünze in keiner unveränderlich-beſtimmten Proportion gegen irgend einen Theil des Werthes ſtehn, das iſt, jene Einheit läſst ſich auf keine beſondre Quantität Goldes oder Silbers, oder irgend einer andern Waare, veſtſetzen.

Iſt die Einheit einmal veſtgeſetzt, ſo können wir, mittelſt Vervielfältigung derſelben, bis zum gröſseſten Werth hinaufſteigen; und wenn wir unter die Unterabtheilungen dieſer Einheit herabſteigen wollen, ſo ſind uns die Maaſse und Gewichte behülflich, und erleichtern die Operation. Alſo werden in England, wo ein Farthing die niedrigſte Benennung der Rechnungsmünze iſt, die Weizenkörner nach dem Maaſse, und die Kirſchen nach dem Pfunde gekauft.

II. Der Werth der Dinge hängt überhaupt von der Vergleichung mancherley Umſtände ab, die ſich jedoch füglich unter vier Hauptartikel bringen laſſen: *Gründe, die den Werth der Dinge beſtimmen.*

1. Der Ueberfluſs der Dinge, deren Werth geſchätzt werden ſoll.
2. Die Nachfrage, welche die Leute nach dieſen Dingen thun.
3. Die Mitbewerbung aller derer, die nach dieſen Dingen fragen.
4. Ihre gröſsere oder geringere Vermögensumſtände.

Die Rechnungsmünze iſt es alſo, was den Werth der Dinge öffentlich bekannt machen muſs, wie ſelbiger durch Vergleichung aller dieſer Umſtände regulirt iſt.

Die Richtigkeit dieſes Satzes fällt, wie mich dünkt, von ſelbſt in die Augen, und kann mit tauſend Beweiſen dargethan werden; ich will nur einen einzigen anführen.

Wäre eine beſtimmte Proportion zwiſchen gewiſſen Quantitäten Goldes und Silbers, und gewiſſen Quantitäten andrer verkäuflichen Dinge, ſo ſehe ich nicht ein, wie ſich die Preiſe verändern könnten, ſolange die Proportion *Die Preiſe der Dinge richten ſich nicht nach*

der Quantität des Goldes und Silbers,

der beiderley Quantitäten zwiſchen den koſtbaren Metallen und den verkäuflichen Dingen ebendieſelbe bliebe.

Aber wenn das Verlangen der Leute, gewiſſe Waaren zu beſitzen, und die Mitbewerbung (competition) zwiſchen ihnen, ſelbige zu erlangen, vermögend iſt, eine Sache, die vorher im niedrigſten Werthe ſtund, einigermaſſen zu erhöhen; und wenn die Abweſenheit dieſer Umſtände ein Ding, dem man vorher einen groſsen Werth beylegte, zu der niedrigſten Schätzung herunterſetzt: iſt es denn nicht offenbar, daſs der *Preis*, d. i. das Gold und Silber, welches die Leute beſitzen, (wenn man auch zugiebt, daſs ſelbiges, bey manchen Gelegenheiten, einer Mitbewerbung um einerley Sachen zwiſchen ihnen beförderlich ſeyn könne) nimmermehr das Maas ihrer Phantaſien und Capricen ſeyn kann, welche eigentlich dasjenige ſind, was den Dingen ihren Werth ſetzt?

Materielle Sachen werden entweder nach ihrem Gewichte, oder nach ihrem Flächenmaaſse, oder nach ihrem Cubikinhalt, oder nach dem Stücke, geſchätzt. Alle verkäufliche cörperliche Waaren laſſen ſich unter eine dieſer vier Claſſen bringen.

Alle Sorten von jeder Claſſe, nach ihrer verſchiedenen Güte, können auf Eine Proportion des Werths gebracht werden. Ein Pfund Gold, Bley, verſchiednes Korn, verſchiedne Butter, kurz, alles Mögliche, was pfundweiſe geſchätzt wird, läſst ſich allemal zu einer gewiſſen Zeit auf einen Maasſtab proportionirter Werthe reduciren, welche durch die Bedürfniſſe, durch die Nachfrage, durch die Mitbewerbung, und durch das Vermögen der Käufer und Verkäufer, in einer beſtändigen Schwebung erhalten werden.

Um ſoviel als eine Vermehrung des Golds und Silbers und der Münzen eine Vermehrung der Nachfrage und eine gröſsere Mitbewerbung, als zuvor, veranlaſſen wird: um ſoviel, mehr aber nicht, wird dieſer Umſtand einen Einfluſs auf das Steigen der Preiſe haben.

ſondern nach der wechſelſeitigen Proportion zwiſchen den Waaren und Bedürfniſſen.

Da demnach der Werth der Waaren von einer ungefähren Combination ſolcher Umſtände, die ſich theils auf die Waaren ſelbſt, theils auf die Phantaſie der Leute, beziehen, abhängt: ſo muſs man ſich die Vorſtellung machen, daſs ſich ihr Werth auch lediglich nach Maasgabe dieſes wechſelſeitigen Verhältniſſes verändere; folglich muſs alles, was nur irgend die vermittelſt eines allgemeinen und unveränderlich-beſtimmten Maasſtabs veſtgeſetzte

Aende-

Aenderung jener Proportion ſtöret oder verwirret, für die Handlung ſchädlich, und als eine Hemmung der Veräuſſerung angeſehen werden. Dieſe Störung und Verwirrung iſt eine unausbleibliche Folge von jedem Fehler in der Münzverfaſſung eines Staats.

III. Vielleicht fragt man: Was braucht es bey einer ſo bekannten Materie einer ſolchen metaphyſiſchen Deduction? Sehen wir nicht überall, daſs die Dinge nach Silber- und Goldmünze geſchätzt werden, und daſs es zu unſrer Zeit nicht nöthig iſt, ſelbige zu verwerfen, um einen nur in der Einbildung beſtehenden Maasſtab einzuführen? *Nöthiger Unterſchied zwiſchen Rechnungsmünze und Preis.*

Ich antworte: Nichts als die Nothwendigkeit verbindet mich, dieſen eingebildeten Maasſtab meinen Leſern zu empfehlen, und zwar keineswegs in der Abſicht, den Dienſt, welchen Gold und Silber in Vertretung eines Maaſes leiſten, als verwerflich vorzuſtellen, ſondern weil ein ſolcher Maasſtab unſerm Verſtande behülflich iſt, die Lehre von den Münzen beſſer zu begreifen, und die Ideen, welche uns diejenigen an die Hand geben, welche von der Theorie des Münzweſens ſchreiben und ſprechen, recht auseinander zu ſetzen.

Wenn Gold- und Silbermünze eben das vollkommen leiſten könnte, was man durch die Rechnungsmünze ausrichten kann, ſo wäre es ungereimt, mit einem andern Maaſse des Werths angezogen zu kommen: allein, da Gold und Silber ihre moraliſche und phyſiſche Unfähigkeiten haben, um welcher willen ſie die Function eines ſolchen Maasſtabs nicht recht vertreten können; und da gleichwol die gemeine Meinung iſt, daſs dieſe Metalle keine dergleichen Unfähigkeiten an ſich hätten: ſo iſt es allerdings nöthig, dieſe in das hellſte Licht zu ſetzen, welches geſchieht, wenn man den genauen Unterſchied zwiſchen *Preis* (d. i. Münze), in ſofern er als ein Maas betrachtet wird, und *Preis*, in ſofern er als ein Aequivalent für den Werth betrachtet wird, deutlich zeiget.

Die unſtatthaften und ſchwankenden Sätze, welche herauskommen, wenn wir uns blindlings darauf verlaſſen, daſs Gold und Silber beiderley Dienſt auf eine untrügliche Art vertreten, gereichen zur Verwirrung des ganzen Syſtems unſrer Ideen von ſolchen Materien.

Die moraliſche ſowol als phyſiſche Unfähigkeiten, welche dem Gold und Silber anhängen, und dieſe Metalle ungeſchickt machen, den Dienſt der

Rech-

Rechnungsmünze genau zu vertreten, ſollen in der Folge dieſes Werks bewieſen werden. Anitzt muſs ich die Natur dieſer idealiſchen Münze noch weiter erklären.

Wie die Rechnungsmünze erfunden worden iſt.

IV. Wenn wir die Rechnungsmünze mit philoſophiſcher Genauigkeit definiren wollen, ſo iſt ſie, wie geſagt, ein aus gleichen Theilen beſtehender idealiſcher Maasſtab. Fragt man: Wieviel ſoll Ein Theil dieſes Maasſtabs beſtändig zu aller Zeit betragen? ſo antworte ich mit Aufwerfung einer andern Frage: Welches iſt die veſtgeſetzte Länge eines Grads, einer Minute, einer Secunde?

Sie haben gar keine veſtgeſetzte Länge, und ſie bedürfen überhaupt keiner andern Länge, als derjenigen, welche ihnen die Menſchen conventionsmäſsig zu geben für gut erachten. Sobald aber Ein Theil, vermöge der Natur des Maasſtabs, einen determinirten Werth bekommt, ſo werden alle übrigen Theile ebenfalls proportionsmäſsig darnach beſtimmt.

Da der erſte Schritt ganz und gar willkührlich iſt, ſo kann man einen oder mehrere dieſer Theile auf eine genau angegebene Quantität der koſtbaren Metalle anpaſſen; und ſobald dieſes geſchehen iſt, und dieſe Rechnungsmünze hernach in Gold und Silber gleichſam realiſirt wird, ſo bekommt ſie eine neue Definition; ſie wird nämlich alsdann ſowol der *Preis*, als das *Maas des Werths*.

Aus dieſer Anpaſſung der koſtbaren Metalle auf den Maasſtab des Werths folgt noch nicht, daſs ſelbige auch für ſich ſelbſt der Maasſtab werden, wie jedermann leicht wird einſehen können.

Aber in den vorigen Zeiten, als die Handelſchaft noch nicht eingeführt war, und die Menſchen nicht ſonderlich Urſache hatten, den Werth mit einer ſcrupulöſen Genauigkeit auszumeſſen, hielt man Gold und Silber, wegen ihrer vorzüglichen Unverderblichkeit, für hinreichend-tüchtig, ſowol einen correcten *Maasſtab*, als auch den *Preis* bey jeder Veräuſſerung vorzuſtellen. Seit der Einführung des Commerzes hingegen haben die Nationen erſt gelernt, wie ſehr viel ihnen daran gelegen ſey, ihre Intereſſen ſowol, als Schulden, auf die allergenauſten Gleichungen des Werths zu reduciren; und ſeitdem hat man erſt eingeſehen, wie unſchicklich es ſey, ſich der feinen Metalle, ſo wie vorhin, bey dergleichen Operationen, zugleich als eines Maaſes und als eines Preiſes zu bedienen.

Eben

Eben so sind die Erdbeschreiber und Astronomen lange der Meinung gewesen, ein Grad des Æquators gäbe eine bestimmte Länge, um jeden Grad der Breite auf der Erdkugel abzumessen.

Sie betrachteten damals die Erde als eine vollkommen runde Kugel, und man liefs sichs nicht in Sinn kommen, dafs eine sonderliche Unbequemlichkeit aus dieser Vorausetzung entspringen könnte. Als man es aber nach und nach in Ansehung genauerer Bestimmungen weiter brachte, so wurde dieses Maas nicht richtig genug befunden. Nunmehr hat man ausfündig gemacht, dafs, nach Maasgabe der verschiednen Himmelsgegenden die Grade der Breite verschiedne Längen haben; und vielleicht wird man mit der Zeit finden, dafs auf allen gröfsern Cirkeln, die auf dem Globus beschrieben werden, nicht zween Grade in geometrischer Gleichheit sind.

Demnach ist die Rechnungsmünze, die immer einen gleichen Werth behält, und die sich, zwischen der schwankenden Proportion des Werths der Dinge, gleichsam selbst in ein richtiges Gleichgewicht setzt, der einzige beständige und gleichmäfsig-abgetheilte Maasstab zur Abmessung des Werths.

Von dieser Art Münze, und von der Möglichkeit, sie einzuführen, haben wir zwey Exempel; das eine, bey einer der klügsten Nationen; das andre, bey einem Volke, das mit unter die Unwissendsten auf der Welt gerechnet wird. Ich meyne mit dem erstern, die Banco zu Amsterdam, und mit dem letztern, die Bewohner der Küste von Angola. *Exempel davon.*

Ein Gulden Banco hat einen genauer bestimmten Werth, als ein Pfund feinen Goldes oder Silbers. Er ist eine Währung (*Unit*), welche man der Erfindsamkeit solcher Personen, die sich in den Handlungskünsten eine mehr als gemeine Einsicht erworben haben, zu verdanken hat.

Dieses Bancogeld steht unveränderlich vest, wie ein Fels in der See. Nach diesem idealischen Fufse werden die Preise aller Dinge eingerichtet; indessen werden sehr wenige Leute genau angeben können, worauf es eigentlich bey diesem Fufs ankomme. Die kostbaren Metalle, mit ihrem innerlichen Werthe, verändern sich, in Ansehung dieses gemeinen Maafses, eben so, wie alle andre Dinge. Ein Pfund Gold, ein Pfund Silber, tausend Stück Guineas, tausend Cronen, tausend Piasters, oder tausend Stück Ducaten, sind zuweilen mehr, zuweilen weniger, in diesem unveränderlichen *Bancogeld.*

Bancogelde werth, je nachdem die Proportion zwiſchen Gold und Silber, woraus ſie gemacht ſind, ſich verändert.

Keine Verfälſchungen in Anſehung des Gewichts, oder der Feine, oder der Benennungen der Münzen haben den mindeſten Einfluſs auf das Bancogeld. Die Courantmünzen, welche bey der Banco als eine Waare betrachtet werden, ſind, ſo wie alle andre Dinge, entweder mehr, oder weniger, an Bancogelde werth, nach Maasgabe des wirklichen Werths der Metalle, woraus ſie gemacht ſind. Alles iſt Waare, wenn man es gegen dieſen Fus abmiſst; folglich kann nichts beſſer, als derſelbe, die Stelle eines gemeinen Maaſses vertreten.

Angola-Geld. Das zweite Beiſpiel findet man unter den Wilden auf der africaniſchen Küſte von Angola, welche gar keine reelle Münze kennen. Die Einwohner daſelbſt rechnen nach Macoutes, welche an einigen Orten in Zehntheilchen, die ſie *Stücke* nennen, eingetheilt werden. Ein Macoute iſt gleich zehn Stücken. Dieſes iſt gerade ein Maasſtab von gleichen Theilen, wornach ſie ihre gewöhnlichen Barattirungen ſchätzen. Wenn z. E. ein Schaf 10 Stück werth iſt, ſo kann ein Ochs 40 Stücke, und eine Handvoll Goldſtaub 1000 Stück werth ſeyn.

Demnach kann keine einzige materielle Subſtanz die Stelle einer Rechnungsmünze vertreten, weil jener ihr Werth in Anſehung andrer Dinge veränderlich iſt. Die Handlungsoperationen, und die Wirkungen einer allgemeinen Circulation des Werths auf die commercirende Welt, können allein den unbeſtändigen Werth aller Arten der Waaren dieſem unveränderlichen Fuſse anpaſſen. Einen ſolchen Fus ſtellt das Amſterdamer Bancogeld vor, welches zu allen Zeiten in einem beſtimmten Gewichte Silbers und Goldes aufs genaueſte ſpecificirt werden kann, aber ſich eben ſo wenig, als eine Tonne Heringe, auf ebendaſſelbe genaue Gewicht vier und zwanzig Stunden lang reduciren läſst.

II. Capitel.

Vom Gelde, oder den reellen Münzen.

I. Schon in der Kindheit der Welt, wenigstens so weit wir in der Geschichte der Verrichtungen des menschlichen Geschlechts zurückgehn können, finden wir, dass man die kostbaren Metalle, nämlich Silber und Gold, zum gemeinen Maasse des Werths, und zum proportionirten Aequivalent für jedes veräusserliches Ding, angenommen hat. *Nützlichkeit der edlen Metalle, um Geld daraus zu machen.*

Diese Metalle schicken sich ungemein gut zu diesem Endzweck. Jedes derselben besteht aus Theilchen, die vollkommen von einerley Natur sind. Hat man sie rein, so halten ihre Massen oder Klumpen die genaueste Proportion mit ihren Gewichten. Kein physischer Unterschied kann zwischen zwey Pfunden Goldes oder Silbers ausgefunden werden, sie mögen nun aus europäischen, asiatischen, africanischen oder americanischen Gruben herkommen. Sie lassen sich schmelzen, und nach Belieben unter dem Hammer ausdehnen, und leiden die allergenaueste Vertheilung, welche ihnen die menschliche Kunst zu geben fähig ist. Sie lassen sich sowol miteinander, als auch mit unedlern Metallen, das ist, solchen, die nicht so einfacher Natur sind, dergleichen das Kupfer ist, vermischen. Bey dieser Mischung verspreiten sie sich einförmig durch die ganze Masse des zusammengesezten Klumpen, so dass jeder Atomus desselben seinen verhältnismäsigen Antheil von dieser edlen Beimischung erhält. Solchemnach kann sich die Unterabtheilung des Goldes und Silbers ungemein weit erstrecken.

Ihre physischen Eigenschaften sind unveränderlich; sie verlieren nichts, wenn man sie auch noch so lange aufbewahrt; und obgleich ihre Theilchen durchs Reiben abgesondert werden, so leiden sie doch minder dadurch, als die mehresten andern Dinge.

Wann sich also irgend etwas gut zum Geldmachen schickt, so ist es Gold und Silber; oder, welches eben so viel ist: Wenn der proportionirliche Werth verkäuflicher Dinge durch irgend eine materielle Sache ausgemessen werden kann, so läst er sich durch diese Metalle ausmessen.

II. Da demnach Gold und Silber für die schicklichsten Substanzen angesehen werden, den idealischen Maasstab der Rechnungsmünze zu realisiren, so müssen die, welche sich mit der Operation befassen, einen Münzfus einzu- *Was da heisst, einen Münzfus reguliren.*

einzurichten, beständig die Natur und Eigenschaften eines Maasstabs, wie auch die Grundsätze, worauf er beruht, vor Augen haben.

Die Einheit des Maasstabs, welche wir künftig die *Währung* nennen werden, muss immerfort einerley bleiben, wenn sie gleich in Gold oder Silber realisirt wird; sonst ist der wesentlichste Theil der ganzen Operation unrichtig. Das Realisiren der Währung gleichet dem Anpassen eines Cirkels auf einen geometrischen Maasstab, wo die geringste Abweichung von der einmal gegebnen Oeffnung ein unrichtiges Maas verursachen muss. Gold und Silber sind also in Ansehung der Rechnungsmünze eben das, was ein Cirkel in Ansehung eines geometrischen Maasstabs ist.

Diese Operation, die edlen Metalle auf die Rechnungsmünze anzupassen, schliesst in sich ein genaues und bestimmtes Verhältnis beider Metalle zur Währung der Rechnungsmünze, welche in allen den Sorten und Benennungen der nach selbigem Fusse geschlagenen Münzen realisirt wird.

Wenn das kleinste Theilchen Goldes oder Silbers zu einer Münze, die gewisse bestimmte Theile des Maasstabs vorstellt, hinzugefügt, oder davon weggenommen wird, so ist das ganze System des materiellen Geldes zerrüttet. Und wenn solche Münzen, dieser Veränderung ungeachtet, doch noch ihre vorigen Benennungen beibehalten, so werden sie ihre Nutzbarkeit zur Abmessung des Werths der Dinge eben so gewiss verlieren, so gewiss man schlechten Nutzen von einem Cirkel haben würde, an dessen gegebener Oeffnung man eine Aenderung zuliesse, nachdem er an die Scalam angepasset ist, welche das Fus- Ruthen- oder Meilenmaas vorstellt, wornach auf dem Plane die Distanzen abgemessen werden sollen.

Was da heisst, den Münzfus erniedrigen und erhöhen.

III. Den Münzfus *erniedrigen*, heisst das Gewicht des feinen Goldes oder Silbers vermindern, das in derjenigen Benennung der Rechnungsmünze, nach welcher eine Nation rechnet, und welche wir die *Währung* genannt haben, enthalten ist.

Den Münzfus *erhöhen*, braucht keiner weitern Erklärung, da es gerade das Gegentheil vom Vorigen ist.

Wie eine Aenderung des Münzfusses entdeckt werden kann.

IV. Eine Aenderung im Münzfusse (d. i. eine Erhöhung oder Herunterfetzung des Werths der Währung der Rechnungsmünze) ist ungefähr eben das, was die Aenderung des Maasses oder der Gewichte eines Landes ist. Sie lässt sich am besten entdecken, wenn die geänderte Sache mit andern

Sachen

Sachen von ebenderſelben Natur, womit aber keine Aenderung vorgegangen iſt, verglichen wird. Wir wollen ſetzen, es befände ſich auf einmal durch ganz England das Fusmaas verändert, indem ein gewiſſer Theil ſeiner verordnungsgemäſsen Länge entweder hinzugeſetzt, oder davon weggenommen wäre, ſo würde man nicht beſſer entdecken können, wie weit ſolche Veränderung gehe, als wenn man den neuen Fus mit dem pariſer oder einem andern Fuſse, der keine Aenderung erlitten hat, vergleichen würde. Eben ſo, wenn an dem Pfunde Sterling, welches die Engliſche Währung iſt, die geringſte Veränderung geſpürt würde, und man könnte, wegen mancherley Umſtände, diesfalls nicht ſogleich hinter die rechte Gewiſsheit kommen, ſo dürfte man nur den vorigen und den gegenwärtigen Werth eines Pfunds Sterling, mit der ungeändert gebliebenen Rechnungsmünze anderer Nationen vergleichen. Dieſen Dienſt wird der Wechſelcours mit der gröſsten Genauigkeit verrichten.

V. Die Künſtler behaupten, daſs die edlen Metalle, wenn ſie vollkommen rein, und von aller Vermiſchung frey ſind, nicht die gehörige Härte haben, um ſolide und dauerhafte Münzen abzugeben. Man findet ſie ohnedem in den Bergwerken mit unedlern Metallen vermiſcht, und es würde gar zu viel Unkoſten verurſachen, wenn man ſie in einen Zuſtand der vollkommenen Reinigkeit bringen wollte. Damit man alſo die Unbequemlichkeit, ſie völlig fein zu liefern, vermeiden möchte, ſo iſt man auf das Mittel verfallen, ſie mit einer *beſtimmten Portion* andrer Metalle zu vermengen, wodurch ſie weder in Anſehung ihrer Fähigkeit, gehämmert und geſchmolzen zu werden, noch an Schönheit und Glanz, etwas verlieren. Dieſes zugeſetzte Metall, welches gemeiniglich Kupfer iſt, heiſst die *Beſchickung* (alloy), welcher man an und für ſich keinen beſondern Werth beilegt, indem man ſie nur als ein Mittel betrachtet, das Hauptmetall haltbarer zu machen. Wenn alſo eilf Unzen Gold mit einer Unze Silber vermiſcht werden, ſo erhalten ſie durch dieſen Zuſatz nicht die geringſte Vermehrung ihres Werths. *Vom Zuſatze.*

Dieſemnach werde ich, wenn ich von Münzen ſpreche, ihren Zuſatz ſo wenig, als möglich iſt, mit in Rechnung bringen, damit meine Sprache deſto weniger Zweideutigkeit mit ſich führe; nur ſolche Fälle muſs ich ausnehmen, wo die Betrachtung der Maſſe des zuſammengeſetzten Metalls, nach ſeinem Gewichte, ohnehin mit keinen Schwierigkeiten begleitet ſeyn kann.

III. Capitel.

Von den Unfähigkeiten des Goldes und Silbers, ein unveränderliches Maas des Werths abzugeben.

Sie verändern sich in ihrem verhältnissgemässen Werthe gegeneinander.

I. Gäbe es nur Eine Art von einer solchen Substanz, wie wir Gold und Silber beschrieben haben; gäbe es nur Ein Metall, welches die Eigenschaften der Reinigkeit, Theilbarkeit und Dauerhaftigkeit besässe: so würden die Unbequemlichkeiten, sich desselben zum Gelde zu bedienen, weit geringer seyn, als man sie beim gegenwärtigen Zustand der Sachen findet.

Ein solches Metall würde alsdann, mittelst einer unbegrenzten Eintheilung in vollkommen gleiche Theile, zu einem ziemlich stäten und allgemeinen Maasse geschickt gemacht werden können. Aber die Rivalität zwischen beiden Metallen, und die vollkommene Gleichheit, welche man zwischen ihren sämmtlichen physischen Eigenschaften antrifft, insofern sich solche auf die Reinigkeit und Theilbarkeit beziehen, macht sie beide auf eine so gleichmässige Art geschickt, den Dienst eines gemeinen Maasses des Werths zu verrichten, dass niemand gegen ihre Gangbarkeit, als Geld, etwas einzuwenden findet.

Alle Maasse müssen unveränderlich seyn.

Was ist die Folge hievon? Dass eines dieser Metalle eben sowol den Werth des andern, als den Werth jeder andern Sache, abmisst. Sobald man nun aber anfängt, ein Maas mit einem andern Maasse zu messen, dessen Proportion zu jenem nicht, seiner Natur nach, beständig und unveränderlich einerley ist, so fällt alle Brauchbarkeit eines solchen Maasses weg. Ein Beispiel wird dieses klar machen.

Ein Fusmaas ist eine bestimmte Länge. Ein Englischer Fus kann mit dem pariser, oder mit dem rheinischen Fuse verglichen werden; das ist, man kann ihn darnach abmessen, und die Proportion zwischen ihren Längen mit Zahlen ausdrücken; und diese Proportion wird beständig ebendieselbe bleiben. Das Abmessen des einen Fuses durch den andern Fus wird keine Ungewissheit verursachen; und wir können von Längen nach dem Pariser Fus sprechen, und dennoch von andern vollkommen wohl verstanden werden, die nach dem Englischen, oder nach dem rheinischen Fuse zu messen gewohnt sind.

Gesetzt

Geſetzt aber, ein zwölfjähriger Jüngling ſetzte ſichs in Kopf, von Zeit zu Zeit, ſo wie er an Alter zunimmt, nach der Länge ſeines eigenen Fuſes zu meſſen, und er theilte ſeinen wachſenden Fus in Zolle und Zehntheilchen ein: was werden da für Abmeſſungen heraus kommen? So wie er an Jahren zunimmt, wird ſein Fus, nebſt deſſen Zollen und Unterabtheilungen, nach und nach länger werden. Wollte nun jedermann dieſem Beiſpiel folgen, und nach ſeinem eigenen Fuſse meſſen, ſo würde der anitzt veſtgeſetzte Fus eines Maaſes nicht den geringſten Nutzen mehr haben. *Was ihre Veränderung für Folgen hat.*

Mit dem Golde und Silber hat es gerade ebendieſe Bewandnis. Sie ſtehen in Anſehung ihres Werths in keiner beſtimmten unveränderlichen Proportion gegeneinander; und die Folge hievon iſt, daſs, wenn ſie beide zum Abmeſſen des Werths andrer Dinge angenommen werden, die auszumeſſenden Sachen, gleich denen nach des Jünglings Fuſse auszumeſſenden Längen, zwar ihre gehörige Proportion gegeneinander beibehalten, dennoch aber die Benennungen ihrer beiderſeitigen Maaſse verändern. Ein Exempel wird dieſes deutlich machen.

Laſſet uns den Fall ſetzen, ein Ochs ſey dreytauſend Pfund Weizen werth, und beides ſey eine Unze Gold werth, und die Unze Gold ſey juſt funfzehn Unzen Silber werth. Wenn ſich nun der Fall ereignete, daſs die Proportion zwiſchen Gold und Silber wie 1 zu 14 ſtünde, würde nicht der Ochs, und folglich auch der Weizen, in Silber weniger, und in Golde mehr gelten, als vorhin? Ich frage ferner, ob es in der Macht irgend eines Staates ſtehn würde, dieſer Veränderung im Maaſse des Werths der Ochſen und des Weizens vorzubeugen, ohne in die Währung ſeiner Rechnungsmünze weniger Silber, und mehr Gold, als vorher, zu ſetzen?

Wenn demnach ein beſondrer Staat den Fus der Währung ſeiner Rechnungsmünze nur auf Gold allein, oder auf Silber allein, richten wollte, und gleichwol beide zur Abmeſſung des Werths in praxi wirklich gebraucht würden: iſt nicht alsdann ein ſolcher Staat mit dem Jüngling zu vergleichen, der alles nach ſeinem wachſenden Fuſse miſst? Denn wenn z. E. Silber zum Fuſse beibehalten wird, während daſs der Werth deſſelben um ein Funfzehntheil höher ſteht, als der Werth des Goldes; und wenn unterdeſſen das Gold immer fortfährt, den Werth der Dinge eben ſowol zu beſtimmen, als das Silber: ſo iſt klar, daſs, in allen Rückſichten, dieſes Silbermaas täglich an Länge zunimmt, wie des Jünglings Fus, indem daſſelbe Gewicht Silbers jeden *Mängel eines Fuſses in Silber allein.*

Tag

Tag ein Aequivalent für eine immer gröſsere Quantität von ebenderſelben Waare werden muſs; unerachtet wir vorausſetzen, daſs zwiſchen ſelbiger Waare, und jeder andern Sorte verkäuflicher Dinge, immer noch die vorige Proportion, ohne die geringſte Veränderung Statt finde.

Gründe, die ihn begünſtigen.

Nachdem ich die Sache in dieſes Licht geſetzt habe, ſo wird man, meines Erachtens, ſchwerlich mit Grund behaupten können, daſs, ob man gleich Gold und Silber ihre Proportion des Werths gegeneinander verändern laſſe, dieſes dennoch kein Hindernis abgebe, den Silberfus ohne Bedenken beizubehalten, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Weil man, wenn Silber als der Fus betrachtet wird, niemals darauf zu ſehen habe, wie daſſelbe ſeinen Werth gegen das Gold verändere, ſondern vielmehr das Gold betrachten müſſe, inſofern daſſelbe ſeinen Werth gegen das Silber verändere.

2) Weil es ungereimt ſey, das Silber, da ſelbiges ſelbſt das Maas iſt, als das abzumeſſende Ding anzuſehen; das Silber behalte daher alle Eigenſchaften eines unveränderlichen Maasſtabs, indem es alle Dinge, nach der Proportion, worin ſie gegen daſſelbe ſtehen, und die ſich niemals phyſiſch verändern kann, abmeſſe.

3) Daſs der, welcher ein gewiſſes Gewicht Silber von einem andern entlehnt hat, dieſem eben daſſelbe Gewicht Silber wieder zu zahlen verbunden ſey, wenn auch gleich zur ſelbigen Zeit das Silber in einem höhern Werth ſtünde, als zur Zeit, da er es borgte.

Antwort darauf.

Den *erſten* dieſer Scheingründe beantworte ich folgendermaſsen. Wenn wirklich das Silber einen höhern oder niedrigern Werth bekommt, es geſchehe nun in Abſicht auf die Waare, oder auf das Gold, oder auf die Bancomünze, wornach etwa eine gröſsere oder geringere Nachfrage iſt, als vorher: ſo kann ich nicht einſehen, wie man dieſe Inconvenienz, welche von der Natur der Sache unzertrennlich iſt, dadurch heben könne, daſs man das Silber einen Fus nennt; auch ſehe ich nicht ein, wie wir eine materiam facti ändern können, wenn wir unſre Sprache verändern, und ſagen, daſs Waare, Gold, und Bancomünze, je nachdem die Nachfrage ſtärker oder ſchlechter iſt, einen gröſsern oder geringern Werth im Verhältnis gegen das Silber, bekommen. Wir müſſen uns dieſer Sprache bedienen, ob wir gleich zuverläſſig wiſſen, daſs dieſe Dinge eben ſo, wie vorher, in der genauen relativen

Propor-

Proportion der Quantität und Nachfrage verbleiben; und ob wir gleich augenſcheinlich ſehen, daſs eine Nachfrage nach Silber den Preis deſſelben, in Anſehung eines jeden Dings, das am vorhergehenden Tage nach Silber abgemeſſen wurde, erhöhet hat.

Wenn die Elle in einem Kramladen, wegen des Holzes, woraus ſie gemacht iſt, ſolchen Veränderungen unterworfen wäre; und wenn der Krämer, indem er ſeinem Kunden ein Stück Stoff abmiſst, welches geſtern, da er es ſelbſt einkaufte, nach ſelbigem Ellenmaaſse 50 Ellen hielt, befände, daſs ſein Stück nur 40 Ellen halte: ſo wird er ſich, dünkt mich, nicht leicht weiſs machen laſſen, daſs ſein Stück Stoff unterdeſſen kürzer geworden ſey. Geſetzt aber, er wollte, aus Curioſität, alle Stücke in ſeinem Laden noch einmal ausmeſſen, und er fände an jedem Stücke juſt ein Fünftheil zu wenig, wird er nicht den ganz vernünftigen Schluſs machen, daſs ſeine Elle länger geworden ſey? und wird er nicht ſogleich in ſeines Nachbars Laden laufen, um deſſen Elle mit der ſeinigen zu vergleichen?

Was den *zweiten* Scheingrund betrifft, ſo gebe ich zwar gern zu, daſs das Silber zu allen Zeiten den Werth der Dinge in Anſehung ſeiner ſelbſt, ſehr genau abmeſſen kann: aber dieſes gibt uns noch keine Idee von einem allgemeinen Maasſtab.

Ich kann die Proportion der Länge der Dinge mit jedem Stabe, oder mit jeder Linie, deren Länge ich ungefähr kenne, ausmeſſen: aber dieſes heiſst kein eigentliches Meſſen, weil ich die gemeſſenen Dinge nicht mit jedem andern Dinge, das ich nicht gemeſſen habe, mittelſt ebendeſſelben Stabes oder Linie vergleichen kann, wie ich leicht hätte thun können, wenn ich mit einem Fus- oder Ruthenmaaſse gemeſſen hätte; folglich fällt in dergleichen Fällen die Abſicht des Meſſens faſt gänzlich weg.

Auf das *dritte* Argument antworte ich, daſs ich die Wahrheit dieſes Satzes ſehr willig eingeſtehe, wenn durch Silber nur das bloſse Metall verſtanden wird, ohne Rückſicht auf ſeine hinzugekommene Eigenſchaft, vermöge welcher es das allgemeine verordnungsgemäſse Maas des Werths vorſtellt. Hingegen wenn ich das Silber nicht als Barrenſilber, ſondern als Münze (welche das gemeine Maas des Werths iſt,) entlehne, alsdann ſage ich, daſs ich über die Gebühr bezahle, wenn ich das nämliche Gewicht Silber, das ich empfangen hatte, wieder zurückgebe. Dergleichen Exempel fallen im

nen Leben täglich vor. Ich will von meinem Nachbar 100 Pf. Sterling borgen; er schlägt mir vor, er wolle mir den Werth derselben in Korn geben; ich bin damit zufrieden. Um die Zeit, da ich ihn zahlen soll, steigt der Kornpreis: bin ich nun gehalten, ihm gerade die nämliche Quantität Korn zurükzugeben, die er mir geliehen hatte? Keineswegs; denn das Korn, das ich von ihm erhalten, war nicht anderst anzusehen, als eine Art Geldes. Hingegen wenn ich von jemand einige Scheffel Korn kaufe, unter der Bedingung, sie von meinem Erndtekorn wieder zu bezahlen, alsdann bin ich verbunden, Korn für Korn zu erstatten, weil ich in diesem Falle das Korn nicht als Geld, sondern als eine Waare, empfangen hatte.

Grosser Nutzen eines allgemeinen Maafses.

Beym Kaufen und Verkaufen kommt es blos darauf an, dass man sich über die Sache vergleiche; und niemand ist schuldig, seine Waare für gerade soviel hinzugeben, als sie nach Proportion werth seyn mag. Daher besteht der Nutzen eines allgemeinen Maafses nicht nur darin, dass es den verhältnismässigen Werth der Dinge, bey denen es als ein Maas gebraucht wird, bezeichnet, sondern auch darin, dass es in einem Augenblicke die Proportion entdeckt, welche sich zwischen dem Werthe jener Dinge, und dem Werthe jeder andrer Waare, die in allen Ländern der Welt nach einem bestimmten Maafse geschätzt wird, befindet.

Das Geld hat zweyerley Werth; den einen, als Münze, den andern, als Metall.

Wären die Pfunde Sterling, die Livres, die Gulden, die Piasters u. s. w. welche sämmtlich eine Rechnungsmünze sind, in ihren Werthen unveränderlich, wie leicht würde alsdann aller Umsatz seyn, und wie gemächlich wäre es nicht für die Handlung! Da sie aber alle auf Münzen limitirt und angewiesen, folglich von Zeit zu Zeit der Veränderung unterworfen sind, so zeigt dieses Exempel die Nützlichkeit des hier beschriebenen unveränderlichen Maafses.

Aber auch noch ein andrer Umstand macht die Metalle unfähig, den Dienst der Rechnungsmünze zu vertreten. Die Materie, woraus das Geld gemacht wird, ist eine Waare, deren Werth, in Ansehung andrer Waaren, steigt und fällt, nach Beschaffenheit der Bedürfnisse, der Mitbewerbung, und der Einfälle der Leute. Wenn sich also auf der einen Seite dadurch ein Vortheil ergiebt, dass man derjenigen Substanz, welche den Dienst der Rechnungsmünze verrichtet, einen innerlichen Werth beilegt: so erscheint auf der andern Seite ein Nachtheil, wegen der Unbeständigkeit jenes innerlichen Werths; und gegen den Nutzen, welcher durch den unveränderten Bestand des Papiersgelds

oder

oder der ſymboliſchen Münze erhalten wird, zeigt ſich der dabey ſo gewöhnliche Mangel, daſs ſich dieſes Papiergeld nicht zu allen Zeiten zu einem ſoliden Eigenthum, oder innerlichen Werthe, realiſiren läſst.

Wenn man demnach die materielle Münze vollkommner machen wollte, ſo müſste man die Eigenſchaft des Metalls, das iſt, einer Waare, davon wegnehmen; und um das Papiergeld vollkommner zu machen, müſste man machen, daſs es gegen hinlängliche Sicherheit (dieſe beſtehe nun in Geld, oder in liegenden Gründen) circulire. Das Mittel in Anſehung der Metalle wird am Ende dieſes dritten Buchs im 4ten Artikel des Capitels von vermiſchten Fragen, gezeigt werden. Die Mittel in Anſehung des Papiergelds aber werden erſt im zweiten Bande, bey der Lehre vom Credit, vorkommen.

II. Es finden ſich beim Gebrauch der Metalle zur materiellen Münze noch verſchiedne kleinere Unbequemlichkeiten, die ich hier nur in der Kürze erwähnen will; denn die umſtändliche Erwägung aller daher entſtehenden Folgen verſpare ich ſo lange, bis wir auf die Betrachtung der Wirkungen kommen, welche das Commerz- und Münzweſen in Anſehung der verwickelten Angelegenheiten des menſchlichen Geſchlechts zu haben pflegen. *Kleinere Unbequemlichkeiten der reellen Münze.*

Erſtlich, keine Gold- oder Silbermünze kann lange circuliren, ohne an ihrem Gewichte zu verlieren, ob ſie gleich immerfort die nämliche Benennung behält. Es hat damit die Bewandniſs, wie mit dem engern Einziehen der Oeffnung eines Cirkels, welche vorher auf den Maasſtab genau angepaſst hatte. Ein ſolcher Mangel muſs uns allerdings erheblich vorkommen, wenn wir auf die (bereits dargelegten) Grundſätze zurückdenken, welche auf die Veſtſetzung eines Münzfuſses einen nothwendigen Einfluſs haben. *a. Sie nützt ſich durch den Umlauf ab.*

Zweitens, eine andre Unbequemlichkeit kommt vom Ausprägen der Münzen her. Geſetzt, die Redlichkeit der Prinzen, welche Münze ſchlagen laſſen, wäre noch ſo unverbrüchlich, und diejenigen, denen ſie die Aufſicht über den Gehalt der Münzen an feinem Silber oder Golde auftragen, wären die rechtſchaffenſten und verſtändigſten Männer, ſo iſt es doch für die Münzarbeiter faſt eine Unmöglichkeit, jedem Stücke das gehörige Gewicht (Schrot) ganz genau zu geben, oder zwiſchen Sorten von verſchiednen Benennungen immer die rechte Proportion beizubehalten, das iſt, zu machen, daſs allemal zehn Six-pence-Stücke genau eben ſo viel wiegen, als jedes Cro- *b. läſst ſich nicht mit der genauſten Richtigkeit ausprägen.*

nenstück, oder als jede fünf besonders ausgeprägte Schillinge. Nach Maasgabe solcher Ungenauigkeiten werden die Theile des Maasstabs ungleich.

c. Das Gepräge vermehrt den Werth der Münzen, und setzt doch ihrem Gewichte nichts zu.

Drittens, noch eine andre, nicht ganz unbeträchtliche, Unbequemlichkeit fliesst aus den Kosten, welche das Ausprägen der Münze erfodert. Diese Kosten vermehren den Werth der Münze, als einer Manufacturwaare, ohne im mindesten ihr Gewicht zu vermehren. Ich werde am gehörigen Orte die Folgen erwähnen, die aus dieser Unbequemlichkeit herrühren, selbst bey Nationen, wo die Münzkosten frey sind.

d. Der Werth der Münzen ist willkührlichen Veränderungen unterworfen.

Viertens, die letzte Unbequemlichkeit, die ich nicht übergehen darf, besteht darin: Wenn verordnet würde, nach lauter geprägten Münzen Rechnung zu führen, und man also kein unabhängiges gemeines Maas hätte, um jene Abweichungen von der mathematischen Genauigkeit, welche theils der Beschaffenheit der Metalle selbst, theils ihrem Gepräge unzertrennlich anhängen, bezeichnen und angeben zu können, so würde alsdann das ganze Maas des Werths und aller Vortheil oder Nachtheil, der für die Gläubiger oder für die Schuldner entstehen kann, nicht nur von dem Belieben der Münzarbeiter, oder der Wechseljuden, oder der Kipper und Geldwascher, sondern auch gänzlich von der Willkühr der Fürsten abhängen, die das Münzrecht haben, und öfters auch zugleich das Recht besitzen, den Münzfus, ihrem gegenwärtigen und einstweiligen Vortheil gemäs, zu erhöhen, oder zu erniedrigen.

Die Handlung zieht Vortheil aus den geringsten Mängeln der Münzen.

Verschiedne von den hier angeführten Unbequemlichkeiten mögen vielleicht geringschätzig scheinen, und sie sind es auch wirklich, in Ländern, wo man wenig vom Commerz weis: allein, niemand, als der selbst ein Kaufmann ist, kann sich von der Feinheit der Handlungsoperationen die rechten Begriffe machen. Als ein Beweis hievon, kann mit Wahrheit behauptet werden, dass Ein Schilling nicht wohl einen Gran an seinem Gewichte verlieren darf, es sey nun durch das Kippen oder durch das Abtragen, ohne dass dieser Umstand etwas zur Verringerung des verordnungsmäsigen Werths der Währung der Rechnungsmünze durch ganz England, das ist, des Pfunds Sterling, beitrüge; wie ich solches durch Gründe und durch Facta darzuthun hoffe.

Alle und jede von diesen Unbequemlichkeiten aber, denen die reellen Münzen ausgesetzt sind, verschwinden in den Ländern, wo der Gebrauch der bloßen idealischen Rechnungsmünze gehörig eingeführt ist.

IV. Capitel.

Mittel, die man vorschlagen kann, die verschiednen Unbequemlichkeiten, denen die reelle Münze unterworfen ist, zu verringern.

I. Ich werde in diesem Capitel zeigen, was man für Methoden vorschlagen könne, die Unbequemlichkeiten zu vermindern, denen alle reelle Münzen unterworfen sind, damit wir sie dem unveränderlichen Maasstabe der idealischen Rechnungsmünze, soviel als möglich, ähnlich machen können.

Wollte man in Vorschlag bringen, alle geprägte Münze überhaupt abzuschaffen, weil sie Unbequemlichkeiten mit sich führt, und alles auf einen idealischen Fus zu reduciren, so würde man dem Tyrannen gleichen, welcher verlangte, dafs alle Leute die Länge haben sollten, die sein Bette hat, und also denen, die länger sind, als er, von ihrer Länge etwas abschneiden, denen aber, die kürzer sind, als er, die Glieder länger zerren und dehnen liesse. Man mufs sich der Theorie bey politischen Materien nicht nur dazu bedienen, dafs man die Mittel zur Hebung aller Misbräuche entdecke, sondern sie mufs uns auch behülflich werden, für solche Unbequemlichkeiten, die sich nicht aus dem Grunde heilen lassen, wenigstens eine Palliativcur auszufinden. *(Anwendung der Theorie bey politischen Materien.)*

Den Unbequemlichkeiten, die aus der Veränderung im relativen Werthe des Golds und Silbers gegeneinander entstehen, kann man gewissermafsen durch folgende Mittel begegnen: *Fünf Hülfsmittel gegen die Wirkungen der Veränderung, die in der Proportion zwischen Gold und Silber vorgeht.*

1) Wenn man nur eines derselben als den Fus betrachtet, und das andre seinen eignen Werth suchen läfst, wie man bey jeder andren Waare thut.

2) Wenn man nur eines derselben zum Fufse annimmt, und den Werth des andern von Zeit zu Zeit durch Autorität bestimmt, je nachdem sich der Marktpreis des Golds und Silbers verändert.

3) Wenn man den Fus der Währung nach der mittlern Proportion zwischen Gold und Silber vestsetzt, ohne ihn auf eines von beiden besonders zu bestimmen: die Münze diesem Fufse gemäs einrichtet; und, so oft eine beträchtliche Veränderung in der Proportion zwischen Gold und Silber vorfällt, entweder aufs neue ausmünzet, oder die äufserliche Gelrung z. E. in der

Goldſorte erhöhet, und in der Silberſorte erniedriget, um die Währung genau in der mittlern Proportion zwiſchen Gold und Silber zu erhalten. Dieſe Idee iſt dunkel, aber ſie wird in der Folge hinlänglich erklärt werden.

4) Wenn man zwo Währungen und zween Füſse einführt, den einen in Golde, den andern in Silber, und es in eines jeden Belieben ſtellt, ob er nach dem einen, oder nach dem andern Fuſse contrahiren wolle.

5) Oder endlich, wenn man alle Schuldner verbindlich macht, die eine Hälfte nach dem Goldfuſse, und die andre Hälfte nach dem Silberfuſse zu bezahlen.

Ich habe hier die Veſtſetzung des Fuſses auf Gold allein, oder auf Silber allein, darum als ein Mittel gegen die Wirkungen der veränderlichen Proportion zwiſchen beiden vorgeſchlagen, weil daraus weit weniger nachtheilige Folgen entſtehn, als wenn ſich die Währung nach beiden Metallen richten muſs. Ich werde ſolches am gehörigen Orte beweiſen.

Wollte man die Proportion, in welcher dasjenige Metall, welches als eine Waare betrachtet wird, zu dem andern ſteht, welches als der Fus betrachtet wird, nach jeder vorgefallenen Veränderuug im Marktpreiſe der Barren aufs neue reguliren, ſo würde ſolches, ebenſowohl als das andre Mittel, den Fuſs der Währung nach der mittlern Proportion zwiſchen Gold und Silber veſtzuſetzen, eine Arbeit abgeben, wobey man kein Ende fände, und die Nothwendigkeit mit ſich führen, entweder beſtändig neue Münze zu ſchlagen, oder in Anſehung des Werths der Courantmünze ſolche Brüche einzuführen, die unfehlbar eine Verwirrung in der Circulation anrichten müſſen.

Wollte man zwo Währungen einführen, die eine in Gold, die andre in Silber, ſo würde darum die Währung der Rechnungsmünze keineswegs unveränderlicher werden, als ſie zuvor war. Alles was man von dieſem Mittel ſagen kann, iſt, daſs die Rechnungsmünze dadurch mehr determinirt wird, und daſs alsdann die Leute, wenn ſie fortwährende Contracte errichten, wenigſtens die Folgen einer Veränderung in der Proportion zwiſchen Gold und Silber, vorherſehen, und ihre Maasregeln darnach nehmen können.

Das letzte Mittel, nämlich daſs die Schuldner verbunden ſeyn ſollen, halb in Golde, und halb in Silber zu zahlen, würde alle Ungemächlichkeiten heben, wenn man vorausſetzen könnte, daſs alle Gläubiger das ihnen zurückbezahlte Geld, ſobald ſie es in Empfang genommen, einſchmelzen würden,

um

um es als Barren zu verkaufen. Da aber dieses nicht geschieht, so würde es, wofern man zu jenem Mittel griffe, rathsam seyn, auch die marktgängige Proportion zwischen Gold und Silber in den Münzen sehr genau zu beobachten, weil man nicht voraussetzen kann, dass jede kleine Zahlung in beiderley Sorten geschehen könne. Wo man dieses unterlässt, da ist man allen vorigen Unbequemlichkeiten aufs neue ausgesetzt.

Mittel gegen die übrigen Unbequemlichkeiten der Münzen.

II. Die andern Unvollkommenheiten der Münzen hab ich bereits angeführt. Sie beziehen sich entweder auf das Abnutzen derselben, oder auf den Mangel der Genauigkeit des Ausprägens, oder auf die Münzkosten, oder auf die Verfälschung und Veränderung des Münzfusses, wozu die Gelegenheit den Fürsten immer offen steht.

a. gegen das Abnutzen derselben.

Gegen das erstere sind die besten Mittel: 1) dass der gröste Theil der Münzen in grosen soliden Stücken geschlagen werde, deren Oberfläche so wenig erhaben sey, als die Schönheit und Bequemlichkeit des Gepräges zulassen will. 2) Dass Anstalt gemacht werde, grose Summen (wenigstens an Silbergeld), die aus lauter gröbern Sorten bestehn, in Beuteln circuliren zu lassen, welche gewisse bestimmte Summen enthalten, die ihr bestimmtes Gewicht haben müssen. 3) Zu machen, dass alle unvollwichtige Münzen nur nach ihrem Gewichte angenommen werden dürfen, sobald es derjenige verlangt, der sie empfangen soll.

b. gegen die ungleiche Stückelung.

Was den Mangel der Genauigkeit im Ausprägen betrifft, so ist dagegen kein andres Mittel, als dass die Regierung eine strenge Achtsamkeit auf eine Sache, die von so grofser Folge ist, beweise.

c. gegen die Münzkosten.

Das Interesse der Nationen bey ihrer auswärtigen Handlung kann durch allzuhohe Münzkosten beträchtlichen Schaden leiden. Mithin müssen handlungtreibende Staaten dahin bedacht seyn, dass sie sich in allen Stücken, welche die Münze angehen, soviel als möglich, nach ihren Nachbarn richten. Die Folge von dieser Unbequemlichkeit ist für diejenigen, die zu der nämlichen Societät gehören, unvermeidlich, und also kann man keine Mittel dagegen angeben.

d. gegen die willkührlichen Veränderungen des Werths der Münzen.

Die Errichtung des öffentlichen Credits ist die beste Sicherheit gegen alle Verfälschungen des Münzfusses. Kein Grundgesetz ist so kräftig, einem Fürsten die Hände zu binden, als sein eigener Vortheil. Solang ein Fürst mit seinen ordentlichen Einkünften auskommt, wird er nicht nöthig haben, die Münzen

Münzen zu verfälſchen; überſchreitet er aber ſeine Einkünfte, ſo wird er (bey einer handelnden Nation) ſeine Zuflucht zum Credit nehmen; und wenn er ſich dieſen einmal verſchafft hat, ſo darf er ſich nicht an ſeinem Münzfuſse vergreifen, oder es wird ihm kein Menſch mehr etwas leihen wollen. Nur derjenige Fürſt kann durch Verfälſchung des Münzfuſses gewinnen, der aus einem Schatze, welcher bereits ſeine eingerichtete Verfaſſung hat, eine auſſerordentliche Hülfe zu ziehen ſucht.

Dieſes ſind kürzlich die Hülfsmittel, deren ſich diejenigen Regierungen bedienen könnten, denen die Wohlfahrt ihrer Unterthanen am Herzen liegt. Die unendliche Mannigfaltigkeit der bey jedem Staat vorkommenden beſondern Umſtände kann allein entſcheiden, welche von dieſen Mitteln ſich eigentlich am beſten für ihn paſſen. Nunmehr habe ich von den Veränderungen zu reden, denen der Werth der Währung der Rechnungsmünze bey jeder Münzunordnung ausgeſetzt iſt; und dabey werde ich zeigen, je ſtärker der Einfluſs ſolcher Unordnung auf den Werth der Währung geſpürt werde, deſto mangelhafter müſſe in dergleichen Fällen die reelle Münze ſeyn.

V. Capitel.

Veränderungen, denen der Werth der Währung bey jeder Münzunordnung ausgeſetzt iſt.

I. Wir wollen itzt annehmen, die einzige Unordnung beſtünde in einem Mangel der gehörigen Proportion zwiſchen Gold und Silber in den geprägten Münzen.

Was den Einkaufpreis des Goldes und Silbers veränderlich macht.

Dieſe Proportion kann allein durch den Marktpreis der edlen Metalle beſtimmt werden, weil eine vermehrte und dringendere Nachfrage nach Gold, oder nach Silber, die Wirkung hat, den Werth des verlangten Metalls zu erhöhen. Laſſet uns den Fall ſetzen, heute könne man mit einem Pfunde Gold funfzehn Pfund Silber kaufen. Wenn nun morgen eine ſtarke Nachfrage nach Silber iſt, ſo werden ſich die Kaufleute gleichmäſſig bewerben, Silber für Gold zu bekommen; ſie werden ſich um die Wette beſtreben, wie einer vor dem andern funfzehn Pfund Silber für ein Pfund Gold erhalten möge. Dieſes wird den Werth des Silbers ſteigern, und einige werden, nach Maasgabe

gabe des Vortheils, den ſie dabey abſehen, mit etwas weniger, als funfzehn Pfund Silber, vorlieb nehmen. Dieſes iſt augenſcheinlich viel eigentlicher ein Steigen des Silbers, als ein Fallen des Goldes, weil nichts anders als die Mitbewerbung um Silber die Aenderung der vorigen Proportion zwiſchen Gold und Silber veranlaſſet hat. Hätte die Concurrenz um Gold die Proportion über 1 zu 15 getrieben, ſo würde ich alsdann geſagt haben, das Gold ſey geſtiegen.

Dieſe Veränderung iſt nur ein Steigen des einen Metalls im Preiſe, nicht aber ein Fallen des andern Metalls.

Da demnach die *wirkliche Nachfrage*, entweder nach Gold, oder nach Silber, eigentlich dasjenige iſt, was den Preis dieſer Metalle veränderlich macht, ſo dünkt mich, daſs man, wenn blos von Metallen die Rede iſt, ſich richtiger ausdrücken würde, wenn man niemals eines Fallens oder Sinkens des Gold- oder Silberpreiſes erwähnte. In Anſehung aller andrer Waaren iſt dieſer Ausdruck ganz ſchicklich, weil die Verminderung des Preiſes einer Waare das Fallen des Preiſes einer andern Waare nicht ſo weſentlich mit ſich führt, als das Fallen des einen der Metalle im Preiſe mit dem Steigen des andern Metalls verknüpft iſt, da beide Metalle die einzigen Maaſse ihres verhältnismäſsigen Werths gegeneinander ſind. Doch muſs man mich hier nicht ſo verſtehen, als meinte ich, der Ausdruck, „Gold oder Silber *fällt* im Preiſe,“ ſey ganz unſchicklich: ich ſage nur, daſs man dem andern Ausdrucke, weil er eben ſo ſchicklich iſt, und zugleich die Urſache der Veränderung (nämlich die ſtärkere Mitbewerbung um das eine Metall, als um das andre) in ſich ſchlieſst, den Vorzug geben könne, und zwar um ſo eher, weil, wenn man dieſe Ausdrücke ohne Unterſchied gebraucht, und z. E. ſagt: „das Gold iſt *gefallen*,“ anſtatt, „das Silber iſt *geſtiegen*,“ wir leicht auf die Gedanken gerathen könnten, das Fallen des Metalls im Preiſe müſſe von irgend einer Vermehrung ſeiner Quantität herrühren, da es doch gemeiniglich keiner andern Urſache zuzuſchreiben iſt, als weil die Nachfrage nach dem andern Metall ſtärker geworden, als ſie vorher war.

Laſst uns nunmehr den Fall ſetzen, ein Staat habe die marktgängige Proportion zwiſchen Gold und Silber ſehr genau unterſucht, und von jedem die richtige Quantität beſtimmt, um die Münzwährung zu realiſiren, oder vorzuſtellen; und nun wolke dieſer Staat zur allergenaueſten Ausprägung der Gold- und Silbermünzen ſchreiten. Solang jene Proportion auf den Märkten

unverändert bleibt, so kann nichts Nachtheiliges daraus entstehen, dass man sich der Metalle zur Rechnungsmünze bedient.

Wie die Veränderungen des Gold- und Silberpreises auch den Werth der Währung der Rechnungsmünze verändern. Folgen davon.

Lasset uns aber setzen, die Proportion ändre sich, das Silber z. E. steige im Werth gegen das Gold: wird nicht, von selbigem Augenblicke an, folgen, dass die in Silber realisirte Währung einen grössern Werth bekomme, als die in Goldmünze realisirte Währung?

Indessen da das Gesetz beide Währungen, eine zum Aequivalent für die andre, verordnet hat, und da die Schuldner allemal die Wahl haben, in was für einer gesetzmäsigen Münze sie bezahlen wollen: werden sie nicht alle lieber in Gold bezahlen? und wird nicht alsdann die Silbermünze eingeschmolzen und in fremde Länder geführt werden, um sie als Barren zu verkaufen, über den Preis, in welchem sie als Münze circulirt? Wird nicht diese Zahlung in Golde auch wirklich den Werth der Währung der Rechnungsmünze verringern, weil nach einer solchen Veränderung, wie ich bereits angemerkt habe, alle Sachen eine grösere Quantität Goldes, als vorher, gelten müssen?

Die wahre Währung ist die, welche die mittlere Proportion zwischen dem Gold- und Silberpreise hält.

Folglich müssen Waaren, die ihren verhältnismäsigen Werth gegen alle andre Dinge, ausser nur gegen Gold und Silber, unverändert beibehalten haben, nach der mittlern Proportion zwischen beiden Metallen gemessen werden; und jedes andres Maas, dessen man sich dazu bedienet, verändert den Münzfus. Misst man sie nach Golde, so ist der Fus erniedrigt: misst man sie nach Silber, so steht er höher; wie ich alsbald beweisen werde.

Wenn der Staat, um dem Uebel des Einschmelzens des Silbers vorzubeugen, verordnen wollte, dass der Werth seiner Währung von nun an nicht mehr auf beide Metalle zugleich, sondern nur auf Eines derselben vestgesetzt seyn solle, da dann das andre Metall seinen Preis selbst suchen müsste, wie jede andre Waare thut, so würde zwar in diesem Falle dem Einschmelzen des Silbers vorgebeugt werden: aber ich frage, ob dadurch jemals der Werth der Währung der Rechnungsmünze wieder auf seinen vorigen Fus hergestellt wäre? Zum Exempel, würde wol, in dem obigen Falle, der erniedrigte Werth der Währung in der Goldmünze steigen, wenn man das Gold zum Fusse declarirte? Die Silbermünzen würden freilich alsdann lediglich eine Waare werden, und indem man sie ihren eigenen Werth suchen liesse, so würden sie gewislich vor dem Einschmelzen sicher seyn, entweder weil die Silbermünzsorten

in

in der Benennung ihrer Geltung steigen würden, je nachdem man sich darüber vergliche, oder weil bey Zahlungen, die in Silbermünze geleistet werden, ein sogenanntes Agio Statt fände: aber das Gold wird durch jene Verfügung nicht in seinem Werthe steigen, und man wird für Goldmünze nicht mehrere Waare kaufen können, als zuvor. Würde demnach der Münz-Fus auf Gold allein gerichtet, so wäre solches als eine willkührliche und gewaltsame Revolution im Werthe der Währung der Rechnungsmünze, und als eine Erniedrigung des Münzfußes anzusehen.

Würde hingegen der Staat den Fus auf Silber setzen, und wir nehmen an, dass selbiges in seinem Werthe gestiegen sey, so frage ich, ob denn durch diese Verordnung der gestiegene Werth, welchen die Silbermünze über den Werth der vorigen gesetzmäßigen Währung erlangt hat, jemals fallen würde? Hieße dies nicht abermals, im Werthe der Währung der Rechnungsmünze eine willkührliche und gewaltsame Revolution anrichten, und den Münzfus erhöhen?

Demnach ist, wie ich bereits erwähnet, in einem solchen Falle dieses das einzige Mittel, dass man die, eine vestgesetzte Zahl kleinerer Rechnungsmünzen in sich schliessende Währung, (the numerary value) auf keines von beiden Metallen vestsetze, sondern einen Weg ausfinde, sie in einer mittlern Proportion gegeneinander gleichsam schwebend zu erhalten; welches im Grunde die Einführung einer bloßen idealischen Rechnungsmünze ist. Dieses wird in der Folge noch weiter erkläret werden.

Ich habe nur noch die Anmerkung zu machen, dass die Verordnung, zufolge welcher die Währung nach der mittlern Proportion vestgesetzt seyn soll, in demselben Augenblicke eingeführt werden muss, in welchem die gesetzmäßige Währung dem Golde sowol als dem Silber mit Genauigkeit beigelegt wird. Wenn man sie erst lange hernach einführt, nachdem die Proportion zwischen Gold und Silber bereits von der in den Münzen eingeführten Proportion abgewichen ist, und wenn das neue Reglement zugleich eine Rücksicht auf die Bezahlung derjenigen Schulden gehabt hat, welche man, mittelst eines fortwährenden Contracts, zu der Zeit machte, da sich der Werth der Währung der Rechnungsmünze, aus oben gemeldeter Ursache, von selbst auf den niedrigsten Cours gesetzt hatte: so geschieht durch eine Wiederherstellung der Währung auf denjenigen Fus, worauf man sie hätte lassen sollen, (d. i. *mittlere*

Die Währung, muß sogleich bey einer neuen Ausprägung, nicht aber erst alsdann, wenn die Gold- und Silberpreise sich bereits geändert haben, auf die

Proportion veſtgeſetzt werden.

(d. i. auf den Fus einer mittlern Proportion) allen den Schuldnern zu nahe, die ſeit der Zeit, da ſich die Proportion zwiſchen Gold und Silber verändert hat, contrahirt haben.

Dieſes erhellet klar aus dem Vorhergehenden. Sobald ſich zwiſchen dem Marktpreiſe des Golds und Silbers, und der Geltung dieſer Metalle in den Münzen, ein Unterſchied hervorthut, ſo wird ein jeder, welcher Zahlungen zu leiſten hat, in derjenigen Metallſorte bezahlen, die in den Münzen den höchſten Cours hat; folglich auch, wer ausleiht, wird in derſelben Sorte ausleihen. Wenn alſo *nach* dem Contracte die Währung auf die mittlere Proportion geſetzt wird, ſo muſs ſich für den, der vom andern geborgt hat, ein Verluſt äuſſern.

Es iſt beſſer, die Währung auf Gold allein, oder auf Silber allein, als auf beide zugleich, veſtzuſetzen.

Nunmehr wird man einſehen, warum ich im erſten Artikel des vorigen Capitels geſagt habe, eine Veränderung in der Proportion zwiſchen Gold und Silber ſey minder nachtheilig, wo der Fus nur auf Eines derſelben geſetzt iſt, als wenn er auf beide eingerichtet iſt. Im erſtern Falle bleibt es wenigſtens ungewiſs, ob der *Fus*, oder ob die *Waarenſorte* ſteigen müſſe; folglich iſt es ungewiſs, ob die Schuldner oder die Gläubiger bey einer Veränderung gewinnen müſſen. Steigt die Sorte, die den *Fus* ausmacht, ſo gewinnen die Gläubiger: ſteigt die *Waarenſorte*, ſo gewinnen die Schuldner. Iſt aber die Währung auf beide Sorten veſtgeſetzt, alsdann können die Gläubiger nimmermehr gewinnen, der Metallpreis mag ſich verändern, wie er will; ſteigt das Silber, ſo werden die Schuldner in Golde zahlen; ſteigt das Gold, ſo werden die Schuldner in Silber zahlen. Allein, es mag die Währung nur auf Eine, oder auf beide Sorten geſetzt ſeyn, ſo iſt die unfehlbare Folge einer Veränderung allemal dieſe, daſs Schuldner und Gläubiger die eine Hälfte des Unterſchieds entweder gewinnen oder verlieren. Die unveränderliche Währung iſt beſtändig die, welche zwiſchen den beiden Maaſsen die mittlere Proportion hält.

Ich hatte mir vorgenommen, von dem Vortheil oder Schaden, der bey jeder Münzveränderung für die Schuldner oder Gläubiger entſteht, nicht eher etwas zu erwähnen, bis ich auf die beſondre Abhandlung dieſer Materie kommen würde: indeſſen da dieſes eine Sache iſt, die bey jedem Vorſchlage einer Veränderung oder neuen Einrichtung der Münze einer Nation, die reifſte Erwägung verdient, ſo wird es vielleicht nicht überflüſſig ſeyn, mehr als einmal davon zu reden.

II. Um unsre Ideen so klar, als möglich, zu machen, müssen wir sie simplificiren. Wir wollen itzt setzen, das Gold oder Silber wäre in den Münzen nach der richtigsten Proportion ausgeprägt, aber die Münzen hätten sich durch den Umlauf abgenützt. *Veränderung, welcher die Währung durch das Abnützen der Münzen ausgesetzt ist.*

In diesem Falle müssen wir annehmen, dass sie sich entweder insgesammt auf gleiche Weise, oder einige stärker als die andern, abgenützt haben.

Sind sie alle gleichmässig abgenützt, so braucht es, dünkt mich, keines Beweises, dass die Währung der Rechnungsmünze, welche der geprägten Münze, wofern sie wichtig seyn würde, (denn sie zieht ihren Werth aus den in ihr enthaltenen Metallen) beigelegt war, in ihrem Werthe fallen müsse, je nachdem mehr oder weniger von den Metallen abgeschliffen ist.

Sind die Münzen auf ungleiche Weise abgenützt, so wird die Währung der Rechnungsmünze auf verschiedene Art realisirt oder vorgestellt seyn, das ist, sie wird verschiedne Werthe haben, nach Maasgabe des Gewichts der Münzsorten.

Die Folge hieyon ist die nämliche, wie bey der verrückten Proportion zwischen Gold und Silber: die Schuldner werden lieber in den leichten Sorten bezahlen, und die schwerern werden eingeschmolzen werden. In der Maasse, wie diese Unordnung zunimmt, wird der Werth der Währung stuffenweise sinken. Diese grosse Unordnung trug sich im Jahre 1695 in England zu, da der Fus eines Pfunds Sterling allein auf Silber gesetzt war, und das Gold seinen eigenen Werth suchen muste.

III. Seit der Erfindung des Münzrads ist dem unrichtigen Ausprägen ziemlich gewehrt. Ehmals, da die Münzen mit dem Hammer geschlagen wurden, wogen die Münzmeister die von den Münzarbeitern gelieferte Münze in cumulo, nach dem Pfunde Troygewicht, ohne so genau auf die Proportion der Stücke zu sehen. Anitzt aber ist die Genauigkeit nöthiger, und jedes Stück muss durch sich selbst abgewogen werden. *Veränderungen der Wälerung durch die nicht allzugenaue Stückelung der Münzen.*

Es ist sehr viel daran gelegen, dass alle Stücke und Münzbenennungen in richtiger Proportion mit ihrem gangbaren Werthe stehen, welcher sich jederzeit auf die Währung der Rechnungsmünze bezieht. Wenn die geringste Ungleichheit dazwischen vorgeht, so kann man leicht merken, dass alle überwichtige Stücke sogleich aufgesammelt und verschmolzen werden, und nur die leichtern zum Umlaufen übrig bleiben.

Die-

Dieſes muſs, vermöge der bereits dargelegten Gründe, den Werth der Währung der Rechnungsmünze verhältnismäſsig verringern.

Aus dem, was wir in Anſehung der Abweichungen der Münzen von der Proportion des Marktpreiſes der Metalle, und vom geſetzmäſsigen Gewichte, angemerkt haben, können wir als einen unläugbaren Grundſatz annehmen: *daſs der Werth der Währung der Rechnungsmünze nicht in den Münzſtatuten und Verordnungen, ſondern in dem wirklichen innerlichen Werthe desjenigen gangbaren Geldes, worin alle Schuldverſchreibungen bezahlt und alle Rechnungen geführt werden, zu ſuchen ſey.*

Veränderung der Währung durch die Münzkoſten.

IV. Da gegenwärtig meine Hauptabſicht iſt, gewiſſe die Münze betreffende Grundſätze darzulegen, die ich hernach auf den Zuſtand der brittiſchen Münze anzuwenden geſonnen bin; und da hier dieſe Grundſätze genau nach den Wirkungen eingeſchränkt ſind, welche jede Münzveränderung auf den Werth der Währung der Rechnungsmünze zu haben pflegt: ſo werde ich für dieſesmal von der Auflage der Münzkoſten nur Folgendes anmerken:

Da in jedem Lande, wo die Währung der Rechnungsmünze auf Metalle eingerichtet iſt, geprägte Münzen nöthig ſind, ſo müſſen dieſe von denen herbeygeſchafft werden, die verbunden ſind, ihre Schuldverſchreibungen mit materieller Münze auszulöſen.

Wenn demnach der Staat einen jeden, welcher Gold oder Silber zur Münzſtätte bringt, verbindlich machen wird, die Ausprägkoſten zu bezahlen, ſo muſs die Münze, die man dagegen empfängt, nicht nur nach dem marktgängigen Preiſe des Golds und Silbers, inſofern ſelbige als Barren, (das iſt, als bloſse Metalle, die, auſſer der Rückſicht auf ihre phyſiſche Subſtanz, keinen weitern Werth haben) anzuſehen ſind, ſondern auch nach dem hinzugekommenen Werthe geſchätzt werden, den die edlen Metalle dadurch erhalten, daſs ſie zur Kaufung der Waaren und zur Bezahlung der Obligationen bequem und brauchbar gemacht worden ſind. Dieſen hinzugekommenen Werth nennt man die Münzkoſten.

Wo das Volk die Münzkoſten bezahlen muſs, da muſs das Gold und

Wenn demnach in einem Lande, wo, wie in England, die Münzkoſten frey ſind, ſelbige dem Volke auferlegt würden, ſo müſste die Währung der Rechnungsmünze, welche doch noch immer, wie vorhin, auf die nämliche Quantität Goldes oder Silbers veſtgeſetzt bleibt, in ihrem Werthe ſteigen; das iſt, ſie müſste einer gröſsern Quantität von jeder Waarenſorte gleich werden,

den, als sie vorhin war; folglich da die rohen Metalle, woraus die Münze gemacht ist, eben so eine Waare sind, wie alle andre Sachen, so muss man, mit der nämlichen Anzahl realisirter oder in reeller Münze vorgestellter Währungen, eine grössere Quantität Goldes und Silbers einkaufen, als zuvor. Dieses heisst mit kurzen Worten: *In jedem Lande, wo die Münzkosten nicht frey sind, muß das Gold und Silber in Barren wohlfeiler seyn, als das in Münzen.* *Silber in Barren wohlfeiler seyn, als wenn es gemünzt ist.*

Dieser Satz würde keiner Ausnahme unterworfen seyn, wenn es wahr wäre, dass alle Schulden in keiner andern als in der Nationalmünze der Gläubiger abgetragen werden müssten; denn in diesem Falle würde der Gläubiger beständig verbunden seyn, die Münze nach ihrem vollen Werthe zu empfangen.

Aber wenn Nationen einander schuldig sind, so muss der schuldige Theil den ausleihenden Theil in *seiner* Münze bezahlen; daher ist der Schuldner verbunden, seine eigene Münze zu verkaufen, so gut er kann, und dafür die Landesmünze seines Gläubigers einzukaufen; mit dieser muss er ihn zahlen. *Ausnahme von dieser Regel.*

Um uns nicht zu lange mit abstracten Begriffen aufzuhalten, wollen wir ein Beispiel vor uns nehmen, und wir können kein besseres wählen, als das von England und Frankreich. In England sind die Münzkosten frey: in Frankreich betragen sie $8\frac{2}{10}$ pr. C., wie an seinem Ort gewiesen werden soll.

Frankreich sey an England 1000 Pf. St. schuldig. Wenn nun Frankreich, auf dem Londoner Markte, soviel ungemünztes Gold oder Silber, als in dieser Summe enthalten ist, bezahlt, so ist die Schuld abgetragen, weil das Ausprägen derselben nichts kostet. Hier entrichtet Frankreich seine Schuld mit geringern Kosten, als wenn es seine eigene Münze als Barren übersendet, weil die Barren, die es sendet, nicht soviel werth sind, als ein gleiches Gewicht seiner Münze.

England sey an Frankreich 20000 Livres schuldig. Wenn nun England soviel ungemünztes Gold oder Silber zahlt, als in dieser Summe enthalten ist, so ist es dadurch noch nicht quitt, sondern es muss an Frankreich noch überdies $8\frac{2}{10}$ pr. C. bezahlen, damit der Klumpen in Münze verwandelt werden könne.

Die Untersuchung aller minder deutlichen Folgen dieses Grundsatzes verspare ich, bis wir auf die Anwendung desselben, im zweiten Theil dieses dritten Buchs, kommen werden.

V. Die

Veränderung, welcher die Währung durch die willkührlichen Operationen der Fürsten in Erhöhung und Erniedrigung der Münzen ausgesetzt ist.

V. Die Operation der Erhöhung und Erniedrigung geschieht auf dreyerley Art:

1) Durch Vermehrung oder Verminderung des Gewichts der Münze.

2) Durch Vermehrung oder Verminderung der Proportion des Zusatzes bey der Münze.

3) Durch Vermehrung oder Verminderung der Proportion zwischen der reellen und der Rechnungsmünze, z. E. wenn jedes Six-penzestück ein Schilling, und allemal zwanzig Six-pencestücke ein Pfund Sterling genannt würden.

Die Franzosen nennen diese Vermehrung oder Verminderung den *numerarischen Werth* (valeur numeraire); und da mir dieser Ausdruck schicklicher vorkommt, als wenn man sagt, die Münzbenennung steige oder falle, so werde ich mir die Freiheit nehmen, mich seiner dann und wann zu bedienen.

Diese drey Operationen können auf Eine reducirt, und mit Einem Worte ausgedrückt werden. Sie schliessen alle drey in sich die Vermehrung oder Verminderung des Gewichts an feinem Golde oder Silber in der Währung der Rechnungsmünze.

Es würde einen eigenen Tractat erfodern, wenn man alle Kunstgriffe ausspüren wollte, die erfunden worden sind, die Augen der Leute von den Grundsätzen des Münzwesens abzukehren, um den Veränderungen, welche der Souverain aus eigener Macht mit dem Werthe der Münzen vornimmt, eine Farbe anzustreichen, und sie als billig und vernünftig vorzustellen. Allein, es scheint, dass diese Kunstgriffe nicht viel mehr helfen wollen; und die Fürsten fangen an, einzusehen, dass das einzige Mittel, Geld aufzubringen, so oft man es nöthig hat, dieses ist, seinen Credit zu erhalten, und der Münze, wornach dieser Credit gerechnet wird, das bisherige Korn und Schrot fernerhin zu lassen. Dem ungeachtet fallen noch immer Exempel von willkührlichen Erhöhungen und Erniedrigungen der Münzen vor. Aus dieser Ursache will ich am Ende dieses Buchs eine besondre Untersuchung anstellen, was die Fürsten für Vortheil dabey haben, wenn sie den Werth ihrer Münze verändern, oder, welches ebensoviel ist, wenn sie den Werth der Währung der Rechnungsmünze verändern.

VI. Capitel.

Wie die Veränderungen des innerlichen Werths der Münzwährung einen Einfluſs auf alles und jedes häusliche Intereſſe einer Nation haben müſſen.

Wie dieſe Veränderung einen Einfluſs auf das Intereſſe der Schuldner und Gläubiger hat.

I. Nachdem ich kürzlich gezeigt habe, wie die Unvollkommenheiten der Metalle eine Veränderung im Werthe der Währung der Rechnungsmünze hervorbringen, ſo will ich itzt auch die Folgen dieſer Veränderung darſtellen.

Gleichwie bey einer Veränderung des Inhalts eines Scheffels, wornach das Korn gemeſſen wird, alle diejenigen, welche eine gewiſſe Anzahl Scheffel Korns, als Ländereyzins, zu bezahlen verbunden, oder einzunehmen berechtiget ſind, entweder gewinnen oder verlieren müſſen: eben ſo muſs jede Veränderung im Werthe der Währung der Rechnungsmünze allen denen fühlbar ſeyn, die durch Contracte verbunden ſind, Zahlungen zu leiſten, oder die berechtiget ſind, Geldſummen zu empfangen, welche in vielfachen kleineren Theilen oder Brüchen der Währung der Rechnungsmünze ſtipulirt worden ſind.

Demnach hat jede Veränderung, die mit dem innerlichen Werthe der Münzwährung vorgenommen wird, die Wirkung, daſs die Claſſe der Gläubiger auf Unkoſten der Schuldner, und die Schuldner auf Unkoſten der Gläubiger begünſtiget ſind.

Dieſe Folge flieſst aus einem ſehr natürlichen Grunde her. Eine Münze iſt mehr oder weniger werth, je nachdem man mehr oder weniger von jeder Sorte Waaren dafür einkaufen kann. Nun wird mir aber, ohne daſs ich mich aufs neue in die Urſachen des Steigens und Fallens der Preiſe einlaſſen darf, vermuthlich ein jeder zugeſtehen, daſs, es mag nun eine Vermehrung der allgemeinen Geldmaſſe im Umlaufe ein Steigen der Preiſe überhaupt nach ſich ziehen, oder nicht, die geringſte Vermehrung der Quantität der Metalle, welche die Münzwährung verordnungsmäſsig in ſich halten ſoll, wenigſtens den Werth dieſer Münzwährung vermehren, und verurſachen muſs, daſs man mehr Waare, als vorher, dafür bekommen kann; das iſt, wenn man mit 113 Grän feinen Goldes, als dem gegenwärtigen Gewicht eines Pfunds Sterling

in Golde, 113 Pfund feines Mehl einkaufen kann, ſo würde man, wenn das Pfund Sterling auf 114 Grän Goldes erhöhet würde, 114 Pfund ſolches Mehl dafür einkaufen; wenn folglich dem Pfunde Sterling nur Ein Grän Goldes weiter hinzugeſetzt würde, ſo würde jeder Müller, der bisher jährlich zehn Pfund Mühlenzins bezahlt hat, 1140 Pfund von ſeinem Weizenmehl verkaufen müſſen, um die 10 Pf. St. zur Abtragung des Zinſes aufzubringen, da er zuvor nur 1130 Pfund Mehl zu verkaufen brauchte, um zu eben derſelben Geldſumme zu gelangen; folglich muſs, durch dieſe Neuerung, der Müller jährlich 10 Pfund Mehl verlieren, welche hingegen ſein Herr gewinnen wird. Dieſes Exempel gibt, dünkt mich, deutlich zu erkennen, daſs ſo oft einem Pfunde Sterling die geringſte Vermehrung an Silber oder Golde zugeſetzt wird, ſolches für die ganze Claſſe der Creditoren, die in Pfunden Sterling bezahlt werden, vortheilhaft ſeyn müſſe, gleichwie hingegen für alle Schuldner, die nach eben dieſer Münzbenennung zu bezahlen verbunden ſind, ein proportionirter Verluſt entſtehen muſs.

Ich würde den Beweis eines ſo klaren Satzes nicht ſo umſtändlich geführt haben, wenn er nicht der durchdringenden Einſicht des groſsen Locke entwiſcht wäre.

Ein Irrtum des Herrn Locke.

Im Jahr 1695 wurde der Engliſchen Regierung gerathen, den Werth des Pfunds Sterling um 20 pr. C. herunter zu ſetzen, und zu ſolchem Ende lauter neue Silbermünze zu prägen, und jeden Schilling um $\frac{1}{5}$ leichter als vorher auszumünzen. Als der Verfaſſer dieſes Projects, Herr Lowndes, damit zum Vorſchein kam, ſo antwortete Herr Locke, daſs durch dieſe Erniedrigung des Werths der Münzwährung alle Ländereybeſitzer wirklich um 20 pr. C. ihrer Einkünfte betrogen würden. Lowndes erwiederte, des Silbers Werth ſey ſolchergeſtalt um 20 pr. C. erhöhet worden, und demnach werde das Pfund Sterling, ob es gleich, in Anſehung ſeines Gewichts an feinem Silber, um 20 pr. C. herunter geſetzt ſey, doch noch immer ſeinen vorigen Werth behalten. Herr Locke brachte die ſtärkſten Gründe hervor, dieſen Satz lächerlich zu machen; und in der That konnte nichts Ungereimteres behauptet werden, als daſs der Werth des Silbers an und für ſich ſelbſt geſtiegen ſey. Allein, obgleich Herr Locke *fühlte*, daſs alle Ländereybeſitzer und alle Creditores, nach des Herrn Lowndes Syſtem, 20 pr. C. verlieren muſsten, ſo *merkte* er doch nicht, (und hierüber muſs man ſich billig wundern) daſs die Schuldner

ge-

gewinnen mufsten. Dieses verleitete ihn, einen ganz aufserordentlichen Satz zu behaupten, welcher zum Ueberfluss beweist, dafs das Interesse der Schuldner und Gläubiger, welches anitzt bey den neuern Staatsmännern einer der wichtigsten Gegenstände ihrer äufsersten Aufmerksamkeit seyn mufs, damals schlecht in Betrachtung gezogen, und noch schlechter verstanden wurde.

Wir finden, in des Herrn Locke's farther Considerations concerning the raising the valvue of money, Seite 46, dafs Herr Lowndes zum Behuf seines Systems behauptet hatte, man werde mit dieser neuen Münze ebensoviel Schulden bezahlen, und ebensoviel Waaren kaufen können, als mit der vorigen, die um $\frac{1}{7}$ schwerer war. Hierbey macht Herr Locke die Anmerkung: „Was er von den Schulden sagt, ist richtig: nur wünschte ich, dafs „unsre Herren in England wohl bedächten, dafs, obgleich die Gläubiger $\frac{1}{7}$ von „ihrem Capital und Interessen verlieren, so wie die Eigener der Ländereyen „$\frac{1}{7}$ von ihrem Einkommen, *dennoch den Schuldnern und den Pächtern dieses Fünf-* „*theil nicht zu gute kommen wird.*" Man möchte fragen: Wem denn? Ich ant- „worte: denen, und zwar denen allein, welche grofse Summen von schwerer „Münze (wovon man itzt bey Zahlungen nicht Ein Stück zu sehen bekommt) „gesammelt haben. Diese werden bey der vorgeschlagenen Münzänderung „um $\frac{1}{7}$ ihres Capitals reicher werden, und dieses Fünftheil mufs ihnen der „übrige Theil der Nation aus seiner Tasche zahlen."

Wenn in einer Sache, die mit Dunkelheit umhüllet ist, irgend eines Mannes Autorität viel bey uns gelten kann, so ist es des Herrn Locke seine; und hätte jemand anders, als Locke, eine solche Meinung behauptet, so würde ich sie vielleicht nicht einmal angeführt haben.

Dieser grofse Mann geht hier, aus Unachtsamkeit, von seinem Beweisgrunde ab, und gibt seinem Gegner, den er schon auf die gründlichste Art widerlegt hatte, alles zu. Denn wenn einer, der zur selbigen Zeit viel schwere Münze zusammen gesammlet hatte, $\frac{1}{7}$ gewinnen mufste, da die Münzsorten um $\frac{1}{7}$ leichter ausgeprägt werden sollten, so mufste ja Herr Locke mit Herrn Lowndes darin übereinstimmen, dafs ein leichtes Stück Geld ebensoviel werth sey als ein schweres.

Diejenigen, welche zur selbigen Zeit schweres Geld in ihrem Kasten aufbewahrt hatten, mufsten ohnezweifel gewinnen, *wofern sie Schuldner waren.* Denn gesetzt, es hätte einer z. E. 4000 Pf. St. in schwerer Münze entlehnt,

und selbige, nach des Herrn Lowndes Plan, bis auf 5000 Pf. St. vermehrt, so würde er seine Schuld von 4000 Pf. bezahlt, und doch noch 1000 Pf. klaren Profit für sich behalten haben. Hätte er aber keine Schulden gehabt, so würde er aus seinem *schweren* Gelde keinen Gewinn gezogen haben, denn er würde, nach der neuen Ausmünzung, mit den 5000 Pf. weder mehr Land, noch mehrere Waaren haben kaufen können, als man ihm, vor der neuen Ausmünzung, für 4000 Pf. überlassen hätte.

Wenn der Werth der Währung verringert wird, so verlieren die Gläubiger: wird er vermehrt, so verlieren die Schuldner.

Hieraus können wir sicher schliessen, dass jede *Verringerung* der in der Münzwährung enthaltenen Metalle einen Verlust für alle Gläubiger mit sich führen muss, und dass, nach Proportion dieses Verlusts, die Schuldner gewinnen müssen.

Und dass hingegen jede *Vermehrung*, die mit dem Werthe der Münzwährung vorgenommen wird, den Schuldnern nachtheilig, für die Gläubiger aber nach Proportion vortheilhaft seyn müsse.

In den vorhergehenden Capiteln hab ich die allgemeinsten Grundsätze, die zur Lehre vom Münzwesen gehören, mit aller der Deutlichkeit, die mir möglich ist, auseinander gesetzt; und alle übrige hieher einschlagende Principia lassen sich, meines Erachtens, darauf anwenden.

Dem ungeachtet entsteht aus der Combination dieser Sätze miteinander eine erstaunliche Mannigfaltigkeit schwer aufzulösender Fragefälle, die Rechnungs- und reelle Münze, und das Gold und Silber in Barren betreffend, blos darum, weil es so schwer ist, diese Fälle auf die Regel zu appliciren.

Damit ich also diese Untersuchung noch nutzbarer mache, will ich die dargelegten Grundsätze nunmehr auf den Zustand des brittischen Münzwesens anwenden, und bey dieser Gelegenheit alle die Fragen auflösen, die uns bey Erwägung der Unordnungen, worein es verfallen ist, natürlicherweise aufstossen werden. Eine Abweichung vom gesetzmässigen Gewichte der Münze und von der Proportion zwischen Gold und Silber, (wiewol man in vorigen Zeiten noch weit stärker davon abgewichen ist) hat in der Circulation der beiderley Sorten eine sehr beträchtliche Stockung zuwege gebracht, und wirft sehr grosse Unbequemlichkeiten in den Weg, wenn die Frage ist, wie durch eine neue Münzverordnung jene Stockung zu heben wäre.

Man kann dergleichen Materien nicht besser in ihr gehöriges Licht setzen, als wenn man alle Münze nach ihrem Gewichte an seinem Golde

oder Silber betrachtet; und damit die verschiednen Benennungen der Gewichte zu keiner Verwirrung Anlaſs geben, ſo werde ich alles nach dem Grän Troygewicht unterſuchen.

Da die Combinationen, die ich bey dieſer Materie anzuſtellen willens bin, ſich nicht auf England allein einſchränken, ſo hab ich die Münzen derjenigen Nationen, deren ich mit erwähnen muſs, ſo genau als möglich nach ihrem Gehalte an feinem Golde und Silber berechnet, gegen die Engliſche Münze verglichen, alles dieſes aber in eine Generaltabelle gebracht, die am Ende dieſes dritten Buchs befindlich iſt. Dieſe Tabelle kann der Leſer bey jeder Gelegenheit zurathe ziehen, wenn von einer Reducirung der Münzen in Gräne feinen Silbers und Golds die Rede iſt, und er wird ſich, durch Hülfe derſelben, einen weit beſſern Begriff von vielen Dingen zu machen im Stande ſeyn, als ich ihm auſſerdem geben könnte.

VII. Capitel.

Von der Unordnung bey der brittiſchen Münze, inſofern ſie macht, daſs die gehaltigen Sorten eingeſchmolzen oder aus dem Lande geführt werden.

Bey der brittiſchen Münze äuſſern ſich drey Mängel. *Mängel bey der brittiſchen Münze.*

1. Die Proportion zwiſchen Gold und Silber bey derſelben wird befunden wie 1 zu $15\frac{2}{20}$, da man doch annehmen darf, daſs der Marktpreis beinahe wie 1 zu $14\frac{1}{2}$ ſtehe.

2. Ein groſser Theil der gangbaren Münze iſt abgetragen und zu leicht.

3. Aus dieſem zweiten Fehler entſteht der dritte, nämlich daſs verſchiedne Courantmünzen zu einerley Preiſe circuliren, und gleichwol nicht einerley Gewicht haben.

4. Aus allen dieſen Mängeln entſteht die letzte und gröſste Unbequemlichkeit, nämlich daſs man zu einer Neuerung ſchreiten muſs, um die Sachen auf einen richtigen Fus zu ſetzen.

Ich werde hier die Ungenauigkeiten beim Ausmünzen, wohin vornemlich die ungleiche Stückelung gehört, nicht mit in Anſchlag bringen, weil ſelbige mit zu den Unvollkommenheiten gehören, wovon keine menſch-

liche Kunst ganz frey seyn kann. Solang sie auch nicht sehr beträchtlich sind, so kann ihre Entdeckung nicht viel helfen, und sie können keine sonderlich-schlimme Folgen veranlassen.

Englische Gewichtswährung für Gold und Silber.

Die Engländer haben, ausser ihrer Münzwährung, welche sie das Pfund Sterling nennen, auch eine Währung des Gewichts, wornach sie Gold und Silber abwägen.

Diese Währung heißt das Pfund Troy, und besteht aus 12 Unzen, jede Unze aus 20 Pfenniggewichten, und jedes Pfenniggewicht aus 24 Grän. Das Troypfund besteht demnach aus 240 Pfenniggewichten, und aus 5760 Grän.

Wie in England der Gehalt des Silbers und Golds angedeutet wird.

Die Feinheit des Silbers wird nach der Anzahl der Unzen und Pfenniggewichte im Troypfunde der zusammengesetzten Masse gerechnet; oder, mit andern Worten, in dem Pfunde Troy, welches 5760 Grän Probesilber in sich hält, stecken 5328 Grän feinen Silbers, und 432 Grän Kupfer, welches der Zusatz oder die Beschickung (alloy) genannt wird.

Also werden auf ein Troy-Pfund verordnungsmäßigen Silbers 11 Unzen 2 Pfenniggewichte feinen Silbers, und 18 Pfenniggewichte Kupfer, oder, welches eben so viel ist, 111 Theile feinen Silbers und 9 Theile Zusatz gerechnet.

Verordnungsmäßiges oder Probegold ist 11 Unzen fein auf eine Unze Zusatz an Silber oder Kupfer, welches zusammen ein Troypfund ausmacht. Folglich enthält das Pfund Troy gehaltigen Goldes 5280 Grän fein, und 480 Grän Zusatz, welchem Zusatz kein besondrer Werth beigelegt wird.

1 Pf. St. hält statutenmäßig 1718. 7 Grän fein Silber, Troygewicht;

Das Troypfund gesetzmäßiges oder Standard-Silber soll, nach der Verordnung im 43sten Regierungsjahre der Königin Elisabeth, auf 62 Schillinge ausgemünzt werden, wovon 20 ein Pfund Sterling ausmachen; folglich enthalten die 20 Schillinge 1718. 7 Grän feinen Silbers, und 1858. 06 Grän Standard-Silber.

1 Guinea 118. 644 Grän fein Gold.

Das Troypfund Standard-Gold, $\frac{11}{12}$ fein, soll, zufolge einer Acte unter König Carl II. zu $44\frac{1}{2}$ Guineas ausgeprägt werden; das ist, jede Gninea enthält 129 43 Grän Standard-Goldes, oder 118. 644 Grän feinen Goldes, und das Pfund Sterling, welches $\frac{20}{21}$ einer Guinea ist, enthält 112. 944 Grän, welches wir, wie gesagt, auf 113 Grän feinen Goldes rechnen können.

Die Münzkosten in England sind frey.

Die Münzkosten in England sind völlig frey, und der Staat trägt sie allein. Der Preis der Metalle auf der Münzstätte ist mit der Münze ihrem einerley.

Wer

Wer eine Unze Standard-Silber nach der Münzſtätte bringt, der empfängt dafür an Silbermünze 5 Schillinge und 2 Pence, oder 62 Pence; und wer eine Unze Standardgold dahin bringt, empfängt dafür an Goldmünze 3 Pf. 17 Sch. $10\frac{1}{2}$ Pence; beides macht juſt eine Unze von der nämlichen Feinheit aus, welche das Silber oder Gold in Barren hat. Demnach kann Gold und Silber in Münze keinen höhern Marktpreis bekommen, als es in Barren hat; folglich können die, welche dieſe Münzen verſchmelzen, nichts dabey verlieren.

Als die erſten Guineas geſchlagen wurden, ſo ſetzte die Regierung (da ſie nicht geneigt war, das Pf. Sterl. auf die Goldmünze der Nation zu fixiren) die Geltung einer Guinea auf 20 Schillinge veſt (ſo daſs damals eine Guinea *unter* ihrem verhältnismäſsigen Werthe gegen Silber ſtund), und lieſs ſie ihren eigenen Preis *über* jenen Werth ſuchen, nach Maasgabe des Courſes auf den Handlungsplätzen.

Durch dieſe Verordnung wurde der Engliſche Silberfus auf keine Weiſe verletzt; denn weil die Guinea, oder 118. 644 Grän feinen Goldes, zur ſelbigen Zeit mehr werth waren, als 20 Schilling, oder 1718. 7 Grän feinen Silbers, ſo wollte kein Schuldner mit Golde, nach deſſen geſetzmäſsigen Werthe, bezahlen; und wenn eine Guinea über dieſen Preis ausgegeben und angenommen wurde, ſo hatte man ſich jedesmal vorher darüber verglichen.

Solchemnach ſuchten die Guineas ihren eigenen Preis bis ins Jahr 1728, da ſie eine neue veſtgeſetzte Geltung erhielten, nicht unter ihrem Werthe, wie vorhin, ſondern nach dem eigentlichen Werthe, der ihnen, zufolge der damaligen Proportion zwiſchen Gold und Silber, beigelegt wurde, nämlich zu 21 Schilling; und dafür ſollten ſie bey allen Zahlungen, der Verordnung gemäs, gangbar ſeyn. *Die Goldmünze bekam erſt im Jahre 1728 eine veſtgeſetzte Geltung.*

Vermöge dieſer Operation wurde das Gold ebenſowol ein Fus, als das Silber. Schuldner zahlten, ohne Unterſchied, in Golde ſowol, als in Silber, weil man für bekannt annahm, daſs beiderley Sorten nicht nur einerley gangbaren Werth, ſondern auch einerley innerlichen Werth hätten; in welchem Falle jene Verordnung keine Inconvenienz zur Folge haben konnte. Aber mit der Zeit wurde das Silber immer ſtärker geſucht; denn da man anfieng, mehr Silbergeſchirre zu machen, als vorher, und da ſich mit jedem Jahre die Ausfuhr des Silbers nach Oſtindien vermehrte, ſo häufte ſich die Frage darnach, und vielleicht hatte ſich die Quantität des Silbers in ihrem Verhältniſſe *Folge dieſer Verfügung auf die Erniedrigung des Fußes.*

zur

zur Quantität des Golds wirklich verringert. Dieſe Umſtände änderten, wiewol ganz allmählich, die Proportion zwiſchen Gold und Silber, und da ſelbige vorhin wie 1 zu 15. 2. war, (dieſe Proportion ſupponirte man, als die Guineas, durch die Verordnung, die veſtgeſetzte Geltung von 24 Schill. St. bekamen) ſo ſtunden ſie, nach der nunmehr *ſupponirten* Proportion, wie 1. zu 14. 5.

Die Folge davon iſt geweſen, daſs ebendieſelbe Guinea, die zu der Zeit, da ſie auf 21 Schillinge geſetzt wurde, 1804. 6 Grän fein Silber werth war, anitzt nicht mehr als 1719. 9 Grän fein Silber werth iſt, zufolge der Proportion von $14\frac{1}{2}$ zu 1.

Die Schuldner wollen nicht in Silber, ſondern in Gold bezahlen.

Folglich werden die Schuldner, welche beſtändig die Wahl haben, in was für einer geſetzmäſsigen Münzſorte ſie ihre Schulden abtragen wollen, die Pfunde Sterling nicht mehr in Silber, ſondern in Gold bezahlen; und da die Goldpfunde St. worin ſie zahlen, nicht den innerlichen Werth der Silberpfunde haben, worin ſie ehemals, nach dem Statut der Königin Eliſabeth, zahlten: ſo folgt, daſs das Pfund Sterling in Silber wirklich nicht mehr der Fus iſt, weil niemand nach dieſem Fuſse bezahlen will, und auch niemand hiezu genöthigt werden kann.

Auſſer dieſem Mangel der Proportion zwiſchen beiden Metallen, iſt auch das vor der Regierung Georgs I. ausgeprägte Silber nunmehr durch den Umlauf zu leicht geworden; und die Guineas, welche unter allen Königen von England ſeit Carls II. geſchlagen worden ſind, gehen im Wurfe mit durch, ob ſich gleich bey vielen derſelben ein beträchtlicher Abgang im Gewichte ergiebt.

Wir wollen nunmehr unterſuchen, was für Vortheile die Kipper und Wipper aus dem Mangel der Proportion, und aus dem Mangel des Gewichts der Münzen, ziehen können, wenn ſie ſelbige einſchmelzen, oder auſſerhalb Landes verführen.

Würde jedermann die Münze nur als das Maas, zur Berechnung des Werths der Dinge, betrachten, ohne auf ihren metalliſchen Werth zu ſehen, ſo würden die Abweichungen der Gold- und Silbermünze von der vollkommenen Genauigkeit in Anſehung des Schrots und Korns, beinahe von keiner Erheblichkeit ſeyn.

Heuti-

Heutigen Tags halten sehr viele Menschen, in allen Ständen, die geprägten Gold- und Silbersorten für nichts weiter als Rechnungsmünzen, und es fällt ihnen sehr schwer zu begreifen, was man für einen sonderlichen Unterschied zwischen einem leichten und schweren Schilling finden könne; oder was viel daran gelegen seyn könne, wenn eine Guinea um etliche Grän feinen Goldes zu leicht, und also nach dem gesetzmäßigen Gewichte keine 21 Schill. werth ist. Dächte jedermann eben so, so brauchten wir gar keine Münze aus kostbaren Metallen zu machen; Leder, Kupfer, Eisen, oder Papier, würde uns zur Berechnung eben die Dienste thun, wie Gold und Silber.

Einige sehen das Geld nur als eine Rechnungs Münze an.

Andre betrachten es nur als ein Metall.

Allein, obgleich Viele bey den Münzen auf nichts weiter als auf ihr Gepräge sehen, so gibt es doch andre, die sich ein eigenes Geschäffte daraus machen, daß sie den innerlichen Werth der Münzen als eine Waare untersuchen, und aus jeder Unregelmäßigkeit im Gewichte, und in der Proportion zwischen Gold und Silber, einen Vortheil zu ziehen bedacht sind.

Schon daraus, daß ein Gepräge eingeführt ist, erhellet, daß alle Geldsorten, welche von einerley Metall, und in Ansehung der Münzwährung einerley Benennung haben, auch für einerley Werth gangbar seyn müssen.

Daher sind die sogenannten Wipper überaus geschäfftig, das eigentliche Schrot oder Gewicht der Münzen, die ihnen in die Hände kommen, mit der sorgfältigsten Genauigkeit zu untersuchen.

Operationen der Wipper, wenn die Münze entweder von der marktgängigen Proportion zwischen Gold und Silber, oder vom gesetzmäßigen Gewichte abweicht.

Zuförderst sind sie auf den Marktpreis der edlen Metalle aufmerksam. Ein Wipper findet z. E. daß er itzt mit 14. 5 Pfund feinen Silbers in Barren 1 Pfund feinen Barrengold kaufen kann. Flugs kauft er mit Goldmünze alles neue Silbergeld auf (und zwar, wenns ihm möglich ist, sobald es aus der Münzstätte kommt). Von diesem Silbergelde kann er, will ich setzen, 15. 2 Pfund für Ein Pfund Goldmünze bekommen. Nun schmelzt er diese 15. 2 Pfund Silbermünze zu Klumpen, die er hernach gegen Goldbarren umsetzt, da er dann für 1 Pfund Gold nicht mehr als 14. 5 Pfund Silber gibt.

Vermöge dieses Verfahrens bleibt ihm, bey den 15$\frac{1}{2}$ Pfund Silberbarren, die er gekauft hat, auf jedes Pfund $\frac{7}{10}$ klarer Profit; und diese $\frac{7}{10}$ verlieren diejenigen wirklich, welche unbedachtsamerweise Silber haben ausmünzen lassen, und diese Silbermünze dem Wipper für sein Gold hingeben. Auf diese Art verliert der Staat die Münzkosten, und das Publicum die Bequemlichkeit, seine Guineas gegen Silbermünze auszuwechseln.

Sie schmelzen die Münze ein, wenn das Gehalt derselben von der gedach-

teil Proportion abweicht; und wenn die Münze von ungleichem Gewichte ist.

Aber hier kann man fragen: Warum schmelzt der Wipper die Silbermünze ein? er kann ja, ohne sie einzuschmelzen, doch Gold damit einkaufen? Ich antworte: Nein, das kann er nicht; denn solang sein Silber in geprägter Münze besteht, so kann er sich den Umstand, daſs sie neu und gewichtig ist, nicht zu Nutzen machen. Die Münze wird gezählt; nicht gewogen. Käme er also mit seinem neuen Silbergelde auf den Markt, wo die Goldbarren zu dem Münzstättepreise, den ich hier zu 3 Pf. 17 Sch. 10½ Pfenn. Sterl. per Unze annehmen will, verkauft würden, so wäre er genöthigt, sein eingekauftes Gold mit schwerer Münze zu bezahlen, welches er ebensowohl mit leichter Münze thun kann.

Er schmelzt daher die neue Silbermünze ein, und verkauft sie als Barren, zu so und soviel Pence die Unze; welcher Barrenpreis auf den Englischen Märkten allemal höher steht, als der Silberpreis in der Münzstätte, aus Ursachen, die ich itzt anführen werde.

Warum ist Silber in Barren theurer, als als gemünztes?

Wenn ihr gehaltige Silberbarren nach der Münze bringt, sie zu verkaufen, so bekommt ihr eure Zahlung in gewichtigem Gelde, das ist, ihr empfanget für eure Barren gerade ebendasselbe Gewicht in gesetzmäſsiger Münze; das Gepräge kostet nichts. Verkauft ihr aber Barren auf dem Markte, so werdet ihr mit abgetragenem Silbergelde, mit Golde, mit Banknoten, kurz, mit allerley Sorten Münze, die nach der Verordnung gangbar sind, bezahlt. Nun haben alle diese Zahlungen einen und andern Mangel; das Silber, womit ihr bezahlt werdet, ist abgenutzt und leicht; das Gold steht zu hoch im Preise, und ist vielleicht auch zu leicht; und die Banknoten müssen ebensoviel gelten, als die Münzsorten, womit die Bank sie einlöset, und welche in Silber zu leicht sind, und in Golde einen zu hohen Preis haben.

Wegen dieser Ursachen begiebt sichs, daſs Silberbarren, welche für die Münzstätte mit schwerem Silbergelde, die Unze zu 5 Schill. 2Pfenn. St. eingekauft werden, auf dem Markte die Unze zu 65 Pence *) in leichtem Silber, allzuhoch stehendem Golde, oder, welches ebensoviel ist, in Banknoten, gekauft werden können.

Wir

*) Der Silberpreis verändert sich auf dem Londoner Markte beständig. Ich nehme daher 65 Pence, per Unze, als einen Mittelpreis an, um bey den Ausrechnungen, welche hier alle hypothetisch sind, aller Verwirrung vorzubeugen.

Wir haben ferner gesehen, wie eine Auflage der Münzkosten die Wirkung hat, die Münze über den Werth der Barren zu erhöhen, indem ihr ein Werth zugelegt wird, den sie als Metall nicht hatte.

weil es im Marktpreise als Metall, und nicht als Münze gestiegen ist.

Eben so, wenn die Währung einmal auf gewisse bestimmte Quantitäten beider Metalle vestgesetzt ist, und eines derselben steigt hernach im Werthe auf dem Markte, so muss die daraus gemachte Münze einen Theil ihres Werths, als Münze, verlieren, ob sie ihn gleich, als Metall betrachtet, behält. Folglich, gleichwie sie im ersten Falle durch das Gepräge einen hinzugekommenen Werth erlangt hat, so muss sie nunmehr durch das Einschmelzen ebenfalls einen hinzukommenden Werth erhalten. Hieraus können wir schliessen, dass, wenn der Fus auf beiderley Metalle in den Münzen fixirt ist, und wenn man nicht macht, dass die Proportion jenes Werths sich nach dem Marktpreise richtet, alsdann diejenigen Münzsorten, deren Metallpreis auf dem Markte steigt, eingeschmolzen, die Barren aber für einen solchen Preis verkauft werden, der ihren Münzpreis um soviel übersteigt, als das Metall in seinem Werthe gestiegen ist.

Wenn demnach in England der Preis der Silberbarren die Unze zu 65 Pence steht, während dass sie auf der Münzstätte zu 62 steht, so ist dies ein Beweis, dass das Silber um $\frac{1}{67}$ über die in der Münze bemerkte Proportion gestiegen ist, und dass folglich alle Münze von gesetzmässigem Schrot mit einem Profit von $\frac{1}{67}$ eingeschmolzen werden kann. Da man aber noch auf verschiedne andre Umstände Acht zu geben hat, welche auf die Bestimmung des Barrenpreises gleichfalls einen Einfluss haben, so wollen wir selbige hier genau durchgehen, um die eigentliche Beschaffenheit dieses Uebels an den brittischen Münzen, und die Vortheile, welche die Wipper daraus ziehen können, desto besser zu entdecken.

Was regulirt den Barrenpreis?

Die Preise der Barren richten sich, so wie alle andre Waarenpreise, nach dem Werthe der Münze, womit sie bezahlt werden.

Wenn demnach in England die Unze Silbers in Barren für 65 Pence Silbermünze verkauft wird, so muss das Troypfund solcher Barren 65 Schill. St. gelten, das ist, die Schillinge, womit sie gemeiniglich bezahlt werden, halten am Gewichte nicht mehr als $\frac{1}{67}$ eines Troypfunds; denn wenn die 65 Schillinge, womit das Pfund Barren bezahlt wird, mehr als ein Troypfund wiegen, so würde derjenige, der Barren sucht, einen kürzern und bessern

Weg einschlagen, wenn er seine Schillinge einschmelzt, und sich des Metalls bedient, als wenn er sie auf den Markt bringt, und weniger Silber dafür erhält.

Wir dürfen also vest glauben, dass niemand Silberbarren, zu 65 Pence die Unze, mit solchen Schillingen einkaufen werde, die schwerer sind als $\frac{1}{65}$ eines Troypfunds.

Ich habe hiebey vorausgesetzt, dass der ordentliche Preis der Barren auf dem Englischen Markte 65 Pence per Unze sey, und ich habe mich diesfalls auf die Autorität einiger der neuesten Schriftsteller über diese Materie verlassen *). Nunmehr wird es dienlich seyn, die Ursachen anzugeben, um welcher willen der Preis der Barren vom Werthe ihrer Zahlungsmünze zuweilen abweichen kann.

a. Der innerliche Werth der gangbaren Münze.

I. Der Barrenpreis kann sich ändern, und wird sich gewiss ändern, je nachdem das gangbare Geld besser oder schlechter ist. Wenn die Kosten eines Kriegs, oder eine nachtheilige Handlungsbalanz, eine grosse Menge schwerer Guineas aus dem Lande geschafft haben, so ists natürlich, dass die Barren im Preise steigen, weil man alsdann mehrentheils in leichtem Golde oder Silber zahlen wird, das ist, mit Pfunden Sterling unter dem Werthe von 113 Grän feinen Golds, welches der Werth eines Pfunds Sterl. in neuen Guineas ist.

b. Die Nachfrage der Auswärtigen nach Barren.

II. Eine nachtheilige Handlungsbalanz, oder eine sehr verstärkte Nachfrage der Auswärtigen nach Barren, kann ebensowol das ungemünzte Gold und Silber auf dem Markte, als das gemünzte, seltener machen. Folglich muss ein höherer Preis dafür bezahlt werden, nach Maasgabe der grössern und dringendern Nachfrage. In diesem Falle müssen sowol die Geldsorten, als die Barren, mit Papier gekauft werden. Allein, ich muss bemerken, dass das Steigen des Barrenpreises nur der Nachfrage nach den Metallen, und der Concurrenz der Kaufleute, sie zu bekommen, zuzuschreiben ist, nicht aber daher rührt, dass das Papier, welches man, als den Preis dafür, gibt, überhaupt von geringerem Werth ist, als reelle Münze. Der geringste Miscredit in diesem Puncte würde nicht sowol die Verringerung des Papierwerths, als vielmehr die gänzliche Zernichtung desselben zur Folge haben. Da man indessen

*) Ich schrieb dieses im Jahr 1759 in Deutschland, da ich von gewissen Factis noch nicht recht unterrichtet war; und da es eine blosse Supposition ist, so achte ichs nicht der Mühe werth, diese Stelle zu ändern.

deſſen Silber und Gold nicht entbehren, und das Papiergeld den Mangel derſelben, wenn ſie aus dem Lande geſchickt werden ſollen, nicht erſetzen kann, ſo ſteigt der Preis nach Proportion der Schwierigkeiten, Gold und Silber anderswo als auf dem Engliſchen Markte zu finden.

III. Eine plötzliche und dringende Nachfrage nach Barren, um Gefäſse daraus zu machen. Ein Goldſchmidt kann gar wohl 67 Pence für eine Unze Silber geben, das iſt, er kann 1 Pf. Gold für 14 Pfund Silber, und vielleicht für eine noch geringere Quantität, geben, ungeachtet er auf ſolche Art mehr giebt, als die gewöhnliche Proportion zwiſchen den Metallen mit ſich bringt; weil er ſich durch den Preis, wofür er ſeine Arbeit verkauft, reichlich entſchädiget. Einem groſsen Gaſtwirth iſt ein koſtbarer Fiſch nicht zu theuer, weil er ihn, wie der Goldſchmidt das Silber, für andre Leute kauft. *c) Die Verkehrung derſelben in Gold- und Silbergeſchirr.*

IV. Der Münzpreis hat eine eben ſo groſse Wirkung, den Barrenpreis herunterzuſetzen, als der Wechſel hat, ihn zu erhöhen. In Ländern, wo Gold und Silber in den Münzen richtig proportionirt ſind, wo alle Courantmünzen ihr geſetzmäſsiges Gewicht haben, und wo die Prägekoſten bezahlt werden müſſen, verurſachen die Handlungsoperationen eine beſtändige Schwankung des Barrenpreiſes zwiſchen dem Werth der Münze und dem Münzpreiſe der Metalle. Dieſes wird im zweiten Theile hinlänglich erklärt werden. *Der Wechſel erhöht den Barrenpreis, und der Münzpreis ſetzt ihn herunter.*

Laſſet uns itzt den Fall ſetzen, der gangbare Preis des Barrenſilbers wäre auf dem Markt 65 Pence die Unze, in geſetzmäſsigem Gelde, von welchem Gewichte oder Metall es übrigens ſeyn mag. Nunmehr geht der Wipper zu Werke, wirft alle Schillinge, die mehr wiegen als $\frac{1}{67}$ eines Troypfunds, in ſeinen Schmelztiegel, und verkauft ſie als Barrenſilber für 65 Pence die Unze. Alle diejenigen Schillinge aber, die weniger wiegen, trägt er zu Markte, und kauft Barrenſilber dafür, die Unze zu 65 Pence. *Fortſetzung von den Operationen der Wipper.*

Was iſt die Folge hievon? Dieſe, daſs die Verkäufer der Barren, weil ſie finden, daſs die Schillinge, womit ſie der Wipper bezahlt, vielleicht nicht $\frac{1}{67}$ eines Troypfunds halten, hinwiederum den Preis ihres Barrenſilbers erhöhen, und die Unze nicht unter 66 Pence verkaufen.

Dieſer Umſtand macht dem Wipper ein neues Geſchäffte; denn er muſs immer profitiren. Nun wiegt er alle Schillinge, die ihm unter die Hand kommen, ab; und da er vorher nur diejenigen Schillinge, welche mehr als $\frac{1}{67}$ eines Troypfunds werth waren, in ſeinen Schmelztiegel warf, ſo wirft er itzt

auch alle diejenigen hinein, die über $\frac{1}{100}$ werth ſind. Alsdann verkauft er die eingeſchmolzenen Schillinge zu 66 Penze die Unze, und kauft mit leichten Schillingen Barrenſilber zu dem nämlichen Preiſe ein.

Dieſes geſchieht allemal, ſo oft man eine Münzſorte blos durch die Autorität ihres Stempels gangbar ſeyn läſst, ohne ſie zugleich nach dem Gewichte zu unterſuchen; und auf dieſe Art müſſen die Wipper durch die Gangbarkeit des zu leichten Geldes gewinnen.

Die Pence in Guineas ſind gleich den Pences der Schillinge Sterl., deren jeder 65 auf ein Pfund Troygewicht gehen.

Vergeblich würde man hiergegen einwenden, daſs Silberbarren ſelten mit Silbermünze gekauft werden. Denn die Pence in neuen Guineas ſind ja nicht mehr werth als die Pence der Schillinge, deren 65 auf ein Troypfund gehen; das iſt, 240 Pence, die in $\frac{20}{21}$ einer neuen Guinea enthalten ſind, und 240 Pence, die in 20 Schillingen à 65 per Troypfund, ſtecken, differiren in Anſehung ihres innerlichen Werths im Ganzen nicht mehr voneinander als als 0. 88 eines Grans feinen Silbers; und dies iſt eine ſehr geringſchätzige Kleinigkeit *).

Wann man die Guineas mit Vortheil einſchmelzen könne.

So oft demnach die Schillinge ſo leicht werden, daſs ſie nicht mehr $\frac{21}{20}$ eines Troypfunds halten, ſo iſt es vortheilhaft, ſie gegen neue Guineas auszuwechſeln; und wenn dieſes der Fall iſt, ſo werden die neuen Guineas eingeſchmolzen, und mit Vortheil in Barren verkauft werden, nach den Grundſätzen, die wir eben erklärt haben.

Es würde meinen Leſern verdrieslich fallen, wenn ich alle die betrügeriſchen Operationen erzählen wollte, welche durch die in den Münzen mangelnde Proportion zwiſchen den Metallen, und durch das ungleiche Gewicht ſolcher Münzen, die einerley Benennung führen, verurſacht werden.

Die Ausfuhr des Silbers iſt ſtärker, als die Ausfuhr des Goldes;

Ich habe bereits eine Probe von den Operationen der einheimiſchen Wipper gegeben: aber dieſe ſind noch nicht die ſchädlichſten für die Nation. Die Wipper können Engliſche Einwohner ſeyn; und in dieſem Falle bleibt der Profit, den ſie machen, im Lande. Wenn aber eine dringende Nachfrage nach Barren entſteht, um die Handlungsbalanz zu ſaldiren: ſo iſt klar, daſs der Saldo allemal mit Silbermünze, und niemals mit Gold, wird bezahlt werden, wenn man ſchweres Silber haben kann; und hiedurch geht hinwiederum die Silbermünze aus dem Lande, und wird im Lande ſelbſt ſo rar, daſs ſich, wegen Mangels an kleinern Silbermünzſorten, groſse Inconvenienzen äuſſern:

*) Siehe die Engliſche Münztabelle, Nr. 6. u. 7.

äuſſern. Weiter aber erſtreckt ſich hier der Verluſt nicht; denn da die Handlungsbalanz eine Schuld iſt, die bezahlt werden muſs, ſo betrachte ich die in ſolcher Abſicht geſchehende Ausfuhr des Silbers als keine Folge der Münzanordnung. Allein, auſſer dieſer Exportation, welche nöthig iſt, giebt es noch andre, die willkührlich ſind, und blos in der Abſicht, von der unrichtigen Proportion zu profitiren, unternommen werden.

Wenn die Wipper Schwierigkeiten finden, das Gewerbe, welches ich hier beſchrieben habe, auf den Engliſchen Märkten fortzuſetzen, ſo ſchaffen ſie die Silbermünzen aus dem Lande hinaus, und verkaufen ſie auſſerhalb gegen Gold, nach eben den Grundſätzen, nach welchen die oſtindiſche Compagnie Silber nach China ſchickt, um Gold dafür einzukaufen.

und ſie iſt einem Lande ſchädlich, wenn ſie von den Ausländern geſchieht.

Man möchte fragen: Wie kann dieſes Verkehr England nachtheilig ſeyn, da diejenigen, welche das Silber aus dem Lande führen, den nämlichen Werth in Golde wieder ins Land bringen? Ich antworte: Wären diejenigen, die ſich mit dieſer Handlung abgeben, lauter Engländer, ſo wäre kein Verluſt dabey, weil ſie für den ganzen innerlichen Werth des Silbers Gold zurückbringen würden. Allein, wenn wir ſupponiren, daſs Ausländer Gold herüber ſenden, um auf der Engliſchen Münzſtätte geprägt zu werden, und daſs ſie dieſes Gold in Engliſche Silbermünze verwandeln, und alsdann dieſe Münze aus dem Lande führen: ſo dünkt mich, es ſey klar, daſs ſie ebenſowol an dem Unterſchied gewinnen müſſen, als die Wipper. Wollte man einwenden, daſs, da ſie Gold gegen Silber zu dem Münzpreiſe gegeben haben, ſie den wirklichen Werth für das, was ſie empfangen, gegeben hatten, ſo ſage ich: ganz wohl. Aber ſo machte es Sir *Hans Sloane*, als er für eine auſſerordentlich-groſse Kröte 5 Guineas zahlte. Er bekam den Werth für ſein Geld: aber die Kröte war nur für ihn allein ſo viel werth. Eben ſo, wenn jemals die Engliſche Regierung ſich genöthigt ſehen wird, (und das wird ſie gewiſs) die Proportion der Metalle wiederherzuſtellen, ſo wird dieſe Operation den imaginairen Werth, den ſie bisher auf das Gold geſetzt hat, zernichten. Dieſer eingebildete Werth iſt die einzige Sache, welche den Wechſel ihres Silbers gegen das auswärtige Gold gleich macht.

Man wendet aber ferner ein, daſs die Ausländer das ſchwere Silber nicht wegführen, weil keines wegzuführen ſey. Dies iſt ſehr wahr. Aber alsdann ſage ich: Sie haben bereits eine groſse Menge deſſelben weggeſchleppt; oder,

wenn

wenn die Engliſchen Juden ihren Vortheil allzugut gekannt haben, als daſs ſie den Ausländern etwas davon überlaſſen hätten (welches nun der Fall geweſen ſeyn mag, oder nicht): ſo ſage ich, daſs dieſe Unordnung wirklich verurſachen kann, daſs gar kein Silber mehr geprägt werde und circuliren könne.

VIII. Capitel.

Von der Unordnung in dem brittiſchen Münzweſen, inſofern ſie einen Einfluß auf den Werth des Pfunds in Courantmünze hat.

Zwey geſetzmäßige Pfunde Sterling in England;

Aus dem, was ich bisher angeführt, erhellet offenbar, daſs wir in England zwey geſetzmäſsige Pfunde Sterling, von verſchiednem Werthe, finden müſſen; das eine iſt werth 113 Grän feinen Goldes, das andre 1718. 7 Grän feinen Silbers. Ich nenne ſie verſchieden, weil dieſe zwo Proportionen der koſtbaren Metalle durch ganz Europa hindurch von verſchiednem Werthe ſind.

und verſchiedne andre, wegen des Abnützens der Münzen.

Allein, auſſer dieſen zwey verſchiednen Pfunden Sterling, die aus der Veränderung der Proportion der Metalle entſtanden ſind, bringen die übrigen Mängel der gangbaren Münze gleiche Inconvenienz hervor. Die Guineas, welche von allen den Königen, die ſeit Carl II. regiert haben, ausgeprägt worden ſind, haben einerley verordnungsmäſsiges Gewicht und Feine, nämlich $44\frac{1}{2}$ in einem Troypfund Standardgold $\frac{11}{14}$ fein, gehabt; dieſe haben ſich, ſeit der Zeit ihrer Ausprägung, beſtändig abgeſchliffen; und nach dieſer Proportion haben ſie am Werth verloren.

Wenn alſo die neuen Guineas nicht völlig ein Pfund Sterling, Standardgewicht, werth ſind, ſo müſſen die alten noch weniger werth ſeyn. Hier iſt alſo eine andre gangbare Münze, das iſt, ein andres Pfund Sterling; oder, um der Sache gemäſser zu ſprechen, hier ſind ſo viele verſchiedene Pfunde Sterling, als Guineas von verſchiedenen Gewichten ſind. Dies iſt noch nicht Alles. Nachdem die Wippers alle gewichtige Silbermünzen weggeſchafft haben, ſo machen die durch den Gebrauch abgeſchliffene Münzen eine Courantmünze mehr aus, und zerrütten gänzlich alle veſtgeſetzte Proportion zwiſchen der Münzwährung und den gangbaren Münzen, welche dieſelbe vorſtellen ſollen.

Man-

Man möchte fragen: Wie kommt es, daſs dem ungeachtet noch etwas Silbermünze in England übrig geblieben iſt? Ich antworte: die wenigen gewichtigen Schillinge, die noch zu unſrer Zeit rouliren, ſind den Händen der Wipper gleichſam durch ein Wunderwerk entwiſcht; und übrigens hat das Beſchneiden und Abtragen dieſer Stücke ebendasjenige gethan, was der Staat ſelbſt hätte thun können, das iſt, es hat die Silbermünze auf die gehörige Proportion zu den leichteſten Goldmünzen gebracht. *Warum doch noch Silbermünze in England vorhanden iſt?*

Demnach hat die Unordnung im Engliſchen Münzweſen den Fus eines Pfunds St. ganz unſicher gemacht. Wollte man ſagen, es halte 1718 Grän feinen Silbers, ſo iſt dies blos idealiſch; denn wer wird in ſolchen Pfunden bezahlt? Wollte man ſagen, es halte 113 Grän feinen Goldes, ſo iſt dies vielleicht auch nicht wahr, weil viele Courantmünzen ſchlechter ſind, als die neuen Guineas. *Werth eines Pfunds Sterling in Courantmünze.*

Was iſt die Folge von aller dieſer Unordnung? Welche Wirkung hat ſie auf den gangbaren Werth eines Pfunds Sterling? und durch was für eine Methode kann der Werth deſſelben veſtgeſetzt werden?

Die Operationen der Handlung bringen den Werth auf eine Gleichung, ſo gros auch immer die Irregularitäten beym Münzweſen ſeyn mögen; und ſo hat wirklich ein Pfund Sterling durch die ganze Welt einen beſtimmten Werth durch die auswärtige Wechſelhandlung erlangt. Dies iſt eine Art idealiſchen Maasſtabs, die brittiſche Münze zu meſſen, obgleich derſelbe nicht alle obenbeſchriebene Eigenſchaften hat. *wird durch die Handlung regulirt,*

Beim Wechſel betrachtet man das Pfund Sterling als einen beſtimmten Werth, den die Vergleichung der Werthe aller der verſchiedenen Courantmünzen, nach der Proportion als die Zahlungen in der einen oder andern Sorte geſchehen, an die Hand giebt. Da nun Schuldner insgemein bedacht ſind, in der ſchlechteſten Sorte, als ſie nur immer können, zu bezahlen, ſo folget, daſs der Werth des Pfunds Sterling auf den Werth des geringſten Courantgelds herunterfallen muſs. *und zwar auf den mittlern Werth aller gangbaren Münzen.*

Wäre zur Bezahlung aller Wechſelbriefe eine hinlängliche Quantität abgenützter Gold- und Silbermünzſorten vorhanden, ſo würde das Pfund Sterling bis auf den Werth derſelben fallen. Wenn aber zu jener Zahlung die neuen Goldſorten ebenfalls nöthig ſind, ſo muſs, nach ſolcher Proportion, das Pfund Sterling einen höhern Werth bekommen.

Alle dieſe Verhältniſſe werden durch die Handlungs- und Wechſelgeſchäffte gegeneinander abgerechnet und compenſirt, und das an ſich ſelbſt ſo verſchiedene Pfund Sterling wird dadurch, in den Augen des Commerz, eine beſtimmte Währung, die jedoch Veränderungen unterworfen iſt, als wovon ſie nie ganz frey bleiben kann.

Hier haben wir den Beweis von dem, was ich beim Schluſſe des zweiten Capitels geſagt habe, daſs ſchon das Abnützen Eines Schillings etwas zur Verringerung des Werths des Pfunds Sterling aller Orten beitragen könne; ein Satz, der beim erſten Anblick ſehr paradox ſcheint, und dennoch, wenn er recht verſtanden wird, mit den herrſchenden Handlungsgrundſätzen ungemein wohl beſtehet.

Der Wechſel iſt ein guter Maasſtab, den Werth eines Pfunds St. zu ſchätzen.

Der Wechſel iſt alſo, nach meiner beſcheidenen Meinung, eines der beſten Maaſse, um ein itzt gangbares Pfund Sterling nach ſeinem Werthe zu ſchätzen. Es fällt aber hiebey folgende Frage vor.

Sollte wol das viele Papiergeld, das wir in England haben, nicht zur Verringerung des Werths des Pfunds Sterling gereichen?

Der Gebrauch des Papiergelds kann nichts zur Verringerung der Geltung des Pfunds Sterl. beitragen.

Ich antworte (nach meiner geringen Einſicht) Nein. *Papiergeld* iſt eben ſo gut als Gold- oder Silbermünze, aber auch nicht beſſer. Die Veränderung des Münzfuſses muſs, wie ich bereits erwieſen zu haben glaube, überall einen proportionirlichen Einfluſs auf das Intereſſe der Schuldner und Gläubiger haben. Hieraus folgt, daſs alle Vermehrung des Werths der Währung in wirklichen Münzſorten, denen, die in Papiergelde ſchuldig ſind, nachtheilig ſeyn müſſe; und daſs hingegen alle Verringerungen jenes Werths der Währung denen, die in Papiergelde Gläubiger ſind, und dem Publico überall, zum Nachtheil gereichen müſſen. Es können alſo die in Papiergelde geſchehenen Bezahlungen nimmermehr auf die Regulirung des Fuſses eines Pfunds Sterling einen Einfluſs haben, ſondern allein die Münzſorten, womit das Papiergeld eingelöſet worden iſt, können etwas beitragen, den Werth der brittiſchen Währung zu bezeichnen, weil ſelbiger auf nichts anders fixirt iſt.

Das Pfund Sterl. wird nicht durchs Geſetz, ſondern durch den mitt-

Wir ziehen hieraus den Satz: *In Ländern, wo die Währung gänzlich auf die Münzen fixirt iſt, richtet ſich der wirkliche Werth der Währung nicht nach dem geſetzmäſſigen Fuſse ſolcher Münzen, ſondern nach der mittlern Proportion des wirklichen Werths derjenigen gangbaren Sorten, worin Schulden bezahlt werden.*

Hieraus

Hieraus erkennen wir die Urſache, warum der Wechſel zwiſchen England und allen europäiſchen Handlungsplätzen lange Zeit ſo ungünſtig für jenes geſchienen hat. Die Leute berechnen das reelle Pari nach der Vorausſetzung, daſs ein Pfund Sterling 1718. 7 Troy Grän feinen Silbers werth ſey, da es doch in gangbaren Münzen vielleicht nicht 1638 Grän werth iſt, welches den Werth einer neuen Guinea in Silbermünze, nach der marktgängigen Proportion von 1 zu 14. 5, ausmacht; das iſt, das courante Pfund St. thut nur 95. 3. pr. Cent nach dem Silberfuſse des 43ſten Jahres der Regierung Eliſabeths. Kein Wunder alſo, wenn man den Wechſel nicht günſtig für England hält.

Gangbaren Münzen regulirt.

Warum der Wechſel gemeiniglich ungünſtig für England ausfällt.

Obiger Satz kann auch dasjenige noch mehr beſtätigen, was ich in Anſehung der Urſache des auf dem Engliſchen Markte geſtiegenen Barrenpreiſes behauptet habe.

Wie der Werth des Pfunds St. aus dem Marktpreiſe der Barren erkannt wird.

Wenn man Barren mit gangbaren Münzſorten zu einem beſtimmten Preiſe einkauft, ſo muſs dieſe Operation, mit Beihülfe des Wechſelcourſes, natürlicherweiſe den wirklichen Werth des Pfunds Sterling mit der gröſsten Genauigkeit bezeichnen.

Wenn demnach gehaltige Barren auf dem Engliſchen Markte, falls keine Nachfrage nach Gold und Silber zum Ausführen iſt, das iſt, da auf der Börſe Papier gegen Papier umgeſetzt wird, und die in dergleichen Dingen geübten Kaufleute dafür halten, daſs der Wechſel (das iſt, die Rimeſſen) al pari ſey; wenn ſodann, ſage ich, Silberbarren zu keinem geringern Preiſe, als 65 pence die Unze gekauft werden können: ſo iſt offenbar, daſs man dieſe Barren mit 65 pence in Schillingen kaufen kann, von welchen Schillingen 65 aus einem Pfunde Troygewicht Engliſchen Standard-Silbers ausgemünzt werden können, indem 65 pence per Unze 65 Schillinge auf 12 Unzen, oder auf ein Pfund Troygewicht, betragen.

Die Engliſchen Schillinge wiegen gegenwärtig nicht mehr, als $\frac{1}{65}$ eines Troypfunds.

Dieſes zeigt klärlich, daſs in einem Lande, wo die Unze Standardſilber in Münze nicht mehr als 62 pence gilt, die Unze Standardſilber in Barren 65 pence gelten ſolte. Stünde aber der marktgängige Barrenpreis zu 65 pence die Unze, ſo würde ſolches anzeigen, daſs der Werth des Pfunds Sterling ſo ziemlich veſtgeſetzt ſey. Alles gewichtige Silbergeld iſt itzt * aus dem Lande geführt, weil es einen gröſsern innerlichen Werth hatte, als das Gold, wofür es im Cours paſſirte. Die uns übriggebliebene Silbermünze iſt, dermaſsen

* Diſs ſchrieb der Verfaſſer zur Zeit des letztern Kriegs.

abgetragen, daſs ſie, erwähntermaſsen, ſo eben noch die marktgängige Proportion zwiſchen Gold und Silber hält, das iſt, 20 Schillinge in gangbarer Silbermünze ſind werth 113 Grän feinen Goldes, zufolge der Proportion von 1 zu 14. 5 zwiſchen Gold und Silber. Gleichwie ſich nun aber 1 zu 14. 5 verhält, ſo verhält ſich 113 zu 1638; und alſo wiegen 20 Schillinge Courantmünze nur 1638 Grän feinen Silbers, ſtatt daſs ſie nach dem Münzfuſse 1718. 7 Grän wiegen ſollten.

Laſſet uns nunmehr vom Engliſchen Standardſilber reden, weil wir unterſuchen wollen, um wieviel ſich die Engliſchen Münzen durch den Gebrauch abgeſchliffen haben.

und haben ſich durch den Umlauf dergeſtalt abgetragen, daſs ſie um 4. 29 Troygrän zu leicht ſind.

Das Troypfund hält 5760 Grän, und wird, dem Fuſse gemäs, auf 62 Schillinge ausgemünzt; folglich ſoll jeder Schilling 69. 9 Grän wiegen. Mit ſolchen Schillingen läſst ſich unmöglich eine Unze Standardſilber jemals zu einem höhern Preiſe, als für 62 pence, einkaufen. Wenn alſo dergleichen Barren zu 65 pence verkauft werden, ſo müſſen die Schillinge, womit ſie gekauft werden, nicht mehr als 88. 64 Grän Standardſilber wiegen; das iſt, ſie müſſen 4. 29 Grän verloren haben, und nur noch $\frac{1}{67}$ eines Troypfunds halten.

Allein, es iſt nicht nöthig, die Barren mit Schillingen einzukaufen, denn es wird für dieſelben weiter kein *Preis* ſtipulirt, als ſo und ſo viel Pfennige Sterling per Unze. Beſtimmt nicht dieſes im Grunde den Werth ſolcher gangbaren Münzen in Anſehung aller Courantſorten in Europa? Geſetzt, ein Spanier, ein Franzoſe, ein Holländer wüſste ganz genau die Quantität Silberbarren, die man auf dem Londoner Markte für ein Pfund St. kaufen kann, würde er wol noch weiter ſich nach dem innern Werthe dieſer Münzwährung erkundigen? Würde er nicht ihren Werth weit beſſer aus jenem Umſtande, als aus irgend einem Wechſelcours, erkennen? denn der Wechſelcours bezeichnet nicht den innerlichen Werth des Gelds, ſondern nur den Werth derjenigen Münzen, die aus einem Handlungsplatze nach einem andern übergehen.

Wofern demnach keine auſſerordentliche Nachfrage nach Barren iſt, (z. E. um die Handlungsbalanz zu ſaldiren, oder wegen ſtarker Commiſſionen, ſehr vieles Silbergeſchirr zu verfertigen,) ſondern wenn der Barrenpreis nicht höher ſteht, als ihn ein jeder auf dem Markte gewöhnlicherweiſe erhalten kann: ſo gibt dieſer Barrenpreis einen ziemlich richtigen Maasſtab ab, den Werth des *wirklichen* Münzfuſses in jedem Lande zu meſſen.

Wenn

Wenn es alſo wahr iſt, daſs man mit einem Pf. St. nicht mehr als 1638 Grän feine Silberbarren einkaufen kann, ſo müſste der ein groſser Künſtler in der Logik ſeyn, der beweiſen wollte, das Pfund Sterling ſey wirklich mehr werth, oder ſey vor vielen Jahren mehr werth geweſen; ungeachtet das Standardgewicht deſſelben in England durch die Geſetze auf 1718. 7 Grän feinen Silbers veſtgeſetzt iſt.

Ein Pfund Sterling iſt itzt nicht mehr werth als 1638 Troygrän fein Silber, nach dem Barrenpreiſe, und auch nach dem Wechſelcours.

Fügen wir zu dieſer aus dem Barrenpreiſe gezogenen Würdigung des Pfunds Sterling noch die andre aus dem Wechſelcours gezogene hinzu, und finden auf ſolche Art, daſs, wenn man beym Wechſel Papier für Papier bekommt, in keinem europäiſchen Lande mehr als 1683 Grän feinen Silbers für ein Pfund Sterling zu bekommen iſt: ſo können wir, dünkt mich, aus dieſen zweyerley Autoritäten ſehr ſicher ſchlieſſen, (wenigſtens was die Sache in facto betrifft), daſs das Pfund Sterling, weder in London, noch in irgend einer andern Handelsſtadt, mehr werth ſey; und wenn dieſes der Fall iſt, ſo iſt es gerade 20 Schillinge werth, deren 65 auf ein Troypfund gehen.

Wenn demnach die Münze auf dieſen Fus Schillinge ſchlüge, und die Silberbarren nach dem Marktpreiſe bezahlte, ſo daſs in dieſen neugeprägten Schillingen 65 pence per Unze enthalten wären: ſo würden dieſe Schillinge in der rechten Proportion zum Golde ſtehen; man würde eben ſo häufig Silber als Gold auf die Münzſtätte bringen, und die Silbermünzen würden eben ſo wenig, als die goldenen, aus dem Lande gehen, oder eingeſchmolzen werden.

Würden Schillinge zu 65 auf ein Troypfund ausgemünzt, ſo würden ſie mit dem Golde in Proportion ſtehen: welches anzeigt, daſs der Fus erniedrigt worden iſt.

Hier iſt der Ort, wo wir unterſuchen müſſen, inwiefern das Ausprägen des Pfunds Troygewicht auf 65 Schillinge den Engliſchen Geſetzen zuwiderlaufe?

In dem Augenblicke, da ein Staat verordnet, daſs eine gewiſſe Quantität Goldes eine gewiſſe Quantität Silbers werth ſeyn ſoll, und daſs dieſe reſpective Quantitäten jedes Metalls als Aequivalente des andern, und als geſetzmäſſiges Geld in Zahlungen angenommen werden ſollen, in demſelben Augenblicke wird das Gold ebenſowol zum Fuſse gemacht, als das Silber. Wenn demnach verordnet oder erlaubt wird, daſs eine allzugeringe Quantität Goldes als ein Aequivalent für die Währung angeſehen werde, ſo wird, von ſelbigem Augenblick an, der Silberfus erniedriget, oder, um mich eigentlicher auszudrücken, alle Silbermünze wird, von ſelbigem Augenblick an, verbannet; denn wer wird hinfort in Silber zahlen, wenn er wohlfeiler in Golde zahlen

kann? Gold wird alſo durch ein ſolches Geſetz zum Fuſse gemacht, und alle Declarationen, daſs es nicht dieſe Meinung habe, bleiben unkräftig, weil ſie dem widerſprechen, was in facto ſich täglich zuträgt.

daß man aber die Erhaltung deſſelben in dem Stande, worin er ſchon iſt, für keine neue Verfälſchung zu halten habe.

Wollte demnach der König Silber zu 65 Schillingen aufs Pfund ausprägen laſſen, ſo wäre ſchon erwieſen, daſs er *durch eine ſolche Akte* keine Verfälſchung des Münzfuſses begehen würde; die Verfälſchung iſt bereits vorhin geſchehen. Stuffenweiſe, und blos durch eine Wirkung politiſcher Urſachen, iſt der Fus bis ſoweit heruntergekommen, als er itzt ſteht, und nichts beugt ſeinem noch tiefern Falle vor, als der Fus der Goldmünzen. Man laſſe anitzt die Guineas ihren eigenen Werth ſuchen, wie ſie vormals thaten, und laſſe die leichten Silbermünzen fernerhin zahlweiſe paſſiren, ſo wird man ſehen, daſs in Zeit von 20 Jahren die Guineas bis auf 30 Schillinge ſteigen werden, wie im Jahr 1695 geſchah.

Beweis, daß der Münzfus durchs Geſetz erniedriget worden,

Wollte man ſagen, der Münzfus der Königin Eliſabeth ſey ja durch die Verordnung, daſs 113 Grän feinen Goldes ein Aequivalent für die Engliſche Währung ſeyn ſollen, nicht erniedriget worden, ſo wäre dies eben ſo abgeſchmackt, als wenn man behauptete, der Münzfus würde nicht noch tiefer, als er gegenwärtig ſteht, erniedrigt ſeyn, wenn eine Verordnung herauskäme, daſs ein Pfund Butter allerwärts in Zahlung für ein Pfund Sterling angenommen werden ſoll, ungeachtet das Pfund Sterling, nach wie vor, dem Statut des 43ſten Regierungsjahres Eliſabeths gemäs, aus 3 Unzen, 17 Pfennigegewichten und 10 Grän Standardſilbers beſtehen ſollte. Wahrlich! in dieſem Falle würden die meiſten Creditoren in Butter bezahlen, und das Silber würde, wie anitzt, einen conventionellen Werth, als ein Metall, erhalten, aber nicht mehr als ein Fus, oder als Geld, betrachtet werden.

Wenn alſo, nach dem Engliſchen Geſetze, ein Pfund Sterling aus 1718. 7 Grän feinen Silbers, Troygewicht, beſtehen ſoll, ſo müſſen auch nach dem Engliſchen Geſetze 113 Grän Gold eben ſo viel werth ſeyn: aber kein Geſetz kann dieſe Proportion verordnen; folglich muſs, was man auch für einen Weg zur Reformation einſchlagen mag, allemal eines oder andres Geſetz umgeworfen werden; und folglich muſs der erſichtliche Nutzen, nicht aber eine Gefälligkeit für das Geſetz, der Bewegungsgrund zur Abſchaffung des Misbrauchs ſeyn.

Wer alles dieſes erwägt, dem wird es gar nicht mehr verwunderlich vorkommen, daſs das Pfund Sterling wirklich beinahe auf den Werth des Golds reducirt iſt. Ob man es bey dieſem Werthe laſſen ſoll, iſt eine andre Frage, die wir am gehörigen Orte ebenfalls unterſuchen werden. Das Einzige, was wir hier haben entſcheiden wollen, iſt dieſes, daſs die Ausprägung des Troypfunds zu 65 Schillingen die Proportion zwiſchen Gold und Silber wieder herſtellen, und beiderley Münzſorten einerley Gangbarkeit verſchaffen würde. Aber die Wiederherſtellung des Gewichts und Gehalts (Schrots und Korns) der Münzen, iſt, meines Bedünkens, nicht diejenige Schwierigkeit, die einer Verbeſſerung des Engliſchen Münzweſens entgegen ſteht. *und auf die Valuta des Golds reducirt iſt.*

Ich habe mich vielleicht länger, als nöthig war, bey dieſer Schätzung des gegenwärtigen Werths des Pfunds Sterling aufgehalten, und bin, indem ich dieſe Materie aus verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtete, manchmal zu Wiederholungen genöthigt geweſen. Allein, die Wichtigkeit der Unterſuchung muſs mich entſchuldigen.

IX. Capitel.

Hiſtoriſche Nachricht von den Veränderungen bey der brittiſchen Münze.

Der ganze Zweck dieſes Stücks meiner Unterſuchung iſt, die rechten Münzgrundſätze aufzuſpüren, ſie in einer guten Ordnung aufzuſtellen, und ihre Anwendung auf jede Combination vorkommender Umſtände leicht zu machen. Wenn ich mein Raiſonnement auf den Zuſtand der brittiſchen Münzen applicirt habe, ſo iſt es durchaus nicht in der Abſicht geſchehen, mich zu einem Richter der Münzangelegenheiten dieſer Nation aufzuwerfen, noch ihr eine Anweiſung zu geben, was für Maasregeln ſie am nützlichſten befolgen könnte. Ich weis nicht hinlänglich Beſcheid, wie der Knoten am ſchicklichſten anzupacken ſey; ich urtheile nur nach Muthmaſsungen, nicht aus zuverläſſigen Nachrichten. Auf dieſen Fus werde ich itzt fortfahren. *Die Meinung iſt hier nicht, etwas vorzuſchreiben, ſondern nur zu unterſuchen.*

Ich werde alle Einwürfe, die, nach meiner Einſicht, als ein Mittel gegen die Münzunordnung vorgelegt werden könnten, jeden insbeſondre, in Erwägung ziehen, und alle die Folgen unterſuchen, die aus jedem derſelben, zufolge

folge des verſchiedenen Einfluſſes der verſchiedenen Grundſätze, woraus ſie hergeleitet werden, entſtehen könnten. *Umſtände, die vor meinen Augen verborgen ſind*, werden nichtsdeſtoweniger ihre völlige Wirkung thun, und ſogar verurſachen können, daſs die richtigſten Grundſätze trügen müſſen, wenn wir Schlüſſe daraus ziehen wollen, ohne auf jene Umſtände Rückſicht zu nehmen.

Wie der Münzunordnung ohne Unbequemlichkeiten abzuhelfen ſtünde.

Wir haben geſehen, wie die Unordnung beym grosbritanniſchen Münzweſen beſchaffen ſey; und gewiſs, ſie iſt ſo beſchaffen, daſs ſie einige Verbeſſerung erfodert. Von einer Nation, die mit Recht ſo berühmt wegen ihrer Einſichten iſt, die in den Handlungskünſten ſo vollkommen geübt, und in allen Materien, wobey es auf Berechnungen ankommt, ſo hocherfahren iſt, läſst ſich nicht vermuthen, daſs ſie um eine gute Methode, die Urſache jener Unordnung aus dem Wege zu räumen, verlegen ſeyn ſollte. Dieſemnach iſt die Frage nicht, wie der Münzfus zu fixiren, wie die Proportion zwiſchen Gold und Silber in den Münzen wiederherzuſtellen ſey, noch wie man allen gangbaren Münzſorten das rechte Gewicht geben ſolle: ſondern die Frage iſt nur, wie dieſes könne ins Werk geſetzt werden, ohne das Uebel noch ärger zu machen, als es bisher empfunden worden iſt.

Wenn in Anſehung des gegenwärtigen Werths des Pfundes Sterling die geringſte Aenderung vorgenommen würde, ſo wär es eine gewagte Sache; denn die Perſonen, die ſolches angerathen, oder vollzogen, würden alle Folgen davon zu verantworten haben. Sind die Folgen erſprieslich für die Nation, ſo wird man den Erfinder des Projects rühmen und loben: ſind ſie aber mit Ungerechtigkeit verbunden, ſo werden Tadel und Flüche ſein Lohn; und äuſſert ſich Schwierigkeit und Verwirrung dabey, ſo wird er ſich niemals auf einigen Beifall Rechnung machen dürfen.

Die gegenwärtige Münzunordnung rührt von keinem Verſehen auf Seiten der Regierung her; doch läſst ſich dieſes noch immer rechtfertigen, aus Urſachen, die ich hernach anführen werde. Wenn ſich ein Misbrauch ſtuffenweiſe einſchleicht, ſo kann man ihn keiner einzelnen Perſon zur Laſt legen; ſoll ihm abgeholfen werden, ſo muſs einer oder der andre das Werk übernehmen; es finden ſich aber ſehr Wenige, die geneigt ſind, bey einem Vorfall, wo das Intereſſe der Nation nicht klar und augenſcheinlich hervorleuchtet, ſich als Volontairs dem Dienſte des Publici zu widmen.

Der

Der beste Weg also, ein solches Werk zu Stande zu bringen, ist dieser, dass man dasselbe der Nation selbst überlasse. Wenn das Volk erst recht über diese Materie belehrt ist, wenn man ihm den strittigen Hauptpunct ganz klar vor Augen legt, und beim Vortrag sich aller kauderwälschen Münzkunstwörter enthält, so wird es die natürlichen Folgen jeder Neuerung einsehen; und wenn es diese gehörig erwogen hat, so wird es einen Schluss fassen können, ob es sein gegenwärtiges Pfund Sterling behalten, oder ein andres annehmen wolle.

Man muß der Nation selbst die Wahl des Hülfsmittels überlassen.

Die Frage, welche bestimmt werden soll, ist diese: Wieviel *wiegt* itzt das Pfund Sterling? und wieviel *sollte* es eigentlich wiegen? Will man ihm ein andres Gewicht, als das gegenwärtige, geben, so muss man dabey mit Billigkeit und Unparteilichkeit zu Werke gehen. Soll ein neuer Fus ausgemacht werden, so ist, wie gesagt, die Wahl ganz willkührlich; und wäre ja ein Gewicht dem andern vorzuziehen, so würde das Pfund Troygewicht Standard-Silber das beste hiezu seyn. Dieses war viele Jahrhunderte hindurch der Fus des Pfunds Sterling, und es läst sich für die Münzverordnung der Königin Elisabeth nichts weiter sagen, als dass sie die letzte *wohlbedächtige* Verfälschung der Englischen Münze durchs Gesetz ist.

Wenn man vom gegenwärtigen Münzfuße abgeht, so ist jeder andrer Fuß, den man wählen kann, willkührlich.

Hiernächst ist die Frage, wie diese Operation so einzurichten sey, dass in der ganzen Nation keinem, der bereits durch Contracte Verbindlichkeiten eingegangen hat, zu nahe geschehe? wie man den Creditoren Grosbritanniens, und wie man Grosbritannien in Ansehung seiner Creditoren, Billigkeit wiederfahren lasse? wie man allem diesem Genüge thun, und dennoch mit dem gegenwärtigen Münzzustand eine Neuerung treffen könne?

Den Münzfus heruntersetzen, ist in jedermanns Augen eine verhasste Sache; und Viele scheinen auch der Meinung zu seyn, dass jedes Reglement, wodurch nicht vestgesetzt wird, dass ein Pfund Sterling gerade soviel gelten soll, als das nach dem Statut der Königin Elisabeth darin enthalten seyn sollende Silber gilt, nichts anders sey, als eine Erniedrigung des gegenwärtigen Fulses.

Die mehresten Leute bilden sich ein, der gegenwärtige Münzfus sey eben der, welcher unter der Königin Elisabeth eingeführt wurde.

Zu desto besserer Aufklärung der Geschichte des Englischen Münzwesens will ich hier etliche kurze Anmerkungen über den Zustand desselben, von der Reformation an bis auf unsre Zeiten, mittheilen.

Verfälſchung des Münzfuſſes während der Reformation in England.

Während der heftigen Reformationsgährung in England unter Heinrich VIII. und Eduard VI. wurden die Engliſchen Münzen dermaſsen in Anſehung ihres Gehalts verfälſcht, und in Anſehung des Gewichts verkürzt, daſs alle Proportion des Werths gänzlich verloren ging.

Edward VI. erhöhte ihn:

Dies ſtürzte die ganze Nation in eine unauflösliche Verwirrung, und nötigte die Miniſters des jungen Königs Edward, im Jahre 1552 die Feinheit der Metalle in den Münzen wiederherzuſtellen, und das Gewicht des Pfunds Sterling von 220 Troygrän feinen Silbers (denn mehr hielt es damals nicht) bis auf 1884 Grän zu erhöhen. Maria reducirte es auf 1880 Grän, und dabey blieb es, ſolang ſie regierte. Darauf erhob es Eliſabeth, im zweiten Jahre ihrer Regierung auf 1888 Grän, und in ihrem 43ſten Regierungsjahre lieſs ſie das berühmte Statut ausgehen, wodurch das Pfund Sterling auf 1718. 7 Grän heruntergeſetzt wurde, welches noch itzt der geſetzmäſsige Silberfus iſt. Während der Regierung Jacobs I. kam die Handlung in England ſtärker empor: und dieſer Umſtand machte es zur Nothwendigkeit, den Münzfus unverändert zu laſſen. Da die groſse Verwirrung, wozu die vormaligen Verfälſchungen Anlaſs gegeben, unter den nachherigen Regierungen einen ſtarken Eindruk in den Gemüthern des Engliſchen Volks zurückgelaſſen hatte, ſo muſste ein Statut, wobey es ſoviele Jahre hindurch ohne die mindeſte Aenderung geblieben war, mit der Zeit eine groſse Autorität gewinnen, und der Fus fuhr beſtändig fort dem Silber attaſchirt zu ſeyn. Zwar wurde gelegenheitlich auch Gold ausgeprägt, aber es hatte in der Ausgabe doch nur eine conventionelle Geltung, und war für keine geſetzmäſsige Münze anzuſehen. Endlich aber erfoderte das Handlungsintereſſe einen ausgebreitetern Umlauf der Geldſorten; und als Carl II. die erſten Guineas ſchlug, ſo legte er ihnen zu ſolchem Ende eine beſtimmte Geltung bey. Weil er aber ſehr wohl einſah, daſs, wofern nicht dem Golde in den Münzen ein geringerer Preis veſtgeſetzt würde, als ſonſt ſein wahres Verhältnis zum Silber mit ſich bringt, man unmöglich vermeiden könnte, daſs nicht das Gold ebenfalls ein Fus für das Pfund Sterling werden würde, woraus aber lauter Verwirrung entſtehen müſste: ſo wurde die Geltung der Guinea nicht höher als auf 20 Schillinge geſetzt; doch war es niemand verwehrt, ſie zu einem höhern Preiſe anzubringen.

Eliſabeth ſetzte ihn herunter;

und dabey haben es ihre Nachfolger bewenden laſſen.

Auf ſolche Weiſe blieb der Werth einer Guinea immer ſchwankend. Bisweilen galt ſie 22 Schillinge, welches anzeigt, daſs die Proportion des Goldes

des zum Silber wie 1 zu 15. 84 gewesen ist. Zu andrer Zeit galt sie nur 21½ Schilling; war also die Proportion wie 1 zu 15. 6. Zuletzt galt sie nur 21 Schilling, welches die Proportion wie 1 zu 15. 2 bezeichnet. Gegenwärtig hat sie keinen höhern Werth, als ihr gleich anfangs durch das Statut beigelegt wurde, nämlich 20 Schilling, welches die Proportion wie 1 zu 14. 5 anzeigt. Ich habe bey diesen Angaben vorausgesetzt, dass, bey allen Veränderungen, die Schillinge ihr statutenmässiges Gewicht haben, und dass die Guineas nach der marktgängigen Proportion zwischen Gold und Silber rouliren: es sind aber dieses zween Umstände, worauf man sich keineswegs verlassen darf.

bis ihn, nach der Revolution, das Kippen wieder erniedrigte.

Um die Zeit der Revolution fieng man an, sich zum Ausprägen der Silbermünzen des Rads oder der Walze zu bedienen, wodurch man den Betrügereyen vorbeugte, denen vorher die Münzen durch Kippen und Waschen unterworfen waren; und alsdann verlor sich der Gebrauch, die gangbaren Münzen zu wägen. Weil aber damals noch grosse Quantitäten gehämmerter Münze übriggeblieben waren, so profitirten die Kipper von der Achtlosigkeit des Publici, und fielen über die gehämmerten Münzen her. Die Folge davon war, dass wer was zu zahlen hatte, mit beschnittenen Geldsorten zahlte; der Werth des Pfunds Sterling fiel bis zu dem Preise der damaligen Courantmünze; alle gewichtige Münzen wurden in den Kasten geschlossen, oder eingeschmolzen; die Guineas stiegen auf 30 Schillinge; und 100 Pfund Sterling, die über 32 Troypfund wiegen sollten, wogen selten mehr als die Hälfte.

Zu selbiger Zeit war England in Krieg verwickelt, und musste jährlich grosse Summen borgen, die in solchen Pfunden Sterling Courantmünze bezahlt wurden, welche nicht mehr werth waren, als ¾ einer Guinea, oder 14 Schillinge in solchem Courantgelde, wie das gegenwärtige ist, 65 Schillinge auf ein Troypfund gerechnet. Dieses ist ganz klar, denn die Guinea galt damals 30 Schillinge, oder 1½ Pfund Sterling, und itzt gilt sie nur 21 Schillinge; zu 65 auf das Troypfund.

Nachdem Locke des Lowndes Vorschlag widerlegt, so wurde der Münz-

Lowndes drang stark darauf, das Pfund Sterling um 20 pr. C. herunterzusetzen. Locke behauptete, man müsse den alten Fus der Königin Elisabeth beibehalten; und er trug den Sieg davon. Es wurde im Jahr 1695 neues Geld ausgemünzt, und die Regierung entrichtete einen grosen Theil der Schulden, die sie noch von der Revolution her drückten, nach dem Fusse der Kö-

fus wiederum ſo erhöhet, wie ihn Eliſabeth veſtgeſetzt hatte.

nigin Eliſabeth, das Pfund Sterling zu 20 Schilling, da ſie ſolches beym Vorſchuſſe zu keinem höhern Preiſe, als zwiſchen 10 und 14 Schillinge, nach itzigem Courantgelde, eingenommen hatte. So verhält ſichs in facto: ob dieſes aber ein billiges Verfahren gegen die Nation genannt zu werden verdiene, mag ein jeder ſelbſt urtheilen. Indeſſen muſs man nicht glauben, daſs dieſer Schritt ohne alle vernünftige Urſache vorgenommen worden ſey. Durch die Erhöhung des Fuſses gewann der Staat beträchtlich in Anſehung der Taxen, ſo wie die Gläubiger in Anſehung ihrer Capitalien und Intereſſen; und der Nation, ob ſie gleich am meiſten dabey verlor, war es angenehm, ihren Münzfus nicht verringert zu ſehen; alſo waren alle drey Parteyen zufrieden.

Vermöge dieſes Ausmünzens im Jahr 1695 bekam die Engliſche Münze abermals einen ſoliden Fus; alles Geld war gewichtig, und das Pfund Sterling völlig an den Silberfus fixirt. Hiebey hat man es bewenden laſſen, bis die Guinea zu einer geſetzmäſſigen Münze gemacht, und auf ihren damals ſupponirten innerlichen Werth veſtgeſetzt wurde. Hier fängt ſich der Zeitpunct der noch itzt fortdaurenden Verwirrung an.

Der Silberpreis iſt ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts geſtiegen.

Seit dem Anfang dieſes Jahrhunderts iſt der Preis des Silbers geſtiegen. Bey der groſsen Ausmünzung, die im Jahre 1709 in Frankreich, vermöge des Edicts vom Monat May, geſchah, befanden die Franzoſen die Proportion zwiſchen Gold und Silber wie 1 zu 15, und ſchon im Jahr 1726 fanden ſie die Proportion beinahe wie 1 zu $14\frac{5}{9}$, und hiernach richteten ſie ſich beim Ausprägen.

Seit 1726 iſt der Engliſche Münzfus durchs Geſetz erniedriget.

Wir können alſo den Schluſs machen, daſs wenigſtens vom Jahre 1726 an, wo nicht verſchiedene Jahre eher, ein Pfund Sterling wenigſtens $118\frac{1}{2}$ Troygrän feinen Goldes, zufolge der Proportion des Silberfuſses, werth geweſen ſeyn müſſe: gleichwol duldete die Regierung immerfort, daſs ein Pfund Sterling mit 113 Grän Goldes bezahlt wurde; ſie that, als wenn ſie es nicht merkte. War dies aber nicht eine offenbare Erniedrigung des Münzfuſses, die, ſoviel wir zuverläſſig wiſſen, nun ganzer 40 Jahre fortgedauert hat? Wenn man ihn alſo anitzt in ſeinen vorigen Zuſtand wiederherſtellte, hieſſe dies nicht ihn wirklich *erhöhen?*

Die Schuld dieſes Fehlers liegt hauptſächlich

Wir haben, aus einer Herleitung der klärſten Grundſätze, geſehen, daſs es ganz unmöglich ſey, eine Währung, die doch unveränderlich ſeyn müſste, zugleich auf Gold und Silber veſtgeſetzt zu erhalten, da ſich die Proportion

portion beider Metalle gegeneinander beſtändig verändert. Dieſen Umſtand hat die Regierung nicht bedacht, und vermuthlich iſt ſie hierüber nicht hinlänglich durch ſolche Männer belehret worden, die am fähigſten geweſen wären, die Folgen davon zu zeigen, und zugleich kein Privatintereſſe bey der Sache gehabt hätten.

ſich an dem Handlungsintereſſe.

Bey einer Veränderung des Fuſses gewinnen oder verlieren vornemlich diejenigen, die ſich in fortwährende Contracte eingelaſſen haben, welches aber bey commerztreibenden Perſonen der Fall nicht iſt. Die Verbindungen, welche dieſe unter ſich treffen, gehen beſtändig ab und zu; und durch Hülfe ihrer Feder vermeiden ſie die Unbequemlichkeiten, denen andre, die in der Rechenkunſt ungeübt ſind, nicht entgehen können.

Die Erniedrigung des Münzfuſses iſt vornemlich denen nachtheilig, die ſich durch Contracte auf viele Jahre verbindlich gemacht haben;

Die Erhöhung des Silberpreiſes iſt dieſer Claſſe allemal vortheilhaft geweſen; und ſie würde noch gröſſern Vortheil haben, wenn die Regierung anitzt geſtattete, daſs die Guineas ihren eigenen Werth ſuchen ſollten; dies werde ich am gehörigen Orte weiter ausführen. Alles was ſtuffenweiſe und unmerklich die Verringerung des Werths der Münzwährung und die Einführung einer Confuſion befördert, iſt für die Kaufleute vortheilhaft. Wenn dieſe Verringerung in langſamen Graden vor ſich geht, ſo kann ſie nur durch den auswärtigen Wechſel entdeckt werden, *weil im Lande ſelbſt kein unveränderlicher Fus für die Münze, wie ſonſt für alle andre Gattungen des Maaſses, vorhanden iſt.* Dies ſoll in der Folge bewieſen werden.

Da alſo die Währung einzig und allein auf die Münze fixirt iſt, ſo muſs ſie ſich ändern, wie ſie wirklich thut.

und hindert die Preiſe am Steigen, da ſie doch ſteigen ſollten.

Nun hat ſich der Werth der Münzen unmerklich geändert; und dies iſt die Urſache, warum ſich die Leute einbilden, dergleichen Aenderungen oder Verringerungen des Fuſses wären von keiner groſsen Erheblichkeit. Wie ſehr betriegen ſich die Leute mit dieſer Einbildung! Vermöge einer ſolchen unmerklichen Erniedrigung des Fuſses ſteigen die Preiſe nicht, da ſie doch ſteigen ſollten; die Unwiſſenden, und diejenigen, welche die almälige Verringerung nicht gewahr werden, begnügen ſich, daſs die Preiſe dem Namen nach nicht höher lauten, als vorher, und mittlerweile profitiren die Kaufleute. Heiſst aber dies nicht das Intereſſe des ganzen Engliſchen Volks dem Intereſſe ſeiner Kaufleute aufopfern?

Zwar verräth dann und wann die Concurrenz zwiſchen dieſen letztern dem Volke das Geheimnis: aber es ſchreibet das, was es gewahr wird, einer unrechten Urſache zu; es meint, alle Sachen wären theurer geworden, da doch die wahre Urſache dieſe iſt, daſs der Preis (das iſt, die Münze) ſchlechter geworden iſt. Und da dieſe Unordnung immer weiter geht, ſo müſſen die Kaufleute, da ſie den von Zeit zu Zeit ſchlechter werdenden Werth der Münze zuerſt erfahren, beſtändig Gelegenheit haben, aus der Unwiſſenheit derer, die nicht im Stande ſind, den Werth ihrer empfangenen Münze nach einem veſtgeſetzten Richtmaaſse abzumeſſen, Vortheil ziehen.

Iſt es wol ſolchergeſtalt ein Wunder, daſs der Handlungtreibende Theil der Nation die Regierung nicht von einem Münzgebrechen unterrichtet hat, durch welches, auf langſamen Stuffen, das Pfund Sterling auf ungefähr 95 pr. C. ſeines vorigen Werths gebracht worden iſt? Nunmehr haben meine Leſer einen kurzen Begriff von den Veränderungen des Engliſchen Münzweſens ſeit der Reformation. Dieſe Nachricht kann zugleich als eine Schutzſchrift für die brittiſche Staatsverwaltung angeſehen werden, inſofern ſelbige in einer ſo wichtigen Sache nicht Aufmerkſamkeit genug bezeigt hat.

X. Capitel.

Von den brittiſchen Münzgebrechen, inſofern ſie dem Umlaufe der Gold- und Silbermünzen nachtheilig ſind; und von den Folgen, wenn die Guineas auf zwanzig Schillinge Sterling heruntergeſetzt würden.

Itzt will ich von dem Nachtheil reden, der für das Publicum aus jener Verwirrung erwachſen iſt, und die Folgen beleuchten, welche die Ergreifung des dagegen vorgeſchlagenen Hülfsmittels haben könnte, deſſen Vertheidiger* will, daſs man die Guineas nur 20 Schillinge gelten laſſen ſolle, ohne darum das Silber wiederum nach dem Fuſse der Eliſabeth auszumünzen.

Warum ſo wenig Silbergeld in England iſt.

Die groſse Inconvenienz, welche das Publicum fühlt, iſt die Seltenheit der Silbermünzen, die der Disproportion zwiſchen Gold und Silber zuzuſchreiben iſt. Bey ſolcher Bewandnis wird niemand ſein Silber nach der Münze bringen,

* Herr Harris in ſeinem Eſſay on Money and Coin.

gen, um Geld daraus schlagen zu lassen; das durch die Circulation abgenützte Silbergeld ist öfters nicht einmal hinreichend, Goldsorten damit einzuwechseln, geschweige alle die kleinen Zahlungen damit zu leisten, die im gemeinen Handel und Wandel unumgänglich nöthig sind. Solchemnach müssen alle beträchtliche Zahlungen in Guineas geschehen; und da eine grosse Anzahl von diesen durch den Gebrauch bereits zu leicht geworden ist, so werden die vollwichtigen Guineas alle aufgesammelt, und entweder aus dem Lande geführt, oder vielleicht im Lande selbst eingeschmolzen; so dass überhaupt die Englischen Courantsorten für die Nation bey weitem nicht hinlänglich sind.

Was es für Folgen in Ansehung der Circulation hat, wenn die Guineas auf 20 Schillinge reducirt werden.

Da nun der grosse Mangel an Silbermünze in England offenbar durch die Disproportion zwischen dem Golde und Silber in den Münzen verursacht wird, so ist, um diesem Unheil auf einmal abzuhelfen, der Vorschlag geschehen, man solle den Werth der Guineas auf 20 Schillinge heruntersetzen, ohne darum neues Geld zu prägen, noch irgend einige Maasregeln zu ergreifen, wie man den schrecklichen Folgen, die sich nach einem solchen Schritt ereignen können, vorkommen möchte. Wer alles das, was zur Vertheidigung dieses Vorschlags geschrieben ist, zu lesen Lust hat, kann des Herrn Harris Essay upon Money and Coin, Theil II, Seite 84. folg. nachschlagen.

Meine Absicht ist nicht, Privatmeinungen zu widerlegen, sondern meinen erwiesenen Grundsätzen auf der Spur nachzugehen, und sie zur Wegräumung solcher Einwürfe anzuwenden, die mir entweder an und für sich selbst scheinbar vorkommen, oder doch solchen Leuten einleuchten, die über dergleichen Materien nicht gründlich nachdenken.

Ich werde also zuerst untersuchen, was diese Heruntersetzung des gesetzmässigen Courses der Guineas auf 20 Schillinge für Folgen in Ansehung der gemeinen freiwilligen Circulation haben würde; ich meyne, in Ansehung des Kaufens und Verkaufens, und abstrahire hier von der freiwilligen Circulation, welche alsdann Statt findet, wenn die Leute im Begriffe sind, zu zahlen, oder ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, welches zwey an sich selbst ganz verschiedene Dinge sind, und sorgfältig von einander getrennt werden müssen.

Es wird zuletzt keine Silbermünze

Wenn man die Guineas auf 20 Schillinge reducirt, ohne eine neue Silberausmünzung vorzunehmen, so werden die Folgen davon diese seyn: 1) dass der Fus des Pfunds Sterl. auf die mittlere Proportion der abgeschliffenen Silber-

mehr vorhanden ſeyn.

bermünze im gegenwärtigen Courantgeld geſetzt wird; 2) daſs die leichten Guineas, welche unter dem Werthe von 20 alten Schillingen ſind, in Zahlung für Pfunde Sterling paſſiren, ob ſie gleich nicht den innerlichen Werth neuer Guineas haben; 3) daſs alle neuen Guineas eingeſchmolzen werden; und wenn es 4) einmal ſo weit gekommen iſt, daſs die Münzen aus lauter Stücken von ungleichem Werth beſtehen, ſo werden die ſchwerſten darunter abermals eingeſchmolzen werden, ſo daſs ſich zuletzt die Silbermünze ganz verlieren wird.

Will die Regierung dem Mangel an couranten Sorten dadurch vorbeugen, daſs ſie Silber oder Gold nach der Münzſtätte ſchickt, um ſolches nach dem geſetzmäſſigen Fus auszuprägen, ſo wird dieſe neue Münze, ſo bald ſie zum Vorſchein kommt, mit alten Schillingen und leichtem Golde aufgekauft und in den Schmelztiegel geworfen werden. Alsdann werden die Wipper mit dem Einſchmelzen der noch gewichtigern alten Geldſorten inne halten, weil ſolche nunmehr einen noch höhern Werth erlangen; denn im Courſe werden ſie ein Aequivalent für die neuen Sorten ſeyn, welche ihr volles verordnungsmäſſiges Gewicht haben. Es wird ſicher keine Privatperſon weder Gold, noch Silber, zur Münzſtätte bringen, weil ſie daſelbſt für das Troypfund Gold nur 44½ Guineas, und für das Troypfund Silber nur 62 Schillinge erhalten würden, da ſie hingegen auf dem Markte eine gröſsere Anzahl alter Schillinge und Guineas, ein Gewicht gegen das andre verglichen, bekommen können; welches ihnen in der Circulation den nämlichen Dienſt thun wird.

Man lache nicht über den Einfall, alte Schillinge auf dem Markte nach dem Gewichte einzukaufen; denn dieſes geſchieht alle Tage. Ob ich meine Silberbarren das Pfund für 65 Schillinge verkaufe, (die Bezahlung mag in Schillingen, oder Guineas, oder Banknoten geſchehen) oder ob ich alte Schillinge nach dem Gewicht kaufe, das iſt ſchlechterdings einerley. Die Urſache, warum die Leute die alten Schillinge nicht nach dem Pfunde verkaufen, iſt nur dieſe, weil dieſe Schillinge nicht alle von einerley Gewicht ſind, ob ſie gleich alle für einerley Werth gangbar ſind; ſondern die Leute verkaufen gleichſam ihre Barren gegen alte abgeſchliffene Schillinge, die auf eine mittlere Proportion des Werths reducirt ſind; dieſer Barrenverkauf iſt im Grunde nichts anders, als der Einkauf alter Schillinge auf dem Markte nach dem Gewicht. Wer alſo mit einem Pfunde Silberbarren den Werth von 65 alten

Schil-

Schillingen kaufen kann, der wird dasselbe gewiss nicht anwenden, 62 schwere Schillinge aus der Münze zu kaufen, die nirgend einen höhern Werth haben, ausser im Schmelztiegel. Eben dieses ist auch vom Golde wahr.

Folgen der erwähnten Reduktion, in Ansehung der Circulation bey Kaufleuten und Banquiers.

Ich habe mich bemühet, durch die deutlichsten Beweisgründe zu zeigen, dass keine Silbermünze, die etwas mehr werth ist, als irgend eine andre im Königreiche gangbare Münze, im Umlauf bleiben, oder dem Wipper und Schmelztiegel entgehen könne. Dieses wird mir, denke ich, von allen Seiten gerne zugestanden, weil es ein Beweis ist, dessen man sich gegen diejenigen zu bedienen pflegt, welche vorschlagen, man solle Schillinge von geringhaltigem Silber prägen, und solche rouliren lassen, weil solche ein Mittel wären, Gold dafür einzuwechseln; ein Einfall, der so schnurstracks gegen alle Münzgrundsätze läuft, dass ich ihn gar nicht habe widerlegen mögen.

a, Die Guineas würden doch noch immer für 21 Schillinge passiren.

Wenn es also wahr ist, dass die Schillinge wirklich nicht mehr als $\frac{1}{21}$ einer Guinea werth sind, was würde das Gesetz, welches die Guineas auf 20 Schillinge reducirte, für Wirkungen in Ansehung der Kaufleute haben? Die Guineas würden, wie zuvor, bey jedem Wechsler in London für 21 Schillinge, und 21 Schillinge für eine Guinea passiren.

b. Der Münzfus würde auf geringhaltiges Silber gesetzt werden, wie im Jahre 1695.

Da aber vermuthlich keine neue Ausmünzung Statt finden wird, und die zu leichten Silbermünzen noch immer gangbar bleiben würden, wie sie es itzt sind, was könnte man da für Sicherheit haben, dass das Pfund Sterling nicht jedes Jahr noch weiter herunter kommen würde? Der Münzfus würde alsdann gänzlich auf die alten Silbersorten fixirt seyn, und niemand würde in Guineas zu 20 Schillingen bezahlen, eben so wenig als itzt jemand in Silbermünzen von gesetzmässigem Gewichte bezahlt. Alsdann würde das einzige Mittel, Münze zu bekommen, dieses seyn, dass man die Guineas ihren eigenen Werth suchen liesse. Hierauf würden sie wieder bis auf 21 Schillinge steigen, welches ihr innerlicher Werth ist. Würden nicht in diesem Falle, die Schillinge, durch ihr Leichterwerden, im Verhältnis gegen die Guinea einen geringern Werth bekommen? Geschah nicht dieses im Jahr 1695? Steigerte nicht dieses Uebel den Preis der Guineas, und setzte den Werth des Pfunds Sterling nach Proportion herunter?

c. Kaufleute würden dabey gewinnen,

Gleichwie demnach alles, was den Fus stuffenweise erniedrigt, für diejenigen vortheilhaft seyn muss, die sich auf diese Vortheile verstehen: so muss es für die Kaufleute vortheilhaft seyn, dass das Gold zu einer Waare ge-

macht iſt; denn ſie haben an dem auswärtigen Wechſel einen ſichern Fus, ſeinen Werth abzumeſſen, während daſs der gröſste Theil der Nation gar keinen hat.

die Schuldner aber verderben.

Auſſerdem daſs ein ſolches Maas offenbar die Erniedrigung des Münzfuſses unter ſeinen gegenwärtigen Werth nach ſich zöge, ſo würde es auch mit den verderblichſten Folgen für alle Claſſen der Einwohner begleitet ſeyn. Man erlaube mir, ein Exempel zu geben. Ich will ſetzen, jemand ſey eine ſtarke Summe ſchuldig, etwa 100000 Pfund Sterling, und ſein Gläubiger verlangt die Zahlung. Dieſem bietet er Guineas zu 21 Schilling an, nach ihrem couranten und conventionsmäſsigen Werthe: der Gläubiger ſchlägt das Erbieten aus. Jener offerirt Banknoten: abermals abgeſchlagen. Die Entſchuldigung, er könne keine 100000 Pfund Silbermünze auftreiben, findet kein Gehör: genug, er ſoll ſie herbeyſchaffen; der Creditor ſagt, die Münze ſtehe offen. Hier iſt der Schuldner genöthigt, entweder ſeine Guineas zu 21 Schilling auszugeben, oder Silber, wovon ihm das Troypfund 65 Schillinge koſtet, nach der Münze zu bringen, und alsdann ſeinen Gläubiger, auf den Fus von 62 Schilling das Troypfund, zu bezahlen. Dürfte nur noch aus dieſer für die Schuldner ſo harten Nothwendigkeit der Staat dieſen Troſt hoffen, daſs er mit gewichtigern Geldſorten verſehen würde: aber dies darf er nicht hoffen; denn kaum iſt der Gläubiger in Silber bezahlt worden, ſo wirft er ſeine Sorten in den Schmelztiegel, ſchickt ſie hernach in Barren auf den Markt, und verkauft die Unze zu 65 Pence in Banknoten.

Folgen in Anſehung der Bank.

Hiernächſt geht er nach der Bank, und begehrt die Zahlung für ſeine Papiere. Es iſt nicht zu vermuthen, daſs ſoviel alte abgenützte Silberſorten vorhanden ſind, als zur Bezahlung aller umlaufenden Banknoten erfodert werden. Die Bank muſs ſich daher in gleicher Verlegenheit mit jedem Schuldner befinden, ſie muſs Silber nach der Münze ſchicken; nicht damit ſolches, wie vielleicht itzt geſchieht, nachmals in auswärtige Länder geführt werde, noch auch, um die Münze in Arbeit zu ſetzen, und dann die Sorten aufs neue einzuſchmelzen, ſondern um die Banknoten einzulöſen, die ſie, ſtatt leichter Silberſorten, oder ſtatt Guineas zu 21 Schillingen, ausgegeben hatte. Nunmehr ſchmelzt der Creditor ſein neues Silbergeld abermal ein, verkauft es, wie zuvor, in Barren gegen Banknoten, und geht dann wieder nach der Bank, und will Geld haben.

Wenn

Wenn wir dieses letztere Manege voraussetzen, so ists einerley, ob man die Guineas, als eine Waare, selbst ihren Preis suchen lasse, oder ob man sie auf 20 Schillinge herunterseтze; denn kein Mensch auf der Welt wird eine gewichtige Guinea für 20 Schillinge itzigen Courantgelds hingeben; und wenn die Schuldner verbunden wären, auf diesen Fus zu zahlen, so würden sie eben so übel daran seyn, als im vorhergehenden Falle; weil der Unterschied, wenn ich in gewichtigen Silbersorten, oder in guten Guineas zu 20 Schilling, zahle, nicht gröser ist, als der Unterschied zwischen 1718. 7 und 1719. 9; denn eine Guinea, welche 118½ Grän feinen Golds wiegt, ist 1719. 9 Grän feinen Silbers werth, zufolge der Proportion von 1 zu 14½; und ein Pfund Sterling ist, zufolge des Statuts, nicht mehr werth als 1718. 7 Grän Goldes.

Die Guineas auf 20 Schillinge reduciren, und sie zu einer Waare machen, ist einerley.

Wir dürfen also hieraus den Schluss ziehen, dass, wenn die Regierung die Guineas auf 20 Schillinge zu reduciren gedenkt, sie schon vorher eine ganze neue Ausmünzung aller Silbersorten müsse vorgenommen haben. Ohne dieses läst sich die bisherige Münzverwirrung nicht heben; es würde sich nur eine neue Disproportion zwischen dem Gold- und Silberpreise hervorthun; und niemand würde in Gold zahlen wollen, gleichwie itzt niemand in Silber zahlen will.

XI. Capitel.

Mittel, die Münzwährung auf den Münzfus der Königin Elisabeth wieder herzustellen, und Folgen dieser Veränderung.

Ich komme nun auf den Vorschlag, den Münzfus so wieder herzustellen, wie er nach dem Statut Elisabeths seyn sollte. Dieser Schritt ist im Grunde der nämliche, welchen man thun würde, wenn man die Guineas auf 20 Schillinge herunterseтzte; nur dass dabey eine neue Ausmünzung aller Silbersorten und aller alten Goldsorten nothwendig wäre. Nichts ist leichter, als diese Reformation ins Werk zu setzen.

Wie das Pfund St. auf den Münzfus der Königin Elisabeth vestzusetzen.

1. Vor allen Dingen müsste verordnet werden, dass alle Gold- und Silbermünzen, die bis auf ein gewisses vorhergehendes Jahr geschlagen worden, lediglich nach ihrem Gewichte passiren sollten.

2. Daſs die Münzkoſten vom Silber, wie vorhin, auf 5 Schill. 2 Pence für die Unze, bleiben ſollen, die vom Golde aber auf 3 Pf. 14 Schill. 2½ Pence veſtgeſetzt werden ſollen.

3. Daſs das Troypfund gehaltiges Silber, wie vorhin, zu 62 Schilling Sterling, und das Pfund Gold zu 44½ Guineas ausgeprägt werden ſoll.

4. Und endlich, daſs dieſe Guineas 20 Schillinge gelten ſollen.

Auf dieſe Art iſt der Fus auf den Werth des Silbers nach dem Statut der Eliſabeth wieder hergeſtellt; die Metalle werden beinahe auf die völlige Proportion von 1 zu 14½ veſtgeſetzt; alle Münze im ganzen Königreiche bekommt ihr verordnungsmäſsiges Gewicht; es wird beim Einſchmelzen oder Ausführen einer Münzſorte vor der andern kein Profit herauskommen; der Wechſel wird, wenn er al pari ſteht, mit dem reellen Pari, entweder des Silbers oder des Goldes, bey ſolchen Nationen, wie Frankreich, welche ebendieſelbe Proportion beobachten, übereinkommen, wofern nur das reelle Pari recht berechnet wird; und das Pfund Sterling wird, wie zuvor, beides dem Golde und Silber attachirt bleiben.

Die Folgen dieſer Reformation werden ſeyn, daſs der Münzfus um 5 pr. C. erhöhet wird.

Dieſe Reformation wird mit ſich bringen, daſs das Pfund Sterling von 1638 Grän feinen Silbers (welches der Werth des itzigen abgeſchliffenen Courant-Silbergeldes iſt) auf 1718. 7 Grän feinen Silbers; und von 113 Grän feinen Goldes (als dem gegenwärtigen Goldcours) auf 118. 644 Grän wird erhöhet werden; das iſt, der Werth des Pfunds Sterling wird in Gold und in Silber um 4. 9 pr. C. über ſeinen gegenwärtigen Werth ſteigen. Auf dieſe Art werden alle Creditores gewinnen, und alle Schuldner verlieren. Von dem Tage der Verordnung an wird der Wechſel auf allen europäiſchen Handelsplätzen um 4. 9 pr. C. zum Beſten Englands ſteigen, und jeder, der auſſerhalb Landes iſt, und, um Renten von ſeinen Gütern zu heben, traſſiret, wird jährlich 4. 9 pr. C. auf ſeine Tratten, und auf die Rimeſſen, die er erhält, gewinnen. Ob die Preiſe in England nach Proportion fallen werden, weis ich nicht. Soviel aber iſt zimlich gewiſs, daſs jeder Artickel, welcher für die auswärtige Exportation gekauft wird, im Preiſe fallen wird; aus dieſer guten Urſaehe, weil die Kaufleute nicht ſo einfältig ſeyn werden, ſich die getroffene Neuerung verführen zu laſſen, und das, was ſie ſonſt mit leichtem Gelde zu kaufen gewohnt waren, nicht mit ſchwerem Geld zu ebendemſelben Preiſe kaufen werden. Allen den Nachkommen derer, die unter der Regierung der Königin Eliſa-

Elisabeth ihre Ländereyen verpachteten, auch allemal nachher, wenn Gold und Silber die Proportion wie 1 zu 14½ gegeneinander, und die Silbermünzen ihren verordnungsmäßigen Gehalt hatten, wird Gerechtigkeit widerfahren. Alle Taxen, die nach Pfunden, Schillingen und Pence auferlegt sind, werden erhöhet werden; und diejenigen Taxen, die auf ein gewisses Procent des Werths angelegt sind, werden an und für sich bleiben, wie sie sind, in der Benennung der Münzen aber geringer zu seyn scheinen; das ist, sie werden ebensoviel einbringen, als zuvor, aber weniger Pfunde, Schillinge und Pence ausmachen. Die Nation wird 4. 9 pr. C. auf das ganze Capital und auf die Interessen der öffentlichen Schulden verlieren; und dies werden die Gläubiger gewinnen. Die Bank wird als Creditor des Publici gewinnen, zugleich aber (nebst allen Bankiers in England) 4. 9 pr. C. auf alles ihr circulirendes Papier verlieren. Alle, die bey Annüitäten interessirt sind, alle Ländereybesitzer und Creditoren, deren Contracte noch nicht 30 Jahr gewährt haben, werden gewinnen. Alle Schuldner, Verpfänder ihrer Güter, und Pachter, deren Contracte von einem jüngern dato sind, werden verlieren. Alle und jede Waarensorten müssen um 4. 9 pr. C. in ihrem Werthe fallen; und um soviel Farthings etwas in seinem Preise fällt, soviel ist für diejenigen, welche consumiren, verloren.

Dieses sind einige von den ersichtlichsten Folgen, welche aus diesem Verbesserungsplan entstehen müssen; und die Nation kann am besten richten, in wieweit es zu ihrem Nutzen ausschlage.

Entweder dieses Raisonnement ist richtig: oder die Grundsätze, die ich dargelegt habe, sind gleich vom Anfange her falsch gewesen.

Alle Classen der Einwohner haben ein gleiches Recht, bey ihren Vortheilen geschützt zu werden.

Bey einer weisen Nation herrscht, dünkt mich, allemal ein Geist der Gerechtigkeit. Jede Classe, jede Gattung der Einwohner, hat gleiches Recht, von einer guter Regierung beschützt zu werden. Jeder Schritt, den eine Regierung thut, einer Classe, zum Schaden einer andern, einen Vortheil zuzuwenden, ist übel abgemessen: hingegen jeder Schritt, den sie thut, derjenigen Classe, die ohne ihr Verschulden einen Verlust erlitten hat, zum Schaden einer andern Classe, die aus jenen Umständen einen unrechtmäßigen Gewinn gezogen hat, wieder aufzuhelfen, ist löblich. Nach dieser Maxime ist es nicht möglich, die oben beschriebene Operation zu billigen. Sie ist ein politisches Hocuspocus; sie wirft gleichsam alle Interessen in Grosbritannien in Einen Sack, und zieht sie, wie in einer Lotterie, heraus.

Wir müssen uns daher in eine nähere Untersuchung dieser entgegengesetzten und miteinander streitenden Interessen einlassen; wir müssen die Interessen, welche gelitten haben, und von dieser Erniedrigung des Fußes noch fernerhin leiden, betrachten; wie auch das Interesse derer, die durch die Wiederherstellung des Fußes nach dem hier vorgeschlagenen Plan leiden müssen, beherzigen. Wenn wir wissen, wer darunter leiden muß, so können wir leicht errathen, wer dabey gewinnen müsse.

Nur diejenigen, welche bey der Erniedrigung des Münzfußes zu kurz kommen, müssen bey der Wiederherstellung desselben Vortheil ziehen:

Diejenigen, welche durch die Erniedrigung des Münzfußes leiden, sind folgende Personen:

1. ein jeder, welcher, vermöge eines Contracts, den er schon vor der Erniedrigung des Münzfußes eingegangen hat, Gläubiger ist.

2. nach Proportion, als die Münzunordnung fortdauret, und das courante Geld leichter wird, verliert ein jeder, der an Kaufleute verkauft.

Bey einer Handlungsnation, wie England, ist es nicht möglich, daß irgend ein courantes Geld sich, vermöge seines Gepräges, in einem höhern Preis erhalten kann, als sein innerlicher Werth mit sich bringt. Wer demnach, zufolge seiner Gewohnheit, eine gewisse Waare zu verkaufen, fortfährt, ein courantes Geld, welches täglich schlechter wird, so zu betrachten, als behielte es immerfort den nämlichen Werth, der betrügt sich bey seinem Handel, so oft er es mit einem Manne zu thun hat, der besser von der Sache Bescheid weis.

Ich muß jedoch auch einer andern Gattung Leute erwähnen, welche noch weit beträchtlicher sind, und in der Meinung stehen, daß sie gleichfalls mit zu der ersterwähnten Classe der Verlierer gehören, ob sie gleich nicht das mindeste Recht dazu haben.

Dieses sind diejenigen, welche die Gewinner seyn würden, wenn die Englische Regierung den Fus, blos auf die Vorausetzung, daß solches die Gerechtigkeit erfoderte, wiederherstellen wollte, sich aber nicht die Mühe gäbe, bey dieser wichtigen Frage die *merita cauſae* wohl zu überlegen.

nicht aber die ganze Classe der Gläubiger;

Zu dieser Classe gehören alle öffentliche Gläubiger, alle, die eine Besoldung, eine Pension, oder einen Lohn für personnelle Dienste genießen; alle, die bey Annuitäten interessirt sind, alle Gutsherrn u. s. w. kurz, ein jeder im Königreiche, insofern er ein Creditor vom Publico oder von Privatpersonen ist.

Man

Man erlaube mir, hier eine Frage aufzuwerfen. Was für ein Recht kann jemand haben, einen Grän Silbers oder Golds mehr, als er sich von seinem Gläubiger, zur Zeit der Errichtung des Contracts, hat stipuliren lassen, in Bezahlung anzunehmen, weil die grosbritannische Regierung für gut befindet, eine neue Münzverordnung zu machen? Wenn es wahr ist, dass ein Jeder das Recht hat, über die *Herunterſetzung* des Fusses zu klagen, insofern er dabey um dasjenige Gewicht an feinen Metallen, welches er zu empfangen berechtigt war, verkürzet wird: so hat auch ein Jeder das Recht, sich über die *Erhöhung* des Fusses zu beschweren; wenn er dadurch genöthigt wird, mit einem stärkern Gewicht feiner Metalle, als er am Werth empfangen hat, zu bezahlen.

Nach der Billigkeit und gesunden Vernunft muss man nie zugeben, dass die Erhöhung des Münzfusses jemand anders einen Vortheil bringe, ausser nur denen, welche durch die Erniedrigung des Fusses unschuldigerweise gelitten haben; gleichwie auch die Erhöhung desselben niemand, ausser denen, die durch seine Erniedrigung ungerechterweise gewonnen haben, zum Nachtheil gereichen muss.

Bey jedem Contract, wo keiner von den Contrahenten einen handgreiflichen Verlust, den er durch die vorige Erniedrigung des Fusses erlitten hätte, aufweisen kann, muss die Veränderung keine Art von Wirkung haben. Wegen aller Schulden, sie mögen herrühren, wovon sie wollen, muss ebensowol eine billige Abfindung vorgenommen werden, als bey solchen Schulden, die in Gulden, in Livres u. d. g. gemacht worden sind, wenn sie in Pfunden Sterling abgetragen werden. Der alte und der neue Fus sind ebensowenig deswegen einerley, weil ihnen in der Benennung einerley Werth beigelegt wird, als ein Piaster ein Pfund ist, weil der erste Buchstabe von jenem ebenfalls ein P ist. *deren Ansprüche man einer billigen und unpartheyischen Abfindung unterwerfen muss.*

Jedermann muss gestehn, dass der Fus der Königin Elisabeth verringert ist, und dass ein Pfund Sterling mehr nicht werth ist, als 1718. 7 Troygrän feinen Silbers. Auch muss jedermann gestehn, dass, wenn jener Fus wiederhergestellt wäre, alle Waarensorten im Werthe fallen müssten.

Wenn also, nach der Wiederherstellung, jemand, welcher Waaren zu kaufen hat, die Freiheit haben soll, seinen Preis nach der Veränderung der Münzen einzurichten: warum soll ein Andrer, der Schuldner ist, schlimmer dran seyn? Warum sollen fortwährende Contracte nur der Sprache nach, und

Con-

Contracte, die nur einen Augenblick währen, wie beym Kaufen, nach der Sache ſelbſt verbindlich ſeyn?

Zwo Perſonen legen ſich jeder einen Bedienten zu. Der eine macht ſich zu 20 Guineas Lohn anheiſchig, der andre verſpricht 21 Pf. St. Kurz hernach wird der Münzfus auf oben erwähnte Art wiederhergeſtellt. Kann nun etwas ungereimter ſeyn, als daſs derjenige, welcher 20 Guineas verſprochen hat, nach geſchehener Wiederherſtellung des Fuſses, ſeinem Bedienten nur 20 Guineas, wie zuvor, zahlen dürfe, derjenige hingegen, der 21 Pf. St. Lohn verſprochen hat, dem ſeinigen 21 Guineas bezahlen müſſe?

Mit welchem Grunde kann demnach ein Mann, der im Beſitze einer Beſoldung, einer Annuität, einer Obligation, oder einer andern Sicherheit für eine an jemand ausgeliehene Summe ſteht, verlangen, daſs ihm ebendieſelbe Anzahl Pfund Sterlinge, die ihm anfänglich ſtipulirt worden iſt, bezahlt werden ſollen, nachdem das Pfund in ſeinem innerlichen Werthe um 5 pr.C. über den Werth, den es zur Zeit des errichteten Contracts hatte, erhöhet worden iſt?

XII. Capitel.

Einwürfe gegen meine bey dieſer Unterſuchung angenommene Grundſätze, und Antworten darauf.

Ich hoffe, man werde bemerkt haben, daſs ich nicht behaupte, daſs die Ausmünzung des Troypfunds Standardſilbers in 65 Schillinge, oder die Prägung neuer Münzen auf den alten Fus zu 62 Schillingen, da man die Guineas auf 20 Schillinge reducirt, und alsdann die Differenz zwiſchen dem alten und neuen Fus, bey vormals eingegangenen fortwährenden Contracten, mit 5 pr.C. vergüten läſst, keine offenbare Herunterſetzung des Werths des Pfunds Sterl. ſey, gegen denjenigen Werth zu rechnen, den es hatte, ſolange ſolches nach dem Statut der Königin Eliſabeth auf Silber veſtgeſetzt war. Ich behaupte nur ſoviel, daſs keine von dieſen Operationen (die beinah auf einerley hinauslaufen) eine Herunterſetzung des gegenwärtigen Werths des Pfunds Sterling, oder desjenigen Werths, den es ſeit wenigſtens dreiſſig Jahren gehabt hat, ſeyn würde.

Da aber dieſe Meinung keineswegs durchgängig angenommen iſt, ſo muſs ich anitzt denen, die das Gegentheil behaupten, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und ihre verſchiedenen Einwürfe meinen Leſern vor Augen legen.

1. Einwurf. Die Macht der Gewohnheit, da wir mit den Benennungen der Münzen die Begriffe ihres Werths verbinden, iſt ſo groſs, daſs ein Pfund Sterling, es mag erhöhet ſeyn oder nicht, jederzeit das nämliche Maas des Werths zu verſtehen geben wird. Die Preiſe der Waaren werden nicht gerade nach der Proportion, in welcher ſie geſtiegen ſind, wieder herunterſinken. Verſtattet man aber Vergütungen, ſo wird die Verwirrung unendlich ſeyn, und immittelſt wird die dadurch bewirkte Verminderung im numerariſchen Werth zugleich in eine wirkliche Verminderung in Anſehung des innerlichen Werths ausſchlagen.

1. Ein Pf. St. wird jederzeit als ein Pfund betrachtet werden.

2. Einwurf. Die Unordnung in der Proportion der Münzen, und das Abnützen und die Leichtigkeit der Courantmünzen ſind keine reelle Erniedrigung des Fuſses. Die Münzwährung behält ihren innerlichen Werth, kraft des Statuts der Eliſabeth, welches ihn veſtgeſetzt hat. Es iſt falſch, wenn man behaupten will, der Engliſche Münzfus ſey blos auf die Münzen fixirt, oder habe kein unveränderliches Maas, womit er verglichen werden könnte. Das Pfund Sterling iſt wirklich auf das Statut, und nicht auf die Münze fixirt, und daher kann keine Veränderung der Münzen, ſondern blos eine Veränderung jenes Statuts, den Fus ändern.

2. Der Münzfus iſt gegenwärtig nicht heruntergeſetzt, weil er lediglich vom Statut, und nicht von den Münzen abhängt.

3. Einwurf. Das Pfund Sterling iſt, in mancherley Rückſicht, noch immer im Grunde eben ſo viel Silber werth, als es nach dem Statut Eliſabeths gelten ſoll, obgleich die Handelsleute in ihren Wechſelbriefen, und die Wipper der Gold- und Silbermünzen die Sache anderſt vorſtellen. Folglich würde eine neue Verfügung, da man entweder das Silber zu 64 Schillingen auf das Pfund Troygewicht ausmünzte, oder da man in Anſehung des alten Fuſses 5 pr. C. abziehen lieſſe, unter dem Vorwand, daſs ein Pfund Sterling gegenwärtig nicht mehr werth ſey, als 1638 Grän feinen Silbers, den Fuſs nicht ſo erhalten, wie er dieſe dreiſſig Jahre her geweſen iſt, ſondern ihn vielmehr unter den gegenwärtigen Werth herunterſetzen.

3. Das Pf. St. iſt noch wirklich 1718. 7 Grän fein Silber werth.

4. Einwurf. Wenn das Beſchneiden und das Abſchleifen der Münzen den Münzfus, trotz aller Statuten, erniedrigen ſoll; und wenn jede neue Ausmünzung

4. Bey jeder neuen Ausmün-

zung würde, nach meinen Grundsätzen, der gesetzmäßige Gehalt schlechter.

münzung durch das Gewicht der vorigen zu leicht gewordenen Münze reguliret werden soll, um den wirklichen Werth der Münzwährung beizubehalten: so ist klar, dafs mit der Zeit diese Währung bis auf soviel als Nichts herunterkommen mufs.

5. Es ist ungereimt, die gesetzmäßige Maaße zu vermindern.

5. Einwurf. Liefse man die gebräuchlichen Maafse durch Abtragen und betrügerische Kunstgriffe in den Stand gerathen, dafs sie weniger hielten als die Probirmaafse, die im Exchequer aufbehalten werden, so würde, dieser Ursache wegen, offenbar ungereimt seyn, diese gesetzmäfsigen Maafse zu vermindern. Aus eben dieser Ursache würde es, solang das Statut der Elisabeth in seiner Kraft bleibt, eben so ungereimt seyn, den Silberfus des Pfunds Sterling zu verringern.

6. Das Abnützen der Münzen durch den Umlauf gereicht nur denen zum Schaden, die gerade zu der Zeit, da sie verrufen wird, einen Vorrath davon besitzen: es setzt aber den Münzfus nicht herunter.

6. Einwurf. Den Münzfus durchs Gesetz erniedrigen, ist ein gewaltsamer Eingriff in aller Leute Eigentum. Wenn aber die Münze durch die Circulation weniger werth wird, so fällt der Verlust nur auf denjenigen, der just zu der Zeit, da die Münze verrufen wird, einen Theil derselben im Besitze hat.

7. Der inländische Verkehr, nicht aber der Barrenpreis, noch der Wechselcours, reguliret den Münzfus.

7. Einwurf. Obgleich Kaufleute und Wipper den Werth eines Pfunds Sterling nach seinem Gewicht an Silber oder Gold betrachten mögen; und obgleich, aus dem Wechselhandel und Barrenpreise zu urtheilen, das Pfund Sterling gegenwärtig nicht mehr als 113 Grän feinen Goldes, und 1638 Grän feinen Silbers werth seyn mag: so ist es doch, beim inländischen Verkehr, sein Standardgewicht werth, nämlich 1718. 7 Grän Silber, weil die Engländer ihr Geld nie nach seinem Gewichte, sondern nach seiner Zahl betrachten. Der Cours nach der Zahl bezieht sich auf den Münzfus, aber der Cours nach dem Gewichte bezieht sich auf die Münzen selbst.

Ueberdies ist die Quantität des aus dem Lande gehenden Geldes, oder auch die Quantität des auswärtigen Verkehrs, wenn es gegen die inländische Circulation verglichen wird, so unbeträchtlich, dafs der Werth, den die Ausländer dem Englischen Gelde beilegen, dem Werthe desselben innerhalb Landes wenig schaden kann.

8. Die

8. Einwurf. Da bey der königlichen Kammer und auf allen öffentlichen Einnahmecomptoirs leichtes Geld für voll angenommen wird, so behält dasselbe hiedurch seinen Werth nach dem Münzfus, ob es gleich nicht das völlige Gewicht hat.

9. Ein-

9. Einwurf. Mein Vorschlag sey kein andrer, als der, welchen schon Lowndes im Jahr 1695 gethan habe, aber vom Herrn Locke aufs bündigste widerlegt, und von der ganzen Nation, bey einer ähnlichen Gelegenheit, verworfen worden sey.

Landesca-ssen erhalten die leichte Münze im Werth.

Um nichts ungesagt zu lassen, was diese Materie in ein klares Licht setzen kann, werde ich auf alle diese Einwürfe so deutlich, als mir möglich ist, antworten. Ich habe sie von allen Orten her gesammelt, besonders von Herrn Harris. Ich habe mich bemüht, sie in ihrer vollen Kraft darzustellen, und ich werde sie, mit Ehrlichkeit, nach den dargelegten Grundsätzen, und nach ungezweifelten Erfahrungen, beantworten.

9. Mein Vorschlag ist des Lowndes seiner.

Antworten auf diese Einwürfe.

Antwort auf den isten Einwurf. Hier erinnere ich, dass keine Gewohnheit, die ein Volk annehmen kann, stark genug ist, dasselbe in Dingen, wo es auf seinen Vortheil ankommt, zu verblenden. Nichts ist in vielen Ländern gewöhnlicher, als den numerarischen Werth der verschiedenen Münzbenennungen zu erhöhen oder zu erniedrigen: kaum aber ist die Veränderung getroffen worden, so wird sie jedermann bekannt, sogar Kindern von zwölf bis vierzehn Jahren; und wer sich in der Welt ein wenig umgesehen hat, wird sich haben verwundern müssen, wie viel Einsicht die gemeinsten Leute in der Kenntnis des Werths der Münzen besitzen. Er wird finden, wie, nach einer Wiederherstellung des Münzfusses, blos die Köpfe der Verkäufer und Creditoren sich gewöhnt haben, noch an die alten Pfunde Sterling zu denken, Käufer und Schuldner hingegen den zu ihrem Vortheil gereichenden Abzug von 5 pr. Ct., wenn sie durch ein Gesetz dazu berechtigt werden, sehr geschwind begreifen lernen. Es wird gröstentheils von der Regierung abhängen, ob sie machen will, dass die Waarenpreise gleichfalls der genauen Proportion ihres Werths folgen müssen; dieses kann sie durch Conversionen in den Taxen, wie auch durch neuanzulegende Taxen auf Brod, Bier und andre Consumtibilien, bewerkstelligen, und zugleich die Leute mit dienlichen Tabellen versehen, worin sie sich allemal Raths erholen können. Wenn nur erst die Theorie da ist, so wird nichts leichter seyn, als sie bey allen Vorfällen anzuwenden.

1. Alle Schuldner und Käufer werden ein Pf. St. nach seinem Werthe betrachten.

2te Antwort. Der hier gemachte Einwurf würde unwiderleglich seyn, wenn bewiesen werden könnte, dass der Fus des Pfunds Sterling von dem Statut der Elisabeth, und nicht vielmehr von der Münze abhienge. Allein, wenn dem

2. Wenn der Münzfus von dem Statut abhienge, so

würden die Leute verbunden seyn, nach dem Gewichte zu bezahlen.

dem also wäre, so könnte die Bezahlung aller Obligationen nach dem Gewichte Silbers gefodert werden, weil das Statut nichts mehr als dieses verlangt. Es ist mir jemand tausend Pfund schuldig, und bietet mir, gesetzmässig, Silber- oder Goldmünze nach dem gangbaren Werth an. Wäre nun der Fus dem Statut attachirt, so würde ich die Freiheit haben, beiderley courante Sorten, wenn solche das gehörige Schrot oder Korn nicht hätten, auszuschlagen, und zu verlangen, dass mir mein Schuldner 1718700 Grän fein Silber, oder 1858060 Grän in Nationalsilbermünze bezahlen soll.

Aber alles dieses ist nicht der Fall. Der Fus ist nicht an das Statut der Elisabeth gebunden; folglich ist er nicht an ein unveränderliches Maass gebunden; folglich muss er sich ändern, je nachdem sich die Münze ändert, an welche er, nach dem Gesetze, ganz allein gebunden ist.

3. Man kann niemand nöthigen, 1718. 7 Grän fein Silber für 1 Pf. St. zu zahlen.

3te Antwort. Wenn gesagt wird, dass das Pf. St. in irgend einem Falle 1718. 7 Grän fein Silberwerth sey, so bin ich berechtigt zu fragen: Wer kann einen einzigen Menschen in Grosbritannien zwingen, ihn auf *diese* Weise zu bezahlen? Wenn hingegen wahr ist, dass kein einziges Pfund Sterling, welches jemand innerhalb dieses Königreichs schuldig ist, verordnungsmässig mit 113 Grän feinen Goldes, oder mit 1638 Grän feinen Silbers, vergütet werden kann: so bin ich berechtigt, den gegenwärtigen Werth des Pfunds Sterling nach diesem Preise zu verlangen. Ist dieses der Fall, so muss nothwendig die Hinzufügung Eines Grans Silbers oder Goldes mehr, bey einer neuen Ausmünzung, eine Erhöhung des Fusses mit sich führen.

4. Nicht die Regulirung des Münzwesens, sondern das Kippen und Abschleifen der Münzen, ist es, was den Münzfus verringern muß.

4te Antwort. Dieser Einwurf ist gegen das Beschneiden der Münzen, nicht aber gegen die Unordnung im Münzwesen gerichtet. Ich habe öfters angemerkt, dass das Beschneiden der Münzen schon an sich selbst den Fus verringert, wie solcher nach dem Statut wirklich stehet, nicht aber, wie er stehen könnte.

Es ist kein Zweifel, dass solang eine Nation ihre Courantmünze, vermöge des Stempels, unter dem Standardgewichte gangbar seyn lässt, sie, durch diese Unachtsamkeit, der Verschlechterung des Fusses die Thür öffnet, und denjenigen Theil des Statuts, welcher das Gewicht vestsetzt, gänzlich vereitelt; folglich kann eine Acte wegen einer künftigen neuen Ausmünzung, nach dem alsdann verringerten Werthe, an und für sich selbst keine neue Verschlechterung des Fusses seyn.

Eine

Eine neue Ausmünzung in dieſem Falle iſt nur eine einſtweilige Hemmung des Circulirens der auf eine ungleiche Weiſe abgenützten Münzen, welcher Umſtand, mehr als ſonſt irgend etwas, Schuld daran iſt, daſs der Münzfuſs nach und nach immer ſchlechter wird: aber an und für ſich ſelbſt iſt dieſer Umſtand keine neue Herunterſetzung des Fuſses; und eben ſo wenig iſt er auch ein Verwahrungsmittel gegen die Verfälſchungen deſſelben in den künftigen Zeiten.

Wenn nicht ausdrücklich verordnet wird, daſs die Schuldner das völlige verordnungsmäſſige Gewicht der Münzen, womit ſie zahlen, auf eine oder andre Art vergüten ſollen, ſo muſs der Staat nothwendig entweder bey jeder neuen Ausmünzung den Fuſs auf eine regulaire Weiſe nach und nach herunterſetzen, oder er wird genöthigt ſeyn, denſſelben ſtosweiſe zu erhöhen, zum Schaden aller Gläubiger, die, während der vorhergehenden Erniedrigung des Fuſses, contrahirt hatten.

5. Die Leute ſind verbunden, nach dem geſetzmäſſigen Gewicht und Maaſse auszuwiegen und zu meſſen; aber nicht nach dem Pf. St., ſo wie es durch den Münzfus beſtimmt iſt, zu zahlen.

5te Antwort. Die Vergleichung der Standardgewichte im Exchequer mit den Standardmaaſse des Pfunds Sterl. paſst ſchlecht. Wenn mir ein Kaufmann Getreide, Barren, oder Tuch nach einem Maaſse anbietet, welches nicht den geſetzmäſſigen Inhalt, Gewicht oder Länge hat, ſo darf ich es ausſchlagen. Ich kann ihn ſogar wegen Vervortheilung anklagen, wofern ich mir die Waare aus Unachtſamkeit habe anhängen laſſen. Aber das Maas der ſtatutenmäſſigen Währung der Rechnungsmünze darf ich (wie geſagt) nicht reclamiren.

Nun will ich den Fall ſetzen, es könnte 40 Jahre lang kein Zutritt zu den Standardmaaſsen des Exchequers erlangt werden; während dieſer Zeit wären alle Maaſse der Nation geringer geworden, und dem ungeachtet führen die Ländereyproprietairs in England noch immer fort, ſich ihre Renten in Korn nach dem geringer gewordenen Scheffel ſtipuliren zu laſſen; wenn nun dieſe Verwirrung 40 Jahre gedauert hätte, und das Exchequer würde ſodann wieder eröffnet, und alle Maaſse nach den Standardmaaſsen zurechte gemacht: würde es nicht eine abſcheuliche Ungerechtigkeit ſeyn, wenn man nicht, ſowol den Proprietairs der Grundſtücke, als auch ihren Pachtern, die innerhalb dieſer 40 Jahre Pachtcontracte gemacht, die Freiheit geſtatten wollte, ihre Renten von dem *verringerten Scheffel* auf den *Standardſcheffel* zu reduciren?

6. Der Verluſt auf das zu leichte Geld fällt, wenn daſſelbe verrufen wird, nicht auf die Beſitzer.

6te Antwort. Dieſer Einwurf beruht lediglich auf der Vorausſetzung, daſs nicht das *Kippen und Abſchleifen der Münzen*, oder die *veränderte Proportion des Marktpreiſes der Metalle*, ſondern die *Aenderung des Statuts*, den Münzfus erniedrige.

Wäre dieſer Satz richtig, ſo würde die daraus gezogene Conſequenz, daſs nämlich der aus dem Abtragen der Münzen entſtehende Verluſt gänzlich ſuſpendirt bleibe, bis die abgetragene Münze auf einmal verrufen werde, ebenfalls ihre Richtigkeit haben. Allein, wenn ich erweiſen kann, daſs der Verluſt vom Abnützen der Münze nicht auf die Perſon fällt, in deren Händen ſie zur Zeit ihrer Verrufung befindlich iſt, ausgenommen nur, inſofern ſie unter dem mittlern Gewicht des Courantgeldes überhaupt befunden wird, oder inſofern ihr Beſitzer ein Schuldner iſt, und, vermöge eines willkührlichen und unbilligen Geſetzes, das was er in leichtem Gelde empfangen hat, in ſchwerem wiederbezahlen ſoll; wenn, ſage ich, dieſes wahr iſt, ſo hoffe ich, es wird daraus folgen, daſs obiger Einwurf nicht die geringſte Kraft hat. Dieſe Folgerung iſt augenſcheinlich.

Es iſt gewiſs, daſs durch das Abtragen der Münzen irgend jemand leiden muſs. Wenn aber bewieſen wird, daſs nicht diejenige Perſon darunter leidet, in deren Händen die leichte Münze zur Zeit ihrer Verrufung ſich befunden hat: ſo muſs folgen, daſs der Verluſt, nach Proportion, bereits auf diejenigen gefallen iſt, welche dieſe Münze, ſolang ſie wirklich den geſetzmäſſigen Werth nicht hatte, ſo betrachtet haben, als ob ſie denſelben hätte.

Hier folgt der Beweis meines Satzes.

Ich will ſetzen, die Silbermünze in England ſey wirklich ſo ſehr abgeſchliffen, daſs ſie um 5 pr. C. leichter ſey, als ihr Standardgewicht nach einem mittlern Fuſse. Wenn nun zu ſolcher Zeit verfügt wird, daſs das Silber nach dem Standardgewicht neu ausgemünzt werden ſoll, ſo ſage ich, daſs nach dieſer Ausprägung das gangbare Silbergeld um 5 pr. C. beſſer als zuvor ſeyn werde. Muſs nicht alsdann alle Waare um 5 pr. C. im Werthe fallen?

Zwo Perſonen, A und B, haben, am Tage vor der Verrufung der zu leichten Sorten, jeder tauſend Pfund Sterling in ſolcher Münze. A geht zu Markte, und kauft, mit ſeinen tauſend Pfunden, Korn ein. B behält ſeine Münze, und am folgenden Tage muſs er ſie auf die Münzſtätte bringen, wo er ſie mit 5 pr. C. Diſconto verkauft, das iſt, für neunhundert und funfzig

Pfund

Pfund neuer gewichtiger Silbermünze. Hierauf geht B zu Markte; und da er findet, dafs das Korn um 5 pr. C. im Preise gefallen ist, so kauft er mit seinen neunhundert und funfzig Pfunden gerade soviel ein, als A am Tage zuvor mit seinen tausend Pfunden gekauft hatte. Nun frage ich: Was hat denn B dadurch verloren, dafs er sein Silber auf die Münzstätte gebracht hat?

Wenn wir aber den Fall setzen, die tausend Pfund Silbermünze, welche B hatte, wären mehr als um 5 pr. C. abgetragen: alsdann würde B um diese ganze Differenz zu kurz kommen; weil die Preise der Dinge blos nach der allgemeinen Proportion des gestiegenen Werths der gangbaren Münze fallen würden. Hingegen würde er gewinnen, wenn wir voraussetzen, dafs sich seine tausend Pfund um weniger als 5 pr. C. abgenützt hätten.

Kann also wol etwas ungereimter seyn, als durch ein Gesetz zu bestimmen, dafs einer, der zu solcher Zeit tausend Pfund schuldig ist, gehalten seyn soll, seine tausend Pfund in schwerem Gelde zu bezahlen, wenn er sie in leichtem geborgt hat?

Wir haben gesehen, wie B, als er mit neunhundert und funfzig Pfund neuer Münze Korn einkaufte, ebensoviel Korn bekommen hat, als A am vorigen Tage für seine tausend Pfund. Allein, wenn wir den Fall setzen, sie hätten Beide, am Tage vor der Verrufung der Münze, Korn gekauft, A mit seinem baaren Gelde, B aber mit einer Banknote, die am nächstfolgenden Tage zahlbar gewesen sey: wie ungerecht würde ein Gesetz seyn, welches den B, um eines einzigen Tages Credits willen, verbindlich machen würde, noch 5 pr. C. mehr für sein Korn zu zahlen, blos wegen des Zufalls, dafs die Münze am andern Tage verrufen worden ist, welches er nicht hat vorhersehen, noch hindern können?

Wir dürfen demnach sicher schliessen, dafs, solange die Münze einer Nation von dem Standardwerthe der Währung (wie solche durch ein unveränderliches Maas beibehalten werden sollte) abweicht, blos diejenigen, durch deren Hände sie circulirt, von der Quantität, die sie davon besitzen, soviel verlieren, als der Münzfus, solang dies Geld in ihren Händen bleibt, erniedrigt wird.

7te Antwort. Es ist gesagt, und, wie mich dünkt, bewiesen worden, dafs bey einer Handlungsnation, wie England ist, nichts die Münzwährung (solang selbige gänzlich auf die Münze versetzt ist, und solang die Ausmünzungs-

7. Das inländische Verkehr kann den Münzfus

nicht aufrecht erhalten, wo es Kipper giebt, oder wo auswärtige Handlung ist.

zungskosten frey sind) in einem Werth erhalten könne, der den innerlichen Werth der darin enthaltenen Metalle überstiege. Ich muss nunmehr zeigen, wie die Operationen der auswärtigen Handlung die Wirkung haben, den Werth der gangbaren Münzen zu reguliren, selbst in den Händen derer, welche das Geld nur für eine Rechnungsmünze ansehen, die es blos nach seiner Zahl ausgeben und einnehmen, und die niemals auf die Umstände des Gewichts, und auf die Proportion zwischen Gold und Silber, Acht geben.

Der Waarenpreis bey einer Handlungsnation wird nicht durch eine Privatconvention, sondern durch die Marktpreise bestimmt. Auswärtige Märkte reguliren den Kornpreis, welcher gröstentheils den Preis aller andern Dinge regulirt; die Kornpreise aber richten sich nach dem Werth, den andre Nationen für das Pfund Sterling, womit das Korn gekauft wird, bezahlen. Wenn demnach die Leichtigkeit der Münze den Werth des Pfunds Sterling auf auswärtigen Märkten heruntersetzt, so muss sie, aus eben diesem Grunde, den Preis des mit diesen Pfunden Sterling gekauften Korns steigern; weil der Werth des Pfunds Sterl. keinen Einfluss auf den Werth des auswärtigen Korns hat. Die einheimische Concurrenz zwischen Kaufleuten im Einkauf des inländischen Korns belehret die Pächter von dem Werthe, den es ausserhalb hat; und, ohne eine Vergleichung der Umstände anzustellen, schätzen sie es, und verkaufen es für die einheimische Consumtion, zu einem Werthe, der demjenigen Werthe, den es auf auswärtigen Märkten hat, proportionirt ist, das ist, der dem wirklichen Werthe der Münzen proportionirt ist. Auf solche Weise reguliren die Englischen Pächter, ob sie gleich beym Kaufen und Verkaufen nicht auf das Gewicht der Münze sehen, ihre Preise eben so gut, als ob sie das Gewicht untersucht hätten.

Ich frage, was soll dieser Ausdruck bedeuten, „*dass die Leichtigkeit der Münzen bey unserm inländischen Verkehr miteinander, nicht im geringsten in Betrachtung gezogen werde, und dass die gangbare Münze, der Zahl nach gerechnet, sich nur auf den gesetzmässigen Fus beziehe, gleichwie sie, nach dem Gewicht betrachtet, sich auf die Münzen selbst beziehe?*“ (Siehe Essay upon Money, 2ter Theil, Seite 79.) Wird jemand, der seine leichte Münze als eine gesetzmässige Münze betrachtet, mehr damit einkaufen, als wenn er sie nach ihrem Gewichte betrachtet? Wird ein einziger Krämer in England seine Waare wohlfeiler an einen Lastträger verkaufen, der seinen Schilling niemals weiter

unter-

unterſucht hat, auſſer nur, daſs er nachſieht, ob des Königs Kopf drauf ſteht; wird, ſage ich, ein einziger Krämer wohlfeiler an dieſen Mann verkaufen, als an einen Juden, der ſeinen Schilling gewogen hat, und der ſogar den Bruch von einem Grane ſeines Gewichts weis? Wie iſts demnach möglich, daſs (bey einer Handlungsnation) eine Münze mehr werth ſeyn ſollte, als ſie wiegt? Ich begreife ſehr wohl, wie für einen Wipper ein Schilling mehr werth ſeyn könne, als ein andrer: aber ich kann nicht begreifen, wie irgend ein Schilling, der nach dem Stücke gangbar iſt, er mag nun gewichtig, oder zu leicht ſeyn, jemals mehr werth ſeyn könne, als ſoviel das mittlere Gewicht des gegenwärtigen Courantgelds mit ſich bringt. Leute alſo, die nichts von dem eigentlichen Werthe des Geldes wiſſen, könnten verlieren, wenn ſie ihre ſchwere Münze weggeben: aber ich ſehe nicht ein, wie ſie bey ihrem inländiſchen Handel gewinnen können, oder wie ſie ihre leichte Münze höher anbringen können, als zu dem Werthe des gegenwärtigen Courantgeldes.

Wir dürfen daher mit allem Grund folgende Sätze behaupten: 1) daſs bey einer Handlungsnation, wie Grosbritannien, wo die Prägekoſten frey ſind, der Werth der nach ihrer Zahl betrachteten Münzen in genauem Verhältnis zu dem Mittelgewicht alles gangbaren Geldes überhaupt ſtehe. 2) Daſs die Münzwährung, da ſie lediglich auf die Münzen veſtgeſetzt iſt, völlig ihrem Gewichte proportionirt ſey. 3) Daſs, wenn der innerliche Werth aller Münze nicht in genauem Verhältnis mit ihrer Benennung ſteht, die Handlungsoperationen den Durchſchnitt, oder die mittlere Proportion, ausfündig machen werden. 4) Daſs, wenn dieſes geſchehen iſt, diejenigen, die, nach dem Stücke, in Münze bezahlen, welche mehr als die mittlere Proportion werth iſt, wirklich verlieren; und daſs diejenigen, die, nach dem Stücke, in Münze unter dieſem Werth bezahlen, wirklich gewinnen, ſie mögen es nun wiſſen, oder nicht.

8te Antwort. Das Anſehen, welches den Münzen dadurch beigelegt wird, daſs ſie in allen königlichen Caſſen angenommen werden, ſchränkt ſich gänzlich auf ihre Gangbarkeit, nicht aber auf ihren Werth ein. Eben der Umſtand, daſs das Exchequer ſie nach dem Stücke annimmt, hat zur Folge, daſs Münze, die kein Pfund Sterling werth iſt, für ein Pfund Sterling paſſiret. Dieſes erniedriget den Werth des Pfunds, giebt aber der Münze keinen gröſsern Werth. Heiſst aber dies nicht, den Münzfus durch öffentliche

Die Annehmung der leichtern Münzen bey den öffentlichen Caſſen erhält zwar das Anſehen der

Münze, aber nicht den Werth des Pfunds Sterling.

liche Autorität erniedrigen, indem ein Creditor, der 100 Pfund ausgeliehen hat, verbunden werden kann, $\frac{95}{100}$ des Werths als eine geſetzmäſsige Zahlung anzunehmen.

Die Pfunde Sterling, die der königlichen Schatzkammer bezahlt werden, ſind nicht beſſer, noch wird man damit mehr Waare kaufen können, als mit dem ſchlechten Pfund Sterling, das jemals aus den Händen eines Wippers gekommen iſt; daſſelbe kann folglich nichts beitragen, den Werth der Münze in der Höhe zu erhalten. Nur Kaufleute, die den Werth der Münze kennen, ſind die, welche die Preiſe reguliren, und der öffentliche Verkauf eines hundertſten, ja eines tauſendſten Theils einer Waare, die im Kleinen durch das ganze Land verkauft wird, iſt hinlänglich, den Preis derſelben überall zu beſtimmen. Wenn dieſes wahr iſt, und man will noch behaupten, daſs ein Pfund Sterling, nachdem es durch das Statut regulirt worden, deswegen im geringſten mehr werth ſey, oder daſs mein Recht unverletzt geblieben ſey, wenn ich die oberwähnten vierzig Jahre hindurch täglich mein Pfund Sterling für Sachen ausgegeben habe, die ich, nach dem Fus der Königin Eliſabeth, für 19 Schillinge kaufen muſste: ſo kann ich mir keine idealiſchere Vorſtellung von dem Werthe eines Rechts einbilden, als dieſe Behauptung iſt.

Sagt man, daſs dieſes Recht mir einen gegründeten Anſpruch gebe, für den Verluſt, den ich durch die ſtuffenmäſsige Erniedrigung des Fuſses gelitten habe, mittelſt einer Verbeſſerung oder Wiederherſtellung des Fuſses eine Schadloshaltung zu verlangen, ſo antworte ich: Es iſt zwar kein Zweifel, daſs der Staat die Beſchaffenheit meines Anſpruchs unterſuchen, und mir Gerechtigkeit wiederfahren laſſen müſſe: aber hieraus folgt noch nicht, daſs, weil ein Creditor, vermöge eines alten Contracts, bey ſeinem Schuldner verloren hat, deswegen alle Creditores im ganzen Lande den Erſatz, den er genieſst, auf Koſten der Schuldner, bey denen ſie nichts verloren haben, ebenfalls genieſſen werden.

9. Mein Plan kommt zwar in vielen, aber nicht in allen Stücken, mit Lowndes überein.

9te Antwort. Ich geſtehe, daſs mein Vorſchlag mit des Herrn Lowndes ſeinem zimlich übereinkommt; und hier muſs ich eine genugthuende Rechenſchaft geben, wie ein Project, welches im Jahr 1695 ſo gründlich verworfen worden, im Jahr 1760 ganz annehmlich werden möchte.

Demnach

Demnach ſage ich erſtlich, daſs man damals die Frage nicht recht verſtanden hat. Herr Lowndes ſtellte ſich den Ausſchlag der Sache auf der unrechten Seite vor, und baute ſeinen Beweisgrund auf unrichtige Grundſätze. Er behauptete, daſs ſein Vorſchlag keine Erniedrigung des vorigen Fuſses nach ſich ziehen könnte. Er ſchrieb das Steigen des Barrenpreiſes dem Steigen des innerlichen Werths des Silbers zu, und nicht der Leichtigkeit der Münzen, womit man die Barren kaufte. Er ſupponirte beſtändig, daſs der Stempel, und nicht die Subſtanz, den gangbaren Werth der Münzen verurſache. Ein leichter Schilling war bey ihm ebenſowol ein Schilling, als ein guter Schilling. Er ſchlug vor, man ſolle das Gewicht der Silbermünze um 20 pr. C. unter den Fus der Eliſabeth reduciren, weil er, Schanden halber, nicht eine noch gröſsere Reduction vorſchlagen mochte: aber eine Reduction um 33 pr. C. würde ſchwerlich das Pfund Sterling auf die mittlere Proportion der damaligen couranten Silbermünze gebracht haben.

des ſeinem überein.

Lowndes hat nach unrichtigen Grundſätzen raiſonnirt.

Herr Locke hingegen meinte, der ganze Streit beruhe nur auf Einem Puncte, nämlich, ob des Herrn Lowndes Plan eine Erniedrigung des Fuſses mit ſich führe? Er raiſonnirte nach geſunden Grundſätzen: aber er richtete ſeine Aufmerkſamkeit nicht auf den einzigen Gegenſtand, der itzt unſre Aufmerkſamkeit an ſich zieht, das iſt, er zog das Intereſſe derjenigen, die in fortwährenden Contracten gegeneinander ſtehen, nicht in Erwägung.

Locke richtete ſeine Abſicht nur auf die Erhaltung des Münzfuſſes, gab aber nicht auf die Folgen Acht.

Das Hauptargument, womit Herr Lowndes auf die Reducirung des Fuſſes drang, beſtund darin, daſs die Silberbarren auf 6 Schill. 5 Pence per Unze geſtiegen waren (das iſt, *daſs man die Unze für 77 Pence, in Schillingen, die $\frac{1}{77}$ eines Troypfunds betrugen, kaufen konnte*) und deswegen war er der Meinung, daſs das Troypfund auf 77 Schillinge ſollte ausgemünzt werden; und dies hieſs den Werth des Pfunds Sterling ungefähr um 20 pr. C. oder $\frac{1}{5}$ verringern. Hr. Locke antwortete ihm ſehr wohl, daſs die 77 Pence in gekippter Münze bezahlt würden, und daſs dieſe 77 Pence im Gewichte nicht über 62 Pence Standardmünze betrügen. Dieſe Antwort iſt völlig hinlänglich. Allein, ich frage, ob Herr Locke wol würde dafür gehalten haben, daſs einer, der 1000 Pf. St. in dieſer beſchnittenen Münze geborgt, hätte können verbindlich gemacht werden, nach einer Reformation des Fuſses 1000 Pf. St. in Standardmünze zurückzuzahlen? Beide Herren, Lowndes und Locke, erwogen den Einfluſs ſehr ſchlecht, den eine Veränderung des Fuſses auf das Intereſſe der Schuldner und Gläubiger ha-

ben konnte, welches doch der einzige Punct ist, welcher die Anpassung einer Münzreformation gegenwärtig so sehr schwer macht. Einen so mächtigen Einfluss hat, bey allen politischen Angelegenheiten, eine Veränderung der Umstände! Damals wusste man wenig von Credit: folglich war die Masse der Schulden in England sehr gering. Itzt hingegen ist überall Credit eingeführt, und die Masse der Activ- und Passivschulden ist überall gros, und formirt ein sehr beträchtliches Interesse in Grosbritannien.

In vorigen Zeiten hatte man weiter nichts als das Interesse der Ländereyproprietairs, und das Interesse der Crone zu beherzigen. Damals war die Handlung meist gestopft, und war durch einen seeräuberischen Krieg ruinirt worden. Das Uebel war so gros, dass man ihm durch ein Hülfsmittel, das mit der Gerechtigkeit hätte bestehen können, nicht abhelfen konnte. Der Credit, der ohnedem gering war, nahm täglich ab, und erfoderte eine schleunige Münzreformation. Der günstigste Veränderungsplan, sowol für das Ländereyinteresse, als auch für die Schatzkammer, war eine Wiederherstellung des Fusses; folglich liess man sich darauf ein. Die Nation und jeder Schuldner, wurden von ihren Gläubigern hart mitgenommen, merkten es aber nicht; und da hiess es, was ich nicht weis, macht mir nicht heiss. Die Hauptfrage verhält sich also hier ganz anderst; es müssen die Umstände erwogen werden, und, diesen gemäs, ist jede politische Frage zu entscheiden.

Ich habe bereits angemerkt, wie die Einführung des sogenannten Taschenwerks (*milled coin*) die Wirkung gehabt habe, das Kippen derjenigen Münzen, die mit dem Hammer geprägt waren, einzuführen. Zur Zeit dieser Veränderung galten die Guineas (wenn ich recht berichtet bin) 21 Schillinge und 6 Pence. Damals stund in ganz Europa das Gold gegen das Silber vielmehr *über* die Proportion von 1 zu 15, wie aus dem berühmten Münzreglement vom Jahre 1690, die Leipziger Convention genannt, (wodurch Deutschland einen Münzfus erhielt) erhellet; wie nicht weniger aus der Proportion, die man in Frankreich beobachtete; in Spanien gieng sie noch höher, nämlich wie 1 zu 16. Bey dieser Beschaffenheit können wir versichert seyn, dass bey der damaligen Revolution das Englische Silbergeld sein Standardgewicht hatte; weil, da die Guinea ihren eigenen Werth über 20 Schilling suchen durfte, der statutenmäsige Werth nicht über 21 Schilling 6 Pence stieg, welches anzeigt, dass die Proportion wie 15. 6. zu 1 stund. Die Guinea

würde

würde alſo unfehlbar höher geſtiegen ſeyn, wenn die Silbermünze zu leicht geweſen wäre.

Von 1692 bis 1695, das iſt, *in einer Zeit von drey Jahren* (ſiehe Locke's farther Conſiderations, p. 74.) nahm das Kippen dergeſtalt überhand, daſs die Guineas von 21 Schill. 6 Pence auf 30 Schillinge ſtiegen; und in einem ſehr gründlich abgefaſsten Sendſchreiben (welches ich vor mir habe, und welches G. D. unterzeichnet und im Jahr 1695 gedruckt iſt, und den Titel führt: a Letter from an Engliſh Merchant at Amſterdam to his Friend in London) finde ich, daſs das Pfund Sterling damals gar keinen veſtgeſetzen Werth hatte. So groſs war der Unterſchied in den Courantmünzen! Zum Beweiſe deſſen ſagt er, *daſs 200 Pfund Sterling in Silber, welche 32 Troypfund hätten wiegen ſollen, damals gemeiniglich zwiſchen 14 und 18 wogen.* Auf dieſe Weiſe waren die Guineas zu 30 Schillingen ſehr wohlfeil; ſie waren über 40 Schillinge werth; und Davenant ſagt, daſs in 5 Millionen, die damals der Staat borgte, nicht 2½ Millionen innerlicher Werth geweſen ſey.

Die politiſchen Umſtände haben ſich ſehr geändert.

Es würde ſich zu meinem gegenwärtigen Zwecke nicht ſchicken, wenn ich eine beſondre Unterſuchung anſtellen wollte, um den Unterſchied zwiſchen der damaligen und gegenwärtigen politiſchen Verfaſſung Englands zu zeigen. Ich begnüge mich, überhaupt Folgendes anzumerken.

I. Damals war es unmöglich zu beſtimmen, was der gangbare Werth eines Pfunds Sterling ſey. Er veränderte ſich alle Monate, und verringerte ſich von Tag zu Tag. Gegenwärtig iſt er beinahe auf dem Fus, wie er vor vielen Jahren geweſen iſt.

II. Die damalige Münzwährung konnte das Pfund Sterling bey keinem determinirten Werth erhalten. Das Silber, worauf ſie veſtgeſetzt war, wurde das Jahr hindurch wol dreimal gekippt, während daſs das Gold ſeinen Werth als eine Waare ſuchte. Gegenwärtig kann in Anſehung des Golds keine Aenderung vorgehen; die Guinea hat ihren veſtgeſetzten Werth, und muſs für 21 Schillinge paſſiren, es mag nun das Silber ſo leicht ſeyn, als es will; und hiedurch erhält ſich das Pfund Sterling bey einem beſtimmten Werth.

III. Im Jahr 1695 wurde man durch die heftige Verwirrung des Münzweſens gar zu ſchnell überraſcht: zu unſrer Zeit aber hat ſie in unmerklichen Stuffen zugenommen.

IV. Mithin war damals die Anzahl fortwährender Contracte, die sich über den Zeitpunkt des erniedrigten Fußes hinaus erstreckten, weit größer, als itzt.

V. Im Jahr 1695 wußte man noch wenig von Belegung der Capitalien auf Zinsen. Die Reichen verwahrten ihr Geld im Kasten; itzt tragen sie es in ihrem Taschenbuche.

VI. Im Jahr 1695 differirte die gangbare Münze vom gesetzmäßigen Fuße nur die Hälfte: itzt aber nur um $\frac{1}{10}$.

VII. Damals war die Nation nicht über 12 Millionen, itzt aber ist sie mehr als 140 Millionen schuldig *.

VIII. Damals waren viele Summen auf Anweisung gewisser Acciszweige geborgt worden, wovon der Belauf der Einkünfte ungewiß war. Was daran fehlte (und in solchen Fällen bleibt immer etwas zurück), das wurde den Creditoren nicht gut gethan. Gegenwärtig aber wird alles in determinirten Summen Pfunde Sterling bezahlt.

IX. Und endlich verstund man auch die Frage nicht recht. Locke und Lowndes *fühlten* zwar, *sahen* aber nicht deutlich genug, worin der Unterschied der Meinungen bestund. Wer aber eine Sache blos *fühlt*, der wird sie nimmermehr klar beschreiben.

Man stund damals überall in der Einbildung, daß ein *Pfund* doch niemals mehr als ein *Pfund* seyn könne: anitzt aber wissen die Leute die Münzen nach Gräns zu rechnen, und sehen klar ein, daß 1718 mehr ist als 1638.

Aus obigen Gründen vermuthe ich, daß man gegenwärtig ohne alles Bedenken ähnliche Vorschläge, wie Herr Lowndes, geben dürfe; und daß das Volk in Grosbritannien anitzt eben so gut, als im Jahr 1695, sein Interesse beurtheilen könne. Und wenn man en faveur des alten Fußes eine vormalige Entscheidung des Parlaments anführt, so antworte ich, daß solche Beweise nur alsdann gut sind, wenn man die Leute geneigt findet, sich lieber nach den Gesinnungen ihrer Väter, als nach ihren eigenen zu richten; welches aber, wie ich glauben sollte, in unsern Tagen der Fall nicht ist.

Wie sich Lowndes's und Locke's Plan miteinander

Wenn man diese Antworten gegründet findet, so dürfen wir schliessen, daß, auf welche Art immerhin der Unordnung des brittischen Münzwesens mag gesteuret werden, man die Veränderung auf eine solche Art treffen müsse,

* Im Jahr 1766.

müſſe, daſs niemand, auſſer denen, welche durch die Erniedrigung des Fuſses gewonnen oder verloren haben, verlieren oder gewinnen könne. Damit jedoch dieſe meine Antworten nicht blos obenhin einige Zweifel erregen, ohne die gehörige Ueberzeugung mit ſich zu führen (wie es beim Diſputiren öfters zu geſchehen pflegt), ſo will ich von dieſer Materie noch etliche Worte weiter reden, in der Hoffnung, zwo Meinungen miteinander zu vereinigen, die vielleicht einander mehr entgegen zu ſeyn ſcheinen, als ſie es wirklich ſind. *vereinigen laſſen.*

Ich habe dem Leſer bereits geſagt, daſs ich nur nach Grundſätzen raiſonniren will, nicht aber zufolge einer genauen Belehrung von Factis. Umſtände, die vor mir verborgen ſind, werden nichts deſtoweniger ihre völlige Wirkung beweiſen, und können Grundſätze, die ſonſt aufs beſte hergeleitet ſind, trüglich machen, wenn wir Schlüſſe daraus ziehen wollen, ohne auf jene Umſtände Acht zu geben.

Nun kann es aber, im gegenwärtigen Fall, an dergleichen Umſtänden gewiſs nicht fehlen; ſonſt würde in England jedermann eingeſtehn, daſs gegenwärtig der Münzfus wirklich erniedrigt iſt, und daſs die Wiederherſtellung deſſelben wirklich eine Erhöhung deſſelben aus dem Zuſtand, worin er ſich ſo viele Jahre her befunden hat, vorſtellen würde. Nach dieſer Vorausſetzung muſs jedermann eingeſtehen, daſs die Folgerungen, die ich gezogen habe, richtig und natürlich ſind.

Nichts, dünkt mich, iſt gewiſſer, als daſs alle Menſchen über jeden Satz einerley Meinung ſeyn würden, wenn alle Menſchen ſolche Sätze recht verſtünden, und wenn alle Parteyen ſie auf einerley Gegenſtand, und in einerley Sinn, anwendeten. *Warum man in England über die Mittel und Wege, den vorigen Münzfus wieder herzuſtellen, nicht einerley Meinung iſt.*

Iſt dieſes wahr, ſo laſſe man mich itzt einen Verſuch machen, die Urſache anzugeben, wie es zugeht, daſs man in England, in Anſehung der Methode, den Münzfus wiederherzuſtellen, ſo ſehr verſchiedner Meinung iſt.

1. Man verſteht die Frage nicht recht; und das was hauptſächlich die Ideen der Leute über dieſe Sache dunkel macht, iſt, daſs ſie beſtändig nur auf die Benennungen der Rechnungsmünze Acht geben, anſtatt daſs ſie auf die wirklichen Münzſorten Acht geben ſollten. Dieſe zweyerley Dinge werden faſt durchgängig miteinander verwechſelt. Ein Pfund Sterling iſt freilich allemal ein Pfund Sterling: allein, die Gräne Silbers, die zuſammen Ein Pfund Sterling *1. Man verſteht die Frage nicht recht, wor-*

über gestritten wird.

Sterling ausmachen, sind in der Zahl nicht immer die nämlichen, welche jedes Pfund Sterling ausmachen. Sobald nun die Rechnungsmünze in Metallen realisirt wird, und das Standardmaaſs des Werths auf die gemünzten Sorten vestgesetzt wird, diese mögen nun abgenützt seyn, oder nicht: so ist ersichtlich, daſs nichts als die Gräne des in den verschiednen Stücken enthaltenen Metalls, den Maasstab vorstellen kann, nach welchem die Münze ein Maaſs des Werths wird. So oft demnach Leute diese ungezweifelte Wahrheit aus dem Gesichte verlieren, und anfangen, nach den Benennungen der idealischen Rechnungsmünze zu messen, ohne zu untersuchen, ob der Werth genau realisirt sey oder nicht: so ist dies eben so, als ob sie die Länge eines Bauriſſes messen wollten, ohne ihren Cirkel auf die Scalam anzupaſſen, sondern sich mit der Vorausſetzung begnügten, ihre gemachte Cirkelöffnung werde zufälligerweise gerade die Länge in sich faſſen, die sie abzumeſſen hätten.

2. Man giebt nicht auf das wahre Merkmal einer Veränderung im Gehalte Acht.

2. Fast in allen Ländern ist der Staat zu nachläſſig, das Volk über die Folgen jeder Münzveränderung zu belehren; und eben so nachläſſig ist er auch, den Inconvenienzen vorzubeugen, die aus allen dergleichen Veränderungen entstehen. Man darf nicht vorausſetzen, daſs das gemeine Volk richtig begreifen werde, was daraus folge, wenn man ein Pfund zuweilen aus mehr, zuweilen aus weniger Silber bestehen läſst. Indeſſen wenn die Stücke einigermaſsen schwer sind, so wägen die Leute sie in ihrer Hand, und sagen, *dies ist eine gute Münze.* Finden sie aber, daſs sie, bey Bezahlung ihrer Schulden, von dieſer guten Münze ebensoviel Stücke mehr geben müſſen, als ob selbige zu leicht gewesen wäre, so *fühlen* sie ein Misvergnügen, *sehen* aber die Ungerechtigkeit einer solchen Verfügung nicht ein.

Ferner, wenn die Leute finden, daſs sie nach einer Münzverbeſſerung noch immer verbunden sind, ihre Schuldverschreibungen mit eben denſelben Münzbenennungen, als vorher, einzulöſen: ist es nicht sehr natürlich, daſs die Verkäufer noch immer die vorigen Preise für alle Waarensorten verlangen werden? Dies ist die Urſache, warum die allgemeine Erfahrung in Frankreich (welche Nation an Veränderungen im Münzweſen beſſer gewöhnt ist, als die Engländer) beweiſet, daſs Waaren nicht sogleich, den Münzveränderungen gemäs, steigen und fallen können. Aber die Operationen der auswärtigen Handlung, welche vom Handlungtreibenden Theile der Nation unmittelbar gefühlt und zum Vortheil angewandt werden, öffnen dem gemeinen Haufen nach

und

und nach bey seinem Verkehr unvermerkt die Augen, und bringen nach einer gewissen Zeit diejenigen Wirkungen hervor, die eigentlich sogleich auf die Münzneuerung hätten erfolgen müssen.

Nun ist es ausgemacht, dass die Grundsätze, die wir dargelegt haben, in der Praxi die gesuchte Wirkung nicht thun werden, wofern der Staat nicht die Hand dazu bietet, theils indem er seine Unterthanen von der Natur der vorgesetzten Aenderung belehret, theils indem er seine Autorität gebraucht, um einem Jeden Recht zu verschaffen.

Grundsätze allein machen hier die Sache nicht aus, wenn nicht der Staat zur Anwendung derselben behülflich ist. Wenn man einander nur recht versteht, so wird man bald eins.

Die Gegner der hier vorgetragenen Lehre bauen auf die Voraussetzung, dass durch ein Gesetz verordnet werden müsse, dass alle Obligationen nach denjenigen Münzbenennungen, die nach der Reformation des Münzfusses eingeführt sind, bezahlt werden sollen. Ich hingegen baue auf die Supposition, es sey billig, dass sie nach dem innerlichen Werthe derselben bezahlt werden müssen. Worauf beruht also der Unterschied unsrer Meinungen? Ueber die Hauptfrage sind wir in der That einig; denn wenn es wahr wäre, dass, nach der Reformation, die Preise nicht um 5 pr. C. fallen müssten, so würde ich gewiss der Letzte seyn, der den Vorschlag thäte, dass man den Schuldnern, wenn sie nach dem neuen Fus bezahlen, eine Vergütung widerfahren lassen müsse; und ich vermuthe, dass diejenigen, welche die gegenseitige Meinung behaupten, eben so wenig geneigt seyn würden, auf eine Vergütung zu dringen, wenn, nach der supponirten Reformation, fünf und zwanzig Pfund zu allen Zwecken eben so gut seyn sollten, als gegenwärtig hundert Pfund.

3. Ich habe gefunden, dass Leute, die sonst über diese Materie ganz vernünftig sprechen, dennoch, bey gewissen Gelegenheiten, die zwo Gattungen der Circulation, die ich sorgfältig voneinander zu unterscheiden mich bemüht habe, sehr leicht miteinander verwechseln, nämlich die *unwillkührliche* Circulation, welche Statt findet, wenn Gelder, die man, zufolge *bereits errichtet gewesener Contracte* schuldig gewesen ist, bezahlt werden: und die *willkührliche* Circulation, die beim gemeinen Verkauf Statt findet. Um dies durch ein Beispiel zu erläutern, und ein Mittel zu zeigen, wie sich entgegengesetzte Meinungen vergleichen lassen, will ich hier eine Stelle aus des Herrn Harris Münztractat, 2 Th. S. 96. anführen, und das, was, meines Erachtens, den Unterschied unsrer Meinungen erörtern wird, in Parentheses einschliessen.

3. Man verwechselt bey diesem Streite die fortwährenden Contracte mit dem Verkaufe.

„Ihr behauptet," ſagt er, „daſs, wenn eine Guinea um Einen Schilling „heruntergeſetzt wird, hierdurch der einundzwanzigſte Theil aller Guineas „in der ganzen Nation verloren gienge;" (Ja, ſo oft als Schuldner verbindlich gemacht werden können, ſie ihren Gläubigern für Pfunde Sterling zu geben) „daſs aber gar kein Verluſt auf Guineas ſeyn würde, wenn verordnet „würde, ſie für 21 Schill. anzunehmen, da ſie nicht mehr Silber enthalten, „als anitzt zwanzig Standardſchillinge." (gewiſslich nicht; weil auf ſolche Art der Schuldner ſeine Schuld mit der nämlichen Anzahl Guineas, die er geborgt hat, bezahlen würde.) „Es wäre ja ſehr curiös, wenn im Worte „Schilling und in der Zahl 21 eine ſolche Zauberkraft ſteckte, daſs es machen „könnte, daſs einerley Ding, blos vermöge ſeiner Benennung mit verſchied„nen Namen, ſo ſehr verſchiedene Wirkungen haben müſste! Es iſt kaum „der Mühe werth, ſich bey einem ſolchen Wortſtreit länger aufzuhalten: „aber den jungen Logicis zu Gefallen, und noch mehr aus Achtung für die„jenigen, die von ihnen betrogen werden, wofern ſie anderſt jemand ver„führen können, will ich mich bemühen, zu zeigen, daſs unſer Plan ihnen „beſſer zu ſtatten kommt, als ihr eigener.

„Es erhellet von ſelbſt, daſs die Nation auf alles exportirte Gold keinen „Heller verlieren würde, wenn das Gold auf der Münzſtätte im Preiſe reducirt „würde; weil dieſe Reduction nicht im mindeſten die innerliche Beſchaffen„heit des Golds verſchlechtern, und jede Guinea, welche in auswärtige Län„der käme, daſelbſt nachgehends ebenſowol als itzt ihren Preis ſuchen würde."

Was hier in Parentheſen eingeſchloſſen iſt, ſetzet die Meinung ins Licht, die der Verfaſſer hat widerlegen wollen. Er ſcheint ſich ſehr zu wundern, daſs man in den Worten *Schilling* und *einundzwanzig* eine Zauberkraft finde, da doch wirklich in der ganzen Aſtrologie kaum magiſchere Wörter zu finden ſind, als in dieſem und andern Terminis, die ſich auf die Benennungen der Rechnungsmünzen beziehen. Iſt es nicht ſehr magiſch, daſs die nämliche Quantität Silbers, die gegenwärtig in einundzwanzig leichten Schillingen ſteckt, wenn ſie in zwanzig Standardſchillingen ausgemünzt werden, nur eine Schuld von einem Pf. St. bezahlen ſoll, da ſie hingegen, wenn ſie wiederum in einundzwanzig Schillingen ausgeprägt wäre, die Schuld von einem Pfund und einem Schill. Sterl. bezahlen würde? Ja, was noch mehr iſt, wäre ſie in hundert Schillingen ausgeprägt, ſo würde man eine Schuld von 5 Pfund damit bezahlen können.

Die

Die Lehre alſo, die der Verfaſſer hier zu beſtreiten ſich unternimmt, iſt nicht ſo lächerlich, als ſie ihm geſchienen hat: allein, er hat hier nicht auf den Unterſchied Acht gegeben zwiſchen der Zahlung deſſen, was einer ſchuldig iſt, und zwiſchen dem Waareneinkauf nach dem Lauf der auswärtigen Handlung. Ich will dieſes durch ein Exempel erläutern.

Ich komme zu meinem Creditor mit einer Guinea, und ſage, ich bin euch 21 Schillinge ſchuldig, hier habt ihr ſie! Nein, ſagt er, dieſes Stück gilt, vermöge des neuen Reglements, nur 20 Schilling: ich muſs noch einen Schilling drüber haben. Was hilft hier alles Raiſonniren! die Benennung der Münze muſs zwiſchen uns entſcheiden, nicht das Gewicht, nicht der innerliche Werth deſſen, was man geborgt hat. Hierauf geh ich in eine Bude, um einen Hut zu kaufen; der Hutmacher verlangt zwanzig Schillinge dafür. Ich biete ihm eine Guinea an, und verlange, er ſoll mir einen Schilling herausgeben. Sagt der Hutmacher, die Guinea iſt nur zwanzig Schilling werth: ſo ſage ich, Gut, wenn mein Goldſtück nicht mehr als 20 Schill. werth iſt, ſo war euer Hut geſtern einen Schilling weniger als eine Guinea werth, und folglich iſt er heute nur 19 Schillinge werth.

Bey dem letztern Exempel findet keine magiſche Kraft Statt, und auf ſolche Fälle allein hat Herr Harris in der angezogenen Stelle Acht gegeben. Aber in dem erſtern iſt das magiſche Wort *Statut* vermögend, die eine Hälfte der Nation zu ruiniren; obgleich ihr Ruin ſich nicht auf die Exportation eines Schillings aus dem Königreiche, noch auf einen Vortheil der Auswärtigen, wofern ſie nicht Creditores von Grosbritannien ſind, beziehet.

4. Die Meinungen, welche das Engliſche Volk überhaupt über dieſe Materie heget, werden von Leuten aus den höhern Claſſen geſtimmt. Dies ſind alle diejenigen, die zur Claſſe der Creditoren gehören, und die natürlicherweiſe ſolche Geſinnungen hegen, welche mit ihrem Intereſſe übereinſtimmen. Es ſey ferne von mir, daſs ich hier etwas vorſchlagen wollte, das zum Nachtheil dieſer Claſſe gereichen könnte. Meine Meinung iſt nur, daſs in Sachen, die dunkel ſind, die Leute natürlicherweiſe ſich auf diejenige Seite neigen, die ihnen vortheilhaft iſt, beſonders wenn das Intereſſe der Nation und die Rückſicht auf die Billigkeit, ſich nicht augenſcheinlich entgegenſetzen.

4. Man ſieht vornehmlich nur auf das Intereſſe der Gläubiger; hernachſpricht die ganze Nation aus eben demſelben Ton.

Die höhern Classen eines Volks nenne ich Creditores; weil sie von einem bereits erworbenen Einkommen leben, und solches aus fortwährenden Contracten ziehen: und diejenigen nenne ich Schuldner, die durch die entgegengesetzte Seite solcher Contracte gebunden sind. Ausser diesen zwey Interessen giebt es noch ein andres, welches nie von einem willkührlichen Münzreglement abhängen muss; dies ist das Interesse derer, die von ihrer Industrie leben, und die sich nicht in Contracte einlassen, ausser um sogleich aus der Hand zu verkaufen; sie reguliren ihre Preise nach dem innerlichen Werthe der zur Zeit gangbaren Münze. Die andern hingegen, welche durch fortwährende Contracte verbunden sind, müssen ihre Preise nach den Worten ihres Contracts, und nach der Auslegung, welche das Gesetz diesen Worten giebt, reguliren. Ein jeder also, der sein Glück bereits gemacht hat, es sey nun mit Ländereyen, oder mit Geld, oder mit Besoldungen, hat ein Interesse dabey, wenn er den Fus erhöhet sieht; und nur diejenigen können dadurch Schaden leiden, die mit solchen Personen in fortwährenden Contracten stehn.

Ferner, die höhern Classen in Grosbritannien sind allemal gerade die, welche das Gesetz mit der Feder entwerfen. Ist es demnach zu verwundern, dass man bey neuen Verfügungen wegen des Münzfusses, beständig eine besondre Achtsamkeit auf das Interesse der Creditoren antrifft? Wenn Fürsten den Fus willkührlich erniedrigen, so thun sie solches, weil sie zu solcher Zeit im Grunde zur Classe der Schuldner gehören; ihre Ausgaben übersteigen alsdann ihre Einnahme. Hingegen wenn es Friede wird, und wenn ihre Ausgaben wieder auf den Fus ihrer Einnahme reducirt werden, so erhöhen sie den Münzfus, weil sie alsdann wiederum zur Classe der Creditoren gehören.

Dieses Principium ist der Schlüssel zum ganzen Geheimnis des Steigens und Fallens des numerarischen Werths der französischen Münzen in den vorigen Zeiten, ehe der öffentliche Credit in Frankreich eingeführt war.

Nunmehr lasst uns dieses Raisonnement auf den gegenwärtigen Fall anwenden.

Da wir bey allen neuerlichen Münzveränderungen in England finden, dass man hauptsächlich für das Interesse der Creditoren dabey gesorgt habe; ist es nicht sehr natürlich, dass das Urtheil der Leute nach der Supposition ausfällt, es sey keine Ungerechtigkeit, den Münzfus zu erhöhen? Und ist

es nicht natürlich, vorauszusetzen, dass die Regierung, bey ihren künftigen Münzverfügungen, nach eben den Grundsätzen verfahren werde, wie bey der letzern Gelegenheit im Jahr 1695? Ein jeder also, der bereits ein gutes Vermögen erworben hat, findet seinen Vortheil dabey, wenn der Münzfus auf seine vorige Beschaffenheit zurückgebracht wird; und er merkt das Unrecht nicht, welches solchergestalt seinen Schuldnern zugefügt würde. Die Kaufleute hingegen sehen offenbar, dass, wenn dieser Fus nach einem imaginairen Principio der Gerechtigkeit wiederhergestellt werden sollte, die Waarenpreise nicht so fallen würden, wie sie fallen müssten, und wie solches die auswärtige Handlung erforderte; daher sind sie beständig gegen die Erhöhung des Fusses, weil diese ihrer Handlung nachtheilig ist, die Exportation zurückhält, kurz, ihnen Schaden bringt.

Nunmehr hoffe ich eine natürliche und hinlängliche Erläuterung gegeben zu haben, warum man beim Englischen Volke so verschiedene Meinungen über eine Sache antrifft, woran so viel gelegen ist; und man wird finden, dass nichts leichter sey, als alle Interessen zu vereinigen, wenn man gegen alle Classen billig, und gegen keine unbillig verfährt.

Anwendung der bisherigen Grundsätze auf die neuerliche Veränderung in der Holländischen Münze.

Zur noch mehrern Erläuterung dieser Materie will ich ein Exempel anführen, welches noch in frischem Andenken ist, nämlich die Veränderung, welche die Holländer in Ansehung der Circulation ihrer Ducaten vorgenommen haben. Diese weise Nation hat, dem Anschein nach, gerade das Gegentheil von den hier vorgetragenen Sätzen gethan, und hingegen diejenigen befolget, die wir hier zu zernichten gesucht haben.

Die Generalstaaten verriefen neulich alle zu leichte Ducaten, und verordneten, dass solche nur nach dem Gewicht, als Barrengold, gelten sollten, ohne für diejenigen, die darunter litten, die geringste Vergütung auszumachen.

Diese Verfügung und eine neue Ausmünzung der Ducaten hatte die unmittelbare Wirkung, den Werth dieser Sorte Courantmünze zu erhöhen; folglich konnte man sagen, dass eine der weisesten Nationen in Europa durch diese Verfügung den Schuldnern Unrecht gethan habe, wofern meine Grundsätze für richtig erkannt werden. Allein, bevor wir diesen Schluss ziehen, müssen wir die Umstände untersuchen und wohl erwägen.

Ducaten sind in Holland der *Preis*, *nicht* aber das *Maaß* des Werths; da sie keine vestgesetzte gesetzmäßige Geltung haben. Die gangbare Silbermünze ist es, worauf der Staat und die Kaufleute ihr Augenmerk richten; und nach Maasgabe, als diese courante Silbermünze oder Banco-Species zu leicht geworden sind, ist das Agio auf die Ducaten gestiegen. Das Agio demnach, in Vergleichung mit jeder gangbaren Münze, giebt eben sowol, als das Bancogeld zu Amsterdam, ein unveränderliches Maaß des Werths an die Hand; und jeder, der auf sein Interesse sieht, richtet seine Aufmerksamkeit auf diesen Umstand.

Solchemnach hat der Staat durch dieses willkührliche Maaß, oder durch die mit den Ducaten vorgenommene plötzliche Veränderung, keinem Schuldner zunahe gethan, weil die Schuldner niemals verbunden gewesen sind, in Ducaten zu zahlen.

Wollte jemand sagen, daß nunmehr, bey dem hohen Agio, die holländische courante Silbermünze beim inländischen Verkehr den nämlichen Werth habe, wie vorhin, da das Agio niedriger stund: so muß eben dieses Argument in Ansehung der in England gangbaren Münze gelten, ob man gleich hier nichts vom Agio weis. Oder wollte man sagen, daß, weil die Holländer, welche ein, von ihrer Münze unabhängiges, unveränderliches Maaß des Werths haben, mit ihrem Courantgelde, welches nur Preis ist, eine willkührliche Operation vornehmen, daß deswegen die Engländer, welche kein unveränderliches Maaß des Werths haben, das von ihrer Münze unabhängig wäre, mit ihren Münzen eben so verfahren können, wie die Holländer mit den ihrigen?

Alle Entscheidungen bey politischen Fragen hängen von Umständen ab.

Hier sehen wir also den Einfluß, den die Umstände auf alle Entscheidungen in politischen Materien haben; und wohlhergeleitete Grundsätze hören darum nicht auf, wahr zu seyn, wenn sie gleich der Erfahrung zu widersprechen scheinen, in Fällen wo nicht jeder Umstand hinlänglich bekannt ist. Daher werde ich mich wohl hüten, auf eine entscheidende Weise zu sagen, welches die dienlichsten Maasregeln für die brittische Regierung seyn würden. Ich will klare Grundsätze auszeichnen: weiter lasse ich mich nicht ein. Des Staatsmanns Sache ist es, sie den Umständen gemäs anzuwenden.

XIII. Capitel.

In welchem Verſtande kann man ſagen, daß der Münzfus durch das Geſetz erniedrigt worden ſey? Und in welchem Verſtande kann man ſagen, es habe derſelbe durch eine Wirkung politiſcher Urſachen eine Veränderung erlitten?

Ich habe in dieſem Werke den Münzfus zuweilen ſo vorgeſtellt, wie er, vor länger als dreiſsig Jahren, durchs Geſetz auf 113 Grän feinen Goldes, worauf er noch itzt ſteht, erniedriget worden ſey: und bisweilen hab ich ihn ſo vorgeſtellt, wie er, die vielen Jahre hindurch, nach und nach degradirt worden ſey. *Dieſe Sätze ſcheinen einander zu widerſprechen.*

Dieſe Sätze ſind wahr, ob ſie gleich einander zu widerſprechen, oder wenigſtens keine genaue Richtigkeit zu haben ſcheinen; und ich muſs ſie in ihr gehöriges Licht ſetzen.

Ich habe keine Gelegenheit gehabt, zu zeigen, wie ſich die Preiſe des Goldes und Silbers auf dem Engliſchen Markte von Anfang dieſes Jahrhunderts an geändert haben; und um dieſen Mangel einer genauen Bemerkung zu erſetzen, hab ich mich nach folgenden Suppoſitionen gerichtet: 1) daſs, ſolange die Guineas ſelbſt ihren Werth ſuchen dürfen (indem das Geſetz ſie unter ihrem Werth beſtimmt hätte, und ſie nicht als eine verordnungsmäſsige Münze betrachtet würden) ſie ſich natürlicherweiſe ihren Werth nach der marktgängigen Proportion zwiſchen Gold und Silber beſtimmen würden; 2) daſs, zu der Zeit, da der Münzfus auf die Guineas, und zugleich auf das Silber, fixirt war, und beide eine geſetzmäſsige Münze vorſtellten, der Werth des Guineas genau nach ihrem wirklichen Werthe unterſucht und regulirt wurde.

Aus dieſen Umſtänden ſchlieſse ich, daſs, nach dieſer Fixirung des Münzfuſses auf beiderley Metallſorten, die geringſte Veränderung in der Proportion zwiſchen Gold und Silber die Wirkung muſs gehabt haben, den Münzfuſs auf dasjenige Metall gleichſam *hinzuziehen*, welches in der Münze am ſchlechteſten war. Und da es gewiſs iſt, daſs wenigſtens vor dreiſsig Jahren die Goldmünzen von gleicher Benennung ſchlechter geweſen ſind als Silber- *Der Münzfus iſt durchs Geſetz erniedrigt, wenn er auf das Gold veſtgeſetzt iſt.*

Silbermünze, so geschahen die Zahlungen gemeiniglich in Golde; und dies wurde durchs Gesetz gebilligt, während daſs die Silbermünzen eingeschmolzen oder aus dem Lande geführt wurden. Aus dieser Ursache hab ich den Münzfus öfters so vorgestellt, daſs er schon lange Zeit vorher durchs Gesetz auf den Werth von 113 Grän feinen Goldes erniedrigt worden sey; und ich glaube, daſs ich hiemit nichts anders als die Wahrheit gesagt habe.

Wirkungen, welche die Veränderung der Proportion zwischen Gold und Silber auf das Einschmelzen der Münzen und auf die Berichtigung der Zahlungen hat.

Hieraus können wir schlieſsen, daſs es keinem Gesetze möglich sey, den Münzfus zugleich dem Golde und dem Silber attachirt zu erhalten, wofern nicht beständig die marktgängige Proportion beider Metalle al pari mit dem numeratischen Werth der Münze erhalten wird. Das Steigen des Silbers in Einer Woche auf dem Londoner Markte ist die Ursache, warum die Silbermünzen eingeschmolzen werden; und in einer solchen Woche werden alle Zahlungen in Golde geschehen. Wenn nun in der folgenden Woche das Gold über die in der Münzsorte befindliche Proportion steigt, so wird die Goldmünze eingeschmolzen werden, und alle Zahlungen werden in Silber geschehen.

Nach den Zahlungen, die bey den Banquiers geschehen, richten sich alle andre Zahlungen.

Ich bekümmere mich itzt nichts um die geringe Circulation, es sey nun beim Adel, oder beim gemeinen Haufen: sondern ich betrachte hier nur die groſse Circulation bey den Banquiers, welche alle Jahr einmal alle Baarschaft der ganzen Nation in ihren Händen haben; und ich sage, daſs die Zahlungen, welche sie leisten, einen Einfluſs auf alle andre Zahlungen haben müssen. Ein jeder angesehener Mann zahlt mit dem Gelde, welches ihm sein Banquier giebt. Hielte die Englische Bank für vortheilhaft, in Silber zu zahlen, würde nicht alsdann die Menge Silbermünze circuliren, und würden nicht alsdann alle Zahlungen lieber in Silber als in Golde geleistet werden?

Der Münzfus ist demnach durchs Gesetz erniedrigt worden, indem selbiges ihn dem Golde attachirte, von welchem Metalle das Pfund Sterling seit nunmehr dreiſsig Jahren immerfort 113 Grän in neuen Guineas werth gewesen ist.

Ich habe aber auch gesagt, daſs der Münzfus stuffenweise erniedrigt worden sey; folglich könnte mir der Einwurf gemacht werden, daſs wenn vor dreiſsig Jahren ein Pf. St. gleich 113 Grän Goldes gewesen, und auf diesem Fusse bisher immer geblieben ist, und wenn es noch am heutigen Tage 113 Grän Gold enthält, man nicht sagen könne, daſs es sich stuffenweise verringert

gert habe. Die Antwort fällt ſogleich ins Auge, wenn wir nur auf unſre Grundſätze zurückdenken.

Der Münzfus iſt durch das Steigen des Silberpreiſes grad-weiſe erniedrigt worden.

Der dem *Golde* attachirte Münzfus iſt erniedrigt worden, weil dieſe 113 Grän Goldes, in Abſicht auf das Silber, einen geringern Werth bekommen haben. Wenn die Guinea im Jahr 1728 auf 21 Schill. veſtgeſetzt war, ſo wurde hiedurch das Pfund Sterling, wie geſagt, auf 113 Grän feinen Goldes veſtgeſetzt; folglich wenn dieſes Gewicht Goldes damals 1718. 7 Grän feinen Silbers werth war, ſo hatte nicht das Statut jene Erniedrigung gemacht: aber, zufolge jenes Statuts, mußte die Erniedrigung in dem Augenblicke, da das Silber in ſeinem Werthe ſtieg, Platz ergreifen.

Kein Factum berechtiget mich, zu behaupten, daſs zu der Zeit, da die Guineas von 21 Schill. 6 Pence auf 21 Schillinge herunterkamen, die Metalle in der Münze ſelbſt nicht die richtige Proportion gehabt hätten, die ihnen damals auf dem Engliſchen Markte beygelegt war. Der groſse Sir Iſaac Newton war die Perſon, welche man über dieſe Materie zu Rathe zog; und ſeine Entſcheidung zu kritiſiren, wenn man nicht klare Facta vor ſich hat, würde eine groſse Uebereilung ſeyn. Ich ſage nur ſoviel, daſs in Frankreich die Proportion damals wie 1 zu 14½ ſtund, ob ſie gleich nach dem Engliſchen Statut wie 1 zu 15. 21. regulirt war.

Die Proportion zwiſchen Gold und Silber im Jahr 1728 wird wie 15. 21 zu 1 angenommen.

Laſſet uns demnach ſupponiren, daſs im Jahr 1728 die Proportion zwiſchen Gold und Silber wie 1 zu 15. 21 geſtanden habe; und daſs 113 Grän feinen Goldes wirklich 1718. 7 Grän feinen Silbers werth geweſen ſeyn.

Nach was für einer Progreſſion der Silberfus erniedrigt worden iſt.

Da aber das Silber geſtiegen iſt, ſo iſt, aus dieſer Urſache, der Münzfus auf das Gold herübergezogen worden, und iſt beſtändig zu 113 Grän (nämlich in neuen Guineas) geblieben; und da die Metalle von der Proportion, wie 1 zu 15. 21 abgewichen ſind, und die Proportion wie 1 zu 14. 5 bekommen haben, ſo hat ſich, eben deswegen, der Werth des Pfunds Sterling in Silber geändert, und iſt von 1718. 7 Grän auf 1638. 5 Grän gekommen, welche 1638. 5 Grän ſich zu 113 verhalten, wie 14. 5 zu 1; und hätte die Proportion zwiſchen Gold und Silber in langſamen Graden die chineſiſche Proportion wie 1 zu 10 bekommen, ſo würde das Pfund Sterling noch immer auf 113 Grän feinen Goldes bleiben, wie es ſeit dem Jahr 1728 geſtanden hat: allein, die Silbermünze würde entweder eingeſchmolzt, oder dergeſtalt beſchnitten werden, daſs ein Pfund Sterling in Silbermünze nicht mehr als 1130 Grän fei-

nen Silbers wiegen würde; so dafs es, nebst den Metallen, auf die Proportion von 10 zu 1 käme.

Erhellt nicht hieraus ersichtlich, dafs es ein Fehler sey, den Fus nur auf das eine von beiden Metallen zu fixiren?

Zur noch mehrern Erläuterung dieser Materie, welche, wegen ihrer Wichtigkeit, meines Erachtens, nicht oft genug wiederholt werden kann, will ich mit wenigen Worten zeigen, inwiefern sich die Leute betrügen, wenn sie sich einbilden, dafs durch das Reduciren der Guineas auf 20 Schillinge, und durch die neue Ausmünzung des Silbers nach dem vorgeschlagenen Plane, der Fus des Pfunds Sterling wiederum auf den Fus der Elisabeth gebracht werde.

Der von der Königin Elisabeth verordnete Gehalt eines Pf. St. war 1718. 7 Grän Silber und 157. 6 Grän Goldes, beides fein.

Als Elisabeth den Fus des Pfunds Sterling auf 1718. 7 Grän feinen Silbers vestgesetzt hatte, so war die Proportion zwischen Gold und Silber, nach der Tabelle, im oben angeführten Essay on Money and Coins, wie 10. 905 zu 1; folglich war im Jahr 1601 das in Gold bezahlte Pfund gleich 157. 6 Grän feinen Goldes.

Der Gehalt eines solchen Pfunds in Golde ist itzt 2285. 3 Grän fein Silber werth.

Wäre demnach damals der Münzfus zufälligerweise, anstatt auf Silber, auf Gold fixirt worden, und wäre seit solcher Zeit das Silber immer als eine Waare betrachtet worden, so würde das Pfund Sterling gegenwärtig 157. 6 Grän feinen Goldes, mithin 2285. 3 Grän feinen Silbers, werth seyn, nach der Proportion von 14. 5 zu 1; dahingegen es, indem es auf das Silber vestgesetzt worden, auf dem alten Fus von 1718. 7 Grän geblieben, und folglich nicht mehr als 118. 5 Grän feinen Goldes werth ist.

Die Veränderungen mit dem Golde und Silber haben unter der Elisabeth 3 verschiedne

Wenn wir nun supponiren, dafs im Jahr 1601 drey verschiedene Zahlungen eines Pfunds Sterling geschehen, und bis auf den heutigen Tag im Kasten verwahrt geblieben sind, was würde wol gegenwärtig der Werth von einem jeden seyn, wenn sie eingeschmelzt, und als Barren auf dem Englischen Markte verkauft würden? Lafst uns dies untersuchen. Wir wollen setzen, die erste Zahlung sey in Silber geschehen, zum Werthe von 1718. 7 Grän feinen Silbers, welches an Standardsilber 1858. 06 Grän beträgt; diese werden, zu 65 Pence die Unze, verkauft, so beträgt der gegenwärtige supponirte Werth des Silbers, nach dem Fus der vollwichtigen Goldsorten, 1 Pf. 0 Schill. 11½ Pence. Die zweite Zahlung ist, wie wir supponiren wollen, in Gold geschehen, zum Werthe von 157. 6 Grän feinen Goldes, welche in Standardgolde 171. 9 Grän

betra-

betragen; dieſes beträgt, nach dem Preiſe, wie das Gold auf der Münzſtätte bezahlt wird, nämlich 3 Pf. 17 Sch. 10½ P. die Unze, in gegenwärtigen Pfunden Sterling 1 Pf. 7 Sch. 10⅞ Pence.

Gehalte hervorgebracht.

Von der dritten Zahlung will ich ſupponiren, daſs ſolche halb in Gold und halb in Silber geſchehen ſey, welches 859. 36 Grän fein Silber, und 78. 8 Grän feinen Goldes ausmacht; und ſolches beträgt, nach der obengemeldten Reduction,

auf Silber - -	Pf. 0	10	5 $\frac{11}{16}$
und auf Gold - - -	Pf. 0	13	11 $\frac{7}{16}$
Summe	Pf. 1.	4.	5 $\frac{1}{8}$.

Der eine an itzigem Golde werth L. 1. 0. 11⅛ P. Ein andrer werth L. 1. 7. 11⅞ P. Ein dritter werth L. 1. 4. 5⅛ P. Letzterer iſt der wahre Münzfus der Eliſabeth für das Pf. St., und gegenwärtig werth 2002 Grän fein Silber, und 138 dito fein Gold.

Hier haben wir drey verſchiedene Pfunde Sterling, die blos durch die Veränderung der Proportion der Metalle hervorgebracht worden ſind, ob ſie gleich im Jahr 1601 vollkommen einerley geweſen ſeyn müſſen. Welcher von dieſen dreyen iſt nun der Fus der Eliſabeth? Iſt es nicht klar, daſs es kein andrer ſeyn kann, als der dem Werthe desjenigen Pfunds angemeſſen iſt, welches halb in Gold, und halb in Silber bezahlt wurde? Und iſt es nicht ebenfals klar, daſs dieſes die genaue arithmetiſche mittlere Proportion zwiſchen Gold und Silber iſt? Addiren wir die Silber- und Goldpfunde zuſammen, ſo machen ſie 2 Pf. 8 Schill. 10¼ Pence aus; wovon die Hälfte der Werth desjenigen Pfunds Sterling iſt, welches halb in Gold, halb in Silber bezahlt wurde, nämlich 1 Pf. 4 Schill. 5⅛ Pence in itzt gangbaren Goldſorten, wenn wir das Standardſilber zu 65 Pence die Unze, und das Gold nach ſeinem Preiſe auf der Münzſtätte rechnen. Um dieſen Werth genau in Gold und Silber zu realiſiren, ſolang die Proportion wie 1 zu 14. 5 bleibt, würde es gut ſeyn, dem Pfunde Sterling 2001. 9 Troygrän feinen Silbers, und 188. 0 4 Grän feinen Goldes beizulegen. Dieſe Quantitäten Goldes und Silbers würden genau den Werth von 1 Pf. 4 Schill. 10¼ Pence haben, welches die oben erwähnte mittlere Proportion iſt.

Hier iſt demnach der Fus der Eliſabeth. Wenn er irgend etwas Vorzügliches vor allen andern hat, ſo möchte man ihn immerhin vor andern erwählen.

Wir müſſen jedoch bemerken, daſs dieſer Fus nicht länger der Fus bleiben wird, als ſolange die Proportion von 1 zu 14. 5, auf welche er veſtgeſetzt worden iſt, unverändert zwiſchen Gold und Silber bleibt; und er wird

Er kann ſich aber alle Augenblicke ändern.

sich eben so von seiner gegenwärtigen Beschaffenheit abändern, wie er sich zu allen Zeiten, von dem Jahre 1601 an, abgeändert hat, nämlich nach den Abwechselungen, die sich in Ansehung der Proportion zwischen den Metallen zutragen. Aber in jeder Zeitperiode, und bey allen den mannichfaltigen Abänderungen der Proportion zwischen Gold und Silber, ist kein Problem leichter aufzulösen, als dasjenige, welches die mittlere Proportion zwischen Gold und Silber betrifft, sobald man nur die zur Zeit gangbare Proportion zwischen diesen Metallen weis; wie in einem der folgenden Capitel erwiesen werden soll.

Das Gold ist während des ganzen siebenzehnten Jahrhunderts gestiegen;

Während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts stieg das Gold in seinem Werthe; oder um mich des Ausdruckes der französischen Schriftsteller zu bedienen, *die Proportion zwischen Gold und Silber nahm zu*, und kam auf 1 zu 15 zu stehen, da sie vorher nur wie 1 zu 10. 905 stund; und in Spanien hob sie sich bis auf 1 zu 16 empor. Der Fus demnach, welchen Elisabeth auf das Silber fixirte, war damals auf dasjenige Metall vestgesetzt, das am wenigsten gesucht wurde; und wer weis, ob nicht etwa das kaufmännische Interesse zur selbigen Zeit, und unter den nachmaligen Regierungen, mochte angerathen haben, den Fus auf das Silber vestgesetzt zu erhalten, aus eben der Ursache, aus welcher man itzo wünscht, dass er auf das Gold fixirt seyn möchte?

und seit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ist das Silber gestiegen.

Seit dem Anfang des itzigen Jahrhunderts hat der Werth der Metalle eine ganz andre Wendung genommen, und nun ist die Proportion im *Abnehmen*, das ist, der Werth des Silbers *steigt*. Die Folge hievon ist, dass die Kaufleute, um ihres Vortheils halber, wünschten, dass der Fus möchte auf das Gold vestgesetzt seyn; weil in diesem Falle (wenn die Proportion zwischen den Metallen im Abnehmen begriffen ist) der Fus des Pfunds Sterling stuffenweise geringer werden wird; und hiedurch werden die Handelsleute gewinnen, nach unsern obigen Grundsätzen.

Aus dem Bisherigen werden meine Leser erkennen, dass ich mit mir selbst einig bin, wenn ich zu einer Zeit gesagt habe, der Fus des Pfunds Sterling sey vor dreissig Jahren durchs Gesetz auf 113 Gräne Goldes erniedrigt worden, und zu einer andern Zeit gesagt habe, er sey stuffenweise auf das, was er itzo ist, heruntergekommen. Hätte ich mein Raisonnement in alle die Distinctionen eingehüllt, die ich nunmehr erklärt habe, so wäre ich von meinem geraden Wege abgekommen, und hätte meine Materie, anstatt sie ins Licht zu setzen, nur verwirrter gemacht. Ich werde hiernächst untersuchen,

wie

wie man bey einem neuen Münzreglement dieſe Umſtände in Erwägung ziehen könnte.

Wenn die Materie nur recht verſtanden wird, ſo wirds nicht an Leuten von Fähigkeit fehlen, welche, trotz der verwickeltſten Combinationen, dieſe groſse Operation nach der Gerechtigkeit vollziehen werden.

Ich will hier nur noch kürzlich einige Sätze recapituliren, die wir nunmehr anzuwenden Gelegenheit haben.

Wiederholung einiger Sätze.

I. Der Münzfus iſt, indem ihn das Statut auf 113 Grän feinen Goldes geſetzet, nicht durch den Actum, ihn darauf zu fixiren, ſondern durch das Steigen des Silberpreiſes ſeit ſolcher Zeit, dem das Statut nicht vorbeugen konnte, erniedriget: und Gold, da es anitzt weniger geſucht wird, als Silber, iſt der Fus des Pfunds Sterling geworden, und regulirt deſſelben Werth dergeſtalt, daſs keine Silbermünze, welche die Proportion des Goldes überſchreitet, gangbar bleiben kann.

II. Je nachdem die Proportion zwiſchen Gold und Silber von ihrer gegenwärtigen Beſchaffenheit abfällt, deſto tiefer wird der Fus in Abſicht auf das Silber fallen: in Abſicht auf das Gold aber wird er auf 113 Grän veſtgeſetzt bleiben.

III. Der wahre Werth des Pfunds Sterling wird jederzeit in der mittlern Proportion zwiſchen 113 Grän feinen Goldes, und 1638. 5 Grän feinen Silbers, befunden werden.

IV. Wenn unvollwichtige Guineas im Handel und Wandel als vollwichtig paſſiren dürfen, ſo wird der Fus unter 113 Grän zu ſtehen kommen, und der Preis der Goldbarren wird über 3 Pf. 17 Schill. $10\frac{1}{2}$ Pence auf dem Engliſchen Markte ſteigen.

V. Wenn nachher die zu leichten Guineas verrufen werden, ſo wird ſolches allen denen zum Schaden gereichen, die während derſelben Gangbarkeit Contracte errichtet haben.

XIV. Capitel.

Umſtände, die bey einer neuen brittiſchen Münzregulirung in Erwägung zu ziehen ſind.

Mich deucht, ich habe hinlänglich alle Grundſätze dargelegt, die auf eine neue Regulirung des brittiſchen Münzfuſses einen Einfluſs haben können, inſofern nämlich eine Veränderung deſſelben entweder auf den Werth der Währung der Rechnungsmünze, oder auf die Intereſſen der verſchiednen Claſſen eines Staats einen Einfluſs haben kann.

Was das erſtere betrifft, ſo iſt ſchon vorhin erinnert worden, daſs wenn, durch das künftige Reglement, die geringſte Veränderung in Anſehung des Werths der Münzwährung, ſo wie ſelbige gegenwärtig beſchaffen iſt, vorgenommen wird, die Annehmung eines jeden andern Fuſses eine blos willkührliche Sache iſt.

Die Annehmung des Münzfuſses der Eliſabeth hat einen Schein der Gerechtigkeit.

Leuten, welche die Natur ſolcher Operationen nicht verſtehen, kann es gerecht vorkommen, daſs man die Währung bey demjenigen erhalten wiſſen will, was man insgemein für den Fus der Königin Eliſabeth hält, nämlich zu 1718. 5 Grän feinen Silbers.

Vorzüge des Münzfuſses unter Maria I.

Die Regulirung des Münzfuſses, ſowol auf Silber als auf Gold, zu $\frac{11}{12}$ fein, und des Pfunds Sterling zu vier Unzen Standardſilber, wie es während der Regierung der Königin Maria I. ſtund, hat ebenfalls ihre Vortheile, wie Herr Harris beobachtet hat. Sie macht, daſs ein Cronenſtück gerade eine Unze, der Schilling vier Pfenninggewichte, und der Pfenning acht Grän wiegt; folglich wenn das neue Statut verordnete, daſs das Gewicht der Münzen, in gewiſſen Fällen, die Gangbarkeit derſelben veſtſetzte, ſo würde der Umſtand, die Münzſtücke auf gewiſſe partes aliquotas des Gewichts angepaſst zu haben, das Wiegen zu einer leichten Sache machen, und das gemeine Volk gewöhnen, von dem Werthe des Goldes nach ſeinem Gewicht, und nicht nach dem Stempel, zu urtheilen.

In dieſem Falle würde es gemächlich ſeyn, die Goldmünzen auf einerley Gewicht mit den Silbermünzen zu prägen; weil die Proportion ihrer Werthe alsdann beſtändig einerley mit der Proportion der Metalle ſeyn würde. Die Goldcronen würden gegenwärtig 3 Pfund 12 Schill. 6 Pence, die halben Cronen

nen 1 Pf. 16 Schill. 3 Pence, die Schillinge in Gold 14 Schillinge und 6 Pence, und die halben 7 Schill. und 3 Pence werth seyn. So war es ehmals auf den spanischen Münzstätten üblich.

Ich habe in einer gewissen Stelle gesagt, das *Troypfund* sey unter allen Gewichten das beste für das Pfund Sterling; und es würde solches wirklich so seyn, wenn das Pfund Sterling, vermöge seiner Natur, fähig wäre, auf irgend eine determinirte Quantität Goldes und Silbers vestgesetzt zu werden. Allein, meine Absicht bey selbiger Stelle war nur, zu zeigen, dass die Wahl irgend eines andern Werths, als der gegenwärtige, eine Sache von keiner erheblichen Folge ist, wenn für die Interessen sämtlicher Classen innerhalb Landes gehörig gesorgt wird, und wenn, zu der Zeit, da man die Veränderung vornimmt, alle Unordnung und Verwirrung vermieden wird.

Die Interessen innerhalb des Staats können, dünckt mich, auf keine Weise vollkommen beschützt werden, es sey denn, dass erlaubt werde, den Werth des alten und des neuen Fusses, wie solcher immerhin beschaffen seyn mag, auf einander zu reduciren, und dass solche Reducirungen durch eine Parlamentsacte, den Umständen gemäs, regulirt werden. Die Absicht dieses Capitels ist, einige Umstände auszuzeichnen, auf welche man billig Rücksicht nehmen sollte, und einen Plan zur Vestsetzung eines neuen Fusses vorzuschlagen, welcher vielleicht die Reductionen entbehrlicher machen könnte.

In jedem Falle ist eine Reduction des einen Münzfusses auf den andern nöthig.

Ich thue hier Vorschläge, nicht eben als ob ich verlangte, dass man sie schlechterdings annehmen soll: sondern ich will dadurch nur ein Mittel an die Hand geben, diese wichtige Materie unter verschiedenen Gesichtspuncten zu beherzigen, und dadurch vielleicht einigen grössern Genies einige Winke zu geben, damit sie einen Plan entwerfen, der weniger Unbequemlichkeiten unterworfen ist, als das, was ich nach meiner eingeschränktern Einsicht vorzuschlagen im Stande bin.

Zu diesem Ende will ich diejenigen Interessen untersuchen, welche vornehmlich die Aufmerksamkeit der Regierung verdienen werden, wenn sie zu verfügen gesonnen ist, wie es in Ansehung der Erfüllung fortwährender Contracte, die bereits errichtet sind, gehalten werden soll. Contracte, die erst nachher getroffen worden sind, werden sich natürlicherweise nach dem neuen Fus zu richten haben.

Es muß dabey auf das Interesse jeder Classe des Staats gesehen werden,

Das

Untersuchung des Interesse der Ländereybesitzer.

Das Ländereyinteresse ist ohne Zweifel das beträchtlichste bey der Nation. Lasset uns daher erstlich untersuchen, was für Verfügungen am schicklichsten gemacht werden könnten, um dieser grosen Classe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, in Ansehung der Landtaxe auf einer Seite, und in Ansehung ihrer Pächter auf der andern Seite.

Die Schätzung der Grundstücke in England geschah vor vielen Jahren, und muss vernünftigerweise, wie wir bereits erwiesen haben, nach dem wirklichen Werthe, den das Pfund Sterling zur selbigen Zeit hatte, beibehalten werden. Daher wird die allgemeine Schätzung des ganzen Königreichs nach diesem Schema steigen. Dieses wird man für ungerecht halten; und ohnezweifel würde es ungerecht seyn, wenn künftighin die Landtaxe wie vorhin auferlegt würde, ohne auf diesen Umstand Acht zu haben. Da aber dieses eine jährliche Auflage ist, und von den Proprietairs der Ländereyen selbst, als welche Parlamentsglieder sind, auferlegt wird: so muss man supponiren, dass diese grose Classe wenigstens für ihr eigenes Interesse sorgen werde.

Wenn man die Schätzung der Ländereyen nach der Schätzung des Pfunds Sterling zu 1718. 7 Grän feinen Silbers, welches man gemeiniglich für den Fus der Elisabeth hält, einrichten wollte, so würde auf solche Art niemand sonderlich Unrecht geschehen. Solchergestalt würde die Schätzung nur um 5 pr. C. und die Landtaxe nach Proportion steigen.

In ganz England ist keine Classe von Einwohnern wohlhabender und freyer von Taxen, als die Classe der Pächter. Da sie auf dem Lande leben, und die Früchte der Erde verzehren, ohne die geringste Veräusserung derselben zu leiden, so vermeiden sie die Wirkung vieler Accisen, die sowol von denenjenigen, welche in zunftmäsigen Städten wohnen, als von denen, welche unmittelbar mit diesen Auflagen bebürdet sind, bey *vielen Artikeln* ihrer Consumtion gefühlt werden. Aus dieser Ursache wird es vielleicht nicht unbillig seyn, wenn die zur Landtaxe noch hinzukommenden 5 pr. C. der Classe der Pächter, und nicht den Guthsherren, zugemuthet würden.

In Ansehung der Pächter beliebe man zu bemerken, dass ich mich auf die Supposition gründe, dass das Pfund Sterling im 1728sten Jahre 1718. 7 Grän feinen Silbers, und 113 Grän feinen Goldes werth gewesen sey.

Es würde, nach meinem Ermessen, den Pächtern aller Ländereyen im Königreiche kein Unrecht widerfahren, wenn ihre Renten auf die mittlere

Proportion

Proportion dieſer Werthe veſtgeſetzt wurden. Wir haben angemerkt, wie, von ſelbiger Zeit an, das Pfund Sterling durch das ſtuffenmäſsige Steigen des Silbers gradweiſe an ſeinem Werthe verringert worden ſey. Demnach wird dieſe mittlere Proportion demjenigen Werthe zimlich nahe kommen, den das Pf. St. vor ſiebzehn Jahren hatte, nämlich im Jahr 1743; vorausgeſetzt, daſs das Steigen des Silbers einförmig erfolgt ſey; und ſiebzehn Jahre, dünkt mich, ſind ungefähr die mittlere Proportion derjenigen Zeit, die von allen den Pachtungen, welche mit den Proprietairs der Landgüter in England geſchlöſſen worden ſind, verfloſſen iſt.

Man kann ferner zum Beſten der Ländereyproprietairs anführen, daſs die ſtuffenweiſe Erniedrigung des Münzfuſses ihrem Intereſſe bey der Verpachtung ihrer Ländereyen nachtheiliger geweſen iſt, als den Pächtern beim Diſponiren über die Früchte derſelben. Die Güterherren können, bey neuen Verpachtungen, nicht ſo leicht ihre Einkünfte, der Erniedrigung des Werths der gangbaren Münze gemäs, erhöhen, als die Pächter die Preiſe ihres Korns erhöhen können. Ich habe gezeigt, wie die Operationen der Handlung den Preiſen auf den Landmärkten ihren Einfluſs mittheilen. Da aber die Landleute die Urſache des Steigens der Preiſe nicht recht verſtehen, und ſolches vielmehr einem Zufall als einer dauerhaften Sache zuſchreiben, ſo iſt leicht zu erachten, wie ein ſolcher Umſtand den Gutsherren nachtheilig ſeyn müſſe. Dieſe Combinationen ſind zu ſehr ineinander verwickelt, als daſs ſie ſich berechnen lieſſen, und nichts als die Weisheit und ſcharfe Einſicht der Geſetzgeber iſt vermögend, ſie nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen.

Das ſolchergeſtalt auf die mittlere Proportion ſeines Werths (das iſt, auf den Fus, wie es itzt ſtehet, und im Jahr 1728 ſtand) geſetzte Pfund Sterling kann mit 1678. 10 Grän feinen Silbers, und 115. 76 Grän feinen Goldes, realiſirt werden, welches 2. 4 pr. C. mehr iſt, als der gegenwärtige Cours mit ſich bringt. Es würde daher den Pachtern kein Unrecht geſchehen, und den Eigenern liegender Gründe kein unbilliger Gewinn zuwachſen, wenn verordnet würde, daſs von allen Ländereyeinkünften 2½ pr. C. mehr, als der gegenwärtige Geldcours mit ſich bringt, bezahlt werden müſste.

Ohne eine gründliche Kenntnis aller Umſtände, welche Grosbritannien betreffen, iſt es unmöglich, einen Plan veſtzuſetzen. Hier iſts genug, wenn ich die Grundſätze kürzlich ausgezeichnet habe, nach welchen er eingerichtet werden muſs.

Untersuchung des Interesse der Creditoren der Nation.

Hiernächst ist auch das Interesse der Gläubiger einer Nation zu erwägen. Die rechte Regulirung ihrer Angelegenheiten wird einen beträchtlichen Einfluss auf die gründlichste Errichtung des öffentlichen Credits haben, wenn man aller Welt zeigt, dass keine politische Operation, die in Ansehung der grossbritannischen Münze vorgenommen wird, dem Interesse derer, welche ihr Geld der Nation anvertrauen, auf irgend eine Weise vortheilhaft oder nachtheilig seyn könne. Auch wird die Regulirung des Interesse eines so grossen Cörpers allen Gläubigern, die sich in den nämlichen Umständen befinden, zur Regel dienen, und, wegen andrer Ursachen, der Nation in den künftigen Zeiten grössere Vortheile verschaffen, wie ich sogleich zeigen werde.

Im Jahr 1749 wurde in Ansehung der Staatscreditoren ein neues Reglement gemacht, wodurch die Zinsen von der ganzen Schuld, welche die Nation zu bezahlen hatte, auf 3 pr. C. heruntergesetzt wurden. Dieser Umstand erleichtert die Sache in Absicht auf diese Classe ungemein, indem, durch diese Erneuerung aller vorigen Contracte, die ganze Nationalschuld auf keine andre Art zu betrachten ist, als ob sie erst am 25sten December 1749, oder *nach* dieser Zeit, gemacht worden wäre.

Wollte der Staat durch ein willkührliches Verfahren (jede Reformation aber muss willkührlich seyn) denjenigen Werth des Pfunds Sterling, wornach die Nation, vermöge des damaligen Parlamentsschlusses, jene Capitalien, nebst den Zinsen, zu entrichten verbunden war, verringern: würde nicht ganz Europa sagen, dass das Grosbritannische Parlament seine Gläubiger betrogen habe? Wenn demnach die in Vorschlag gebrachte Operation auf das Gegentheil abzielte, nämlich den Werth des Pfunds Sterling, nach welchem das Parlament damals die Nation jene Capitalien und Interessen zu bezahlen verpflichtet hatte, zu erhöhen: würde nicht alsdann ganz Europa ebenfalls sagen, das Brittische Parlament habe die Nation betrogen?

Diese Convention mit den alten Gläubigern des Staats, welche zufolge des erniedrigten Maasstabs, mit Recht eine Schadloshaltung für den Verlust an ihren Capitalien, die sie zu einer Zeit ausgeliehen hatten, da das Pfund Sterling so viel galt, als es an Silber schwer war, mögen verlangt haben, hebt alle Ursache, von dieser Seite zu klagen, völlig auf; denn im Jahr 1749 wurden alle ihre Contracte erneuert, und nunmehr sind sie nur als Creditores seit dem 25sten December dieses Jahrs anzusehen.

Ich

Ich will itzt einen Abriſs von dem Reglement geben, welches damals nicht nur für alle gegenwärtige, ſondern auch für alle künftige Gläubiger der Nation gemacht wurde, und welches, indem es das Geld auf einen ſoliden Fus ſetzte, ſowol für die Nation, als für die Creditoren, und für den Credit überhaupt, vortheilhaft ſeyn kann.

Man unterſuche den Werth, den ein Pfund Sterling ein Jahr *vor* dem Tractat des Decembers 1749, und ein Jahr *nachher*, gehabt hat. Die groſſen Summen, welche die Nation während dieſer Periode geborgt und zurückbezahlt hat, werden hinlängliche Data zu dieſer Ausrechnung an die Hand geben. Man gebe den Werth des Pfunds in Troygrän ungemünzten feinen Silbers und Goldes an, ohne eine Münzſorte nach der damaligen genauen Proportion zwiſchen Gold und Silber anzuführen. Und man nenne dieſes Pfund das Pfund des Nationalcredits.

Wenn dieſe erſte Operation berichtigt iſt, ſo wollen wir uns vorſtellen, es werde eine Acte gemacht, daſs das Pfund Sterling, wornach künftighin der Staat borgen ſoll, und worin ſeine Gläubiger bezahlt werden ſollen, die genaue mittlere Proportion zwiſchen obenbenannten Quantitäten Goldes und Silbers in ſich halten ſoll, nach Maasgabe der wirklichen Proportion zwiſchen Gold und Silber zu derjenigen Zeit, da ſolche Bezahlungen zu leiſten ſind: oder, daſs die eine Hälfte der Summe in Gold, und die andre in Silber ſoll geborgt, oder bezahlt werden, wenn es die Gläubiger, oder der Staat, welcher Geld aufnimmt, verlangen. Alle Schulden aber, die ſpäter als 1749 gemacht worden, dürften den Converſionen unterworfen ſeyn.

Die Folge dieſer Verordnung würde das unmerkliche Aufkommen einer Bancomünze ſeyn, deren Nützlichkeit bereits angezeigt worden iſt. Nichts würde befehlsweiſe ſchwerer einzuführen ſeyn, als ein ſolches unveränderliches Maaſs: hat man aber Geduld, bis ſich ein ſolches Maaſs, durch ſeine eigenen Vortheile, von ſelbſt einführt, ſo geht alles auf die leichteſte Art von ſtatten. Dieſe Bancomünze wird weniger Unbequemlichkeiten unterworfen ſeyn, als die zu Amſterdam. Dort müſſen die Perſonen, welche transigiren wollen, auf dem Platz erſcheinen: Hier aber kann der Cours des Pfunds Sterling alle Vierteljahr von der Schatzkammer auf dieſen unveränderlichen Fus ajuſtirt werden, zum Beſten aller Schuldner und Gläubiger, die von der Dauerhaftigkeit dieſes Maaſes des Werths zu profitiren Luſt haben.

Bey diesem Plan fallen die Inconvenienzen weg, die aus der veränderlichen Proportion der Metalle entspringen, sie mögen sich auch noch so oft zutragen, und noch so schwer zu bestimmen seyn; weil bey jeder Gelegenheit, wo sich über die wirkliche Proportion der geringste Zweifel hervorthut, derselbe sogleich dadurch gehoben wird, dass es den Gläubigern frey steht, sich halb in Silber, und halb in Gold bezahlen zu lassen.

Eine solche Verfügung wird auch diese gute Wirkung haben, dass sie der Nation richtigere Ideen von der Natur des Geldes, und folglich von dem Einfluss, den es auf die Preise haben muss, beibringt.

Wenn sichs findet, dass der Werth des Pfunds Sterling im Jahr 1749 geringer gewesen ist, als gegenwärtig; oder, wenn gegenwärtig (wegen des Kriegs und Wegschleppens der gewichtigern Münzen) der Cours niedriger steht, als er seit 1749 gemeiniglich gestanden ist: so kann die Nation ihre Creditoren, um ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und allen Klagen vorzubeugen, die mittlere Proportion des Werths eines Pfunds Sterling von 1749 bis 1760 zugestehen, oder auch jede andre Proportion, die das Parlament für billig finden mag.

Die Billigkeit des Reglements muss dem ganzen Europa in die Augen fallen; und der stärkste Beweis davon wird seyn, dass es nicht die geringste nachtheilige Wirkung auf das Interesse der auswärtigen Creditoren hervorbringt. Der Wechselcours wird in Ansehung ihrer noch immer auf den vorigen Fus stehen.

Ein holländischer, französischer oder deutscher Creditor wird für seinen Antheil an den Englischen Stocks den nämlichen Werth, wie zuvor, bekommen. Dieses muss alle Beschwerden innerhalb Landes zurückhalten, indem es den überzeugendsten Beweis gibt, dass die neue Münzverordnung keine Veränderung im reellen Werthe des Eigentums, sowol der Schuldner als der Gläubiger, gemacht haben werde.

Das Interesse aller andern Arten der Gläubiger, die erst neuerlich Contracte errichtet haben, kann nach den nämlichen Grundsätzen regulirt werden. Wo aber alte Schulden von vielen Jahren her ausstehen, da erfodert die Gerechtigkeit, dass man auf denjenigen Werth, den das Gold zur Zeit der Errichtung des Contracts gehabt hat, Rücksicht nehme. Nichts als der dauerhafte Fus der Englischen Münzen, in Vergleichung mit den Münzen andrer Nationen,

Nationen, kann machen, dafs ein solcher Vorschlag sonderbar zu seyn scheint. Nichts ist gewöhnlicher in Frankreich, als die Clausel, die den Schuldverschreibungen angehängt wird: argent au cours de ce jour, das ist, die Summe soll mit Münze von dem nämlichen innerlichen Werthe, den sie zur Zeit des Ausleihens hatte, wiederbezahlt werden. Warum sollte man eine solche Clausel nur in soweit für vernünftig halten, als sie die Leute vor willkührlichen Operationen in Ansehung des Zahlwerths der Münzen bewahret, bey allen andern Gelegenheiten aber, wo in dem Zahlwerth der Münze (es rühre von welcher Ursache es wolle her) eine Veränderung vorgegangen ist, die Billigkeit einer solchen Clausel verkennen?

Untersuchung des Interesse der Handlung.

Wir kommen itzt auf das Handlungsinteresse. Wenn Mannspersonen ihr ein und zwanzigstes Jahr erreicht haben, so brauchen sie keine Vormünder mehr. Das läfst sich auf Handelsleute appliciren; diese können mit ihrer Feder jede Inconvenienz auspariren, denen andre Leute, bey Veränderungen mit dem Gelde, ausgesetzt sind; wofern anderst die Gesetze ihnen erlauben, sich, in Ansehung ihrer eingegangenen Verbindlichkeiten, selbst Recht zu schaffen. Diese Classe verlangt mehr nicht, als ein Recht, alle wechselseitige Obligationen in solche Münzsorten zu verwandeln, die von dem nämlichen innerlichen Werth sind, als diejenigen, in welchen contrahirt worden ist.

Untersuchung des Interesse der Käufer und Verkäufer.

Hiernächst kommt das Interesse der Käufer und Verkäufer, das ist, der Manufacturisten, in Ansehung der Abnehmer (Consumers); und der Diener, in Ansehung derer, die ihre persönlichen Dienste miethen.

Das Interesse dieser Classe erfodert eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Diese Leute müssen gleichsam in die Schule geschickt, und in den ersten Principiis ihrer Handlung, nämlich des Kaufs und Verkaufs, unterrichtet werden. Sie müssen die Preise nach der Quantität Gräns Goldes und Silbers, die sie empfangen, schätzen lernen. Sie sind Kinder einer kaufmännischen Mutter, obgleich die Gesinnungen ihres Vaters noch so kriegerisch seyn mögen. Wenn dem Staat daran gelegen ist, dafs ihre Cörper stark und munter gemacht werden, so ist ihm nicht weniger daran gelegen, dafs ihr Verstand, in Ansehung des Hauptprincipii der Handlung, die sie treiben, belehrt werde.

Zu diesem Ende müssen Reductionstabellen gemacht werden, worin der alte und neue Fus gegeneinander verglichen stehn; und diese Tabellen müs-

sen auf jedem Marktplatz, und in allen Kaufmannsläden, angeschlagen werden. Alle Zölle, alle Accisen sind auf die nämliche Art auszurechnen. Es muss in allen Stücken eine Einförmigkeit erscheinen. Die geringste Abweichung davon wird für den gemeinen Haufen ein Stein des Anstosses seyn.

Nicht nur das Interesse der Privatpersonen von der Classe, die wir hier betrachten, erfodert in diesem Stücke die Sorgfalt und Aufmerksamkeit der Nation: sondern die Wohlfahrt der Handlung und die Glückseligkeit des ganzen Volks hängt gutentheils von der Befolgung dieses Vorschlags ab.

Das Feine bey den so sehr verwirrten Handlungscombinationen beruht gänzlich auf einer richtigen und gleichförmigen Schwankung der Preise, je nachdem es die Umstände erfodern. Je mehr also die industriösen Classen in den Grundsätzen, welche einen Einfluss auf die Preise haben, unterrichtet werden, desto leichter wird die Maschine sich bewegen. Ein Handwerksmann lernt alsdann den Preis seiner Arbeit niedriger setzen, ohne dass ihn dies eine grosse Verleugnung kostet: und eben so kann er auch den Preis seiner Arbeit, ohne gierig zu seyn, erhöhen. Wenn aber die Grundsätze nicht verstanden werden, da können die Preise nicht sachte fallen, sondern müssen gleichsam niedergezerret werden; und Kaufleute getrauen sich nicht, das Steigen derselben zu erlauben, aus Furcht, es möchte zu Misbräuchen Anlass geben; selbst alsdann, wann solches Steigen erfoderlich wäre, eine angelegte Manufactur in grösere Vollkommenheit zu setzen.

Untersuchung des Interesse der Englischen Bank.

Endlich haben wir noch das Interesse der Englischen Bank zu betrachten, welches natürlicherweise allen übrigen Interessen Maas und Ziel setzen muss.

Hätte diese grosse Compagnie dem Beispiel andrer Banken gefolgt, und ein Bancogeld, das einen unveränderlichen Fus hätte, als den Maasstab alles dessen, was sie debitirt und creditirt, eingeführt, so würde sie keiner Inconvenienz in Ansehung einer Veränderung des Fusses, ausgesetzt gewesen seyn.

Ich habe von den Angelegenheiten Englands keine solche Kenntnis, die mich in Stand setzen könnte, jede Ursache auszuforschen, welche diese Compagnie mag gehabt haben, ein Ding zu versäumen, woran andern Compagnien so sehr viel gelegen war.

Wenn wir indessen auf die Umstände zur Zeit der Errichtung der Englischen Bank, und auf noch andre, die sich auf die Grundsätze der Englischen Regierung in Ansehung des Münzwesens beziehen, aufmerksam sind,

so

ſo können wir es dahin bringen, dasjenige wenigſtens zu errathen, was andre Leute, die Gelegenheit haben, ſich unterrichten zu laſſen, mit Gewiſsheit entdecken können.

Die Bank in England wurde ums Jahr 1694 projectirt, zu einer Zeit, da in Anſehung der Courantmünze in der Nation die gröſste Unordnung herrſchte, und die Regierung in der gröſsten Verlegenheit war, indem es ihr ſowol an Geld als an Credit fehlte. Um die Handlung ſtand es damals überaus ſchlecht, und das einzige, oder wenigſtens das einträglichſte Gewerbe beſtand in der Wipperey, und daſs man Gold und Silber zwiſchen Holland und England hin und her ſchleppte. Die Kaufleute zogen auch groſsen Vortheil aus den Wirkungen, welche die äuſſerſte Münzunordnung in Anſehung der Waarenpreiſe hervorbrachte.

Bey einer ſolchen Conjunctur wurde der Schluſs gefaſst, eine neue Ausmünzung vorzunehmen, und, in dieſer Ausſicht, trat eine Geſellſchaft zuſammen, welche, gegen ein ausſchlieſſendes Privilegium, eine Bank auf 13 Jahr lang zu halten, der Regierung beinahe 1 Million Sterling zu 8 pr. C., vermuthlich in leichtem Gelde, mit Vergnügen vorſtreckte, in der Hoffnung, Capital und Zinſen in ſchwerem Gelde zurückgezahlt zu bekommen. Dies war es noch nicht alles. Ein Theil des geliehenen Geldes wurde zur Errichtung der Bank angewendet, und weniger nicht, als 4000 Pfund des Jahrs, wurden der Compagnie, auſſer den vollen Zinſen, zugeſtanden, um die Koſten der Verwaltung des neuen Bancoweſens damit zu beſtreiten.

Unter ſolchen Umſtänden war die Einführung eines Bancogeldes ſehr überflüſſig, und würde ſehr unpolitiſch geweſen ſeyn. Der Endzweck dieſer Erfindung iſt gegen die Erhöhung des Münzfuſses gerichtet: hier aber profitirte die Bank von ſolcher Erhöhung, in der Qualität eines Gläubigers für das ausgeliehene Geld, und nahm ſich in Acht, ihre Papiere nicht eher in Circulation zu bringen, und eben dadurch Schuldner zu werden, bis im Jahr 1695 die Wirkung des neuen Reglements Platz ergriff; das iſt, nach der allgemeinen Umprägung aller gekippten Silbermünze.

Von ſelbiger Zeit an bis jetzt iſt die Engliſche Bank die Grundlage des Credits dieſer Nation geweſen, und iſt, mit dem gröſsten Recht, ſeither beſtändig unter der allergenaueſten Protection des jedesmaligen Staatsminiſters geſtanden.

Der

Der Werth des Pfunds Sterling hat, wie wir gesehen haben, seit dem Jahr 1601 immer abgenommen, indem während dieses ganzen Jahrhunderts der Fus auf Silber vestgesetzt war, während dass das Gold beständig im Preise stieg. Kaum aber hatte die Proportion eine andre Wendung genommen, und das Silber zu steigen angefangen, so zog die Englische Regierung den Fus *virtualiter* auf das Gold, indem es den Werth der Guineas auf die genaue Marktproportion vestsetzte; ob solches eine Anstiftung von Seiten der Bank gewesen sey, oder nicht, das getraue ich mir nicht zu bestimmen. Indessen hat, vermöge dieser Oberrationen, die Compagnie (in ihrer Qualität als Schuldner) auf alles in Circulation gebrachte Papiergeld beständig Gewinn gezogen; und folglich nichts dabey verloren, dass sie kein Bancogeld eingeführt hat.

Da das Interesse dieser grosen Compagnien nach den Grundsätzen, die ich hier zu erörtern mich bestrebt habe, eingerichtet worden ist: so ist klar, dass die Englische Regierung niemals in Ansehung der Münzreformation einen Schritt thun werde, welcher, in seinen Folgen, nachtheilig für die Bank ausfallen könnte. Ein solcher Schritt würde gegen die Gerechtigkeit sowol als gegen die gesunde Vernunft anstosen. Eine Verfügung zu machen, welche, indem sie den Fus erhöhte, für die öffentlichen Creditoren vortheilhaft, der Bank hingegen (die ich den öffentlichen Schuldner nennen möchte) nachtheilig wäre, dies hiese mit dem öffentlichen Credit so verfahren, wie ein Mann, der sich die gröste Mühe gäbe, sein Haus auf allen Seiten mit Pfeilern zu stützen, zugleich aber den Grund des ganzen Gebäudes mit Pulver sprengte.

Wir dürfen also den Schluss ziehen, dass, in Ansehung der Englischen Bank sowol, als auch aller andern Privatbanquiers, die Banknoten, welche beständig, sobald es verlangt wird, zahlbar sind, auf den wirklichen Werth des Pfunds Sterling, den es zur Zeit des neuen Reglements erhielt, müssen berechnet werden können.

Dass die Bank hiedurch gewinnen werde, ist zuverlässig. Aber mit der Circulation ihrer Noten geht es so geschwind zu, dass es ungereimt seyn würde, den damaligen Besitzern der Banknoten dieselbe Schadloshaltung zuzugestehen, welche natürlicherweise zwischen allen denen getheilt werden sollte, durch deren Hände diese Noten gegangen sind, nach der Proportion, als

als, während der Zeit ihrer reſpectiven Beſitze, der Fus niedriger geworden war.

Nachdem ich bisher die verſchiedenen Intereſſen innerhalb des Staats, nach derjenigen Combination der Umſtände, die ich bey der Unvollſtändigkeit meiner eingezogenen Nachrichten anſtellen konnte, kürzlich unterſucht habe; ſo muſs ich im Gegentheil auch bemerken, daſs andre Umſtände, die vor meinen Augen verborgen ſind, nichts deſto weniger ihre Wirkung nicht verfehlen werden. Dieſe Umſtände müſſen ſorgfältig ausgeforſcht und aufmerkſam beobachtet werden, ehe ſich ein gutes Reglement treffen läſst.

Ich habe bey meinem ganzen Raiſonnement vorausgeſetzt, daſs die Verbeſſerung des Münzfuſses eine Veränderung im innerlichen Werthe der Währung der Rechnungsmünze mit ſich führe, und daſs man einem Jeden die genauſte Billigkeit widerfahren laſſen müſſe, ſo daſs die Veränderung niemand weder zum Vortheil noch zum Schaden gereichen könne, ausgenommen denen, die bey der vorigen Münzunordnung auf eine ungerechte Weiſe gewonnen oder verloren hatten.

Unbequemlichkeiten, die mit allen Neuerungen verbunden ſind.

Keine Eigenſchaft macht einen Staatsmann beliebter und zieht ihm mehr Bewunderung zu, als wenn er ſich bey jedem Schritte, der die ineinander verwickelten Intereſſen des durch ihn regierten Volks betrifft, gerecht und unparteyiſch verhält. Inzwiſchen bringt es die Natur der menſchlichen Geſellſchaft mit ſich, daſs die Inconvenienzen, welche aus jeder Neuerung entſpringen, öfters alle die Vortheile, die aus der genaueſten Aufmerkſamkeit auf die materielle und diſtributive Gerechtigkeit bey ſolchen Gelegenheiten erlangt worden ſind, bey weitem überwiegen. Aus dieſer Urſache müſſen Neuerungen ſo viel als möglich vermieden werden, inſonderheit wenn ſie, ihrer Natur nach, ſchnell geſchehen müſſen.

Grund, warum man den Münzfus nach dem gegenwärtigen Werth des Pf. St. erhalten ſoll.

Bliebe das Pfund Sterling in ſeinem gegenwärtigen Werth, ſo würde dies ohnezweifel eine offenbare Verfälſchung des vorigen Münzfuſses ſeyn: und gleichwol weis ich nicht, ob dieſe Maasregel unpatriotiſcher wäre, als eine andre, welche den vorigen Fus wiederherſtellen, und zugleich jedem Intereſſe innerhalb des Staats Genüge thun könnte; indem der gröſste Schaden, der den mehreſten Leuten in Anſehung ihrer Gelder zugefügt wird, in der Veränderung beſteht. Ein jeder *fühlt* eine ſchnelle Veränderung: aber die

die Folgen einer stuffenmässigen Veränderung werden nur von Leuten, die zum Nachdenken und Combiniren geschickt sind, *wahrgenommen.*

Jede Veränderung muß entweder der Bank, oder den Creditoren der Nation nachtheilig seyn.

Ausser diesen Betrachtungen, die sich auf alle Staaten überhaupt anwenden lassen, ist noch eine übrig, die den Staat von Grosbritannien ganz besonders betrifft. Das Interesse der Bank, und das Interesse der Creditoren, sind einander schnurstracks entgegengesetzt. Alles was den Fus erhöhet, ist der Bank nachtheilig: alles was ihn erniedrigen kann, ist den Creditoren nachtheilig: und die Solidität des öffentlichen Credits beruht auf einer klüglichen Menagirung beider Classen. Aus dieser Ursache bin ich geneigt zu glauben, dass, ohne die untrüglichste Aussicht, eine Wiederherstellung des Münzfuses so einzurichten, dass sie ebensowol zum allgemeinen Nutzen gereiche, als den Beifall der Nation erhalte, kein Minister sich mit einem so gefährlichen Geschäfft abgeben werde.

Eine leichtere Methode, mit dem Münzfus eine Veränderung vorzunehmen.

Ich werde itzt ein Mittel vorschlagen, welches wenigstens Eine von den Unbequemlichkeiten abhalten kann, die aus einer so weitläuftigen Unternehmung, als die Regulirung der respectiven Interessen in Grosbritannien durch ein positives Gesetz ist, entspringen würde, nachdem man eine Veränderung im Werth der Rechnungsmünze vorgenommen hat.

Gesetzt also, dass die Regierung, bevor sie das Geringste im Münzwesen änderte, sich mit den öffentlichen Creditoren in eine Unterhandlung einliesse, und dem Pfunde Sterling fürs Künftige einen gewissen beständigen Werth beilegte, der in einer bestimmten Proportion feinen ungemünzten Goldes oder Silbers angegeben würde, ohne einige Rücksicht auf Rechnungs- oder andre reelle Münze.

Wenn dieser Vorbereitungsschritt geschehen ist, so lasse man die beschlossene Veränderung des Fuses eine gewisse Zeit eher, als sie Platz ergreift, öffentlich verkündigen, ihre Natur und Beschaffenheit deutlich erklären, und alle diejenigen Personen, die sich in Contracte eingelassen haben, welche, sobald die stipulirte Bedingung erfüllt ist, nach Belieben aufgehoben werden können, sich auseinander setzen: oder man lasse sie, wenn sie dazu geneigt sind, ihren Contract erneuern, mit der Versicherung, dass, nach Verfluss eines gewissen Tages, alle vormals eingegangene Verbindungen nach den Benennungen der Rechnungsmünze nach dem neuen Fus gültig seyn sollen.

Was

Was aber fortwährende Contracte betrifft, welche nicht auf Einmal völlig erfüllt und aufgehoben werden können, dergleichen das Pachten und Vermiethen iſt, ſo kann das Parlament entweder die Art und Weiſe und die Bedingungen zu einer anderweitigen Auskunft vorſchreiben, oder den Contrahenten die Freiheit geben, den Contract völlig aufzuheben, ſobald der Schuldner ſich weigert, ſein Verſprechen, dem neuen Fus gemäs, zu erfüllen. Hingegen können auch Contracte beſtändig fortdauren, in Anſehung derer Creditoren, welche ſich die Zahlung nach dem alten Fus würden gefallen laſſen. Wenn die geſchehene Erhöhung nicht ſehr beträchtlich iſt, ſo kann bey einer ſolchen Verfügung keine groſse Unbilligkeit vorgehen.

Was es mit den Annuitäten für eine Bewandnis habe, iſt anitzt jedermann bekannt, und ihr Werth iſt ſchon ſo genau berechnet worden, daſs es eine ganz leichte Sache ſeyn wird, ſie auf den Fus des dafür bezahlten Werths, oder des darunter leidenden Contrahenten, zu reguliren. Wenn durch das Reglement die Einkünfte von Ländereyen in Anſehung der Münzbenennungen höher getrieben werden, ſo müſſen die darauf haftende Annuitäten gleichfalls nach Proportion ſteigen: wenn aber jene Einkünfte in ihrem innerlichen Werthe ſteigen, ſo muſs die Annuität bleiben, wie ſie iſt.

XV. Capitel.

Verfügungen, welche, nach den Grundſätzen dieſer Unterſuchung, bey einem neuen BRITTISCHEN Münzreglement mit Nutzen können getroffen werden.

Laſſet uns nunmehr unterſuchen, was für Verfügungen, im Fall ein neues Statut, das grosbritanniſche Münzweſen betreffend, gemacht werden ſollte, wol die dienlichſten ſeyn möchten, um allezeit den nämlichen genauen Werth des in Gold und Silber realiſirten Pfunds Sterling zu erhalten, trotz aller den Metallen anklebenden Unvollkommenheiten, welche dieſelben unfähig machen, die Dienſte eines unveränderlichen Maasſtabs des Werths zu verrichten.

Ich werde mich nicht unterstehn, den eigentlichen Fus zu bestimmen, dem die Regierung, als dem besten, welchen man, für den Werth eines Pfunds Sterling in allen künftigen Zeiten, wählen könnte, ihren vorzüglichen Beifall geben möchte. Man verfalle aber auf welchen Fus man wolle, so ist

1. Verfügung in Ansehung des Münzfußes. 1) vor allen Dingen die Anzahl der Gräns feinen Goldes und feinen Silbers, woraus derselbe bestehen soll, nach der damaligen Proportion zwischen beiden Metallen auf dem Londoner Markte, genau zu bestimmen.

2. Des Gewichts. 2) Man muss das Verhältnis, welches diese Metalle zum Troypfund haben, bestimmen; und in Betracht, dass der Fus des Golds und Silbers verschieden ist, lasse man den Münzpreis beider Metalle nach dem Troypfund, fein, regulirt werden.

3. Des Münzpreises. 3) Man bestimme dem Münzpreis gewisse Schranken, das ist, man überlasse es dem König und seinem geheimen Rathe, ob sie öffentlich verordnen wollen, dass auf der Münzstätte ungemünztes Gold und Silber nach dem Werthe des gemünzten angenommen werde, oder dass es soviel pr. C. wenigen gelten solle, je nachdem die Regierung geneigt seyn wird, sich die Münzkosten erstatten zu lassen.

4. Der Münzsorten. 4) Man lasse Gold- und Silbermünzen in solchen Sorten und Benennungen, als der König für gut finden wird, ausprägen, und auf jeder Sorte die obenbestimmte Proportion der Metalle beständig beobachten, bis die Nothwendigkeit eine neue allgemeine Ausmünzung unvermeidlich macht.

5. Der Bemerkung des Gewichts auf der Münze. 5) Man lasse die Anzahl der Gräns des feinen Metalls in jedem Stück auf der Exerge, oder auf der Legende der Münze bemerken, statt gewisser Anfangsbuchstaben von Titeln, die unter tausend Personen kaum Eine errathen kann; und man lasse der Münze eine so compacte Form, als möglich ist, geben, indem ihre Oberfläche vermindert wird, soferne nur das schöne Ansehen der Münze nicht darunter leidet.

6. Der Freiheit, die Zahlung in Silber oder in Gold zu stipuliren. 6) Es muss beiden Contrahenten frey stehen, ihre Zahlungen in Gold- oder Silbermünze zu leisten: oder, man muss Einem von beiden Contrahenten die Wahl lassen, welche Sorte er bestimmen wolle.

7. Die Gläubiger mögen ihre 7) Wo keine besondre Speculation vorgegangen ist, da müssen die Gläubiger die Macht haben, die Zahlung halb in Silber, halb in Golde zu begehren; und wenn die Summe nicht in beiderley Sorten ausgeglichen werden kann, so müssen die Brüche in Silber bezahlt werden.

8) Beim

8) Beim Kaufen und Verkaufen muſs, wenn keine beſondre Sorte ſchriftlich ſtipulirt worden iſt, die Wahl der Sorte dem Käufer überlaſſen werden.

Zahlung halb in Gold, halb in Silber fodern.

9) Alle Summen, die durch königliche Einnehmer, oder durch Banquiers, gezahlt oder eingenommen werden, müſſen, wenn es verlangt wird, nach dem Gewicht überliefert werden.

8. Verfügungen wegen des Verkaufs.

10) Alle Münze, die nicht das geſetzmäſſige Gewicht hat, (die Urſache rühre her, wovon ſie wolle) muſs bey jeder Art der Zahlung verworfen werden können: oder, wenn ſie zur Abzahlung einer Schuld, die über eine gewiſſe Summe hinausläuft, angeboten wird, ſo muſs es dem Gläubiger frey ſtehen, ſie nach dem Gewicht, zum damaligen Münzpreis, anzunehmen.

9. Wegen der Zahlung an die Bank und öffentliche Caſſen.

11) Diejenigen, welche die Nationalmünze einſchmelzen, oder aus dem Laude ſchicken, müſſen keiner Strafe unterworfen ſeyn. Hingegen das Waſchen, Kippen, und Vermindern des Gewichts der Münzen, iſt als ein Capitalverbrechen *(Felony)* anzuſehen, welches, ebenſowol als der Diebſtal, Lebensſtrafe verdient, wenn die Perſon, die auf ſolche Art die Münzen verfälſcht, ſie hernach für geſetzmäſſiges Geld circuliren läſst.

10. Alle Münze, worin Zahlung geſchieht, muſs vollwichtig ſeyn.

Um den Unbequemlichkeiten vorzubeugen, die aus der Veränderung in der Proportion zwiſchen Gold und Silber entſtehen, muſs dafür geſorgt werden,

11. Das Einſchmelzen und Ausführen der Münzen iſt nicht zu beſtrafen: auf das Kippen aber ſoll Leib- und Lebensſtrafe geſetzt werden.

12) Daſs, nach jeder Veränderung der Proportion in dem Marktpreis der edlen Metalle, der Preis von beiden nach folgender Regel verändert werden möge.

Wir wollen den Preis des Troypfunds feinen Goldes in der Münze G nennen.

Der Preis von dito im Silber ſoll S heiſſen.

Die neue Proportion zwiſchen dem Marktpreis der Metalle ſoll P heiſſen.

Alsdann wollen wir dieſe Formel ſetzen:

$\frac{G}{2P} + \frac{S}{2}$ = einem Troypfund feinen Silbers, nach dem Cours des Pfunds Sterling.

12. Regel bey Aenderung des Münzpreiſes des Goldes und Silbers.

$\frac{S}{2} + P + \frac{G}{2}$ = einem Troypfund feinen Goldes, nach dem Cours des Pfunds Sterling.

Dies wird eine Regel für die Münze seyn, den Preis der Metalle beständig al pari mit dem Marktpreise zu erhalten, und die Ausmünzung kann auf die beschriebene Weise verordnet werden, indem der Münzpreis der Metalle etwas niedriger als der Werth der in der Münze enthaltenen feinen Metalle bestimmt wird.

13. Wann der Münzpreis zu verändern ist.

13) Solang die Veränderung des Marktpreises der Metalle den Preis des steigenden Metalls nicht so hoch treibt, als der Preis geprägten Silbers oder Goldes den Barrenpreis übersteigt: so braucht man in der Benennung jeder Sorte keine Veränderung zu machen.

14. Regel bey Veränderung der Benennung der Münzen.

14) Sobald die Veränderung des Marktpreises der Metalle die steigende Sorte *über* den Unterschied zwischen gemünztem und ungemünztem Gold und Silber erhöhen wird: alsdann muss der König die Benennungen aller silbernen und goldenen Münzen verändern, indem er den Münzen des steigenden Metalls gerade soviel zulegt, als den Münzen des andern Metalls abgenommen worden ist. Ein Exempel wird dieses deutlich machen.

Wir wollen setzen, die Ausmünzung sey nach der Proportion von 14. 5 zu 1 geschehen, und 20 Sch. St. oder 4 Cronenstücke sollten in feinem Silber 14. 5 mal soviel Gräns in sich halten, als die Guinea oder das Goldpfund Gräns feinen Goldes in sich halten soll. Nun wollen wir den Fall setzen, dass die neue Proportion 14 zu 1 sey. In diesem Falle werden die 20 Schilling, oder die 4 Cronen, $\frac{1}{29}$ mehr werth seyn, als die Guinea. Weil nun aber nicht nöthig ist, um jeder Veränderung willen eine neue allgemeine Ausmünzung vorzunehmen, so muss, um die Proportion der Metalle im Gewichte der Münzen zu berichtigen, diese Proportion durch die Veränderung der respectiven Münzbenennungen nach folgender Formel ajustirt werden.

Die 20 Schillinge, oder 4 Cronen, in Münze, sollen S heissen. Die Guinea wollen wir G nennen. Die Differenz zwischen der alten und neuen Proportion, welche $\frac{1}{29}$ ist, soll P heissen. Alsdann sagen wir:

$S - \frac{P}{2}$ = einem Pf. St. und $G + \frac{P}{2}$ = ist gleich einem Pf. Sterl.

Hieraus erhellet, dass alle Silbermünze in ihrer Benennung um $\frac{1}{58}$ erhöhet werden muss, und dass alle Goldmünzen in ihrer Benennung um $\frac{1}{58}$ erniedrigt werden müssen. Indessen wird noch immer S x G gleich seyn zwey Pfunden Sterling, wie zuvor, sie mögen nun nach den alten oder nach den neuen Benennungen betrachtet werden.

Wir

Wir können aber die Anmerkung machen, daſs, da die Auferlegung der Münzkoſten den Werth der Münze über den Barrenpreis erhöhet, dieſer Umſtand bey Veſtſetzung der neuen Münzbenennungen eine gewiſſe Freiheit verſtattet, ſo daſs die kleinen Brüche vermieden werden können. Wofern nur die Abweichung von der genommenen Proportion ſo beſchaffen iſt, daſs dennoch allemal der vermehrte Preis der Münzen dabey beſtehen kann, ſo kommt kein Vortheil dabey heraus, daſs eine Münzſorte vorzüglich vor einer andern eingeſchmolzen werde; maſsen in beiden Fällen der Verluſt, welcher ſich aus dem Einſchmelzen der Münzen ergiebt, gröſser ſeyn muſs, als der Gewinn vom Verkauf der Barren. Der Münzpreis der Metalle muſs jedoch genau veſtgeſetzt werden, das iſt, innerhalb des Werths eines Farthing auf ein Pfund feinen Silbers oder Goldes. Dieſe Berechnung iſt auf der Münzſtätte leicht, obgleich in der gemeinen Circulation die Brüche in Anſehung der Farthings ſehr beſchwerlich fallen würden.

15) Unerachtet der einſtweiligen Veränderungen, die mit den Benennungen der Gold- und Silbermünzen getroffen worden ſind, können alle ſchon vorher eingegangene Contracte, und alle Stipulationen, die in Pfunden, Schillingen und Pence geſchehen ſind, fernerhin nach den alten Münzbenennungen erfüllt werden, da die eine Hälfte in Gold, die andre in Silber bezahlt wird; ausgenommen in dem Fall, da eine beſondre Sorte ſtipulirt worden iſt. In letzterem Falle müſſen die Summen nach dem neuen Reglement, welches in Anſehung der Benennungen ſelbiger Münzſorten gemacht worden iſt, bezahlt werden, damit keiner von den Contrahenten weder gewinne, noch verliere. *15. Wie Contracte zu erfüllen ſind, wenn eine Veränderung in Benennung der Münzen vorgegangen iſt.*

16) Unerachtet der Veränderungen im Münzpreis der Metalle und in den Münzbenennungen, muſs dennoch in Anſehung des Gewichts der beſondern Stücke der letzteren keine Veränderung vorgenommen werden, auſſer in dem Fall, da eine allgemeine Ummünzung von wenigſtens Einer Sorte geſchieht; d. i. es ſind auf der Münzſtätte keine neue Guineas, Cronen u. ſ. w. von einem andern Gewicht, als diejenigen haben, die bereits im Gange ſind, zu prägen, obgleich auf ſolche Art die Brüche könnten vermieden werden. Dies würde nur Verwirrung veranlaſſen, und das Hülfsmittel würde gar bald aufhören, ſeine Dienſte zu thun, ſobald mit der Proportion zwiſchen Gold und Silber eine neue Veränderung vorgienge. Indeſſen kann daſſelbe inſofern *16. Das Gewicht der verſchiednen Münzen muſs nie verändert werden, ausgenommen wenn wenigſtens eine Münzſorte wieder ganz neu*

ausgeprägt wird.

insofern Nutzen schaffen, dass es die kleine Brüche in Schillinge und Sixpence aus dem Wege räumt, um solche Sorten alle zusammen umzuprägen, und sie in ihre ganze Zahlen, von zwölf oder sechs Pence, zu zerlegen, ohne ihre Proportion des Werths gegen alle andre Münzbenennungen im geringsten zu verändern. Dieses wird keine grose Kosten machen, wenn die Masse der Silbermünzen in lauter 5 Schillingstücken ausgeprägt wird.

Wie dieses dem Pfunde St. jederzeit einerley Werth erhalten wird; und wie bey den Benennungen der Münzen die Brüche können vermieden werden.

Nach dieser Methode, die Münzbenennungen zu verändern, kann niemals eine Veränderung im Werthe des Pfunds Sterling entstehen; und obgleich dann und wann Brüche, die der Mühe wehrt sind, können eingeführt werden, um den Misbräuchen vorzubeugen, denen sonst die Münze durch die Kunstgriffe derer, die sie einschmelzen, unterworfen seyn würde: so kann dennoch die Unbequemlichkeit solcher Brüche bey der Zahlung vermieden werden, nach den alten Benennungen, in beiden Sorten, zu gleichen Theilen. Dieses wird auch demonstrativisch beweisen, dass dadurch im wahren Werthe der Nationalwährung der Münze keine Veränderung vorgegangen ist.

17. Kleine Münzen müssen nur auf 20 Jahr lang, gröfsere aber auf 40 Jahre und drüber, rouliren dürfen.

17) Es muss verordnet werden, dass die Schillinge und Sixpences nur auf 20 Jahre lang coursiren sollen, alle andre goldene und silberne Münzen aber auf 40 Jahre, oder länger. Um einen solchen Termin vestzusetzen, kann auf der Exerge der Münze, statt des Datums ihrer Ausprägung, das letzte Jahr ihrer Gangbarkeit bemerkt werden. Wenn diese Zeit verflossen oder das Datum unkenntlich geworden ist, müssen solche Münzen gar nicht mehr rouliren dürfen; und wer damit bezahlen will, muss sichs gefallen lassen, dass der Andre sie entweder nur als Barrensilber, nach dem gegenwärtigen Preis, den die Münzstätte dafür giebt, annehme, oder sie ganz ausschlage; welches Beides in seiner Wahl stehen muss.

18. Alle fremde Münze muss in Ansehung ihres Werths als ungemünzt betrachtet werden.

18) Alle fremde Münzen müssen keinen *gesetzmäßigen* Cours haben, ausgenommen als Barrensilber oder Barrengold nach dem Münzpreise.

Folgen dieser Verfügungen.

Durch diese oder ähnliche Verfügungen kann man folgenden Uebeln vorbeugen: 1) Dem Einschmelzen oder Verführen der Münzen überhaupt. 2) Dem Einschmelzen oder Verführen Einer Sorte, um es als Barren zu einem höhern Preise zu verkaufen. 3) Dem Profit, wenn Obligationen mehr in der einen als in der andern Sorte eingelöset werden. 4) Der Verschlechterung des Fuses, durch das Abtragen der Münze, oder durch eine Veränderung in der Proportion zwischen Gold und Silber. 5) Der Circulation

solcher

ſolcher Münzen, die nicht das geſetzmäſsige Gewicht haben. 6) Dem Profit, welcher einer andern Nation zufliesst, wenn ſie ihre Schulden an Grosbritannien wohlfeiler abträgt, als Grosbritannien die ſeinigen an ſie.

Der hauptſächlichſte Nutzen aber iſt dieſer, daſs man hier einen einförmigen Plan hat, der als ein beſtändiges Reglement dienen kann, welches ſich mit allen Arten der Münzbenennungen, mit den Veränderungen in der Proportion der Metalle, und mit einer Auflage wegen der Münzkoſten, oder auch mit der Freigebung derſelben, gar wohl verträgt; und ferner, daſs ein ſolcher Plan mit der Zeit auch von andern Nationen angenommen werden kann, welche einſehen werden, wie vortheilhaft es ihnen ſey, wenn ihre Rechnungsmünze, in Anſehung der Benennungen aller nach den nämlichen Grundſätzen veſtgeſetzten fremden Rechnungsmünze, beſtändig in dem nämlichen Werthe bleibt.

Ende des erſten Bandes.

Folgende Nachricht

ist von einem unbekannten Verfasser uns zugeschickt worden, um sie dem ersten Theile dieses Steuartischen Werkes beizufügen.

Je mehr ein Denkender die beiden berühmtesteu Inschriften des ganzen Alterthums, die über dem Eingang des Tempels der Weisheit zu Delphi stehen,

Γνωθι σεαυτον,

und die Erklärung dieses vor dem Tempel Apolls zu Delos,

Καλλιστον το δικαιοτατον, λαστον δ' ὑγιαινειν,

Παντων δ' ἡδιστον, ὃ τις ἐρα, το τυχειν.

betrachtet, um desto mehr dürfte er sich mit dem ganzen Alterthum überzeugen, daſs in jeder dieser beiden Inschriften eine wahre Sach-Erklärung der Tugend und Weisheit verborgen liege. Denn wenn wir uns bemühen, uns selbst zu erkennen, so fällt es uns sogleich ins Auge, daſs das erste, was uns zu handeln bestimmet, (das ist, das Bestimmende der Handlungen, oder der Bestimmungsgrund) das Angenehme in aller Art sey, und daſs unter dem Angenehmen ein jeder das am meisten zu erhalten suchet, was er unter allen am meisten zu erhalten liebet; daſs der Begriff des Angenehmen uns zu dem Begriff der Schönheit, und was in Ansehung unserer das Schönste sey, führe, und daſs der Bestimmungsgrund in der Vorstellung des Angenehmen der Begriff der Schönheit und unseres Schönsten sey, und daſs der Begriff des Schönsten und unsers Schönsten uns zu dem Begriff der Gerechtigkeit, und zu dem, was in Ansehung unsrer das Gerechteste sey, dergestalt leite, daſs hieraus, auf gleiche Art, der Begriff der Gesundheit entstehet, so daſs der Begriff der Gesundheit aus dem Begriffe der Schönheit und Gerechtigkeit zusammengesetzet ist, und wiederum: daſs allererst der völlig Gesunde das Angenehme in aller Art zur Wirklichkeit bringe. Wenden wir dieses auf die untern und obern Kräfte der Seelen an, so dürften wir finden, daſs alles, was sich von selbigen erklären lässet, sich aus diesen Begriffen nach dieser Ordnung entwickeln und erklären lasse; und wir dürften gar bald auf diesem Wege aufs allernatürlichste zu Wahrheiten kommen, über deren deutliche Einsicht jeder sich selbst am meisten zu kennen suchender Liebhaber der Weisheit sich höchstens verwundern, und über die allergröſste Ordnung der Natur und über die Liebe der Gottheit höchstens erfreuen wird. Denn wer

da

da findet, wie Alles im Ganzen ein Jedes bestimmet, und wie ein Jedes durch Alles wiederum bestimmt wird, der wird auch gewisse gemeinschaftliche Regeln entdecken, durch deren weitere Bestimmung sich alles erklären lässet, was überhaupt in beiden, (in der ganzen Sphäre des Schönen und des Gerechten, oder in der Körper- und Geister-Welt) und insonderheit was in Absicht auf jeden besondern unter ihm stehenden Körper und Geiste möglich ist, indem in aller Art das Schönste auch das Gerechteste, und dieses so weiter in allen übrigen Verhältnissen ist. Daher denn bey dem Pythagoras die Vergleichung entstanden, dass das Angenehme gleich der ungleichen Zahl, das Schöne gleich der gleichen Zahl, und das Gerechte der mit sich selbst vermehrten gleichen Zahl, die Gesundheit aber endlich dem Cubo der gleichen Zahl gleich sey.

Wir glauben daher, dass wir nichts bessers thun können, als wenn wir Sie, meine Herren von der typographischen Gesellschaft! und alle andre Liebhaber der Weisheit, ersuchen, mit uns gemeinschaftlich an die Erklärung des reellen Inhalts dieser beiden Inschriften sich zu machen, weil nicht allein die Vernunft und die Erfahrung aller und jeder Zeiten die Realität dieser ersten praktisch bestimmten Hauptbegriffe aller menschlichen Handlungen aufs genaueste bestätigen, sondern auch weil wir hoffen können, dass wir, vermittelst selbiger, die Menschen zur Weisheit und Tugend mehr, als bishero, bestimmen mögen; zumal da dieser Weg uns dergestalt einfach zu seyn scheinet, dass ihn ein jeder durch bloße weitere Anwendung dieser unter allen am meisten einleuchtenden, und daher auf alle Weise bey jeden am meisten bestimmten Begriffe, ohne fernere mühsame Anweisung, durch eigenes natürliches Nachdenken betreten und immer weiter verfolgen könne, wenn er der weitern Aehnlichkeit des Micro- und Macrocosmi nachgehet.

Herr *Gottlieb Sucker* hat zwar in dem von Ihnen bekanntgemachten, der Tissotischen Anweisung zur Gesundheit für Gelehrte und andere Personen von einer sitzenden Lebensart angehängten Tractat, Versuch einer Naturgeschichte des Weisen betitelt, diese beide Inschriften zum Grunde dieser seiner Abhandlung geleget: allein, wie uns deucht, diese Inschriften nur noch sehr unvollständig erkläret, auch sind bis jetzo noch sehr wenige, die so billig, wie Socrates von der Naturlehre des Heraclitus, von diesem Tractate urtheilen.

Daher

Daher haben wir uns verbunden erachtet, Sie gehorsamst zu ersuchen, einen Preis von 20 Species Ducaten, als welche hierbey ergehen, auf die natürlichste philosophische Erklärung des reellen Inhalts bemeldeter Inschriften zu setzen, der, mit unserer Beistimmung, von Ihnen dem zugetheilt werden soll, der durch und mittelst dieses Catechismus der Vernunft, am tiefsten in die Natur der Dinge eingedrungen seyn wird. Da es aber leicht geschehen dürfte, dass verschiedene Verfasser (die da erwägen, dass die Form den besondern einzeln Dingen das Wesen giebt, dass die analytische und synthetische Methode das Kleid, und das von Zeit zu Zeit im Ganzen abwechselnde Kleid der Wahrheit sey, dass die Menschen im Ganzen sich abstracte Begriffe als abstracte Begriffe nicht gedenken können, weil sie, als solche betrachtet, keine wahre Realität haben, und sie nicht genug auf den wahren Begriff des Mittels zu achten pflegen, und dass endlich die Alten, und insonderheit Pythagoras, und Plato in Timäo dieser Bahn sehr weit nachgegangen) tiefer in die Natur- und Geisterlehre eindringen könnten, als es rathsam seyn möchte, der Welt für jetzo sogleich öffentlich bekannt zu machen: so ersuchen wir nur solche Herren Verfasser, alle solche Sätze in einem angehängten zweiten Theile hinzuzufügen, damit solche besondere Sätze blos den fernern Mitarbeitern oder solchen mitgetheilet werden mögen, die, zur weitern Entwickelung der Natur, Gebrauch davon zu machen im Stande sind.

Weil wir die Absicht haben, wo möglich, alle diejenigen im menschlichen Geschlechte zu vereinigen, die auf diesem Wege die Natur entwickeln wollen, so ersuchen wir die Freunde der Tugend und der Weisheit aller Orten, dieses unser Vornehmen auf alle Weise zu begünstigen, und eine Subscription ihres Ortes auszubringen, wo ein jeder ein ihm Beliebiges nach eigenem Gefallen unterschreiben kann, um die Mitarbeiter, und insonderheit die Hauptverfasser, gehörig nach Verdiensten zu belohnen; der Hamburgischen Typographischen Gesellschaft aber den Verlauf der desfalls angestellten Bemühungen, gegen die oder in der Leipziger Michaelismesse von 1770 gütigst zu berichten, die alsdenn über den Belauf und Anwendung dieser Subscriptionen in den dortigen öffentlichen Zeitungen den erforderlichen Bericht und Rechnung ablegen wird.

Die Abhandlungen selbst über die Erklärung dieser Inschriften, können in der deutschen, lateinischen und französischen Sprache, und müssen in bündigster Kürze, Deutlichkeit und Vollständigkeit, nach der mathematischen

Methode

Methode, doch Anfangs ohne alle Algebra, abgefaſſet ſeyn, und der Hamb. Typogr. Geſellſchaft in der, oder gegen die Leipziger Michaelismeſſe, 1770, franco, (es ſey durch die Poſt, oder durch reiſende Kaufleute) eingeſchicket werden. Die Herren Verfaſſer werden ihre Nahmen in einem beſonders beigefügten verſiegelten Billett beizulegen erſuchet.

* * *

So ſehr diejenigen, die ſich bisher mit der bloſs willkührlichen abſtracten Erkenntniſs beſchäftiget, über vorſtehenden Abſatz ſchertzen, und ſich über Dunkelheit und Willkührlichkeit beſchweren werden, ſo ſehr wünſchen wir, daſs er in die Hände aller derer gerathen möge, die die auf eigene Erfahrung gegründete Selbſterkenntniſs für das Einzige, oder doch wenigſtens für das Vornehmſte halten, was ein vernünftiger Geiſt begehren und verlangen ſollte. Wir beſtätigen daher hiemit alles in dieſem Aufſatze uns angehende, und wünſchen, daſs die Menſchen die Weisheit und die Tugend ohne Rückſicht auf irgend ein Lehrgebäude, als auf das der Natur ſelbſt, für das erſte und vornehmſte achten, und ſoviel möglich, ſelbige zu erhalten ſich äuſſerſt beſtreben mögen, dadurch daſs ſie ſich ſelbſt zu erkennen ſuchen. Wir hoffen, daſs die Unterſuchung dieſer allerwichtigſten Materie zum gröſſern gemeinſchaftlichen Wohl der Menſchen, nähere Gelegenheit und Anleitung geben werde.

Hamburg, den 31 Jenner 1769.

Hamburgiſche Typographiſche Geſellſchaft.

Bey der typographiſchen Geſellſchaft ſind noch folgende Schriften zu haben:

Gemeinnützige Correſpondenz, herausgegeben von Dr. Johann Ulrich Pauli. Erſter Theil. Koſtet - - - 4 ß

Tiſſots Anleitung für den geringen Mann in Städten und auf dem Lande, in Abſicht auf ſeine Geſundheit. Koſtet auf Druckpapier 2 ß 8 ß und auf Schreibpapier - - - 3 ß

Tiſſots Onanie, oder Abhandlung von den Krankheiten, die aus der Selbſtbefleckung entſtehen. Koſtet auf Druckpapier 1 ß, auf Schreibpapier - - - - 1 ß 8 ß

Tiſſots Anleitung für Gelehrte, und Perſonen von einer ſitzenden Lebensart, in Abſicht auf ihre Geſundheit. Koſtet auf Druckpapier 12 ß, auf Schreibpapier - - - 1 ß

Des malheurs de la guerre & des avantages de la paix, par Mr. de la Harpe - - - - 4 ß

Harpe Rede von den Widerwärtigkeiten des Krieges und den Vortheilen des Friedens. - - - 2 ß

Neue Nachrichten von den Miſſionen der Jeſuiten in Paraguay, und von andern damit verbundenen Vorgängen in der ſpaniſchen Monarchie, mit Kupfern. - - - 2 ß 8 ß

Gemeinnützige Nachrichten aus dem Reiche der Wiſſenſchaften und der Künſte, vom Jahre 1768. Koſtet auf Druckpapier 3 ß, auf Schreibpapier - - - 4 ß

Nachſchrift.

Wir haben während der Vollendung des Abdrucks dieſes Werks zwo merkwürdige Zuſchriften erhalten: die eine von dem Herrn Verfaſſer der vorigen Aufgabe, in welcher er uns berichtet, wie er zu ſeiner Entdeckung inſonderheit durch beſtändige und ununterbrochene Anwendung der bekannten praktiſchen Grundmaxime des Socratis, *ſe id unicum ſcire, quod nihil ſciat*, gekommen. Das erklärt er alſo: er habe ſeit vielen Jahren bey allem und jedem, was er gehört und geſehen, ja bey allen andern Empfindungen, ſeine ganze vorige Wiſſenſchaft und Erkenntnis gänzlich abzulegen geſucht, um aus allen und jeden Empfindungen gewiſſe Grundſätze zu ziehen, die durch die Erfahrung beſtändig von neuem beſtätiget würden; da er bey allen Völkern und zu allen Zeiten die ſich widerſprechendſten Meinungen in aller Art, und hauptſächlich in dem praktiſchen Leben der Menſchen, gefunden hätte. Nachdem er aber aus eigner Erfahrung entdecket, wie die Erkenntnis und Wiſſenſchaften bey den Menſchen entſtehen, habe er ſich nicht mehr gewundert, daſs je weiter die Abſtractionen geſchehen, und je weiter ſie von der ſinnlichen Erkenntnis entfernet ſind, deſtomehr die Begriffe der Menſchen verworren und verkehrt wären. Er laſſe es ſich gefallen, daſs wir den vornehmſten Academien der Wiſſenſchaften die über ſeine Aufgabe eingeſchickten Abhandlungen zur Beurtheilung vorlegen, und er ſey verſichert, daſs ſein Syſtem nichts anders als das Leibnitziſche von der vorherbeſtimmten Uebereinſtimmung ſey, welches er vorher, viele Jahre durch, aus ſehr vielen Gründen verworfen hätte, nun aber bereits ſeit langer Zeit annehmen müſſen. Er habe der ſonnenhellen Deutlichkeit, die ſich in allen und jeden Fällen dieſes Lehrgebäudes, oder in der ganzen Natur, durch die allergenaueſte Uebereinſtimmung der Erfahrung, der Vernunft und der Berechnung zeige, unmöglich widerſtehen können. Er würde über ſeinen Tempel der Weisheit die Worte ſetzen: *Höre, und ſiehe! Höre:* gehe auf das Innere oder Gerechte. *Siehe:* gehe auf das Aeuſſere oder Schöne, und das Wort *und* zeige die Verbindung zwiſchen Hören und Sehen, oder den terminum medium II, jenes terminum majorem III, und dieſes terminum minorem I an. N. I als t. m. komme durch N. II zur Erkenntnis von No. III, und dieſes ſo weiter durch die ganze Natur in unendlichen Unterabtheilungen; N. III aber enthalte beſtändig N. II und I in ſich, und ſey das principium fiendi. Bey der Erlangung der Weisheit komme es in der That auf nichts weiter an, als auf das rechte Hören und Sehen, und von einem ſolchen, der dieſes könne, ſage man, daſs er den erſten Grad der Tugend, die Sanftmuth, beſitze: und derjenige, der da deutlich begreife, daſs ſein beſonderes Hören und Sehen in jedem beſondern gegebenen Fall übereinkomme, könne unmöglich einen Irrtum begehen. Die bekannten